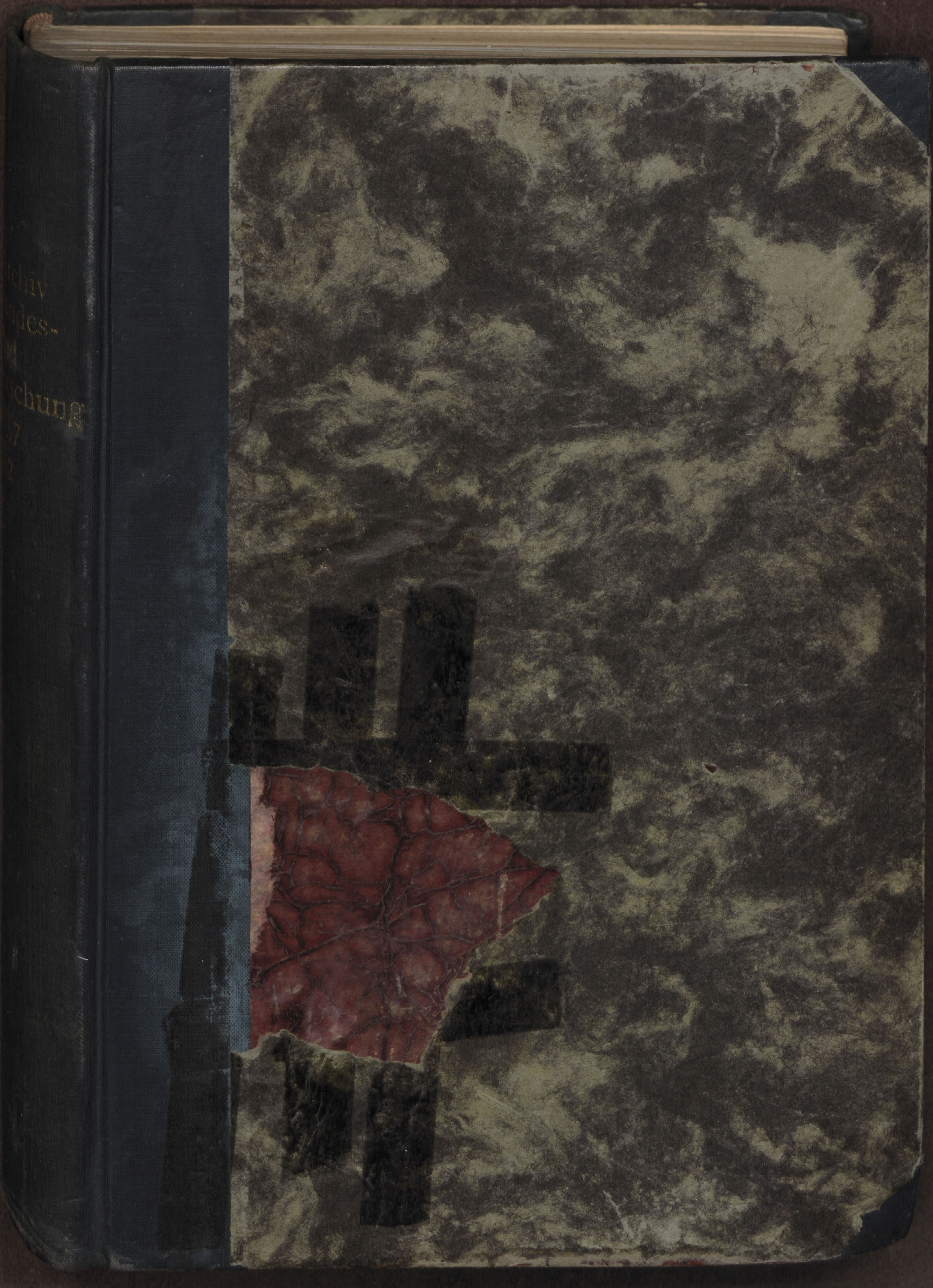


rchiv
ndes-
d
schung
37
2

31.8.38

Zd 8q

Stadt-
Bibliothek
Elbing

~~BIBLIOTEKA
UNIWERSYTECKA
w Toruniu~~

BIBLIOTEKA ELBLĄSKA
Cz.558.2
40006
~~2692~~

Die Entfaltung Luxemburgiſcher Eigenart aus geſamtdeutſcher Schau

Von Wolfgang v. Franqué

In Heft 2 unſerer Zeitſchrift hat der Luxemburgiſche Profeſſor N. Margue das Wort zu dem Thema „Die Entwicklung des Luxemburger Nationalgefühls von 1780 etwa bis heute" ergriffen. Wir laſſen nunmehr Dr. v. Franqué zu dem gleichen Thema referieren, da dieſer durch Einbeziehung des luxemburger Schickſals in das Schickſal des linksrheiniſchen Raumes und des geſamten deutſchen Volkes unſeres Erachtens weſentliche Ergänzungen zu dem angeſchnittenen Fragenkreis zu geben hat und damit durch Vertiefung des Problems zu einem anderen Ergebnis kommt.

Die Betrachtung eines Bruchſtückes — und ſei ſie noch ſo genau und gewiſſenhaft ins einzelne durchgeführt — unterliegt ſtets der Gefahr der Verkennung weſentlicher Seiten dieſes Bruchſtückes, die durch das Ganze gegeben ſind, von dem das Bruchſtück herrührt. Ein ſolches Bruchſtück des alten Deutſchen Reiches iſt das heutige Großherzogtum Luxemburg. Margue von ſeiner Schau aus ſchildert die luxemburgiſche Entwicklung gewiſſermaßen, als ob das Großherzogtum auf einer Inſel läge, die nach Verluſt ihres angeſtammten Herrſchergeſchlechtes fremden Gewalten verfiel, im letzten Jahrhundert dieſer ledig ward und und nun nicht mehr von außen beläſtigt werden will, ein Wunſchbild, das einige Zuſammenhänge eigener Vergangenheit überſieht.

Die Entwicklung der alten Ardennengrafſchaft Lützelburg im Moſelgau zum heutigen Großherzogtum Luxemburg[1] iſt durch den Schickſalsweg des geſamten rheiniſchen Raumes beſtimmt und in ihrer ganzen Tiefe und Tragweite nur unter Berückſichtigung all ihrer Verwebungen im alten Deutſchen Reich und dem Deutſchen Bunde richtig zu erfaſſen. Sie unterſcheidet ſich nur unweſentlich in ihren Grundzügen von der Entwicklung anderer deutſcher Gebiete, bis im Jahre 1830 der Deutſche Bund ſeine Pflicht vergißt und damit erſt einer Sonderſtaatsentwicklung und jenen geiſtigen Richtungen, die der Aufſatz von Margue aufzeigt, volle Entfaltungsmöglichkeit gibt.

Wie Naſſau, Württemberg, Jülich, Oldenburg und zahlloſe weitere deutſche Territorien iſt die Grafſchaft Lützelburg beim Zerfall der Stammesherzogtümer nach der Hohenſtaufenzeit aus dem Eigenbeſitz eines mächtigen Adelsgeſchlechtes erwachſen und als Herzogtum dauernd dem alten Reich und dann dem deutſchen Bunde zugehörig geweſen. Schon zur Zeit der ſächſiſchen Kaiſer nimmt das lützelburgiſche

1938: 583

Grafenhaus an der Führung des Reiches teil und ſtellt dann während des Inveſtiturſtreites in Hermann von Lützelburg-Salm einen Gegenkönig gegen Heinrich IV. Im Zeitalter der „Pfaffenkönige“ vermag das durch Walram von Limburg (1214) verjüngte lützelburgiſche Haus erfolgreich bald ein Jahrhundert ſich auf dem Thron des Deutſchen Reiches zu behaupten und ſtirbt dann aus, ohne für ſein Stammland in weiblicher Linie ein neues Herzogshaus zu begründen. Vergeblich ſucht damals die franzöſiſche Krone in Lützelburg Fuß zu faſſen. Die letzte lützelburgiſche Erbin, der Nachfahren verſagt bleiben, kann ſich des andringenden burgundiſchen Herzogs nicht erwehren und verkauft dieſem mächtigen Neffen ihres erſten Gemahls ihre Herrſchaftsrechte im Stammland der Väter (1443). Den tapferen, ihres Deutſchtums bewußten Lützelburgern, die den welſchen Herzog verſchmähen, nützt nichts ihr hartnäckiger Widerſtand — ſie unterliegen im ehrenvollen Kampf mit den Waffen.

Ebenſowenig wie unter der kurzen burgundiſchen Herrſchaft (1443—1477 bzw. 1482) wird unter den die Burgunder beerbenden Habsburgern das Herzogtum Lützelburg aus dem Verbande des Deutſchen Reiches herausgelöſt. Mit den übrigen niederlothringiſchen Reichslanden, welche Habsburg unter ſeinem Zepter vereint, gehört es ſeit Schaffung der Reichs-Kreiſe (1512) dem burgundiſchen Kreiſe an, und ſolange die ſpaniſche Linie des Hauſes Habsburg die Niederlande beherrſcht, iſt der ſpaniſche Habsburger ebenſo wie für die anderen Gebiete des burgundiſchen Kreiſes als Herzog von Lützelburg deutſcher Reichsfürſt und auf dem Reichstag vertreten. Als durch die ſpaniſche Politik Schatten fallen auf die Stellung des burgundiſchen Kreiſes im Reich, iſt es der rührige Lützelburger Louis de la Neuveforge, der als Geſandter des burgundiſchen Kreiſes (etwa 1672—1702) ſich im deutſchen Reichstag große Verdienſte für ſeine Heimat erwirbt, indem er eine verſtärkte Auswirkung der Reichszugehörigkeit im burgundiſchen Kreiſe erzielt.

Bei der zunehmenden Schwäche des Reiches hängt es allerdings in ſämtlichen Reichsgebieten — insbeſondere jenen, die durch fürſtliche Politik zu größeren Einheiten zuſammenwachſen — immer mehr vom guten Willen der einzelnen Reichsfürſten ab, in welchem Maße den Reichsgeſetzen Durchführung wird — ob es ſich um das habsburgiſche Tirol, Lützelburg oder den Breisgau, um das hohenzollernſche Kleve oder Hinterpommern, das wettiniſche Meißen oder welfiſche Lüneburg handelt, iſt völlig gleichgültig. Die rechtmäßige Gültigkeit der Reichsgeſetze in Lützelburg wird dadurch ebenſowenig wie im preußiſchen Ravensberg, im ſchwediſchen Vorpommern, gottorpiſchen Holſtein oder württembergiſchen Mömpelgard gemindert.

Bis zum Ende des alten Deutſchen Reiches unterſcheidet ſich auch die innere lützelburgiſche Entwicklung in ihren Grundzügen nicht von der geſamten politiſchen des

---

[1] Gegenüber der Kritik von Margue und Meyers an meiner Arbeit: „Luxemburg, die belgiſche Revolution und die Mächte, Bonn 1933“, halte ich weiterhin an der überlieferten deutſchen Namensform „Lützelburg“ für das alte Reichs-Herzogtum feſt. Die von Meyers als „Kontaminationserſcheinung“ bezeichnete Form „Lützemburg“ iſt älter als er wohl meint und war bis in die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts in der deutſchen Öffentlichkeit im Gebrauch. Vgl. Herold, Rheiniſche Vierteljahrsblätter 1932, S. 175.

BIBLIOTEKA UNIWERSYTECKA W TORUNIU

territorial zerſplitterten Deutſchland. Wie in den übrigen Teilen des Reiches wird auch in Lützelburg das Reichsbewußtſein zeitweiſe durch die echt deutſche Treue der Bevölkerung zum Herrſcherhaus überſchattet. Wie man in Kleve preußiſch, d. h. eigentlich hohenzolleriſch, im Breisgau öſterreichiſch, d. h. habsburgiſch und in Grubenhagen welfiſch politiſch denkt und empfindet, ſo iſt in Lützelburg politiſcher Wille und politiſches Bewußtſein Habsburg zugewandt. Durch die langandauernden Kriege mit Frankreich, insbeſondere die zeitweilige franzöſiſche Beſetzung, iſt die habsburgiſche Geſinnung in Lützelburg viel ſtärker als in weiten Gebieten des Reichs mit einer unerſchütterlichen Reichsgeſinnung verbunden. Sie zeigt ſich insbeſondere im ſpaniſchen Erbfolgekrieg, als mit der ſpaniſchen Erbſchaft das Herzogtum in die Hand der Bourbonen zu fallen droht. Obwohl die franzöſiſche Verwaltung im Namen Philipps V. von Spanien gegenüber der bisherigen ſpaniſch-habsburgiſchen manchen Vorteil und Fortſchritt bringt, ſehnen die Lützelburger ſich zu Habsburg zurück und ſind glücklich, mit dem Frieden zu Utrecht wieder rechtmäßig unter habsburgiſche Herrſchaft zu gelangen. Da hiermit wieder wie zur Zeit Karls V. die Kaiſerkrone und der lützelburgiſche Herzogshut ſich auf einem Haupte vereinen, fühlen ſie ſich beſſer als bisher im Schoße des Reiches geborgen. Ebenſoſehr wie den treuſorgenden Landesfürſten ſehen die Lützelburger in Karl VI. und Maria Thereſia die ſchützende Hand von Kaiſer und Reich. Die innere Verbundenheit zum Reich beſchränkt ſich nicht nur auf den deutſchſprachigen Teil des Herzogtums, ſondern umfaßt auch den walloniſchen Teil, wie nicht nur de la Neuveforge erweiſt[2]. Noch viel weniger als die franzöſiſche Mache beim Beſuch Ludwigs XIV. in Lützelburg erweiſt der Kampf der lützelburgiſchen Stände gegen die geſamtniederländiſche Verwaltung in Brüſſel etwas gegen die innere Verbundenheit der Lützelburger mit dem Reich. Im Gegenteil: gerade hier zeigt ſich, wie das Ardennenland teilnimmt an der geſamtdeutſchen Entwicklung.

Wie die kleviſchen und brandenburgiſchen Stände als Träger partikularen Bewußtſeins Widerſtand leiſten gegen ihre Entmachtung zugunſten der abſoluten preußiſchen Krone, ſo leiſten die lützelburgiſchen Stände Widerſtand gegen die öſterreichiſche Zuſammenfaſſung in Brüſſel. Während jedoch in den übrigen deutſchen Territorien die Auseinanderſetzung mit den Ständen ſich als rein innerpolitiſcher Machtkampf abſpielt, ohne die deutſche Geſinnung der einen oder anderen Seite zu berühren, ſo tritt in der lützelburgiſchen Führung des Kampfes inſofern ein Unterſchied ein, als der ſtändiſche Widerſtand ſich zugleich äußert als bewußt deutſcher Widerſtand gegen die in Brüſſel herrſchende Verwelſchung. Der von Margue ſo treffend aufgezeigte Gegenſatz zwiſchen lützelburgiſchem und niederländiſch-belgiſchem Empfinden iſt zum mindeſten ebenſoſehr durch das Bewußtſein unterſchiedlicher Art, wie durch das räumlich trennende Fürſtbistum Lüttich bedingt. Ungeachtet auch des Mißfallens an mancher habsburgiſchen Maßnahme, wie jener Joſefs II., haben die Lützelburger ſtets dem Kaiſerhaus Habsburg unwandelbare Treue bewahrt. Ein leuchtendes Beiſpiel dieſer Treue zeigt ſich zu Ende der habsburgiſchen Herrſchaft unübertrefflich im lützelburgiſchen Landmarſchall Graf Baillet von Latour, der mit einheimiſchen lützelburgiſchen Truppen ſieg- und ruhmreich kämpft für den Kaiſer gegen die Brabanter Empörung und die Heere der franzöſiſchen Revolution. Weder die dann auch verwirklichte Drohung des Feindes, den Stammſitz ſeines Geſchlechts zu zerſtören, noch die Abtretung ſeiner Heimat an Frankreich kann ſeine Treue zum Kaiſer erſchüttern. Er ſteigt auf zur höchſten militäriſchen Stelle in Wien und ſtirbt in den letzten Tagen des Heiligen Römiſchen Reiches Deutſcher Nation.

---

[2] Einige neue Forſchungsergebniſſe hierzu wird eine demnächſt im Rheiniſchen Archiv erſcheinende Arbeit von J. van Volxem bringen.

Im geſamten Ablauf der lützelburgiſchen Geſchichte ergibt ſich bis zum Ende der habsburgiſchen Zeit nichts, was eine Auslegung des in allen deutſchen Landſchaften heimiſchen partikulariſtiſch-ſtändiſchen Eigenbewußtſeins bei den Lützelburgern als reichsfremdes Sonderbewußtſein oder gar als Vorſtufe eines ſpäteren „luxemburgiſchen Nationalgefühls" rechtfertigen könnte.

Echtes Nationalgefühl kann nur erwachſen, wo eine völkiſche Gemeinſchaft Leiſtungen eigener Art hervorzubringen oder mit Stolz auf ſolche zurückzublicken vermag, alles übrige iſt höchſtens eine politiſch verbrämte — oder mißbrauchte — Heimatliebe, und „Heimatliebe iſt noch kein Nationalgefühl", wie Margue ſehr richtig bemerkt. Zweifellos weiſt Lützelburg bis zum Untergang des alten Reichs achtbare Leiſtungen auf, aber keine, die nicht in enger Verwebung mit dem geſamten deutſchen Geſchehen erſteht. Unter Habsburgs Fahnen wie unter den Fahnen des Reichs ſtieg mancher Lützelburger auf den Stufen des Ruhmes empor, aber all dies iſt nur geeignet, die Anhänglichkeit an Habsburg zu verſtärken und heimatlichen Stolz, gepaart mit deutſchem Nationalgefühl, zu wecken. Von Leiſtungen, die Lützelburg — etwa wie Brandenburg-Preußen — ganz allein auf ſich geſtellt vollbringt, aus denen allein ein Anſatz für ein lützelburgiſches Nationalgefühl hätte entſpringen können, weiß die Geſchichte nichts zu vermelden. Margue beſtätigt dies mittelbar, wenn er ſchreibt: in der Zeit Napoleons „verlor das auf mehrere Departements verteilte Territorium ſogar ziemlich raſch ſeinen Zuſammenhang". Dies iſt nicht möglich, wo ein geſunder Anſatz echten Nationalgefühls beſteht, wie das dem gleichen Los wie Lützelburg verfallene preußiſche Herzogtum Kleve erweiſt.

Wie ſehr auch der lützelburgiſche Widerſtand gegen die franzöſiſche Eroberung und die Neuerungen der franzöſiſchen Revolution deutſchem Weſen entſpringt, zeigt ſich klar, wenn man das geſamte im Frieden von Lündſtadt (1801) an Frankreich verlorene deutſche Gebiet im Auge behält: Überall Ablehnung und Widerſtand der bodenſtändigen Bevölkerung gegen die Sansculotten — nur vielfach vom Geſchrei des ſtets jeglicher Neuerung holden Pöbels der Städte und dem Jubel des weltbürgerlichen und rationaliſtiſchen Teil des Bürgertums übertönt. Der lützelburgiſche Klöppelkrieg, der ſich weit über das heutige Großherzogtum erſtreckt, iſt ebenſo wie der Bandenkampf des Schinderhannes und verwandte Erſcheinungen der Zeit nichts anderes als die bis zum Widerſtand geſteigerte Auflehnung deutſcher artbewußter Bauern gegen die welſchen Neuerungen, welche das entwurzelte, rationaliſtiſche Pariſertum gleich Frankreich den eroberten deutſchen Gebieten aufzwingen will. Vom Standpunkt Margues iſt der Klöppelkrieg „ein Beweis für das Vorhandenſein des Unabhängigkeitswillens einer kleinen partikulariſtiſchen Bevölkerungsgruppe gegen das Vordringen einer größeren Gemeinſchaft", nur „der unüberlegte Widerſtand der Luxemburger Bauern" gegen „den Zug der neuen Ideen"; vom geſamtdeutſchen Standpunkt iſt der Klöppelkrieg ein Zeichen geſunder Volkskraft eines Bauerntums, das ſich der naturwidrigen Gleichmacherei widerſetzt und ſeine ererbten Bräuche und Einrichtungen verteidigt gegenüber den in Pariſer Hirnen und Freimaurerlogen erdachten weltbürgerlichen Konſtruktionen — eines deutſchen Bauerntums, das wie überall und zu allen Zeiten — heute zeigt ſich dies vor allem im völkiſchen Kampf des Auslanddeutſchtums — nicht gewillt iſt, ſich fremden Zwangsmaßnahmen freiwillig und kampflos zu unterwerfen. Der Klöppelkrieg iſt in einem Atem mit dem heldiſchen Tiroler Bauernaufſtand unter Andreas Hofer zu nennen und bildet wie dieſer ein Ehrenblatt der deutſchen Geſchichte.

Da die lützelburgiſche Entwicklung bis zur franzöſiſchen Eroberung durch die Revolutionsheere nichts aufweiſt, was die deutſche Geſinnung der Lützelburger, welche 1443 dem Burgunder Widerſtand leiſteten mit den Worten: Wir ſind Deutſche und wollen Deutſche bleiben! hätte umwandeln können, ſo muß ſchon das tätige Mitwirken der Bevölkerung beim Zertrümmern der verhaßten Franzoſenherrſchaft im Jahre 1814 und die Freude und Begeiſterung über die Befreiung durch die Heſſen als ſichtbares Zeichen des Fortbeſtehens echter deutſcher Herzensgeſinnung gewertet werden. Es iſt daher auch nicht weiter verwunderlich, daß — wie Margue ausführt — im Augenblick der Befreiung und des Wiener Kongreſſes „gewiß kein nationalluxemburgiſcher Wille zur eigenen ſtaatlichen Exiſtenz vorhanden war", daß die Idee der Errichtung eines wenigſtens theoretiſch ſelbſtändigen Großherzogtums Luxemburg „gerade in der Zeit im Luxemburgiſchen nicht entſtehen konnte".

Nach der Befreiung Lützelburgs vom franzöſiſchen Joch zeigt ſich in der Erſchlaffung des politiſchen Willens des Landes — Margue nennt dies „den Nullpunkt des luxemburgiſchen Nationalgefühls" —, wie erſchöpft das Land durch die langen Kriegszeiten und die großen Blutverluſte iſt. Wie überall iſt auch im Lützelburgiſchen der allgemeine Friedenswunſch vorherrſchend, aber darüber hinaus beſteht weithin die Hoffnung, wieder unter das Zepter Habsburgs zurückzukehren. Da dies nicht in Erfüllung geht, ſo nehmen die Lützelburger die Löſung des Wiener Kongreſſes mit der von Margue geſchilderten „paſſiven Selbſtverſtändlichkeit" ebenſo hin wie die Eingliederung des neu geſchaffenen Großherzogtums in das niederländiſche Reich der Oranier. Allerdings dürfte Margue irren, wenn er meint, daß der König-Großherzog dabei gegen die Wiener Kongreßakte verſtoßen und das Erbrecht der naſſauiſchen Agnaten beſeitigt habe. Da im Artikel 67 der Wiener Kongreßakte dem Oranier ausdrücklich „die Möglichkeit vorbehalten iſt, bezüglich der Nachfolge im Großherzogtum unter den Prinzen, ſeinen Söhnen, die Familienordnung zu treffen, die er zum Nutzen ſeiner

Monarchie und ſeinen väterlichen Abſichten gemäß erachtet“, ſo hinderte ihn nichts, die urſprünglich für ſeinen zweiten Sohn im Großherzogtum vorgeſehene Sekundogenitur aufzuheben und Lützelburg mit dem niederländiſchen Königreich zu regieren und zu vererben. Das Recht der naſſauiſchen Agnaten iſt damit nicht berührt, und dies erübrigt ſich damals, da der König nicht mit baldigem Ausſterben ſeines Hauſes rechnet. Es wäre auch geradezu ſinnlos geweſen, wegen in der Zukunft liegender Möglichkeiten gegen den von ganz Europa verbürgten Wiener Vertrag zu verſtoßen, auf dem nicht nur die oraniſche Herrſchaft in Lützelburg, ſondern der ganze Beſtand des niederländiſchen Königreichs beruhte, zumal wahrſcheinlich der König außerdem ſein eigenes Haus um die Anwartſchaft auf das Herzogtum Naſſau betrogen hätte. Zweifellos hat allerdings König Wilhelm bewußt eine ähnliche Verflechtung zwiſchen den Niederlanden und Lützelburg geſchaffen, wie ſie damals zwiſchen Schleswig-Holſtein und Dänemark beſteht und hier wie dort in fernerer Zukunft die Verwirklichung der verbürgten Erbfolge nach ſaliſchem Recht erſchwert.

Eine ernſthafte Veranlaſſung, an den Maßnahmen des König-Großherzogs im Bundesſtaat Lützelburg Anſtoß zu nehmen, ſieht der deutſche Bund nicht, da er nicht zum Wohle des deutſchen Volkes, das ihm amtlich gar nicht bekannt iſt, oder zur Wahrung deutſchen Weſens erſtand, ſondern als Intereſſenverband deutſcher ſouveräner Fürſten im Geiſte der heiligen Allianz zum Schutz gegen äußere Feinde und vor allem gegen den „Jakobiniſchen Geiſt“, worunter Metternich alle freiheitlichen Strömungen begreift, vom kommuniſtiſchen Wahnſinn bis zur glühenden Vaterlandsliebe des Freiherrn vom Stein. So ſehr der König-Großherzog alles tut, um den deutſchen Einfluß in Lützelburg zugunſten der Verholländerung einzuſchränken, ſo wenig können die Lützelburger ſich für Holland erwärmen. „Eine wirkliche Anhänglichkeit an das Gouvernement oder die Perſon des Königs findet ſich hier nirgends, ſelbſt faſt alle Behörden ſind von Kälte und Gleichgültigkeit durchdrungen, und der Haß gegen die Holländer iſt hier ebenſo heftig wie allgemein“, berichtet der preußiſche Feſtungsgouverneur, Landgraf Ludwig von Heſſen-Homburg an den König von Preußen, als die erſten Funken der belgiſchen Revolution von Brüſſel überſpringen auf einzelne lützelburgiſche Städte[3].

Nur langſam entwickeln ſich in den 15 niederländiſchen Jahren ſtillen Aufbaus deſſen, was die Herrſchaft Frankreichs in Trümmern zurückgelaſſen, neue Anſätze eines eigenen politiſchen Wollens im lützelburgiſchen Lande. Noch ſind dieſe Anſätze nicht ausgereift, noch hat keiner geſtaltende Kraft gewonnen, da greift die belgiſche Revolution ein, und durch das Verſagen des deutſchen Bundes wird die künftige geiſtige und politiſche Entwicklung des Großherzogtums zuungunſten Deutſchlands entſchieden. Jene Entwicklung ſetzt ein, deren Ergebnis Margue in ſeinem Aufſatz aufzeigt, die aber ohne lützelburgiſches Zutun aus der Auseinanderſetzung Deutſchlands mit dem welſchen Weſten erwächſt.

Um die verſchiedenen Anſätze lützelburgiſchen politiſchen Wollens in der niederländiſchen Zeit richtig zu werten, darf nicht vergeſſen werden, daß die Generation, welche damals auf der Höhe des Lebens ſteht, noch die glücklichen Zeiten Lützelburgs unter Maria Thereſia und Joſef II. geſehen hat, daß die nächſtfolgende Generation in ihrer Jugend die Größe und den Glanz Napoleons, aber auch die Leiden und die Ausbeutung des eigenen Landes durch Frankreich erlebt hat und nun eine neue heranwächſt, die vergeblich der niederländiſche Staat im fremden holländiſchen Geiſt zu erziehen verſucht. Die Ablehnung des Holländertums bewirkt bald eine Fühlung der jungen tatenluſtigen Mannen mit den belgiſchen Gegnern oraniſcher Herrſchaft. Je nachdem ein geſchichtlicher Rückblick die Stimmen der einen oder anderen Generation höher bewertet, je nachdem unterſchiedlich ſtellt ſich der heutigen Zeit lützelburgiſches Wollen dar in der entſcheidenden Stunde der belgiſchen Revolution. Ebenſo eindeutig, wie auf der einen Seite die belgiſche Darſtellung die rührige Anhängerſchaft des jugendlichen Hitzkopfs Nothomb aus Metzig, der als Zeitungsſchreiber bei den Drahtziehern der belgiſchen Revolution in Brüſſel eine neue Heimat fand, überbewertet, ſucht auf der anderen Seite die franzöſiſche Geſchichtsſchreibung jene Kreiſe, die das gemeinſam vergoſſene Blut der napoleoniſchen Schlachten noch mit Frankreich verbindet, als die allein wahrnehmbare Stimme lützelburgiſchen Wollens gelten zu laſſen. Richtig davon iſt keines von beiden. Für den Kern und den nicht in fremder Abhängigkeit ſtehenden Teil der Lützelburger wirkt, vereint mit der Erinnerung an den Klöppelkrieg, die öſterreichiſche Vergangenheit beſtimmend für die Geſinnung nach.

---

[3] Immediatbericht vom 30. 9. 1830 (Pr. G. St. A.).

Je mehr das Großherzogtum ſich erholt von den Schäden der franzöſiſchen Zeit und ſich auf ſich ſelbſt beſinnt, je weniger es ſich mit den Maßnahmen der Regierung im Haag zu befreunden vermag, wächſt die ſtille Sehnſucht beſonders im deutſchſprachigen Teil des Landes empor, wieder von den Niederlanden getrennt, eine Verfaſſung und Verwaltung wie in der öſterreichiſchen Zeit zu erhalten und nicht nur durch die an ſich mißliebige preußiſche Feſtungsbeſatzung der Hauptſtadt, ſondern wie einſtmals im Heiligen Römiſchen Reich Deutſcher Nation nun als deutſcher Bundesſtaat wieder mit Deutſchland wirklich verbunden zu werden. Dieſe Sehnſucht wird zum lebendigen Wunſch beim Zuſammenbruch des niederländiſchen Staats und läßt den durch inſtändige preußiſche Bemühungen im Haag erwirkten Erlaß des König-Großherzogs vom 31. Dezember 1830, der die Errichtung einer ſelbſtändigen Staatsverwaltung im Großherzogtum Lützelburg anordnet, eine gute Aufnahme finden. Im Dezember 1830 führt das lützelburgiſche Ständemitglied Lafontaine in einer Denkſchrift[4] aus, daß bei einer kurzen Beſetzung des Großherzogtums die Rückführung des Landes aus den Händen der revolutionären Belgier unter die Hoheit des Königs leicht und bei einer Verwaltung wie in der öſterreichiſchen Zeit der Herzog Bernhard von Sachſen-Weimar als Gouverneur erwünſcht ſei. Die Denkſchrift Lafontaines iſt uns wertvoll als Zeichen der Verbundenheit Lützelburgs mit ſeiner Vergangenheit, aber darüber hinaus durch den Satz: „contre la Prusse, en 1816, il existait une antipathie toute autrichienne, née de la guerre contre Marie

---

[4] Pr. G. St. A.

Thérèse.“ — Ein Fingerzeig für eine tiefere Wurzel der Geſinnungsentwicklung Lützelburgs zum heutigen Stand.

Nachdem Lützelburg in den ſtändigen Kriegen Habsburgs mit Frankreich immer wieder Kriegsſchauplatz geweſen, war unter Maria Thereſia endlich der Friede eingekehrt und unter der liebevollen und weiſen Fürſorge der großen deutſchen Kaiſerin das arme Ardennenherzogtum endlich zu innerer Ruhe und einem wirtſchaftlichen Aufſtieg gelangt. In den Heeren Maria Thereſias hatten die Lützelburger tapfer kämpfend gegen den großen Preußenkönig geſtritten. Je mehr nun durch die mütterliche Fürſorge der Kaiſerin Lützelburg aufblühte, um ſo verabſcheuungswürdiger mußte der Ketzerkönig im Norden den Lützelburgern erſcheinen, der ihre geliebte Landesherrin immer von neuem mit Krieg überzog. Der Nachhall des konfeſſionellen blutigen Streits, der im Dreißigjährigen Krieg ſeinen Austrag gefunden, wirkte dank jeſuitiſcher Erziehung in Lützelburg ſtärker nach als in manch anderen Gebieten des Reichs.

Seit die ſpaniſchen Habsburger den lützelburgiſchen Herzogshut trugen, war die geiſtige Ausbildung und Entwicklung in Lützelburg durch die Jeſuiten überwacht und beſtimmt. Aus der jeſuitiſchen Eigengeſetzlichkeit ergab ſich nun von ſelbſt das Beſtreben, nachdem das katholiſche Erzhaus in Wien ſich mit dem allerchriſtlichſten König von Frankreich zum Bündnis gegen die beiden führenden Ketzermächte England und Preußen zuſammengefunden, dem machtpolitiſchen Kampf eine konfeſſionelle Spitze zu geben und dementſprechend auch in Lützelburg eine viel leidenſchaftlichere Kriegsſtimmung zu ſchaffen als ſie ihnen jemals gegen den immer wieder Lützelburg verheerenden allerchriſtlichſten König erwünſcht ſein konnte. Loyolas gehorſame Jünger ſcheuten zur Erreichung ihres Zieles auch nicht vor Greuelberichten zurück, die bei den gutkatholiſchen ehrlichen Lützelburgern Glauben fanden, zumal der bekämpfte Feind ſich in weiter Ferne befand[5]. Da kein Ereignis eintrat, um das von den Jeſuiten gezüchtete Vorurteil gegen Preußen zu berichtigen, ſo vererbte ſich dieſes auch nach dem Tode Friedrichs des Großen im lützelburger Lande, wie uns die Denkſchrift Lafontaines beweiſt. Unter dieſen Umſtänden iſt es begreiflich, daß die Lützelburger nicht begeiſtert waren, als mit der Erhebung ihrer Landeshauptſtadt zur deutſchen Bundesfeſtung in dieſe eine preußiſche Beſatzung einzog. Aber auch hier zeigt ſich keine Abweichung von der geſamtdeutſchen Entwicklung im Weſten des ehemaligen Reiches.

Im Gegenſatz zu den altpreußiſchen Landen am Rhein und den wenigen proteſtantiſchen, die wie Naſſau-Saarbrücken ſich gerne zu Preußen bekennen, wird im geſamten katholiſchen Weſten Deutſchlands die in Wien 1815 geſchaffene Machtſtellung Preußens am Rhein kühl und mißtrauiſch aufgenommen. Bei der großen Verbreitung jeſuitiſchen Einſchlags in der Führung des rheiniſchen Volkes iſt mancherorts gegen Preußen keine geringere Abneigung wie im Lützelburgiſchen vorhanden. Ebenſo fremd wie in dem einſt habsburgiſchen Herzogtum ſtehen zum mindeſten auch das katholiſche Aachen und die ehemals geiſtlichen Lande an Moſel und Rhein dem in hartem Kampf auf oſtdeutſchem Kolonialboden erwachſenen Preußen gegenüber, das norddeutſch-proteſtantiſches Weſen verkörpert und in der Lehre Kants einen anderen Sittlichkeitsbegriff vertritt als den der katholiſchen Kirche. Während jedoch die katholiſchen Rheinländer als Angehörige des preußiſchen Staates ſich ganz von ſelbſt mit dem preußiſchen Weſen auseinanderſetzen, können die Lützelburger weiterhin in einer ablehnenden Haltung verharren, da die preußiſche Feſtungsbeſatzung nur den äußeren Gang des Lebens in der Landeshauptſtadt berührt. Während die Rheinlande die Vorzüge Preußens kennen und ſchätzen lernen und von Preußen geiſtig und materiell ungeheure Befruchtung empfangen, entſteht in der Bundesfeſtung Lützelburg, durch niemals ganz vermeidbare Zwiſchenfälle zwiſchen einheimiſcher Bevölkerung und fremder Beſatzung gefördert, eine immer ſtärkere Kluft zwiſchen beiden. Während die Rheinlande in der Univerſität Bonn einen geiſtigen Mittelpunkt preußiſcher Prägung erhalten und hierdurch teilhaben an dem großen kulturellen Erleben, das ausſtrahlt vom Berlin der Gebrüder von Humboldt, eines Fichte und der deutſchen Romantik, ſehen die Lützelburger nur den öden, auf die Dauer geiſttötenden preußiſchen Drill, deſſen innere Notwendigkeit ſie ſchwerlich begreifen. Hinzu kommt, daß ebenſowenig die militäriſchen Vertreter Preußens in der Bundesfeſtung der in der habsburgiſchen Vergangenheit wurzelnden deutſchen Eigenart Lützelburgs mit ihrer jeſuitiſch-katholiſchen Ausprägung gerecht werden, wie die Lützelburger dem herben proteſtantiſchen Weſen der Preußen. Die preußiſche Beſatzung in der Bundesfeſtung kapſelt ſich auf dieſe Weiſe immer mehr ab und wird um ſo ſtärker als Fremdkörper im Lande empfunden. Damit iſt das Entſtehen jener fruchtbaren Spannung zwiſchen preußiſchem und weſtdeutſchem Weſen gleich den Rheinlanden verhindert.

---

[5] Einen Niederſchlag zeigt die minderwertige Zuſammenſtellung von Noppeney: . . . à Luxembourg, autrefois . . . Luxemburg 1936.

Die Abneigung gegen Preußen iſt den Lützelburgern mit ſämtlichen partikulariſtiſchen Kreiſen Deutſchlands gemein. Die geſamte kleinſtaatliche Welt im Deutſchen Bund iſt davon befangen, und ihren Mittelpunkt findet ſie im habsburgiſchen Wien. Sie lebt fort nach der Reichsgründung Bismarcks und hat ſich in einigen ſüddeutſchen Ländern erſt im letzten Menſchenalter völlig überlebt.

Ebenſowenig wie anderwärts vermag im Bundesſtaat Lützelburg die Abneigung gegen Preußen das Gefühl der Zugehörigkeit zum deutſchen Volk zu vermindern, jedoch bringt die Wirkungsloſigkeit des Deutſchen Bundes und die innerpolitiſche Entwicklung der niederländiſchen Zeit mit ſich, daß dieſes Gefühl immer weniger nach außen gelangt. Ein pflichtgemäßes Eingreifen des Deutſchen Bundes in der ententſcheidenden Stunde der belgiſchen Revolution durch den gewährten Schutz gegen die Belgier hätte von den verſchiedenen Anſätzen lützelburgiſcher Entwicklung jenem zum Durchbruch verhelfen können, welcher der inneren Verbundenheit des alten Herzogtums mit dem Reiche entſprach. Ein engeres Zuſammenwachſen mit dem politiſchen Gefüge und eine geſteigerte Beteiligung am geiſtigen Leben Deutſchlands wäre für Lützelburg die unausbleibliche Folge geweſen. Da der Deutſche Bund jedoch ſeiner Pflicht vergaß, wird die belgiſche Revolution zum ſchmerzhaften Erlebnis des Großherzogtums, aus dem jene luxemburgiſche Geſinnung erwächſt, die ſich allmählich innerlich abwendet vom geſamtdeutſchen Geſchehen und ſchließlich Nahrung und Fortbildung findet in liberal-franzöſiſchem Geiſt. Zweifellos iſt es nur der Bundesfeſtung zu verdanken, daß den Belgiern nicht gelingt, das im Stiche gelaſſene Land ganz ihrem neuen Königreich gewaltſam einzuverleiben, aber einen Schutz gegen den belgiſchen Einbruch hat die Bundesfeſtung dem Bundesſtaat Luxemburg nicht gewährt. Die Feſtung iſt Urſache zahlreicher Zwiſchenfälle und Reibungen geweſen, deren Leidtragende weniger Belgier als Luxemburger ſind. Sie bewirkt damit nicht zuletzt, daß ſich die alte Abneigung gegen Preußen allmählich auf den Deutſchen Bund erweitert. So iſt durch das Verſchulden des Deutſchen Bundes die Vorausſetzung geſchaffen, daß anknüpfend an die napoleoniſche Zeit franzöſiſche Umtriebe im Großherzogtum Einfluß gewinnen und unter Ausſpielung der preußenfeindlichen Stimmung auch gegen den Deutſchen Bund den Boden bereiten können, für eine ſpätere Löſung des Großherzogtums aus der politiſchen Gemeinſchaft der übrigen Deutſchen.

Die 1839 vom Deutſchen Bund ſtill hingenommene Teilung des Bundesſtaates Luxemburg in einen walloniſchen Teil, der an Belgien fällt, und einen deutſchen Teil, der mit der Bundesfeſtung unter oraniſcher Herrſchaft verbleibt und ſtärker als bisher teilnimmt an der Geſetzgebung des Bundes, vermag nicht die Liebe zu Deutſchland im Großherzogtum zu fördern. Die Luxemburger empfinden bitter das Zerreißen altehrwürdiger Bande und achten gering die gewonnene ſprachliche Einheit gegenüber dem herben Verluſt, da niemals ein deutſch-walloniſcher Gegenſatz das innere Leben des Landes beſchwert hat. Wie in der Vergangenheit gerade die lützelburgiſchen Wallonen die treueſten Gefolgsmänner Öſterreichs geweſen, ſo ſpricht alles dafür, daß ebenſo wie heute in Malmedy die preußiſche Wallonei ſich unerſchütterlich zu Deutſchland bekennt, auch die lützelburgiſche Wallonei einer gleichen Entwicklung fähig geweſen wäre, ſich zum mindeſten niemals einer deutſchen politiſchen Entwicklung des geſamten Großherzogtums von 1815 entgegengeſtellt hätte. Gerade zur Zeit der belgiſchen Revolution iſt Graf Baillet von Latour, der Sohn des 1806 in Wien verſtorbenen Hofkriegsratspräſidenten, Präſident der Militärkommiſſion des Deutſchen Bundes zu Frankfurt und ein lebendiger Beweis altluxemburgiſcher Verbundenheit mit Öſterreich und Deutſchland. Wie der Vater hat er erfolgreich gegen die Franzoſen geſtritten, und an dieſem öſterreichiſchen General hat es ſicherlich nicht gelegen, daß der Deutſche Bund die militäriſche Pflicht, ſein Stammland unverſehrt beim Bunde zu erhalten, ehrlos verſäumt. In ſchwerſter Stunde 1848 zum öſterreichiſchen Kriegsminiſter berufen, wird er im Oktober ſchändlich vom Wiener Untermenſchentum ermordet. Im gleichen Jahr erklingt das letzte feierliche Bekenntnis aus dem luxemburgiſchen Land zur politiſchen Gemeinſchaft mit Deutſchland.

So ſehr infolge der Verbitterung über das Verhalten des Deutſchen Bundes während der belgiſchen Revolution die ſtädtiſche liberale Oberſchicht des Großherzogtums den franzöſiſchen Umtrieben zugänglich wird, ſo wenig vermögen dieſe das bodenverwurzelte deutſche Volk zu erfaſſen, wie die ſtarke Anteilnahme Luxemburgs an der deutſchen Revolution 1848 erweiſt. Noch einmal zeigt ſich die alte Verbundenheit zum öſterreichiſchen Kaiſerhaus, als Luxemburg mit der Reichsverweſerſchaft Erzherzog Johanns hoffen kann, daß wieder das geliebte Habsburg die Führung des künftigen Reiches übernimmt. Als ſich jedoch in Frankfurt das habsburgiſche Kaiſertum undurchführbar erweiſt, verſchließen ſich die luxemburgiſchen Abgeordneten in der Paulskirche nicht der politiſchen Vernunft und wählen zum Kaiſer den König von Preußen.

Die Enttäuſchung über die mißglückte deutſche Revolution ruft wie überall in Deutſchland auch in Luxemburg große Verbitterung hervor, zumal der wiedererſtandene Deutſche Bund Luxemburg zwingt, ſeine freiheitliche Verfaſſung nach den reaktionären Wünſchen des Bundes zu ändern. Da ſeit dem Einzug Bismarcks in Frankfurt Preußen immer mehr die Politik des Deutſchen Bundes beſtimmt, ſo ſieht man in Luxemburg allmählich im Deutſchen Bund ein Werkzeug preußiſcher Politik und legt wenig Wert darauf, engere politiſche Fühlung mit dieſem politiſchen Gebilde zu haben. Langſam zieht ſich Luxemburg aus dem geſamtdeutſchen politiſchen Leben zurück und läßt ungeſtört ſeiner ſtimmungsmäßigen Abneigung gegen Preußen ihren Lauf. Dieſe wird nicht gemildert durch die günſtige Auswirkung des Zollanſchluſſes an Preußen, der nach langhinziehenden Verhandlungen ſeit 1842 beſteht und den wirtſchaftlichen Rückhalt gibt für die Selbſtändigkeit des Landes in ſpäteren Jahren — bis 1919 das Verſailler Diktat dieſes letzte Band zwiſchen Luxemburg und dem Deutſchen Reiche zerreißt. Wirtſchaftlich und politiſch durch ſeine räumliche Lage auf Preußen angewieſen, vermag Luxemburg im Deutſchen Bund amtlich keine eigene Politik zu betreiben, und Bismarck bezeichnet den luxemburgiſchen Geſandten als einen ſeiner treueſten Helfer am Bundestag zu Frankfurt. Aber dieſe Politik iſt keine Herzensſache geweſen, und, da ſie ſich immer mehr auf das unbedingt Notwendige beſchränkt, wirkt ſie ſich im Lande nicht aus, ſo daß ſich dort immer mehr der Geſichtskreis auf den Umfang des Großherzogtums verengt. Die luxemburgiſche Staatsführung fühlt ſich jenem „Dritten Deutſchland" zugehörig, das ſich gegen die preußiſche Vorherrſchaft wehrt und im heſſiſchen Miniſter Freiherrn von Dalwigk zu Lichtenfels einen der preußenfeindlichſten Vertreter findet. Lieſt man die Tagebücher des Freiherrn von Dalwigk[6], ſo hat man faſt wortgetreu die luxemburgiſche Meinung, wie ſie zeitgenöſſiſche Akten wiedergeben.

Je mehr es Bismarck gelingt, die politiſchen Fäden zu ziehen zur Überwindung des Deutſchen Bundes und der Einigung des außeröſterreichiſchen deutſchen Volkes unter preußiſcher Führung, je ſtärker wird die Gegnerſchaft der ſich bedroht fühlenden Mittelſtaaten. Je weniger Luxemburg ſich dank ſeiner räumlichen Lage mit jenen zuſammenfinden kann, je ſtärker wächſt der außerdeutſche Einfluß im Lande. Je mehr Napoleon III. mit einer innerdeutſchen Auseinanderſetzung rechnen kann, um ſo mehr hofft er bei dieſer Gelegenheit, deutſches Land zu gewinnen. Er richtet ſein Augenmerk auf Luxemburg und die Saar und ſucht zur Erreichung ſeines Zieles ſich dort eine ihm willfährige Volksſtimmung zu ſchaffen. Während die Saar ſich begeiſtert zu Deutſchland und Preußen bekennt, ſteht Luxemburg unſchlüſſig beiſeite, da „das Dritte Deutſchland“[7] ſich als Unding erweiſt und die deutſche Frage ſich zuſpitzt zur Auseinanderſetzung zwiſchen Öſterreich und Preußen. Schon den ſchleswig-holſteiniſchen Krieg verfolgt Luxemburg mit zwieſpältigen Gefühlen, iſt doch ſein Verhältnis zum Bund durch die Perſonalunion mit Holland ähnlich wie in Schleswig-Holſtein gelagert. Als 1866 der Deutſche Bund zuſammenbricht, liegt Öſterreich zu fern, um mit ihm wieder in eine politiſche Gemeinſchaft zu treten, und die alte Abneigung gegen Preußen hindert Luxemburg, ſein Schickſal freiwillig mit dieſer deutſchen Macht zu verknüpfen. Im Kraftfeld deutſch-welſcher Auseinanderſetzung gelegen, kann Luxemburg niemals unabhängig und aus freiem Entſchluß ſeine Zukunft beſtimmen, ſo bricht 1867 die Kriſe herein. — Margue hat unbedingt recht, wenn er ſchreibt, daß in dieſem Augenblick nur der negative Wille in Luxemburg herrſcht, ſich nicht fremdem Druck, d. h. dem mißliebigen Preußen oder fremdvölkiſchen Frankreich unterwerfen zu müſſen, daß aber ſelbſt „die Luxemburger Intellektuellen nicht recht wiſſen, worauf ſie ihre Unabhängigkeitswünſche begründen ſollen“. Was Margue nicht zeigt, iſt, daß dieſe Unabhängigkeitswünſche erſt mit der Auflöſung des Deutſchen Bundes und der Niederlage „des Dritten Deutſchland“, dem man ſich zugehörig gefühlt hat, möglich geworden ſind. So unbeliebt der Deutſche Bund geweſen iſt, ſo verbürgte er dennoch Luxemburg als Deutſchem Bundesſtaat einen Rückhalt gegen welſche Gelüſte, und ſein Verſchwinden hinterläßt Luxemburg in haltloſer Stellung. Da die europäiſche Lage Bismarck nicht erlaubt, Luxemburg gegen ſeinen Willen in den Norddeutſchen Bund einzubeziehen und er nicht wünſcht, den König von Holland als Großherzog von Luxemburg auf die Politik des neuen Bundes einwirken zu laſſen, gibt er mittels der Londoner Konferenz Luxemburg in der Neutralität den fehlenden zwiſchenſtaatlichen Halt. Jetzt erſt iſt für das Großherzogtum eine eigene Kleinſtaatsentwicklung ermöglicht, geſondert vom geſamtdeutſchen politiſchen Geſchehen.

---

[6] Hrsg. von Schüßler 1920.

Die Auseinanderſetzung mit dem politiſchen Katholizismus im neugegründeten Deutſchen Reich trägt das ihre dazu bei, die alte Abneigung gegen Preußen in Luxemburg zu erhalten und unter Zurückdrängung des alten deutſchen Bewußtſeins die Sonderentwicklung zu fördern. Mancher Flüchtling der klerikalen Partei findet eine Heimſtatt am luxemburgiſchen Herd und mancher Hetzer treibt dort ſein Unweſen, ſicher vor dem Zugriff der preußiſchen Häſcher. Im katholiſchen Bewußtſein mit den Geflohenen vereint, erwächſt im Großherzogtum das Gefühl, daß die Luxemburger glücklichere Menſchen ſeien als jene im Reich unter preußiſcher Führung. Immer mehr ſondert ſich Luxemburg ab vom deutſchen Leben im Reich, und der Anſatz eines luxemburgiſchen Nationalbewußtſeins keimt auf, der trotz allem unverkennbare deutſche Weſenszüge behält.

Daß ſeit der Gründung des kleindeutſchen Reichs ein altes deutſches Grenzland im Weſten nicht mehr teilnimmt am geſamtdeutſchen politiſchen Leben und dort ein neues Empfinden erwächſt, das die durch die äußeren Zuſtände erzwungene Kleinſtaatlichkeit zum Idealbild erhebt, findet im neugeeinten deutſchen Volk nicht weiter Beachtung, bis Treitſchke ſein unbillig hartes und ungerechtes Urteil verkündet. Ein Verſtändnis für die luxemburgiſche Entwicklung kann aber auch in der folgenden Zeit nicht entſtehen, da ſie der liberal-materialiſtiſche Geiſt völlig beherrſcht.

---

[7] wie die Vorſtellung von einem Zuſammenſchluß der deutſchen Mittelſtaaten ohne Preußen und Öſterreich zeitgenöſſiſch genannt wurde.

So ſehr man heute im Reich die luxemburgiſche Entwicklung bedauern mag, ſie gibt kein Recht zu Vorwürfen gegenüber den Luxemburgern, denn die politiſche Führung des deutſchen Volkes, verkörpert im Deutſchen Bund und den damaligen Regierungen Öſterreichs und Preußens, ließ die von den Belgiern überfallenen deutſchen Volksgenoſſen ebenſo im Stich wie den verbündeten Fürſten, der dringlichſt verlangte, dem welſchen Vorſtoß Einhalt zu gebieten und die deutſchen Rechte zu wahren. Die deutſche Schuld des Jahres 1830/31 rächte ſich damit, daß die deutſche Einigung nicht nur mit dem Opfer der Ausſchließung der Deutſchen Öſterreichs, ſondern auch mit dem Verzicht auf die Einbeziehung Luxemburgs in das neue Reich erkauft werden mußte.

Daß die luxemburgiſche Entwicklung nicht naturnotwendig war, ſondern bei einer engeren Eingliederung in die politiſche Gemeinſchaft des deutſchen Volkes auf dem Wiener Kongreß oder noch 1830 durch ehrenvolle Wahrung der deutſchen Rechte und Schutz der Luxemburger vor den Unzuträglichkeiten der belgiſchen Revolution möglich geweſen wäre, beweiſen die ehemals luxemburgiſchen Kreiſe Bitburg, Neuerburg und St. Vith. Seit dem Jahre 1815 zu Preußen gehörig, ſind ſie untrennbar mit dem geſamten deutſchen politiſchen Leben verwachſen und bereit, für ihren Verbleib in der geſamtdeutſchen Gemeinſchaft zu kämpfen. Durch das Verſailler Diktat vom Reiche getrennt, um die zugeſagte Volksabſtimmung von den Belgiern betrogen, kämpft heute St. Vith mit dem Schweſtergebiet von Eupen und Malmedy um weitere Teilnahme am geſamtdeutſchen Leben und hofft nach dem Beiſpiel der Saar auf die Rückkehr ins Reich.

Volkskunde und Volksgrenze

Unter beſonderer Berückſichtigung der deutſch-tſchechiſchen Grenzverhältniſſe

Von Emil Lehmann

Zu den bedeutſamſten Entdeckungen, die wir Deutſchen in den letzten ſchweren Zeiten gemacht haben, gehört die, daß wir nicht nur als Staat, ſondern auch als Volk Grenzen haben. Das mag ſeltſam und befremdend genug klingen. Aber wir haben tatſächlich ſo gelebt, als wären wir mit unſerer Volksgemeinſchaft allein auf der Welt. Und vielleicht durften wir es ſogar. Denn aufs Ganze geſehen, lagen, ſolange Öſterreich-Ungarn noch als deutſchbeſtimmter Staat beſtand, unſere wichtigſten Volksgrenzen innerhalb der Grenzen unſerer Staaten.

Freilich begann der Kampf an der Volksgrenze auch ſchon im alten Öſterreich bereits ſehr früh, ſchon vom Jahre 1880 an wurde er durch eigene völkiſche Schutzvereine geführt, von denen der erſte eben in dieſem Jahre gegründete der Deutſche Schulverein war. Und in dieſem Kampf an der Volksgrenze oder Sprachgrenze, wie man zunächſt meiſtens ſagte, und der bald zu einem Kampf um die Grenze wurde, erwuchs in zunehmendem Maße ein neues Verſtändnis der Grenzlage. Man ſah auch bald ein, daß es ſich dabei nicht um eine bloße Grenzlinie handle, ſondern daß jedesmal ein mehr oder weniger breiter Landſtreifen zugleich mitbetroffen ſei: eben das Grenzland. Und erſt nach einer Generation praktiſcher Grenzſchutzarbeit und Grenzlandarbeit ſetzte auch die wiſſenſchaftliche Behandlung dieſer Erſcheinungen ein, die durch die Weltkriegslage und durch das deutſche Schickſal nach dem Weltkrieg mächtig gefördert wurde. Und ſeitdem wiſſen wir, daß nicht nur das deutſche Vorland an der Volksgrenze, zwiſchen ihr und der Staatsgrenze des deutſchen Nationalſtaates, in das Grenzlandſchickſal einbezogen iſt, ſondern auch das angrenzende Stück des deutſchen Nationalſtaates ſelbſt. So ſind wir z. B. auch zur Formel „Sachſen als Grenzland“ gekommen. Und dieſes Gebiet ſoll im folgenden vorzugsweiſe behandelt werden.

Von dieſen neuen Aufſtellungen ſind wenige Wiſſenſchaften im gleichen Maße berührt wie die Volkskunde, die vielleicht auch ſchon von ſich aus auf die Volkstumserſcheinungen an der Volksgrenze hätte ſtoßen ſollen, was doch nur in recht beſchränktem Umfang geſchehen war — wir denken an Riehls Spaziergang ins

Burgenland oder an Schröers Arbeiten über das Deutſchtum in Oberungarn, heute in der Slowakei, und an verſchiedene Wanderergebniſſe von Männern der Schutzarbeit und Volkstumspflege, die ſich ihnen in den Sprachinſeln unſeres Volkes dargeboten hatten. Für unſere Sprachinſelwelt haben wir jetzt bereits eine erſte Geſamtbehandlung in Walter Kuhns wertvollem Werk „Deutſche Sprachinſelforſchung“[1], in dem der Verfaſſer auf mein ſeinerzeitiges Büchlein „Deutſches Volkstum auf Vorpoſten“ zurückverweiſt, das ich während des Weltkrieges, 1916, geſchrieben hatte[2]. In dem Buch Kuhns darf ich die Auswertung der Erkenntniſſe ſehen, die mir damals aufgeſtiegen waren, ohne daß ich doch den Dingen hätte entſprechend weiter nachgehen können. Für die Grenzlandforſchung und die Grenzlandvolkskunde liegt heute gewiß ſchon ſehr viel wertvolles Material vor, wir haben aber keine Zuſammenfaſſung, die ſich Kuhns genanntem Werk zur Seite ſtellen ließe; einen Anſatz bedeuten die vier Vorträge von G. Brandſch, G. Jungbauer, V. Schirmunſki und E. V. Schwartz, die unter dem Titel „Deutſche Volkskunde im außerdeutſchen Oſten“ 1930[3] herausgekommen ſind, d. h., auch ſie gehören nur mit einem Teil der Ausführungen Jungbauers in die Grenzlandkunde im engeren Sinne. Für die öſtlichen Grenzlandgebiete ſind vor allem die großen deutſchen Geſamtaufnahmen ſprachgeographiſcher und volkskundlicher Art von Bedeutung, ſeitdem ſie ſich über die Staatsgrenze des Deutſchen Reiches hinaus erſtrecken. Und alle die Bemühungen, die der Erforſchung des deutſchen Volks- und Kulturbodens gelten, der ja noch über den Volksboden hinausgreift, ſind hier zu nennen. Auf ſprachwiſſenſchaftlichem Gebiet hat insbeſondere Ernſt Schwarz in Prag wertvolle Ergebniſſe zuſtande gebracht und in manchmal etwas kühn anmutender Syſtematik weſentliche Züge der deutſchen Sprach- und Siedlungsentfaltung feſtgeſtellt, wobei immer auch den beſonderen Grenzlandformen der einſchlägigen Erſcheinungen die Aufmerkſamkeit zugewendet war. Noch glänzender iſt, was auf dem Felde der Hausforſchung durch Bruno Schier erarbeitet wurde, der uns in ſeinem Buch „Hauslandſchaften und Kulturbewegungen im öſtlichen Mitteleuropa“[4] den Blick geweitet hat und der uns das Vorfeld des deutſchen Volksſtaates wie der deutſchen Volksgrenze weit nach Oſten hinein, bis an die Grenze Aſiens, als ein Feld des Strömens und Wanderns deutſchgeprägter Hausbauformen dargeſtellt hat, von denen die älteren immer ſchon weiter nach Oſten hinausgedrungen ſind, wenn die jüngeren erſt nachfolgen: aus der unerſchöpflichen Geſtaltungskraft der Kernlandſchaften unſeres Volkes. Die Volkstrachtforſchung ſchließt ſich mit dem eben erſchienenen Buch von Joſef Hanika „Sudetendeutſche Volkstrachten“, 1. Band[5], glücklich an.

Eine Theorie der Grenzlandsvolkskunde kann ſelbſtverſtändlich erſt aus mannigfachen praktiſch-wiſſenſchaftlichen Bemühungen erwachſen; Richtlinien aber ſind auch ſchon während des Arbeitsganges notwendig. Um ein paar ſolche Leitgedanken iſt es mir hier zu tun, die auch der weiteren Erforſchung Anregung bieten können, insbeſondere der Grenzlandforſchung unſerer jüngeren Generation. Ich möchte dabei ausgehen von den Aufſtellungen, die der Volkskundler an der Prager Deutſchen Univerſität, Prof. Jungbauer, in ſeiner neuen „Deutſchen Volkskunde mit beſonderer Berückſichtigung der Sudetendeutſchen“[6], die freilich eher eine Sudetendeutſche Volkskunde mit Berückſichtigung der geſamtdeutſchen Volkskundeforſchung iſt, in dem Abſchnitt Volksart und Stammesart unter dem Titel „Der Staat. Grenzland und Sprachinſel“ gegeben hat.

---

[1] Plauen i. Vogtl. 1934.

[2] Prag 1918.

[3] Berlin 1930.

[4] Reichenberg in Böhmen, 1932.

[5] Ebenda 1937.

Er ſtellt hier feſt, daß mit dem Grenzlandcharakter des deutſchen Gebietes in der Tſchechoſlowakei für die wiſſenſchaftliche Forſchung neue Aufgaben entſtehen, an die übrigens die Wiſſenſchaft lange nicht heran wollte. Er geht von dem Satz aus, daß ſich die Berührung mit den Nachbarvölkern ſeit Jahrhunderten volkskundlich ausgewirkt habe. Deswegen müſſe die Forſchung von Anfang an vergleichend vorgehen und auch die Ergebniſſe der ſlawiſchen, für die Karpathenländer überdies auch der madjariſchen Volkskunde, berückſichtigen. Abgeſehen davon ſtellt er folgende vier Punkte heraus:

1. Die Grenzlanddeutſchen haben zwar einen engen Anſchluß an das geſamte deutſche Geiſtes- und Kulturleben und nehmen daher an der gemeinſamen Kulturentwicklung teil, ſie machen aber doch eine Sonderentwicklung mit, die ſich aus den Schul- und Bildungsverhältniſſen ihres Staates ergibt.
2. Sie werden ſo „zur Brücke“ zwiſchen dem eigenen Volke und Fremdvölkern und können daher unter Umſtänden für die allgemeine Geiſteskultur ſegensreich wirken.
3. Sie beſitzen ein höheres Volksbewußtſein als die Binnendeutſchen, da ſie um die Erhaltung ihres Volkstums ſtändig ſorgen müſſen.
4. Aus dieſem Grunde hängen ſie auch mehr an den alten Überlieferungen.

Jungbauer leitet davon auch die Tatſache ab, daß gerade auf grenzlanddeutſchem Boden die Volkskunde früher erwachſen iſt und ſich ſtärker betätigt als im Mutterland.

Dazu könnte man zunächſt einmal punktweiſe folgendes bemerken:

1. Man darf über der Sonderentwicklung von grenzdeutſchen Gruppen nicht vergeſſen, daß auch innerhalb des nationalgeführten Staates die einzelnen Teillandſchaften ihre beſtimmten Sonderentwicklungen erleben. Man hat alſo das Grenzland nicht ohne weiteres dem nationalſtaatlich zuſammengeſchloſſenen Binnendeutſchtum entgegenzuſtellen, als ob dieſes ein einheitliches Ganzes wäre. Und es iſt ferner gerade für ein außerhalb ſtehendes Grenzlanddeutſchtum hervorzuheben, daß eben die Sonderentwicklung, die der Fremdſtaat herbeiführt, mit einer Verſtärkung des volksgemeinſchaftlichen Zuſammenhanges einhergeht, wodurch in vielen Stücken die mecha-

---

[6] Brünn-Prag-Reichenberg 1937, S. 19ff. Vgl. auch Jungbauers Aufſatz „Sprachinſelvolkskunde“ in der Sudetendeutſchen Zeitſchrift für Volkskunde 3 (1930), S. 143.

niſche Abſonderung durch eine um ſo ſtärkere und tiefer gefühlte *Zuwendung zum Muttervolk* wettgemacht wird.

2. Daß das Grenzlandvolk zu einer Brücke zwiſchen dem eigenen Volk und den Fremdvölkern, mit denen es zuſammenleben muß, erwachſen kann, iſt natürlich zuzugeben. Aber auch hier iſt zu ſagen, daß dieſe Brückenſtellung um ſo weniger gewollt wird, um ſo weniger tief im Seeliſchen wirkt, je mehr das Zuſammenleben im Fremdſtaat auf äußerer Gewalt und auf Zwang beruht. Sonſt wird die Brücke zum *Damm*, durch den man ſich mitſamt der eigenen Volksgeſamtheit eher abſchließt als anſchließt.

3. Das höhere Volksbewußtſein, das man dem Grenzdeutſchen zuſchreiben kann, beruht vor allem auch auf den tiefen, ſchickſalhaften Erlebniſſen des Volkstumskampfes und auf den *Einſichten in das Weſen des Volkstums*, die ſich dabei herausſtellen.

4. Es iſt gewiß häufig feſtzuſtellen, daß der Grenzdeutſche ſtärker an ſeinen alten Überlieferungen hängt. Das darf aber keinesfalls mechaniſch aufgefaßt werden. Denn gerade der Grenzdeutſche iſt auch bereit, und er muß es ſein, *Überlieferungen aufzugeben*, wenn ſich ergibt, daß ſie ſeinem Kampf um die Selbſterhaltung entgegen ſind. Es eignet ihm das lebendigſte Beſtreben, die Überlieferungen zu feſtigen, die ihm für ſeinen völkiſchen Kampf wertvoll erſcheinen. Und wo er Entgegenſtehendes und Hemmendes nicht beſeitigt, da verſucht er, es mit einem neuen Gehalt zu erfüllen, mit einem neuen Sinn, einer neuen Bezogenheit eben zu der Hauptaufgabe, die ihm in ſeiner Grenzlage geſtellt iſt. Von ihr aus geſtaltet ſich der ganze Umkreis des Brauchtums und der ſonſtigen Entfaltungen des Volkslebens neu: das iſt die Haupterſcheinung, die die Volkskunde im Grenzland feſtzuſtellen hat und die natürlich eine ganz andere Sonderentwicklung bedeutet, als die lediglich durch die Schul- und Bildungsverhältniſſe des Fremdſtaates herbeigeführte oder die ſich nur im allgemeinen aus dem Zuſammenleben mit anderen Völkern ergibt.

Und gerade dieſe Feſtſtellungen machen es notwendig, auf einige weſentliche Dinge im beſonderen einzugehen.

Die Volkstumseinheit über die Staatsgrenzen hinweg.

Wenn wir uns in der Volkskunde neu darauf einſtellen, dem Volkstumszuſammenhang über die Staatsgrenzen hinweg nachzugehen, ſo kommen wir damit zugleich einem beſonderen Bedürfnis des Grenzdeutſchtums entgegen. Ihm iſt ſehr viel daran gelegen, nicht nur zu wiſſen, daß es zum deutſchen Volk gehört, ſondern auch, wie es hier eingeordnet iſt. Ihm iſt die Herkunftsfrage nicht minder wichtig wie den Volksinſeldeutſchen. Es will auch Klarheit darüber haben, welchem Teil des Geſamtvolkes es im ſtammesmäßigen Aufbau am nächſten ſteht.

Nun gibt es hier freilich Fälle, wo die Sache ſozuſagen auf der Hand liegt. Daß zum Beiſpiel die Südmährer mit den angrenzenden Niederöſterreichern eines Stammes ſind, ja geradezu einen Teil von ihnen darſtellen, ergibt ſich auf den erſten

BIBLIOTEKA ELBLĄSKA ZBIORY ZABYTKOWE

Blick. Aber ſchon für die benachbarten mähriſchen Sprachinſeln war das etwas ſchwieriger. Auch in weiten Teilen des ſudetendeutſchen Schleſiertums iſt der Zuſammenhang über die Grenze hinüber unbeſtreitbar, ebenſo wie vom Baierwald zum Böhmerwald herüber. Aber gerade für Nordweſtböhmen liegt die Sache viel verwickelter. Und hier iſt erſt zuletzt die Forſchung wieder lebhafter in Gang gekommen, ohne daß vielleicht das letzte Wort ſchon geſprochen wäre, wenigſtens was die Benennungen anbelangt.

Die neue ſprachgeographiſche Forſchung, die, im Rheinland erprobt, nun unter Leitung von Th. Frings von Leipzig aus auf das thüringiſch-meißniſch-ſchleſiſche Gebiet übertragen[7] und von E. Schwarz[8] für das ſudetendeutſche Gebiet angewandt worden iſt, hat weſentlich mit beigetragen, die ſtarren und einlinigen Umgrenzungen der Mundartgebiete durch ganze Bündel und Zonen von Linien zu erſetzen und eine ausgeſprochene Dynamik der Laut- und Wortbewegungen zu erarbeiten. Für das Grenzlandbewußtſein ergibt ſich daraus eine neue Auffaſſung des völkiſchen Zuſammenhangs über die Grenze, inſofern alte Mundartgrenzen, die mit der Staatsgrenze zuſammenfielen, nun an Bedeutung weſentlich verloren haben. Das Grenzland ſieht ſich gleichermaßen mit einbezogen in das Geſchiebe und Getriebe zahlloſer und unaufhörlicher Sprachbewegungen wie das Binnenland, es ſieht ſich noch vielfältiger als zuvor verbunden mit zum Teil weit entfernten Gebieten des binnenzu angrenzenden Landes der oſtdeutſchen Neuſtämme, aber auch verſchiedener Gruppen und Plätze des ſtammlichen Altlandes. Und es iſt nun das deutſche Geſamtgebiet von einer einheitlichen Kraft- und Bewegungsentfaltung auf dem Gebiete des mutterſprachlichen Lebens durchflutet, die auch das Grenzland vor den Nationalſtaatsgrenzen nicht mehr als lediglich mechaniſch und räumlich angereihtes Stück des Volklandes erſcheinen läßt, ſondern als einen organiſchen Teil des geſamtdeutſchen Sprachorganismus. Je klarer ſich in der Verbindung ſprachgeographiſcher und geſchichtlicher Forſchungen die Siedlungsbahnen bis weit nach Innerdeutſchland verfolgen laſſen, auf denen die Vorfahren der Grenzlanddeutſchen als die Träger verſchiedener Lautformen und Wörter ins Land gekommen ſind, um ſo ſicherer und beſtimmter findet ſich der heutige Grenzdeutſche ins Mutterland eingeordnet und mitbeteiligt an der Geſamtentfaltung ſeines Volkes.

Anderſeits freilich iſt darüber der vordem viel einfacher dargeſtellte Zuſammenhang aufgegeben worden, der ſich als Zuſammenhang eines homogenen Körpers über die Staatsgrenze hinweg auffaſſen ließ, wenn man zum Beiſpiel die Bezeichnung Oberſachſen für Mundart und Stamm auf den ganzen Gau Sachſen ſamt dem angrenzenden Nordweſtböhmen anwandte. Heute tritt dieſe Bezeichnung vor den Teilbezeichnungen des Vogtländiſchen, Erzgebirgiſchen, Oberlauſitziſchen, des Meißniſchen und Oſterländiſchen zurück und bleibt faſt nur noch für die beiden letztgenannten vorbehalten. Sie zieht ſich demnach von der Staatsgrenze längs des Erzgebirgskammes zurück und entzieht ſich auch dem nordweſtböhmiſchen Deutſchtum: womit dieſes um den bisher gebräuchlichen Dachbegriff für den Volkstumszuſammenhang mit den Brüdern im Gau Sachſen gekommen iſt. Dazu hat auch die Heraushebung der hauptſächlich beſtimmenden weſtöſtlichen Siedlungsbahnen beigetragen, nach der das Böhmiſche Erzgebirgsvorland auf oſtfränkiſche Siedlungsvorgänge zurückgeführt wird und ſich von den mitteldeutſch-thüringiſch-meißniſchen Bahnen im Gau Sachſen abhebt, die hier die Mitte erfüllen, im Norden begleitet von nördlicher anzuſetzenden Bahnen, im Süden jedoch von einem ähnlichen oſtfränkiſchen Streifen zum Erzgebirge zu. Nun iſt freilich gerade mit dieſer ſüdlichen von den drei Siedlungsbewegungen des Sachſengaues der Zuſammenhalt doch wieder ausgeſprochen. Es iſt alſo in einem weſentlichen Streifen das ſüdlichſte Stück Sachſens nächſtverwandt mit dem nordweſtböhmiſchen Deutſchtum: ſollte das nicht zu der Auffaſſung berechtigen, daß man eben aus dieſer Sachlage heraus denn doch der alten oberſächſiſchen Einheit, die das zugehörige Stück Böhmen mitumfaßte, einen einheitlichen Namen prägen oder belaſſen müßte, vielleicht eben den Oberſachſennamen, da ja die Notwendigkeit, das oſterländiſche und meißniſche Gebiet mit dieſem Namen zu umfaſſen, wohl kaum im gleichen Maße anerkannt zu werden braucht. Man ſoll das zunächſt aus der wiſſenſchaftlichen Lage heraus erwägen: ſoweit ſie es zum mindeſten offen läßt, kann man gewiß die angedeuteten volkspolitiſchen Gründe wirkſam werden laſſen.

---

[7] Ebert-Frings-Gleißner-Kötzſchke-Streitberg, Kulturräume und Kulturſtrömungen im mittleren Oſten. Halle 1936.

[8] Ernſt Schwarz, Sudetendeutſche Sprachräume. München 1936. Dazu die früheren Schriften und Abhandlungen von E. Schwarz.

Es ſei nur noch darauf hingewieſen, daß auch die Sprachforſchung die Verbundenheit des Erzgebirgslandes und -vorlandes nördlich und ſüdlich des Kammes durch zahlreiche Einwirkungsbahnen über das Gebirge hinweg betont. Und ſchließlich noch als letztes: daß ja die Mundartzuſammenhänge ſich mit den Volkstumszuſammenhängen nicht ohne weiteres zu decken brauchen, daß vielmehr zu volkstumsmäßigen Einheiten auch Teilgebiete zuſammengehören können, die der Mundartforſcher trennen würde. In dieſer Hinſicht tritt hier die Frage vor uns, ob nicht durch die genauere Unterſuchung des ſächſiſch-böhmiſchen Landes, auf dem Gebiet der Brauchtumsforſchung, der Volksglaubensforſchung, der Siedlungs- und Hausforſchung, der Erforſchung des Saggutes uſw. die Volkstumseinheit neu bekräftigt werden könnte. Im beſonderen empfiehlt ſich ſchon hieraus eine Ausdehnung der Landesaufnahme des Archivs für Volksforſchung und Volkstumspflege in Dresden auch auf die vorgelagerten Landſchaften.

Die Volksgrenze als gemeinſame Gegebenheit für das Volksganze.

Von da aus ergeben ſich weitere wichtige Einſichten. Haben wir es bei einem deutſchen Teilgebiet, das durch die Nationalſtaatsgrenze durchſchnitten wird und ſonach mit ſeinem Randteil zur Volksgrenze vorwärtsgreift, mit einer Volkstumseinheit welchen Grades immer zu tun, ſo müſſen wir ſtets dieſes Ganze auf die Volksgrenze bezogen ſehen. Das ſtellt ſich eben für die Volkskunde überzeugend heraus. Die volkskundliche Forſchung, die hier vom Binnendeutſchtum aus an der Staatsgrenze haltmachen würde, würde ſich der Möglichkeit begeben, eben die Dynamik der Volkstumserſcheinungen bis dorthin zu verfolgen, wo ſie zwar nicht überhaupt, wohl aber im Bereich des eigenen Volkes zu Ende iſt. Und ſie würde all das nicht mit erfaſſen, was uns in der Hausbauforſchung Schiers als ſo außerordentlich wichtig dargetan worden iſt: eben den Formenwandel vom ſchöpferiſchen Binnengebiet zu den Volksgrenzen zu, wo die ſo anders gearteten Formungsgeſetzlichkeiten des Nachbarvolkes beginnen. Und ebenſowenig können dann die Gegenkräfte erfaßt werden, die unter Umſtänden von dieſem Nachbarvolk auch über das vorgelagerte Grenzland hinweg ins deutſche Binnenland gehen, mögen ſie nun bedeutend oder unbedeutend ſein. Und drittens bleiben die beſonderen Geſtaltungskräfte und Auswirkungen der Volksgrenze ſelbſt unberückſichtigt, und mit ihnen die Rückwirkungen des Grenzlanddaſeins ins Binnenland hinein — ſofern ſie nicht zum großen Teil künſtlich abgedroſſelt und abgefangen werden, wie dies allerdings in der Bewußtſeinshaltung des Deutſchen Reiches zur Zeit des Dreibundes tatſächlich zu verzeichnen war. Die Volksgrenze, die man früher viel zu eng als Sprachgrenze bezeichnete, muß endlich grundſätzlich als ein Tatbeſtand erkannt und anerkannt werden, von dem lebendige Wirkungen nicht nur auf das organiſierte und vor allem das politiſche Leben ausgehen, ſondern auch auf das organiſch weiterwachſende Gemeinſchaftsleben der Völker ſelbſt, wie wir es in Sitte und Brauch wohl am deutlichſten verſpüren. Es genügt keineswegs, das Vorhandenſein der Volksgrenze zu konſtatieren, es muß eben auch unterſucht werden, was für eine Grenze das jedesmal iſt, welche Beſonderheit ihr im Umkreis der geſamten Umgrenzung des Volkes zukommt, welche Erſcheinungen ſie bewirkt und welche Dynamik auch ſchon bezüglich der Formen der Vergemeinſchaftung des Volkes und der mannigfaltigſten Volkstumsgüter von ihr ausgeht.

Gerade damit wird man das Grenzland und das Grenzlandleben in ihrer Beſonderheit erfaſſen, der Begriff Grenzland wird lebendig werden als die Bezeichnung eines Feldes reicher Volkstumswirkungen und Volkstumsgeſtaltungen von der Volksgrenze her. Volksgrenze wird dann auch nicht mehr nur wie ein notwendiges Übel erſcheinen, das man, wenigſtens vorübergehend, nicht überſehen darf, ſondern als ein Gegenſtück zur Volksmitte, von gleicher Beſtandsnotwendigkeit und Quellkraft: Wer Mitte ſagt, der muß auch Grenze ſagen!

Grade an der Volksgrenze feſtigt ſich, belebt ſich, verlebendigt ſich die eigenſtändige Kraft der Volkstumsgeſtaltung. Grenzland — das kann nicht heißen, daß man mit dieſem Begriff einen vorgelagerten Volkszweig abgrenzt, um ſich ihn fern, um ſich von ihm in Abſtand zu halten, als ob die Grenzlanddinge nur ihn angingen und nicht unter Umſtänden bis ins Herz des Volkstumszuſammenhangs hereinwirken könnten, müßten und ſollten, ſondern es kann nur heißen, daß hier eine organiſche

Funktion der Geſamtentfaltung des Volkes gegeben iſt. Und dies ſpezifiſche Grenzland- und Grenzerleben kann allerdings manchmal auch in Gegenden unmittelbar oder hinter der Volksgrenze ſchwächer entwickelt ſein als in aufgeſchloſſeneren Landſchaften oder Geſtaltungszentren weit im Inland drin.

Vom Sinn und Ziel des Grenzlandlebens.

Wir werden die Erſcheinungen des organiſch-naturhaften Volkslebens, mit denen ſich die Volkskunde beſchäftigt, im ganzen mehr als bisher vom Lebenskampf und der Lebensnot aus betrachten müſſen, worin die Volksgemeinſchaft ſteht, als Not- und Schickſalsformen, in denen ſich das Gefühl der Lebensgefährdung ausſpricht und nach Sicherungen ſucht. An der Volksgrenze tritt die völkiſche Not in den Vordergrund, hier handelt es ſich um die Lebenserhaltung gegenüber einem andrängenden Fremdvolk und um die Deutſcherhaltung, weil mit dem Abſinken der eigenen Volksart die Fremde das Übergewicht erhielte und mit dem Einbruch fremden Volkes dem eigenen die Lebensmöglichkeit abgegraben würde. Dieſes vorherrſchende Lebensgefühl durchdringt und durchſtrahlt naturgemäß die ganze Lebenshaltung und Gemeinſchaftsgeſtaltung. Sie wird bald zum innerſten Sinn zum Beiſpiel im Brauchtum des Jahreslaufes. Immer tritt, wenn der Volkskampf an der Grenze heftig und leidenſchaftlich geworden iſt, das heißt, wenn er den ganzen Menſchen erfaßt, der Gedanke an den drohenden völkiſchen Gegner neben die ſonſtigen Unheilsgeſtalten oder ſogar an ihre Stelle, deren Abwehr die verſchiedenen Bräuche gewidmet ſind. Und alle ſegnende und beſchwörende Kraft, die im mannigfaltigſten Brauchtum angeregt wird, im Sinnbild der Lebensrute und des Lebensbaumes wie des reinigenden Feuers uſw., wird unwillkürlich auf die Erſtarkung und Kräftigung des eigenen Volkes gegenüber dem beunruhigenden Grenznachbar bezogen.

Was aber heißt: Volkserhaltung, Deutſcherhaltung? Das heißt Sicherung des Lebens in der volkseigenen Gemeinſchaft. Es heißt zugleich Aufrechterhaltung des Volkstums und der Volkheit, der Volkstumsausſtattung und der Eigenart des Volkscharakters. Und bald treten hier einzelne Züge des Volkstumsbereiches und des Volkheitaufbaues als beſonders gefährdet heraus. Es kann zum Bewußtſein kommen, daß man ſich zu läſſig daran gewöhnt hat, fremde Wörter und Wendungen zu gebrauchen, vielleicht ſogar ſchon fremde Lieder mit- oder nachzuſingen, am Brauchtum des Nachbarvolkes Gefallen zu finden, uſw. Es fällt uns die Wendung aus dem berühmten Lied Walthers von der Vogelweide ein, auch wohl eines Grenz- oder Grenzlanddeutſchen:

> übel müeze mir geſchehen,
> künde ich ie mîn herze bringen dar,
> daz im wol gevallen
> wolte fremeder ſite.

Das iſt ein weſentlicher Zug in der Grenzlandhaltung: auf der Hut zu ſein vor eindringendem Fremdtum. Auch ſchon vor ſolchem, das an ſich klein und unbedeutend erſcheint. Denn man kann nicht wiſſen, ob nicht gerade das gefährlich werden kann, indem es immer mehr Fremdes nachzieht, immer mehr Eigenes entwertet: ob ſich nicht durch ein kleines Pförtlein das Fremde und Feindliche einſchleichen wird.

Zweierlei entſpringt ſolcher Erwägung, die an der Volksgrenze beſtimmend iſt. Man muß ſich des Grades der Gefährdung inne zu werden ſuchen, die mit dem einzelnen Stück des Volkstumsaufbaus, dem einzelnen Zug im Volkscharakter verbunden iſt, die ihm droht und die von ſeiner Überwältigung dem Ganzen droht. Es führt alſo die Volksgefährdung an der Grenze zur Scheidung und Sonderung des Volkstumsbeſtandes und Volkheitaufbaues nach der Gefährdetheit und Schutzbedürftigkeit jedes einzelnen Stückes. Das aber wird mitbeſtimmt von der *Wertordnung*, die dem einzelnen Volksgut oder Volkszug im Geſamtaufbau zukommt: geradezu eben vom völkiſchen Wert des vor dem Fremdtum zurückweichenden Sprachgutes, Volksliedes, Trachtenſtückes, Brauchtums, Volkskunſterzeugniſſes uſw. Für den Grenzdeutſchen iſt alſo Volkstum nicht eine Summierung an ſich gleichbedeutender Volksgüter und Volkheit, Deutſchheit nicht eine Anzahl nebeneinander ſtehender Charakterzüge, ſondern *ein geſchloſſener Aufbau*. Darüber muß nachher noch einiges geſagt werden. Hier ſoll zunächſt nur hervorgehoben werden, wie wichtig in dieſem Zuſammenhang für das Grenzlandleben eben die Wiſſenſchaft von Volkstum und Volkheit[9] ſein muß, die wir in unſerer Volkskunde haben, und die uns nicht nur die Überſicht geben ſoll über alles, was eben zum Volkstum gehört, mit dem ſich das Volk charakteriſiert, ſondern die freilich auch ſchon von ſich aus — mehr als ſie es bisher tat —, an die wertende Unterſcheidung des Volkswichtigen und Volksweſentlichen in all der unabſehbaren Fülle von Erſcheinungen des Volkslebens heranzutreten hätte.

Der Volkskunde fällt es dabei auch zu, manches Laienurteil über Volksgüter und Weſenszüge wie über Volkszuſammenhänge zu berichtigen: zum Beiſpiel ob nun eine Volkstracht wirklich als deutſch zu bezeichnen iſt, eine Hausform desgleichen, oder ob der Stammeszuſammenhang richtig geſehen iſt, wenn ſich die kleine Wiſchauer Volksinſel in Südmähren als Schwabeninſel bezeichnete und dadurch von den ſtammverwandten ſüdmähriſchen und niederöſterreichiſchen Deutſchen, zu denen ſie in Wirklichkeit gehört, abſonderte.

Und mit der Volkskunde wird man nicht nur die Volkswichtigkeit, ſondern auch die *Beſtandfeſtigkeit* und Eigenkraft der verſchiedenen Volkstumsgeſtaltungen unterſuchen müſſen bis zur Feſtſtellung, was denn vom Deutſchtum noch bleibt, wenn die Entnationaliſierung, die Entdeutſchung Stück um Stück fortgeſchritten iſt. Aber hier iſt wohl die Sprachinſelforſchung noch zuſtändiger.

---

[9] Vgl. meinen Vortrag „Volkheit und Volkstum" in den Mitteldeutſchen Blättern für Volkskunde, 1937, 2. Heft. Leipzig.

Neuaufrichtung und Wiederausbau von Volkstum und Volkheit.

An der Volksgrenze herrſcht Dynamik auch in dem Sinne, daß ſich die verſchiedenen Erſcheinungen des Volkslebens ſtändig mit den entſprechenden des Nachbarvolkes zu meſſen, ihnen gegenüber zu erproben, ſich zu bewähren haben. Da hat dann die Volkstumspflege ein reiches Arbeitsfeld. Sie muß den Beſtand gefährdeten Volksgutes ſichern helfen. Aber die bloße Schutzarbeit kann natürlich auch hier nicht genügen. Man muß trachten, matt gewordene Volkstumsgeſtaltungen, wenn ſie erhaltungswürdig und volkswichtig ſind, neu zu beleben, neu aufzubauen, zu bereichern und zu entfalten und auch mit neuem Sinn zu durchdringen. Ein wertvolles und verantwortungsvolles Amt der Volkspflege und Volksbildung, bei dem ſie der Mithilfe der Volkskunde nicht entraten können. Studiert man die Wiederaufrichtung der gegneriſchen Völker, ſo erſcheint ſie doch auch im Kern als eine Leiſtung der Volksbildung und Volkserhaltung auf dem Grunde neuer Volkserkenntnis, erneuerter Volkskunde. Da wurde Stück um Stück zuſammengetragen, wieder eingeſetzt und aufgebaut, bis ein geſchloſſenes Geſamtwerk fertig war. So war es bei den Tſchechen wie bei den übrigen Weſtſlawen und bei den Südſlawen. Und manchmal war es deutſcher Übereifer, der den Fremden ſchon verlorenes Volksgut wieder entdeckt und neu zugänglich gemacht hat. An der Wiege des neuen tſchechiſchen Aufſtieges, der ſich in fünf Generationen vollzogen hat, ſtanden deutſche Kulturträger aus dem deutſchen Mutterland, Herder vor allem, und Sudetendeutſche ſelbſt.

Nicht nur das Volkstum, auch die Volkheit, wenn wir damit die Eigengeſtalt eines Volkes, ſeinen Sondercharakter, bezeichnen, bedarf der Pflege und eben an der Volksgrenze erhöhter Aufmerkſamkeit. Auch das Abſinken deutſcher Weſenszüge, ein Läſſigerwerden zum Beiſpiel im deutſchen Rechtsbewußtſein, in der deutſchen Offenheit und Aufrichtigkeit, im männlichdeutſchen Sinn, in der inneren und äußeren Sauberkeit, durch die ſich noch die ſpäten Enkel deutſcher Sprachinſelbeſiedler vor ihrer Umgebung auszeichnen, erleichtert den Übergang zum fremden Volk, die Entdeutſchung, Verſlawung, Verwelſchung. Auch darüber alſo muß gewacht werden. Und wenn ſich in dieſem Betracht die Volkskunde allerdings von den Aufgaben, die Altmeiſter Riehl mit ſolcher Treffſicherheit bearbeitet hat, von der Charakteriſtik des Deutſchtums im ganzen wie im Aufbau ſeiner Stämme und Schläge zurückgezogen hatte, ſo wird ihre neuerliche Zuwendung zu dieſen entſcheidenden Angelegenheiten eben von der Volksgrenze her beſonders unterſtützt und gefördert[10].

An der Volksgrenze und im Grenzland iſt das Bedürfnis naturgemäß beſonders lebendig, zu wiſſen, was denn eigentlich deutſch ſei. Man muß ja auch wiſſen, was es mit dem Fremdvolk auf ſich hat, mit dem man ſich täglich konfrontiert findet. Ohne ſolche Kenntnis aber wird das Wort vom Volke und vom Deutſchtum zur Phraſe. Selbſtverſtändlich kommt es dabei nicht auf das Einzelwiſſen an, das für die Volkskunde wichtig ſein mag, als vielmehr auf ein lebendiges Geſamtwiſſen und Bewußtſein, auf eine klare Weſensſchau — aber ſollten ſie nicht ſelbſt wieder für die Volkskunde wichtig ſein? Die ganze unvermeidbare Abwehrhaltung und kämpferiſche Einſtellung hat Wiſſen dieſer Art zur Vorausſetzung. Wir begrüßen es daher, daß unſere deutſche Volkskunde mit dem Buche „Der deutſche Volkscharakter", das Martin Wähler als ein Sammelwerk im Verlage Diederichs in Jena herausgebracht hat, ſich zu dieſer ihrer Hauptaufgabe wieder zurückgefunden hat. Noch vor ein paar Jahren war es die herrſchende Meinung in den zünftigen Kreiſen, daß die Volkskunde nicht in der Lage ſei, ſolche Aufgaben anzugehen.

---

[10] Der deutſche Volkscharakter. Eine Weſenskunde der deutſchen Stämme und Volksſchläge. Hrsg. von M. Wähler. Jena 1937. Dazu mein Aufſatz „Zur Volkskunde der deutſchen Stämme und Schläge" in den Deutſchen Heften für Volks- und Kulturbodenforſchung I 4, Leipzig 1930.

Welch ſchweres Verſäumnis die Volkskunde dadurch verſchuldet hat, welche Mißſtände ſie dadurch heraufkommen ließ, das ſei hier übrigens gerade an der ſächſiſchen Entwicklung überzeugend nachgewieſen. Ich meine hier den Kampf gegen das Stammeskliſchee vom Bliemchenſachſen, gegen das jetzt von ſeiten der Gauleitung Sachſens ein ſo tatkräftiger Feldzug eingeleitet werden mußte[11], weil die Ausgeburten, die hier zuſtande gekommen waren, einfach nicht länger ertragen werden können und weil die Selbſtſchädigung des Sachſentums, wenn es dieſe Art von Stammescharakteriſtik noch weiter duldete, unmögliche Grade erreicht hätte. Wieſo konnte dieſes verzerrte und häßliche Stammesbild überhaupt zuſtande kommen? Weil die berufenen wiſſenſchaftlichen Kreiſe, weil die zuſtändige Wiſſenſchaft, und das iſt eben die Volkskunde, ſich in die Erforſchung aller möglichen Einzelfragen verloren und über der zu weit getriebenen Spezialiſierung die Geſamtaufgaben aus den Augen verloren hatte, zurückgeſtellt hatte. Da bemächtigten ſich Laienkreiſe der Herausformung des ſächſiſchen Stammesbildes, darunter Laienkreiſe übler Art, die Humoriſten und Komiker, denen es lediglich darauf ankam, mit ihren ſächſiſchen Typen und der verzerrten Mundart die Lacher zu gewinnen. Und da ihre Einnahmen mit dem Lacherfolg ſtiegen, ſo war ihnen ſchließlich jedes Mittel der Überſteigerung ins Draſtiſche recht. So artete die ganze Sache immer mehr aus. Es war niemand da, der ihnen ein wiſſenſchaftlich erarbeitetes und begründetes Gegenbild entgegengehalten hätte. Die Volkskunde geht auch in Sachſen erſt jetzt daran, die Stammescharakteriſtik fürs Ganze wie für die Einzelſchläge des Vogtländers, Erzgebirglers, Lauſitzers, Meißners und Oſterländers herauszuarbeiten und dabei natürlich auch die zugehörigen ſudetendeutſchen Gruppen mit zu berückſichtigen[12]. Übrigens war dieſes verzerrte Stammesbild des Sachſen nicht nur für ihn ſelbſt ein Schaden, ſondern auch für das vorgelagerte Sudetendeutſchtum, das ja für das ganze Deutſchtum drüben im Kampfe ſteht: was ſollen die Gegner des Deutſchtums von uns denken, wenn auch bei ihnen dieſes Kliſchee eines ſchwächlichen und lächerlichen Stammestypus in Geltung kam, von dem eben die Vorhut im unmittelbaren Kampffeld ſteht, der ſudetendeutſche Zweig der oberſächſiſchen Geſamtheit und der Hauptteil das ſchickſalhafte Nachbarland der ſudetendeutſchen Not und Bedrängnis beſetzt hält. Es kann auch in dieſer Hinſicht nur lebhaft begrüßt werden, wenn ein neues, gereinigteres Stammesbild wieder aufſteht, vor dem die Bedränger des Grenzlands draußen wieder den nötigen Reſpekt bekommen müſſen.

---

[11] Rede des Miniſterialdirektors Lahr auf der Verbandstagung des Landesfremdenverkehrsverbandes Sachſen, 15. u. 16. Januar 1937 in Plauen i. V. Dresden.

[12] In Vorbereitung.

Und in ähnlicher Weiſe braucht eben auch das Grenzland draußen ſelbſt die richtige wiſſenſchaftlich begründete Selbſtdarſtellung des eigenen Weſens, die Selbſtverſtändigung über ſich ſelbſt, nicht im Sinne irgendwelcher Überſteigerungen oder Retuſchierungen, ſondern in klarer, nüchterner Erfaſſung der Wirklichkeit: denn nur damit ſind die Anſätze zur Weiterentwicklung für die Volkspflege und Volkserziehung, ja auch für die politiſche Führung und Geſtaltung gegeben. Wenn z. B. der Egerländer weiß, was für ein Menſch er iſt, wenn der Sudetenſchleſier ſich über ſein Weſen klar iſt, dann werden ſie auch wiſſen, wie ſie den Kampf um ihr Recht und ihr Deutſchtum zu führen haben, es wird ihrem Gemeinbewußtſein damit ein Halt, ihrer Entfaltung ein richtiges Ziel gegeben werden können[13].

Die wechſelſeitige Beſtandsbezogenheit der Volkstumserſcheinungen und Volkheitszüge.

Und hier nun ergibt ſich aus dem lebendigeren Ganzheitsbegriff vom Volksweſen, der im Grenzlandkampf erwächſt, eine neue wichtige Einſicht, die für unſere Volkskunde erſt noch ausgewertet werden muß. Wird der Blick erſt geſchärft für die mannigfachen Gefährdungen, denen die verſchiedenen Volksgüter und Weſenszüge an der Volksgrenze ausgeſetzt ſind, ſo wird man bald auch erkennen, daß manche von ihnen mit anderen in einem engeren Zuſammenhang ſtehen. D. h., man wird erleben, daß die Preisgabe des einen die des anderen nach ſich zieht. Das iſt in vielen Fällen unmittelbar einleuchtend. Wird z. B. die ererbte volksmäßige Hausform aufgegeben, ſo wird auch die damit zuſammenhängende Haus- und Wohnungseinrichtung keinen rechten Beſtand mehr haben. Und doch kann ſowohl das eine wie das andere ein Träger und eine Stütze des Volksbewußtſeins, des Deutſchbewußtſeins gegenüber andersartigen Erſcheinungen beim Nachbarvolk geweſen ſein. Und ſogleich hängen damit auch gewiſſe Hausſitten und Bräuche zuſammen, die in geänderten Formen keine rechten Anſatzpunkte mehr haben. Bedeutet nicht die Aufgabe der Tracht an der Sprachgrenze zugleich auch die Aufgabe einer Gemeinſchaftshaltung, die gerade für einen gefährdeten Volksteil von Bedeutung ſein konnte? Und das erſt recht, wenn die Volkstracht eben als deutſche Tracht getragen wurde, ja wenn ſie ſich, wie es z. B. in der Iglauer Volksinſel geſchehen iſt, zu einem offenſichtlichen Kennzeichen und Abgrenzungsmerkmal gegenüber den Tſchechen herausgebildet hatte. Ähnlich bei den Siebenbürger Sachſen. Und ſteht nicht oft die Volkstracht in einer gewiſſen Verwandtſchaft mit dem Hausbau, wie wir es z. B. im Egerland zu erkennen meinen oder auch bei den Gebirgsſchleſiern[14]? Zum mindeſten ſtimmt der Menſch in der Volkstracht beſſer zum altererbten volkstümlichen und landſchaftbedingten Haus als der in einer fremden Tracht oder in der Modekleidung. Wir haben das im ganzen noch nicht recht erforſcht, ob nicht die Farbenwahl, die Schmuckform, die Maßverhältniſſe hier Übereinſtimmungen aufzeigen und ob nicht ein gewiſſes Schmuckbedürfnis und Schönheitsgefühl eines Volkszweiges ſich in allen Äußerungen volksmäßiger Art übereinſtimmend darſtellt. Dann aber bedeutet der Übergang zu neuen oder fremden Ausdrucksformen auf einem Teilgebiet die Erſchütterung des einheitlichen Gefüges. Bei primitiven Völkern hat man das viel bewußter vor Augen. Trifft es auch für unſere Volksſtämme und Volksſchläge zu, ſo wird man erſt recht über die heutige Spezialforſchung zu neuer Zuſammenſchau vorwärtsgehen müſſen.

---

[13] Vgl. mein Büchlein „Das Sudetendeutſchtum in ſeiner landſchaftlich-ſtammlichen Entfaltung". Dresden 1937.

Vielleicht darf hier auch auf das ſchöne Buch von K. Springenſchmid „Bauern in den Bergen“[15] verwieſen werden, wo das mit künſtleriſchem Blick erſchaut iſt. Die Volkstumsausſtattung, der Volkstumsaufbau eines Volksſchlages muß alſo mehr ſein als eine bloße Aneinanderfügung: es muß ein Gefüge ſein, in dem eins das andere bedingt, ſtützt und trägt. Auch wenn z. B. die Hausforſchung oder die Volkstrachtforſchung nicht bei der Verfolgung fertiger Hausformen oder Trachten ſtehenbleiben konnte, wenn ſie das Ganze in Teile zerlegen mußten, um den Wanderungen und Schickſalen dieſer Teile nachzugehen, ſo werden ſich doch die verſchiedenen Hausteile nicht in beliebigen, nicht in allen denkbaren Kombinationen vereinigt finden und ebenſowenig die der Tracht, ſondern es werden doch nur beſtimmte Zuſammenordnungen wirkliche Hausformen und Volkstrachten ergeben. Irgendwie wird in jeder ſolchen verwirklichten Form etwas Ausgewogenes zu finden ſein, eine Angepaßtheit der Teilſtücke aneinander, eine Konſtruktion von innen heraus. Es gibt ja Teilgeſtaltungen, die einander ausſchließen. Ein Dach kann nicht zugleich ein Satteldach und ein Pultdach ſein, beſtimmte Raumgeſtaltungen und Größen hängen von dem Bauſtoff ab, zu beſtimmten Farben treten auch in der Volkstracht nicht alle beliebigen anderen. So aber wird es auch mit der Geſamtentfaltung des Volkstums bei einem beſtimmten Volkszweig ſein. Und das Gefühl dafür iſt eben in den Gemeinſchaften, denen ſolche Volkstumsgeſtaltungen zukommen, lebendig vorhanden. Damit hängt es zuſammen, wenn der Bauer ſo empfindlich iſt gegen gewiſſe an ſich vielleicht recht unbedeutende Neuerungen, z. B. wenn die Tochter die ſtädtiſche Sitte der Verlobung einführen will: da kann er wild werden und auf den Tiſch hauen, weil er darin einen Angriff auf die geſchloſſene Lebensform ſieht, in der er ſteht, die er ſich gar nicht anders vorſtellen kann, die ihm als unverletzliches und heiliges Erbe erſcheint und in der er leben und ſterben will. Ebenſo ſchwer war ja auch manchmal für eine Bauerntochter etwa der Schritt, auch nur von der Kopftücheltracht zur Hutmode überzugehen, wie denn alle dieſe Abweichungen von der geſchloſſenen Form von tiefgreifendſten Gemütsbewegungen begleitet ſein können, die alle nicht nur aus der betreffenden Einzelerſcheinung erklärt werden dürfen, ſondern nur aus der lebendigen Grundvorſtellung von der unbedingten Geſchloſſenheit und Einheit der volkstümlichen Lebensform.

---

[14] Erich Retzlaff, Deutſche Trachten (Königſtein a. T.) hebt das (S. 8) für den Schwarzwald hervor: „Wie ſchön iſt der Einklang von Landſchaft und Tracht, von Haus und Menſch im Schwarzwald.“

[15] München 1936.

Sie gibt ja anderſeits auch allen, die in ihr ihr Leben führen, eine ſo unvergleichliche Stütze, einen feſten Halt, der ſich gerade in ſchwierigen, in ſchickſalhaften Lebenslagen bewährt: und ſchickſalhaft ſind ja eben die, in denen man nicht weiß, wie man ſich verhalten ſoll, in denen ſich des Menſchen eine ſchwere Unſicherheit bemächtigt, die ſich dann in den bereitliegenden Formen des Volksglaubens eben zur Annahme übermenſchlicher Weſen verdichten kann. Die können freilich wieder manche neue und geſteigerte Beunruhigung auslöſen. Sonſt aber weiß der Menſch, der in feſter Brauchtumsgemeinſchaft lebt, gewiß viel ſicherer ſich zu den großen Lebensgeſchehniſſen zu ſtellen, wie zum Tod, zur Geburt, zur Hochzeit, als der vielmehr auf ſich ſelbſt verwieſene und wurzellos gewordene Stadtmenſch.

Leben nun die völkiſch gefährdeten Menſchen und Gemeinden an der Volksgrenze in ſolch geſchloſſenem Volkstumsaufbau, ſo ſind ſie darin und damit gewiß auch gegenüber dem völkiſchen Gegner geſicherter, da ja in vielen Fällen die Fremdformen der Lebensführung und Gemeinſchaftsgeſtaltung, mit denen dieſer an die Grenze oder ſchon über ſie herüberreicht, noch weniger zum ausgewogenen deutſchgeformten Volksweſen paſſen werden als was aus anderen Geſtaltungsgefügen des eigenen Volkes ſtörend herankommt.

Das Gefühl für die Zuſammengehörigkeit und wechſelſeitige Bedingtheit der Volkstumsbeſtände und Volkheitszüge, für die Verletzbarkeit der gegebenen lebendigen Einheit und für ihre Zerſtörbarkeit, wenn man nicht ſtets ſorgſam auf der Hut iſt, das iſt für die Volkserhaltung an der Volksgrenze von unſchätzbarem Wert. Und anderſeits iſt es gerade auch das Leben in der ſtändigen Nachbarſchaft eines Fremdvolkes, das dieſes Gefühl wachhalten und ſteigern hilft. Die Grenzdeutſchen und in Kampfzeiten auch die Grenzlanddeutſchen werden gegen alle Störungen des geſchloſſenen Deutſchtumsaufbaues empfindlicher ſein, und zwar nicht etwa nur in den gebildeten und vielleicht auch ſchon dafür geſchulten Schichten, ſondern auch in den mehr organiſch-naturhaft wachſenden, im brauchtümlichen Gemeinſchaftsganzen lebenden Gruppen. Ja oft in dieſen ſogar im höheren Maße.

Die Bedeutung feſtgeprägter Volksſchläge.

Was für die Volkstumsausſtattung geſagt wurde, gilt auch für den Aufbau des Volkscharakters. Auch hier handelt es ſich nicht um ein loſes Nebeneinander von Einzelzügen, ſondern um ganzheitliche Geſtaltungen. Mit beſtimmten Charakterzügen vertragen ſich andere eben nicht. Verwandte und zuſammenſtimmende aber ſtützen und ſtärken einander. Daraufhin müſſen ſie betrachtet werden, dieſe Zugehörigkeiten müſſen feſtgeſtellt und erforſcht werden. Der Menſch iſt ja das Ziel der Volkskunde. Und die Volksgrenze wirkt ſich auch hier in beſonderer Art aus. Es iſt gewiß, daß ein völkiſcher Gegner darauf aus iſt, ſich das Vordringen zu erleichtern, indem er die Feſtigkeit der Stammesprägung des ihm gegenüberſtehenden Volkszweiges angreift und zu lockern ſucht, daß er ihn ſich anzugleichen ſucht, ſo wie er umgekehrt bisweilen auch die eigene Art zurückſtellt und zurückhält, um leichter herankommen zu können. Es kann ſonach ein Ziel volkserzieheriſcher Bemühungen um die Feſtigung der Volksgrenze ſein, den Grenzſtamm und Grenzſchlag bei der Herausprägung ſeiner Sonderart zu fördern. Solche Bemühungen aber ſetzen die Kenntnis eben dieſer beſonderen Stammesgeſtalt, wie ſie ſich im Geſamtkreis der Lebensentfaltung darſtellt, voraus. Und es iſt natürlich etwas ganz anderes, auf ſolcher volkskundlicher Grundlage an der Stammeserziehung zu arbeiten, als unbeſehen einem Grenzzweig unſeres Volkes nur eine allgemeine Feſtigung ſchablonenhaft aufzudrängen. Deshalb erſcheinen von der Volksgrenze her geſehen gerade die Arbeiten einer charakteriſierenden Volkskunde beſonders wichtig.

Mit ſolchen durchgeprägten Volksſchlägen läßt ſich die Volksgrenze gewiß beſſer halten als mit allerhand verwaſchenem Material. Sie haben dann auch ein viel höheres Selbſtgefühl, ſie verfügen in ihrer Gemeinſchaft über das Gefühl einer gewiſſen inneren Sicherheit und Überlegenheit, das den Selbſterhaltungswillen belebt. Und ſo angeſehen, iſt die Freude an den klargeprägten Stammeszweigen, die z. B. in den Sudetenraum hinübergewachſen ſind, an den Egerländern, den Böhmerwäldern, den Südmährern von der bairiſchen Seite her, oder von der ſchleſiſchen an den verſchiedenen Gruppen eben dieſes grenzgewohnten Stammes vollauf berechtigt. Was ein echter Egerländer iſt, das iſt ein Menſch wie aus einem Guß. Alles, was er tut und redet, kommt wie aus einem einheitlichen Kern, es ſtimmt eins zum andern, und jede Bewegung, jeder Zug um den Mund ſtimmt zum Ganzen: er iſt wie ein Kunſtwerk, von allen Seiten zu betrachten, um das Wort anzuwenden, das Goethe von der alten egerländiſchen Burgſtadt Elbogen geſagt hat. Der Egerländer iſt aber freilich auch ein ganz beſonders in ſich hineingewachſener und gezüchteter Schlag auf ſeinem Abwanderungsgebiet, in das nicht viel Fremdes hereinkam. Aber andere ſtehen ihm nicht ſehr nach. So gilt auch der Kuhländer im nordöſtlichen Mähren, dem Gregor Mendel entwachſen iſt, als ausgeſprochen ſtammes- und deutſchbewußt gegenüber den angrenzenden Tſchechen und Polen.

Ähnlich ſteht es auch mit ſtändiſchen Gruppen, aus denen ſich ja ein Volks- und Heimatſchlag erſt wieder zuſammenſetzt. Nur darf freilich die Sache auch wieder nicht zu weit gehen und zur Starrheit führen, zur Unbeweglichkeit und Unabänderlichkeit. Es muß die nötige Entwicklungsfähigkeit natürlich offenbleiben, denn gerade an der Volksgrenze ſind Umſtellungen oft von größter Bedeutung.

Und ſelbſtverſtändlich ſind es nicht äſthetiſche Angelegenheiten, um die es hier geht: unter der erfreulichen Charaktergeſchloſſenheit bergen ſich Lebensnotwendigkeiten. Es ſind Notformen, die ſich in ſolchen Stammesausprägungen darſtellen. Es iſt viel weniger Willkür im Spiele als man denkt; das Leben läßt ſich eben unter den gegebenen Verhältniſſen oft nur mit einer beſtimmten Geſamteinſtellung und Selbſtgeſtaltung durchſetzen. So iſt es mit unſeren Bauernſchaften auf dem beſtimmten Boden, in dem gegebenen Wetter, bei den vorhandenen Verkehrs- und Abſatzverhältniſſen der Fall. Die Zuſammenſetzung der Gemeinſchaft, das Blutserbe in ihr iſt ſelbſtverſtändlich entſcheidend beteiligt. Alles in allem ergeben ſich dann beſtimmte Weſenszüge und Verhaltensweiſen, ſolche auch zum überkommenen Volkstum und zu neu andringenden Gemeinſchaftsgütern, die dann erſt noch gegeneinander ausgewogen, miteinander harmoniſiert werden müſſen, wenn ſich eine lebensmögliche Ganzheit geſtalten ſoll: ſie tritt uns in den feſter oder weniger feſt umriſſenen Volksſchlägen entgegen. Sind Umformungen nötig, ſo kommt manchmal das ganze Gefüge in Bewegung, ein unglücklicher Zwiſchenzuſtand tritt ein, aber meiſt erfängt es ſich dann doch bald wieder in einer ſicheren Form, die das Gleichgewicht in ſich hat und in ſich ruht.

In der Völkerkunde ſind ſolche Erwägungen und Forſchungen gebräuchlich. Da ſtellt man z. B. feſt, wie vorzüglich ſich etwa die Eskimo an das Polarleben angepaßt haben, wie ſorgfältig ſie ſich alles nutzbar zu machen verſtanden, was ihnen ihre karge Natur an Hilfsmitteln bietet, und wie ſie eine Lebensführung herausgebildet haben, mit der ſie ſich an der Bewohnbarkeitsgrenze doch noch behaupten können. Handelt es ſich an der Volksgrenze auch nicht um Naturgewalten, ſo können doch die menſchlichen Gewalten, die von einem andrängenden Fremdvolk ausgehen, für die Gemeinſchaftserhaltung nicht minder bedeutſam ſein. Es iſt dann manchmal auch nichts anderes als eine Grenze der Lebensmöglichkeit, an die ſich der Grenzſtamm anpaſſen muß, wenn er nicht verdrängt werden will. Bei den Eskimo aber hat man geſehen, wie ungünſtig manche Ziviliſationseinflüſſe wirken können, wenn ſie das mühſam errungene Lebens- und Volkstumsgleichgewicht in Unordnung bringen, und wie raſch ſie dann den Untergang ſolcher Stämme nach ſich ziehen können. Vielleicht iſt auch die Form des Volksglaubens für manche Lebenslagen ſolcher Gemeinſchaften daſeinswichtig und auch durch an ſich vielleicht höhere, aber fremde und unangepaßte Formen nicht zu erſetzen.

Für die Volksgrenze nun, wenn es geſtattet iſt, dieſen Vergleich noch etwas weiterzuführen, können es bisweilen auch Einwirkungen aus dem grenzfernen Binnengebiet des eigenen Volkes ſein, die in das nötige Gleichgewicht wohlausgeformter Grenzlandhaltungen ſtörend eingreifen — Beiſpiele dafür wären in Menge zu geben! Es ſoll nur noch feſtgehalten werden, daß nicht nur im allgemeinen ſolche Volkstumsgeſtaltungen ins Auge zu faſſen ſind, ſondern daß auch die Grenze ſelbſt geſtaltend wirkt im Sinne der Herausformung beſtimmter Grenzlandhaltungen und Charakterausprägungen, Volkheitsgeſtaltungen, die manchmal in den ſtammlichen und ſtändiſchen Strukturen an der Volksgrenze von Jahrhunderten her hervorgegangen, erzwungen oder zum mindeſten vorgeformt ſein können.

Wir müſſen uns bei der Behandlung ſolcher Ausgliederungen unſeres Volkes mit dem Gedanken erfüllen, daß ja alle die zahlloſen Sprachinſeln, die wir außerhalb unſeres geſchloſſenen Volksbodens haben, beinahe etwas ſind wie biologiſche Experimente. D. h., es iſt dafür gleichgültig, wie dieſe Volksgenoſſen dorthin gekommen ſind. Aber nun ſind ſie dort, und nun werden wir ſehen, wie ſie ſich behaupten und entfalten, mit welchen Formen und Graden der Lebensreaktion ſie ſich einrichten. Und nicht anders iſt es auch ſchon an der Volksgrenze und im Grenzland außerhalb des Nationalſtaates. Überall ſtehen Volksteile im Erhaltungskampf, in dem ſie ſich aus dem gemeinſamen Volkserbe die für ihren Lebenskampf dienlichen Volkstumsgüter zu einer geſchloſſenen Beſtandseinheit herausformen und zuſammenſtimmen, wie ſie natürlich auch von anderwärts zuſtrömende Formungen zweckdienlich einſetzen und verwerten: ſelbſt ſolche von feindlicher Seite! Es iſt nicht zu verkennen, daß die Nachbarſchaft von Volk zu Volk zu gegenſeitiger Beeinfluſſung führt und daß man im friedlichen wie im gegneriſchen Nebeneinanderleben voneinander anzieht, aufeinander ſich einſtellt und Volkstumsäußerungen, ja ſelbſt charakterliche Aufbauzüge unter Umſtänden übernimmt. Das ſchlagendſte Beiſpiel ſtellen ja bei den in Mitteleuropa vorherrſchenden Weſtoſtzügen der Kulturübertragung die Weſtſlawen dar mit der Überfülle von Erſcheinungen, die ſie von unſerem Volke übernommen haben, vor allem die Tſchechen, bei denen man ſogar das Betonungsgeſetz ihrer Sprache, durch das ſie ſich von den übrigen Slawen unterſcheiden, auf deutſche Einwirkung zurückführt. Und was haben ſie nicht im Hausbau, an Siedlungsformen, in der Volkstracht, an Sitten und Gebräuchen, ja in Grundzügen der Lebenseinſtellung von uns übernommen, ſo daß ſie von den anderen Slawen vielfach als ſlawiſch redende Deutſche empfunden werden. Damit hängt es zuſammen, daß Volksgut, das uns an der Volksgrenze an ihnen erſcheint, auch wenn es anders iſt als unſer eigenes eben im Grenzland, dennoch von Haus aus gleichfalls deutſch ſein kann, vielleicht nur das Deutſche einer älteren Stufe.

Anderſeits iſt nicht zu verkennen, daß gerade ſolche Überſchichtungen in den Tiefen des Seeliſchen einen ganz beſonderen Widerſtand hervorrufen können, daß ſie dazu führen können, daß nun gerade das Andersartig-Seeliſche erſt recht geſtärkt wird und ſich verſteift, jedenfalls geht das alles ohne ſchwere Innenkämpfe, Zuſammenbrüche und Emporrichtungen nicht ab.

Von der anderen Seite haben natürlich auch die aus dem national geſicherten Binnenraum des Volkes der Grenze zuſtrömenden Erſcheinungen ihre beſonderen Schickſale, die auch bis ins organiſch wachſende Gemeinſchaftsleben hinein von der Volkskunde verfolgt werden müſſen und die ſich zunächſt ſchon in einem gewiſſen ſtärkeren Nationalbewußtſein und feſteren Selbſtgefühl der Grenzlandſchaften äußern können, mit dem ein Großteil des Brauchtums, aber auch ſonſtiger Volkstumsäußerungen ſich durchdringt: vielleicht bis in die Volkstracht, wenn ſie als deutſche Tracht getragen wird, und in den Hausbau, wenn man eben auf die ſtammeseigenen Hausformen gerade an der Sprachgrenze beſondere Sorgfalt verwendet, gegenüber den Chaluppen der Nachbarn, oder was wir ſonſt an verächtlichen Hausbezeichnungen finden, die übrigens zweifellos ſachlich berechtigt ſind. Man ſoll ſich nicht darüber täuſchen, wie tief das Gefühl von der völkiſchen Grenzlage auch beim einfachen Volk erfaßt ſein kann: in den mannigfaltigen Heimweherlebniſſen tritt das zutage oder beim vielleicht gar erzwungenen Aufenthalt drüben über der Volksgrenze im fremden Volk, das ſo gar anders iſt, und deſſen Sprache man nicht verſteht. Grenzlanddichter wie Watzlik, Scholz, Pleyer und Nothacker liefern hier für den Sudetenraum manchen unwiderleglichen Beitrag.

So könnte man wohl ſagen, daß das *Heimatgefühl* im ganzen in der Volksgrenzlage verſtärkt hervortritt: wenn man ſich gegenüber dem nachbarlichen Fremdvolk und Fremdtum wieder bei den Seinen findet, ſo iſt das Gefühl des Geborgenſeins noch um einige Grade höher, als wo man rings von Volks- und Sprachgenoſſen umwohnt iſt. Und um ſo wohltuender wird dann gerade auch die Beſtandfeſtigkeit und Geprägtheit, die Geſchloſſenheit und Eigenart des eigenen heimatlichen Deutſchtumszweiges empfunden und geſchätzt und dazu auch die Lebensfülle und der Formenreichtum und, wo es der Fall iſt, erſt recht die Überlegenheit der Volkstumsausſtattung und der Volkheitsentwicklung. Daß dies in eine ausgeſprochene Stammespflege und Stammeserziehung hinüberleiten kann, mag ſie manchmal auch mehr gutgemeint als günſtig erſcheinen, iſt leicht einzuſehen. Und ſieht man manchmal mit Recht auf gewiſſe Formen der Trachtenpflege von oben herab, ſo ſind die ſeeliſchen Einſtellungen, die hier wie in einem ausgebreiteten und üppig entfalteten Heimat- und Stammesweſen — ich erinnere nur an die Eghalanda Gmoin — zugrunde liegen, durchaus beachtenswert und verdienen eben in noch höherem Maße die wiſſenſchaftliche Unterbauung von der Volkskunde her, ſoweit dies nicht tatſächlich ſchon beſorgt wird. Aber die Unterbauung und Beobachtung gerade auch des Seeliſchen in der Grenzlandhaltung iſt es, auf die aufmerkſam gemacht werden ſoll.

Alles in allem hat mit ſolchen Einſtellungen die Volkskunde doch etwas ganz anderes vor ſich als etwa einen Muſealbeſtand abgelebter Volksgüter, die als wirre, zuſammenhangloſe Maſſe daliegen, mögen ſie auch der Einzelforſchung wertvolle Anſatzpunkte bieten. Das *Volk im Werden* iſt es, das wir hier ſehen, und das eben auch mit ſeinem Volkstumsbeſtand und ſeinem Volkheitsaufbau im kampferfüllten Grenzland noch in ganz beſonderem Maße im Werden ſteht.

Es iſt aber bald feſtzuſtellen, daß die hier hervortretenden Grundzüge ſchließlich auch für das Binnendeutſchtum in Betracht kommen, wenn ſie auch im Nachbarſchaftsverhältnis von Deutſchen zu Deutſchen die Schärfe und Schickſalhaftigkeit der Grenzlanderſcheinungen nicht aufweiſen. Aber Kampf der Lebensformen herrſcht auch hier, und was die Herausbildung neuer Formen betrifft, ſo iſt auch hier überall des Volkwerdens genug zu ſehen. Wie man bei dieſer Sachlage der Volkskunde eine ſtatiſche Haltung zuſprechen will und ihr die dynamiſche Volksauffaſſung aberkennen möchte, iſt gewiß ſchwer einzuſehen.

Geſtaltungs- und Vergemeinſchaftungskräfte.

Es ſind verſchiedene Reihen von Vorgängen, ohne die ſich ein Volk nicht erhalten kann. Gerade in der völkiſchen Dynamik des Grenzlandes wird uns der Blick dafür geſchärft.

Volk iſt nicht einfach gegeben. Volk muß ſich immer wieder erneuern, muß immer wieder werden. Wo die zuſammenhaltenden, die Gemeinſchaft haltenden und immer wieder herſtellenden Kräfte nicht ſtark genug ſind, dort kommt Volk in Gefahr. Dort zerfällt es. Wir haben es im großen ſchon erlebt in der Abgliederung ganzer Randſtämme wie insbeſondere der Niederländer und Flamen, die ja erſt ſeit dem Dreißigjährigen Krieg als ſelbſtändige Völker neben das deutſche Muttervolk getreten ſind. Die Abſonderungskräfte waren ſtärker als die des volksgemeinſchaftlichen Zuſammenhaltes. In der Schweiz, im Elſaß, in Luxemburg ſehen wir ſolche Gegenkräfte an der Arbeit. Wir können noch nicht abſehen, wohin das führen wird. Und auch in Öſterreich fehlen ſie nicht. In der Pfalz wurden ſie blutig unterdrückt und im Saargebiet ſind ſie überwunden worden. Aber weit in den Oſten hinein und nach Süden zu ſehen wir Staatsvölker am Werk, den Volkszuſammenhang von Deutſchtumszweigen zu ſchwächen, zu lockern und alles, was ſich da an eigenen Abſonderungskräften regt, zu fördern und zu unterſtützen.

Unſere Volkskunde hat zugeſehen, wie ſich ſo unzulängliche Stammeskliſchees ausgebildet haben, wie das des Bliemchenſachſen und das nicht minder verheerende des oberbayriſchen „Gaudiburſchen“, gegen den ſchon vor ein paar Jahren mit Unterſtützung des bayriſchen Miniſteriums Müller-Partenkirchen in einem aufſchlußreichen Büchlein[16] zu Felde zog — auch der Weaner mit dem goldenen Herzen, der Urberliner und andere gehören dazu. Unſere Volkskunde darf auch den Vorgängen nicht mit verſchränkten Armen zuſehen, die ſich in weiten Grenzlandgebieten abſpielen und auf eine Lockerung des Volkszuſammenhanges hinauslaufen. Denn das ſind nicht nur Vorgänge, die ſich auf der Ebene des politiſchen Wollens allein abſpielen, vielmehr iſt viel volkhaftes Werden dabei im Gange, das in Sonderentwicklungen auf den Gebieten von Sitte und Brauch und der Charakterentfaltung uſw. vor ſich geht und oft ſchon eine beträchtliche Breite des Lebensganzen durchwirkt und durchformt hat, noch ehe es von der Politik ausgenützt wird — die wiſſenſchaftliche Erforſchung iſt noch lange nicht volksverbunden genug, als daß ſie es rechtzeitig feſtſtellen würde.

Es muß alſo Volk immer neu werden. Schließlich iſt ja Volk überhaupt kein feſter Beſtand, ſondern ein Vorgang der Vergemeinſchaftung. Auch aus dem Volk wachſen immer neue Glieder und Gruppen heraus. Nur wenn dieſem Herauswachſen entſprechende Vorgänge der Einbeziehung die Waage halten, kann Volk beſtehen. Zu den Mitteln der völkiſchen Vergemeinſchaftung zählen aber alle großen Gemeinſchaftserzeugniſſe ſelbſt, mit denen ſich die Volkskunde befaßt, ob wir nun an die Sprache denken, die das vorzüglichſte Mittel der völkiſchen Vergemeinſchaftung darſtellt, oder an Sitte und Brauch, die doch eben hier ihren Sinn finden, oder an die Sachgüter der Volksentfaltung und Volkskunde. Sie alle eben auch auf ihre *Vergemeinſchaftungskraft* zu unterſuchen, in den zeitlichen und örtlichen Ausprägungen, in denen ſie ſich uns darſtellen, das muß doch wohl zu den weſentlichſten Aufgaben der Volksforſchung gerechnet werden.

---

[16] Fritz Müller-Partenkirchen, Das andere Bayern.

Und wir möchten hier unterſcheiden zwiſchen den Vorgängen der Vergemeinſchaftung ſelbſt, inſofern *die Volksglieder und Gruppen* in immer wieder verſchiedenen Zuſammenfaſſungen ein Stück der Geſamtvergemeinſchaftung verwirklichen, die wir Volk nennen, alſo in der Familie wie in der Liebe und Ehe und der Verwandtſchaft, dem Heimatſchlag und dem Volksſtamm, in der Hausgemeinſchaft und Nachbarſchaft, der Gemeinde und den weiteren landſchaftlichen Zuſammenhängen und in dem kameradſchaftlichen, beruflichen und ſtändiſchen Aufbau uſw., und all dieſen Vorgängen eben erſt die *vergemeinſchaftenden Wirkungen der weſenhaften Volkstumsgüter* gegenüberſtellen. Durch die erſte Reihe wird Volk in den verſchiedenen Ausgliederungen und Teilgemeinſchaften. In der zweiten Reihe wird Volkstum, inſofern ja das Gemeinſchaftsleben dieſe Volksgüter nicht nur in ſich wirkſam werden läßt, ſondern ſich auch in ſie hineinlebt und ſie umformt und weitergeſtaltet: ſo wächſt die Sprache in allen unſeren Vergemeinſchaftungskreiſen weiter, wenn ſie nur lebendig genug ſind. Und ein Drittes kommt hinzu: auch die *Weſenszüge unſerer Deutſchheit*, durch die wir uns in allen unſeren Lebensäußerungen als etwas Beſonderes von anderen Völkern abheben, entwickeln ſich weiter oder treten doch immer wieder neu hervor, ſetzen ſich immer wieder neu durch. Es iſt die Volkheit, in der ſich das alles ſammelt.

Und wenn wir das Ziel der Volkskunde mit der Formel „*Volkheit im Volkstum*"[17] bezeichnen, ſo bedeutet dies, daß die Volkskunde die Vorgänge der völkiſchen Vergemeinſchaftung oder auch Entgemeinſchaftung, wenn wir ſo ſagen dürfen, insbeſondere am Wandel der Volkstumsgüter zu beobachten hat, am Volkstum, wie ſie anderſeits gerade von hier aus auf die Grundweſenszüge unſerer Volkheit zu ſchließen hat.

Schlußbemerkung.

Wenn wir alſo ſagen: Grenzlandvolkskunde, ſo iſt es nicht eine bloße Erſtreckung volkskundlicher Forſchungen, wie ſie im Binnenland durchgeführt werden, auch auf das Grenzland, zumal ja an dieſe Dinge das Grenzland von ſich aus manchmal ſchon früher herangegangen iſt. Sondern es handelt ſich um die Entdeckung und Feſtſtellung der beſonderen volkskundlichen Tatbeſtände, die im Grenzland gegeben ſind, und um die volkskundlichen Aufgaben und Verfahren, die ſich hier einſtellen. Es geht um die eigentümliche Dynamik, die vom Phänomen der Volksgrenze ausgeht und immer ſchon ausging und die alle Lebensäußerungen lebendig durchſetzt — manchmal vielleicht geradezu durchwuchert. Dieſe Grenzlandeinſtellung öffnet aber erſt den Blick auch für manche Binnenlanderſcheinung, ſo wie ſie überhaupt mithilft, in der Volkskunde einen neuen lebendigeren und ſchickſalhafteren Volks- und Volkstumsbegriff zum Durchbruch zu bringen, mit dem ſich die Wiſſenſchaft erſt vollgültig in die neue völkiſche Bewegung einfügt.

---

[17] Siehe „Volkheit und Volkstum", in den „Mitteldeutſchen Blättern für Volkskunde" 1937, 2. Heft.

Es ſind ſehr fruchtbare Geſichtspunkte, die ſich hier darbieten. Wenn es in der Volkskunde nun heißt: Vorwärts von den Sachen zum Menſchen! und wenn der hinter den Sachen und Volksgütern ſtehende Menſch in ſeinen Gemeinſchaften verſtanden werden muß, vor allem in der großen Brauchtums- und Überlieferungsgemeinſchaft ſeines Volkszweiges, ſo erhält im Grenzland dieſer Ruf nicht nur beſondere Verſtärkung, ſondern es ſchließt ſich ſogleich die weitere Wendung an von den Gemeinſchaften zur Vergemeinſchaftung ſelbſt und von den Vorgängen der nationalen Vergemeinſchaftung zu den Vergemeinſchaftungskräften. In all den zahlloſen Volkstumsbeſtänden nach dieſen Kräften der Vergemeinſchaftung zu ſuchen, auf der erſt die Erhaltung des Volkes beruht, das bedeutet gewiß eine Neueinſtellung, eine Neufaſſung der volkskundlichen Arbeit. Und hier kehren wir noch einmal zurück zur Betrachtung des Zuſammenhanges von Deutſchtumszweigen, die über die Nationalſtaatsgrenze hinaus ins deutſche Vorland unter fremdſtaatlicher Herrſchaft gedrungen ſind oder durch ungünſtige politiſche Eingriffe vom Mutterboden abgetrennt und Fremdſtaaten einverleibt wurden, zur Betrachtung ihres Zuſammenhanges alſo mit den angrenzenden Stammesteilen im Mutterland. Nur der ſtändige Blick auf die von der Volksgrenze ausgehende Volkstumsdynamik wird uns zum richtigen Verſtändnis der Verbundenheit über die Staatsgrenze hinüber und herüber helfen.

Wir werden ſo endlich davor bewahrt ſein, alles, was uns, die wir vom deutſchen Binnenland kommen, irgendwie ungewohnt oder fremd anmutet, ohne weiteres als *nichtdeutſch*, oder *weniger deutſch* oder *fremdvölkiſch beeinflußt* oder gar als *entartet* aufzufaſſen. Es kann nämlich in Wirklichkeit folgendes vorliegen:

Es handelt ſich lediglich um eine Differenzierung, wie ſie auch im Binnenvolkstum von Landſchaft zu Landſchaft, von Volksſchlag zu Volksſchlag vorkommt.

Es kann ein Nachlaſſen der ſchöpferiſchen Kräfte auf ihrem Zug gegen die Volksgrenze vorliegen und daſelbſt alſo ein Rückzugsgebiet älterer Formen erhalten bleiben. Ihr Studium iſt unter Umſtänden für die Erkenntnis der Binnenformen ſehr ergebnisreich, da ſich aus dieſen älteren Formen als den Vorſtufen die neuern vielfach erſt verſtehen und erklären laſſen.

Es kann aber auch eine gewiſſe Erſtarrung unmittelbar hinter der Volksgrenze eintreten, da ja doch dorthin Anregungen im gemeinſamen Volkszuſammenhang nur von der einen Seite her kommen können, und im Zuſammenhang damit eine Verarmung und Verkümmerung.

Umgekehrt können aber auch lebendige Neubildungen gerade aus der Grenzlage hervorgehen, und zwar zunächſt ſchon deshalb, weil eben die Verkehrsbehinderung die

Selbſtverſorgung mit Volksgut ſteigern kann. Man bleibt beim Erzählen von Volksmärchen und Sagen, weil weniger Literaturgut herandringt, und bildet ſich dann darin empor.

Manchmal herrſcht auch bezüglich der Neuformungen des Volkstums in ſchwerer erreichbaren Randlandſchaften eine gewiſſe Ungeſtörtheit, die es manchen Volkstumserſcheinungen ermöglicht, ruhiger auszureifen: es wird z. B. hier eine Volkstracht unbehelligter weiter getragen und zu Ende geſtaltet; auch Bauformen ergeht es ſo. Anderſeits verſchiebt ſich manchmal das Verhältnis von Volkstumsgebieten untereinander: wenn einzelne nicht mehr genug Anſtöße aus den lebendigeren Zentren des Volkwerdens empfangen, können ſie hinter anderen Erſcheinungen zurücktreten. So kommt es, daß manchmal ein Feſtbrauch, ein Volksſpiel, und ſei es ein Schwerttanz, in einem Rand- oder Außengebiet eine beherrſchende Stellung im Volkstumsaufbau gewinnt und zugleich auch im Volksbewußtſein.

Noch ein weiteres iſt es, wenn nun ein einzelnes Stück der Volkstumsausſtattung geradezu zu wuchern und zu luxurieren beginnt, wozu wir vielleicht die Märchenfülle des Burgenlandes rechnen dürfen, die ſich in der Perſon eines einzigen Straßenkehrers dargeſtellt hat.

Dieſe ſchöpferiſche Neugeſtaltung und Ausformung kann aber auch ſchon von einem geſteigerten Deutſchbewußtſein getragen ſein und den Sinn haben, gerade an der Volksgrenze zu zeigen, wie der Deutſche lebt, ſiedelt, wohnt, ſich kleidet, ſein Tagewerk führt und ſich hält, eben im Gegenſatz zum völkiſchen Nachbarn. So laſſen ſich vielleicht auch gewiſſe Hochleiſtungen deutſcher Hausbaukunſt im Grenzſtamm betrachten, wie wir ſie im Egerländiſchen Bauernhof oder in den ſchönen Fachwerkhäuschen des Böhmiſchen Mittelgebirges vor uns haben.

Dieſer Sinn für die Betonung der angeſtammten Eigenart kann natürlich auch den ganzen Kosmos des Volkstumsaufbaus durchdringen und alles mitformen und abwandeln: es hebt ſich dann ſelbſtverſtändlich vom Hinterland mit ſeiner geringeren Grenzdynamik als andersartig ab — es iſt aber nicht nur nicht undeutſcher als die dortigen Erſcheinungen, ſondern eher eine geſteigerte Deutſchgeſtaltung.

Noch einen Schritt weiter führt es, wenn das Beſtreben vorliegt, Volkstumserſcheinungen unmittelbar in den Dienſt der Volkerhaltung zu ſtellen — was auch nicht erſt durch organiſierte Volkstumsarbeit angeregt werden muß.

Damit kann ſich das weitere Beſtreben verbinden, das Volksleben geradezu dem Mutterland anzugleichen, um den Zuſammenhang zu ſtärken und eine etwa befürchtete Abſonderung zu verhindern. Das ſpielt insbeſondere in nationale Feiern und in mancherlei Feſt- und Brauchtumsgeſtaltungen hinein.

Ein letztes iſt in dieſer Reihe das Bewußtſein der Grenzlandlage und Grenzlandverpflichtung auch in dem Sinne, daß man die beſondere Grenzlandhaltung überall mit einfließen läßt, überall mit zur Darſtellung bringt: man baut, kleidet ſich, arbeitet und feiert eben als der ausgeprägte Grenzlandſtamm und der Menſch der Volksgrenze: es gibt Aufſchriften auf Häuſern uſw., die dies, ſofern es nicht von anderer

Seite verboten wurde, zum Ausdruck bringen. Und ſelbſtverſtändlich können ſolche Stimmungen im Volkslied ihre Ausformung finden.

Das alles ſieht noch durchaus ab von der Einwirkung des Fremdvolkes mit Hilfe ſeines Beſtandes an Volkstumsgütern.

Natürlich gibt es auch Fälle, wo ein Stück des Fremdtums tatſächlich übernommen wurde: ein Fremdwort, eine fremde Wendung, ein Brauchtumszug, an dem oft auch fremdſprachliche Namen haften uſw.

Es darf aber dabei nicht überſehen werden, daß ſolches über die Volksgrenze wandernde Gut manchmal nur eine Rückentlehnung darſtellt. Es kann ſich um ein älteres deutſches oder deutſch geweſenes Trachtenſtück handeln u. dgl.

Nicht nur einzelne und vereinzelte Stücke fremden Volksgutes können herüberdringen, ſondern manchmal auch geſchloſſene Teilbeſtände: z. B. eine Volkstracht. Häufiger vollzieht ſich dies beim Vordringen Deutſcher in früheres Fremdland, daß z. B. Siedlungsformen, ja ſelbſt Hausformen übernommen, bzw. beibehalten werden.

Es kann aber auch von der Lebenshaltung des Fremdnachbars im ganzen etwas herüber abfärben, ohne daß einzelne Volkstumsgüter die Hauptrolle dabei ſpielen müßten. Es gibt dann Grenzdörfer, von denen es heißt: Das ſind ja ſelber ſchon halbe Slawen, oder: Die ſind ja auch nicht beſſer als die da drüben, uſw.

Denkbar iſt auch der Fall, daß eine Neuſchöpfung aus einer Landſchaft hervorgeht, die von zwei Völkern bewohnt wird und die als gemeinſame Leiſtung weiter entwickelt wird. Auch in einem ſolchen Falle iſt nicht gleich von nichtdeutſch zu ſprechen. Es kann dies etwa bei größeren Sagengebilden vorliegen, um nur ein Beiſpiel anzuführen. Oder auch im Brauchtum; da ſagt man dann: Die machen es auch!

Schwieriger ſind die Vorkommniſſe, wo nicht aus dem räumlich-nachbarſchaftlichen Zuſammenhang Volkstumsdinge herüberwandern, ſondern wo ſolche aus dem Mutterland des Fremdnachbars herangebracht werden. Auch das kann geſchehen, vielleicht durch Vermittlung der Schule, in die Kinder unſeres Volkes gehen oder gezwungen werden. Auch aus dem Militärdienſt können ſolche Sachen eingeſchleppt werden.

Seltſam wären die Fälle, wo es geradezu zu einem Austauſch von Volkstumsgütern kommt, ſo daß dann die beiden Völker an der Grenze einander mit Dingen entgegenſtehen, die ſie vom Nachbarvolk übernommen haben. Es kann natürlich auch vorkommen, um dies hier noch mit einzureihen, daß Nichtdeutſches vom fremden Nachbar in Bildungszentren des eigenen Volkes in Aufnahme gekommen iſt oder Mode geworden iſt — z. B. der Ruſſenkittel oder eine ſlawiſche Form der Frauenkleidung — und von dort an die Volksgrenze verſchleppt wird. Auch Melodien kommen hier in Betracht. Und das alles iſt auch ſchon dageweſen!

Endlich ſoll noch darauf aufmerkſam gemacht werden — und damit ſei dieſe Aufzählung geſchloſſen, daß ſelbſt in der Kampfhaltung im Grenzland Grundſtimmungen des Gegners übernommen werden können: wenn ſich in der Abwehr tſchechiſch-huſſitiſcher Leidenſchaftlichkeit auch die Deutſchen zum Haß ſteigern würden, der uns gewiß von Haus aus nicht liegt, oder wenn ſich auf das angreifende Nachbarvolk ſlawiſchen Stammes Züge deutſcher Gründlichkeit und Bedächtigkeit übertragen, mit denen ſie uns dann bekämpfen. Auch das kann das ganze Brauchtum und Volkstumsgebäude mit einer fremdartigen Glut oder Haltung durchſtrahlen, durch die ſich alles etwas wandelt und neu formt[18].

Von dieſer Überſicht aus bedarf es noch eines Blickes auf den Tatbeſtand, daß ja über die Volksgrenze hinweg nicht nur Güter, ſondern auch Menſchen ausgetauſcht werden, die mit ihrer beſtimmten raſſiſchen Anlage zu Mitträgern des Aufbauwerkes im Fremdvolke werden können und außer ihrer raſſiſchen Anlage auch manche völkiſche oder volkhafte Einſtellung mit hinübernehmen, ſo daß wir bei altbenachbarten Völkern von vornherein gar nicht wiſſen, ob nicht Geſtaltungen auf der anderen Seite ſogar von ehemaligen Volksgliedern hervorgebracht wurden in einer Art, die uns vielleicht ſogar gemäßer wäre, als was bei uns ſelbſt herausgekommen iſt. Man kann hier an den tſchechiſchen Turnverein, den Sokol, denken, der nicht nur auf Jahn zurückgeht, ſondern ſogar von einem deutſchſtämmigen Begründer entwickelt wurde und zweifellos die Jahnſchen Grundlagen beſſer bewahrt hat als durch lange Zeitſtrecken hindurch unſer eigenes Turnen! Und vielleicht iſt es uns auch mit der Volkskunde ſelbſt, in einzelnen Stücken wenigſtens, nicht anders ergangen!

---

[18] Vgl. noch die ſchöne volkskundliche Weſensſchau „Siebenbürger Sachſen" von Miſch Orend, Leipzig 1937, ſowie Bruno Schiers Aufſatz „Böhmiſch-ſächſiſche Volkstumseinheit im Lichte der Sachforſchung", in den Mitteldeutſchen Blättern für Volkskunde 1937, 2. Heft; ferner Lutz Mackenſen, „Heimat, Kolonie, Umvolk", in der neuen internationalen Volkskundezeitſchrift Folk 1, S. 24 und desſelben „Volkskunde in der Entſcheidung", Tübingen 1937, und endlich Eugen Lemberg, „Die Bedeutung der Grenzgebiete für die Volkskunde", in der Sudetendeutſchen Zeitſchr. f. Volkskunde, 5, 112.

Zur Erforſchung der deutſchen Oſtbewegung

Von Hermann Aubin

(Schluß)

Der erſte Teil der dreifachen Grundforderung, die hier verfochten wird, konnte in einer ziemlich geſchloſſenen Gedankenführung abgehandelt werden. Der Begriff der zeitlichen Konſtanz der deutſchen Oſtbewegung, um den es ging, reihte die vorgetragenen Einzelheiten auch dann noch bindend aneinander, wenn ſie nur andeutungsweiſe berührt wurden. Der zweite Teil mußte gleich feſter Faſſung ſchon deshalb entbehren, weil es ſich da um einen in den Zeiten wechſelnden Raum oder um ſeine, ihrem Weſen nach meiſt nicht ſcharf zu begrenzenden Abſchnitte handelte. Immerhin war auch dieſem Teile mit der Beziehung auf den Raum noch ein erkennbarer Rahmen geſetzt. Wenn wir nunmehr an den dritten Begriff unſerer Forderung herantreten, dann ſchwinden Grenzen überhaupt dahin. Das Thema „Ganzheit des Inhalts“ iſt nicht nur unerſchöpflich, ſondern im wahrſten Sinne uferlos. Auswahl aus der ſich anbietenden Überfülle der Geſichtspunkte muß mehr denn je ſtattfinden. Dieſe Auswahl kann aber nicht einmal den Anſpruch erheben, auf einer verläßlich ſichtenden Bewertung der einzelnen Gebiete zu beruhen. Denn noch iſt ſehr viel Material, das dem Thema dienen könnte, gar nicht in bezug auf ſeine Einreihung in die deutſche Oſtbewegung betrachtet worden und manch anderes, das hineingehörte, hat man überhaupt noch kaum angeſchnitten. Wir ſind uns alſo bewußt, in den folgenden Ausführungen noch ſtärker als bisher nur Anregungen, Andeutungen und Umriſſe bieten zu können. Vieles davon ſind Zufallsfunde. Man wird nicht erwarten, daß für eine Studie, wie die vorliegende, die Lokalliteratur abgeſucht worden ſei, um für hier und dort gemachte Beobachtungen etwa noch erreichbare Parallelen aufzuſpüren.

Mit allem Bedacht haben wir von der deutſchen Oſtbewegung geſprochen. Das Wort, das die Fülle der Erſcheinungen umſpannen ſollte, die wir in einem inneren Zuſammenhange untereinander ſehen zu dürfen glauben, konnte nicht weit genug gewählt werden, um ſie alle als eine Geſamterſcheinung zu bezeichnen. Was davon bisher allgemein bekannt und anerkannt iſt, ſind nur Teile.

Diejenige Seite, welche am früheſten und bislang am gründlichſten wiſſenſchaftliche Behandlung erfahren hat, das iſt ohne Zweifel die politiſche Geſchichte, welche auf lange Strecken auch ein gutes Stück Kirchengeſchichte mit einſchließt. Das entſpricht allgemein dem Vorrang, den die Staatengeſchichte ſtets eingenommen hat, das entſpringt im beſonderen der Tatſache, daß das politiſche Vordringen der Deutſchen durch alle Jahrhunderte hin nach dem Oſten in weiteſtem Umfange mit der Bildung der führenden deutſchen Territorien zuſammenfiel oder in ſie einmündete; deshalb gerade iſt es Gegenſtand der zeitig und mit Vorzug gepflegten dynaſtiſchen Geſchichtsbetrachtung geworden. Die Forſchungswünſche, welche wir auf dieſem Gebiete anzumelden haben, liegen daher nicht in der Richtung von Tatſachenerſchließung größeren Umfangs. Die etwa vorzubringenden Deſiderata werden früher oder ſpäter von der wohlgeordneten Forſchungsarbeit mit erfüllt werden. Dagegen erhebt ſich als nicht minder umfangreiches Programm die Forderung, die bekannten Tatſachen im Zuſammenhange unſerer volksgeſchichtlichen Frageſtellung zu durchdenken und zu werten. Was iſt der deutſche Gehalt der politiſchen Vorgänge?

Vor die Oſtzüge der deutſchen Kaiſer und Könige von Karl dem Großen angefangen, vor die Bildung der Marken, die Grenzkämpfe der Markgrafen mit den öſtlichen Nachbarn, die vorübergehende oder dauernde Einbeziehung öſtlicher Staatengebilde in das Deutſche Reich oder den Verband der Deutſchen Reichskirche, vor die erſte Ausbreitung der dynaſtiſch zuſammengehaltenen Territorien läßt ſich meiſt noch eindeutig das Vorzeichen „deutſch“ ſetzen. Die urſprünglich ſo ſcharfe Scheidung des deutſchen und des ſlawiſch-awariſch-magyariſchen Lebensraumes und ihrer Kulturen erlaubt für dieſe ältere Periode mit genügender Sicherheit den einen Träger des politiſchen Daſeins dieſer, den anderen jener Sphäre zuzuweiſen. Diejenigen Größen, welche das deutſche Staatsweſen, wenigſtens als oberſte Ordnung, nach dem Oſten ausgeweitet haben, ſtehen feſt. Ihr Deutſchtum iſt dabei natürlich nicht im Sinne modernen Nationalbewußtſeins gemeint[1] — das braucht kaum ausgeſprochen zu werden —, jedoch in dem Sinne, daß die Ausweitung des deutſchen politiſchen Einfluſſes der deutſchen Herrſchaft auch eine ſolche der kulturellen Einflußſphäre und meiſt in erheblicher Tiefe nach ſich zog. Was von den ſlawiſchen Ländern derart unter deutſche Oberhoheit trat, wurde für jene Zeit zu mehr oder weniger intenſiv durchtränktem deutſchem Kulturboden.

Welch reichen Gewinn die ſorgſam in die letzte Falte eindringende und zugleich auf unſer Ziel gerichtete Auslegung längſt bekannter Quellen für die Erkenntnis der deutſchen Oſtbewegung zutage fördern kann, iſt in den letzten Jahren durch Albert Brackmanns zahlreiche Abhandlungen über die Oſtpolitik der deutſchen mittelalterlichen Herrſcher von den Karolingern bis zu den Saliern bewieſen worden[2]. Indem Brackmann die volle Beherrſchung der an der Kaiſer- und Papſtgeſchichte hochausgebildeten Quellenauslegung für die Aufhellung der deutſchen Oſtpolitik einſetzte, hat er das oft noch recht verſchwommene Bild derſelben in mannigfachen Zügen geſchärft, in manchen Abſchnitten neu erſtehen laſſen. Dank ſeiner Studien beſitzen wir heute einen ſehr viel höheren Begriff von der bewußten Planmäßigkeit, mit welcher die deutſchen Könige Politik nach dem Oſtraum hin führten, und eine vertiefte Einſicht in die Triebkräfte, welche hinter der deutſchen Oſtbewegung ſtanden. Die liturgiegeſchichtlichen Unterſuchungen von Hans Hirſch[3] und Gerd Tellenbach[4] ſind hinzugetreten, um klar herauszuſtellen, welche Stärke der Vorſtellung von der dem Kaiſer auferlegten Pflicht der Heidenbekämpfung und der Miſſion im Bewußtſein der Zeitgenoſſen zukam. An ganz entfernter Stelle einſetzend haben Carl Erdmanns Forſchungen[5], die in der Darlegung eines mittelalterlich-chriſtlichen Begriffes des „heiligen Krieges“ gipfeln, die geiſtige Grundlage der Heidenkriege an unſerer Oſtfront noch in ſpäterer Zeit in tieferer Begründung erfaſſen laſſen. — Die oft mit falſchen Grundbegriffen geführte Debatte der letzten Jahre, ob Staufer oder Welfen die Anwälte einer wahren deutſchen Politik geweſen ſeien[6], hat, indem ſie zu neuer Überprüfung der Oſtpolitik Friedrich Barbaroſſas und Heinrichs des Löwen zwang und an ſie mit einer ſehr viel umfaſſenderen Anſchauung der deutſchen Oſtbewegung herantrat als frühere Generationen, dazu geführt, die Fortdauer einer kaiſerlichen aktiven Oſtpolitik auch unter den Staufern zu bejahen[7]; und die lokalgeſchichtliche Einzelarbeit, diesmal nebenbei von O. Schürer während ſeiner kunſtgeſchichtlichen Erforſchung der Burg von Eger geleiſtet, hat die Umriſſe dieſer Politik an einer Stelle eindrucksvoll verdichtet[8].

---

[1] Über die Frage nach dem Vorhandenſein und dem Maß nationaler Bewußtheit im Mittelalter ſiehe unten Anm. 126ff.

[2] Albert Brackmann, Die Oſtpolitik Ottos des Großen, HZ. 134 (1926) S. 242—256. — Die Anfänge der Slawenmiſſion und die Renovatio imperii des Jahres 800. S.-B. d. Preuß. Akad. d. Wiſſ., phil.-hiſt. Kl. 1931, IX. — Der römiſche Erneuerungsgedanke und ſeine Bedeutung für die Reichspolitik der deutſchen Kaiſerzeit, ebenda 1932, X. — Die Anfänge des polniſchen Staates, ebenda 1934, XXIX. — Reichspolitik und Oſtpolitik im frühen Mittelalter, ebenda 1935, XXXII. — Ferner

---

Marcel Beck und Heinrich Büttner, Die Biſtümer Würzburg und Bamberg in ihrer wirtſchaftlichen Bedeutung für die Geſchichte des deutſchen Oſtens. In: Studien und Vorarbeiten zur Germania Pontificia, hrsg. von A. Brackmann III, 1937.

[3] Hans Hirſch, Der mittelalterliche Kaiſergedanke in den liturgiſchen Gebeten, MÖIG. XLIV (1930), S. 1—20, beſ. S. 10ff.

[4] Gerd Tellenbach, Römiſcher und chriſtlicher Reichsgedanke in der Liturgie des frühen Mittelalters, S.-B. d. Heidelberger Akad. d. Wiſſ., phil-hiſt. Kl., Jg. 1934/35, 1. Abh., 1934, beſ. S. 36f.

[5] Carl Erdmann, Die Entſtehung des Kreuzzugsgedankens, 1935. Erdmann gedenkt S. 91ff. der ſteten Verbindung des Heidenkrieges mit der Miſſion als Kennzeichen der deutſchen Oſtfront in ſächſiſcher und ſaliſcher Zeit. Der Gedanke des hl. Krieges gibt aber auch dem Wendenkreuzzug von 1147 und den Preußen- und Litauerfahrten eine ſtändigere, von den augenblicklichen politiſchen Zielen, die damit gleichfalls verfolgt wurden, unabhängige Begründung in der Wertordnung der damaligen Menſchen.

[6] Siehe nunmehr das ſorgfältig abwägende Urteil, das Friedrich Baethgen in der von ihm beſorgten 7. Auflage von Karl Hampes Deutſcher Kaiſergeſchichte in der Zeit der Salier und Staufen, 1937, S. 191, bietet.

[7] Meine Anſicht darüber habe ich in dem Sammelwerk Der deutſche Oſten, ſeine Geſchichte, ſein Weſen und ſeine Aufgaben, hrsg. von Karl C. Thalheim und A. Hillen Ziegfeld, o. J., S. 347f. und S. 352 ausgeſprochen.

[8] Oskar Schürer, Geſchichte von Burg und Pfalz Eger, 1934, hat durch die Betonung, daß Eger Friedrich Barbaroſſa nicht als Mitgift Adelheids v. Voburg zugefallen, ſondern von ihm erſt als Kaiſer aus dem Erbe Friedrichs v. Rotenburg ans Reich genommen worden iſt (S. 18) und durch die Ver-

Glaubt man bis zum Hochmittelalter den nationalen Nenner der ſtaatlichen Gebilde angeben zu können, ſo beginnt ſolche Sicherheit danach ſich zu verlieren. Die an ſich keineswegs ſtets einwandfrei feſtſtehende Grenze des Deutſchen Reiches bildet immer weniger ein verläßliches Kriterium. Noch wird gewiß die Vergrößerung der Askaniſchen Hausmacht[8a], wird vor allem die Gründung des Deutſchordensſtaates ungezweifelt als Weiterwachſen des deutſchen Staatsweſens nach dem Oſten erkannt, auch vermag man in Mecklenburg, Pommern und Schleſien, im Hinblick auf den endlichen Ausgang der nicht nur politiſchen Eindeutſchung, auch die früheren in dieſer Richtung führenden Schritte mühelos einzureihen. Aber ſchon beginnt ſich jene Gruppe von Territorien abzuzeichnen, welche nach Bevölkerungszuſammenſetzung, kultureller Haltung und politiſchen Zielen das neue, das die deutſche Oſtbewegung heraufgerufen hat: das hybride Staatsweſen, in ſo ſtarker und unentſchiedener Durchdringung des Deutſchen und des Oſtvölkiſchen aufweiſen, daß eine klare Zuweiſung zu der einen oder der anderen Seite ſehr erſchwert wird. Der Hauptvertreter dieſer Gruppe iſt das Böhmen Ottokars II. — bei welchem Könige man ſich fragt, ob ſein Sturz und Tod Gewinn oder Verluſt für die Entwicklung des Deutſchtums in ſeinen Stammlanden und damit an einer der entſcheidungsvollſten Stellen unſerer Oſtflanke bedeutet hat —, das Böhmen dann Karls IV. — der die erſte deutſche Univerſität gründete und von den deutſchen Kurprinzen verlangte, daß ſie Slawiſch lernten. Nachdem Böhmen mit der Huſſitenbewegung wieder unbeſtritten tſchechiſche Vorzeichen erhalten hatte, iſt die Rolle, die es im 13. und 14. Jahrhundert als Staat der Mitte und Schmelztiegel deutſchen und ſlawiſchen Weſens geſpielt hatte, im 16. Jahrhundert auf den Komplex der habsburgiſchen Lande übergegangen. Es erhebt ſich das Problem der Deutſchheit Öſterreichs.

Auch der Hohenzollernſtaat iſt einmal auf dem gleichen Wege geweſen wie die Habsburgiſche Hausmacht, aus dem deutſchen Lebensraum in den gemiſchten öſtlichen hineinzuwachſen. Die Anteile, die er aus den Teilungen Polens an ſich genommen hat, machten mehr als 40% ſeines Gebietes im Umfange von 1800 aus[9]. Aber die Entwicklung iſt hier rückläufig geworden, ehe ſie dem Charakter des Staatsweſens entſcheidende Züge verleihen konnte, ſoweit es dieſe nicht ſchon vorher aus der Deutſch-Slawiſchen Miſchung öſtlich der Elbe empfangen hatte. Man wird es ſelbſt in der Periode des ſtärkſten polniſchen Zuwachſes zwiſchen 1793 und 1806, da Warſchau und Bialyſtok preußiſche Städte geworden waren, als ein deutſches Staatsweſen

---

bindung, welche er zwiſchen dem Pfalzenbau in Eger und der böhmiſchen Politik des Rotbarts zeigt (S. 21ff.), die Planmäßigkeit in Friedrichs Oſtpolitik trefflich beleuchtet. Dabei braucht man ſeiner Anſchauung von einem doppelten Kraftlinienſyſtem, das ſich in der Verteilung der Kaiſerpfalzen über Deutſchland ausſprechen ſoll, noch nicht beizupflichten.

[8a] 1285 ſchreibt der Erzbiſchof v. Gneſen an die Kardinäle: dum fines Polonie per principes Theutonie occupantur, qui principes subsunt imperio, et sic fines occupati devolvuntur ad imperium (C. Dipl. mai. Pol. I, Nr. 616).

[9] Darunter ſind allerdings auch ganz deutſchſprachige Teile, wie Weſtpreußen oder das weſtliche Großpolen. Sie ließen ſich bei der verfügbaren Statiſtik nicht ausſcheiden. Der Fehler ihrer Einbeziehung wird z. T. wieder durch nichtdeutſchſprachige Teile in den alten Provinzen aufgehoben.

anſprechen dürfen, wenn damit nicht die Bevölkerungszuſammenſetzung und die dadurch gegebenene kulturelle Unterſchicht, ſondern diejenigen Kräfte gemeint ſind, welche für ſeine Prägung ausſchlaggebend waren. Die Ausbreitung der Hohenzollernherrſchaft über die gedachten Oſtgebiete iſt daher durchaus als ein Stück politiſcher deutſcher Oſtbewegung zu werten. Sie enthielt in ſich die Ausbreitung deutſcher Staatsorganiſation und ihrer ſittigenden Kräfte. Auf dem Fuße folgte ihr die planmäßige Koloniſation überwiegend mit deutſchen Menſchen.

Aber Öſterreich? Niemand kann überſehen, daß das Eintreten des Hauſes Habsburg in das Jagielloniſche Erbe in den böhmiſchen und ungariſchen Ländern einer der entſcheidungsvollſten und folgenreichſten Schritte geweſen iſt, welche das Deutſchtum jemals, zunächſt auf dem politiſchen Felde, nach Oſten getan hat. Es bringt für den größeren Teil des öſtlichen Miſchungsraumes mit einem Schlage die Gegenbewegung der Oſtnationen zum Stehen, die während 100 Jahren der deutſchen Oſtbewegung als Maſſenerſcheinung Halt geboten hatte, ja ſie zurückzuſtauen ſchien; und dies in einem Augenblicke, da noch tiefer vom Südoſten her eine noch weit mächtigere Bedrohung heraufzog. Habsburgs Eintreten verwandelte die politiſche Verteidigungslage und das Rückfluten des Deutſchtums ſehr bald wieder in ein Ausſtrömen und legte über den nie verſiegten Fluß deutſcher Menſchen und Kulturkräfte in einem ſich immer mehr nach Oſten und Südoſten ausweitenden Bereiche den Schutz deutſchen Staatsweſens. Stets iſt Öſterreich von da ab, über die Unterwerfung der böhmiſchen Stände auf dem Weißen Berge und das Blutgericht von Eperies bis zu Joſef II. und der Ära Bach, wenn es ſeine Geſamtmacht ausbauen wollte, gezwungen geweſen, ſeinen Zentralismus in deutſches Gewand zu kleiden. Durch Öſterreich ſind noch die Beſitznahme Galiziens 1772 und der Bukowina 1775, Dalmatiens 1797/1814 und endlich Bosniens und der Herzegowina 1878 in gewiſſem Sinne zu politiſchen Akten der deutſchen Oſtbewegung geworden[10].

Darüber zum mindeſten ſollte bei klarer wiſſenſchaftlicher Überlegung ein Streit überhaupt nicht entſtehen können. Dennoch hat ſich Heinrich v. Srbik, als er die Einheit deutſcher Geſchichte trotz des Mangels an einem geſchloſſenen Nationalſtaate dartun wollte[11], gedrängt gefühlt, nichts *mehr* zu beachten als die Hinweiſe darauf, daß und wieweit Altöſterreich im Wechſel ſeiner Schickſale ein deutſcher Staat geweſen iſt, in welchem Umfange ſein außenpolitiſches Handeln — gewollt oder ungewollt — die allgemein deutſchen Lebensbelange mit vertreten hat und wie ſehr es von deutſchen Kräften getragen worden iſt, weil ihm ſolche ununterbrochen aus dem Reiche zuſtrömten, aber auch, weil die deutſchblütigen Öſterreicher nicht anders wie die übrigen Stämme unſeres Volkes den vollen Anſpruch auf den Namen der

---

[10] Sehr beſtimmt ſpricht G. Ipſen in dem oben Heft 1, S. 47, Anm. 37 angeführten Aufſatz, S. 245 f., von Altöſterreich im 17. u. 18. Jahrh. als von einem „politiſch-ſozialen Syſtem, das deutſche Herrſchaft begründete“.

[11] Siehe das in Heft 1 S. 43, Anm. 27 genannte Buch, von dem hier vor allem ſeines beſonderen Charakters wegen der erſte Band in Betracht kommt.

Deutſchen beſaßen[12]. Daß es notwendig geweſen iſt, unſerem Volke dieſen Nachweis zu führen und ſeine Wahrheit aller Welt nochmals zu wiederholen, hat uns wenigſtens die Reihe neuer Bücher beſchert[13], die in Reichtum und Tiefe die innige Verbundenheit Öſterreichs mit dem anderen Deutſchland durch die Jahrhunderte lebendig vor Augen rücken und ein Beſitztum feſtigen, das niemals hätte in Frage gezogen werden dürfen. Für unſer geſchichtliches Bewußtſein iſt damit der breite Südoſtpfeiler der deutſchen Volksgrenze wieder feſt an ſeinem Ort eingerammt und das Bild der hiſtoriſchen Oſtfront in ihrer ganzen Ausdehnung wiederhergeſtellt, nachdem läſſige Geſchichtsbetrachtung ein Abbröckeln erlaubt hatte.

Indem ſo die Vorfrage nach dem jeweiligen deutſchen Charakter Altöſterreichs eine weithin geſicherte Antwort erhalten hat, kann von dieſer gefeſtigten Stellung aus mit beſſerem Erfolge die Hauptfrage in Angriff genommen werden, die ſich im Sinne unſeres Anliegens dahinter erhebt, die Frage: Was bedeutet die politiſche Potenz Öſterreich als ein Teil der deutſchen Oſtbewegung über den geſchloſſenen deutſchen Volkskörper hinaus und namentlich in Hinſicht auf die fremden Völker des Oſtraumes?

Die Antwort zeichnet ſich bereits ſehr deutlich ab. In Studien, von denen unten in anderem Zuſammenhange ausführlicher die Rede ſein wird[14], iſt vor allem die Erkenntnis gewonnen worden, wie ſtark der öſterreichiſche Staat, ſelbſt noch nach ſeiner Aufſpaltung in die Doppelmonarchie, auf die ununterbrochene innere Verbindung des in ſeinen Grenzen lebenden Deutſchtums und für die Übertragung deutſchen Kultureinfluſſes auf andere Nationen darin eingewirkt hat. Viel ſchwerer als dieſer mittelbaren Wirkung nachzugehen, welche ſozuſagen die einfache Tatſache von Öſterreichs Beſtand ausübte, wird es ſein, die unmittelbare deutſchbildende Kraft ſeiner Einrichtungen zu beſtimmen und abzugrenzen. Hier bieten die genannten Bücher über Öſterreichs deutſche Leiſtung oder Sendung nur nebenher gelegentlich etwas Stoff. Einzig der Beitrag Edmund Glaiſes v. Horſtenau über Öſterreichs Wehrmacht im deutſchen Schickſal zu dem Sammelband von Nadler und Srbik enthält eine Reihe genauer Tatſachen, welche die Bedeutung des altöſterreichiſchen Heeres als eines deutſchen Kulturfaktors verſtehen machen, ſo wenn er von dem langvorhaltenden deutſchen Charakter der aus den deutſchen Erbländern und dem Reich rekrutierten Regimenter, die den Kern der Armee ausmachten, von ihrer abſichtlichen Reinhaltung nach dem Willen des Prinzen Eugen oder von dem hohen Prozentſatz der Deutſchen unter den Berufsoffizieren (75—80 v. H.) noch am Abend des alten Heeres ſpricht[15]. Mehr wird ſich z. B. heute ſchon dem Schrifttum über das Sprachen- und Nationalitätenrecht der Monarchie[16] entnehmen laſſen, und zwar in einem doppelten Sinne. Einmal läßt ſich daraus das amtliche Geltungsbereich der deutſchen Sprache, alſo die Überſchattung fremder Völker innerhalb der Monarchie durch ſie entnehmen; zum andern enthielt die Neugeſtaltung des Sprachenrechts in Öſterreich während des 19. Jahrhunderts, auch überall dort, wo ſie gegen das Deutſchtum erfolgte, ein Gutteil deutſchen Geiſteserbes ſeit Herder, und ſeine juriſtiſche Faſſung war meiſtens deutſche Geiſtesarbeit. Man wird ſich allerdings von dem pſychologiſchen Zwange des Erlebniſſes, das die Entfeſſelung der Fremdnationen und der Zuſammenbruch des deutſchgeführten Öſterreichs im Jahre 1918 bedeutet hat, befreien und lernen müſſen, den Nationalitätenkampf des 19. Jahrhunderts nicht allein unter dem Zeichen des Zurückweichens der Deutſchen zu betrachten[17], ſondern daraus auch die poſitiven Anzeichen der Fortwirkung deutſchen Geiſtesgutes ſelbſt bei den gegneriſchen Völkern herauszuleſen. Es wird außerdem notwendig ſein, den ganzen Staatsapparat durch alle Zeiten in bezug auf ſeinen deutſchen Gehalt und ſeine deutſch-kulturelle Wirkung zu überprüfen. Hier ſteht alſo noch eine ſehr große Arbeit bevor.

---

[12] Die hier verſuchte Ausdeutung der geiſtigen Lage, die Srbik bei der Abfaſſung ſeiner „Deutſchen Einheit" mitbeſtimmt hat, kann vielleicht den Abſtand zu erklären helfen, der zwiſchen ihm und norddeutſchen Kritikern ſeines Werkes klafft, mit denen er ſich ſoeben in einem Aufſatz: Zur geſamtdeutſchen Geſchichtsauffaſſung, Ein Verſuch und ſein Schickſal, in der HZ. 156 (1937) S. 229 bis 262 auseinanderſetzt.

[13] Außer Srbiks Werk iſt der Sammelband: Öſterreich, Erbe und Sendung im deutſchen Raum, hrsg. von Joſef Nadler und Heinrich v. Srbik, 1936, zu nennen. — Das Buch von Erwin Stranik, Öſterreichs deutſche Leiſtung, o. J. (1936), ſtellt mehr eine Stoffſammlung zu ſeinem Thema dar.

[14] Hier aber ſei ſchon auf den an entlegener Stelle gedruckten, aber höchſt inhaltsreichen Artikel von Paul Müller, Wien und das Auslanddeutſchtum (Monatsblatt des Vereins f. Geſch. d. Stadt Wien XVII. [52] Jg. 1935, S. 39—46) hingewieſen, welcher viel wertvolle Einzelheiten und Geſichtspunkte zu dem Thema der deutſchen Ausſtrahlung Wiens ins ungariſche Becken und namentlich zu der Stützung beibringt, die es den Deutſchen darin gewährt hat.

Sie wird weſentlich erleichtert werden, wenn, wie wir es fordern, die ſorgfältige und genaue Analyſe des geſamten Kulturbeſtandes im Oſtraum im Hinblick auf ſeine völkiſche Herkunft fortſchreitet. Die gleiche Frageſtellung und Betrachtungsweiſe gilt naturgemäß aber auch für Preußen, für das ſie noch ſehr wenig angewandt worden iſt. Auch deſſen deutſche Leiſtung im Oſten wird noch ſehr viel deutlicher ſowohl in ihren wirkenden Kräften wie in ihren treibenden Motiven zu beſtimmen ſein als es bisher geſchehen iſt.

Wenn die politiſche Geſchichte den älteſten Beſtandteil unſerer Anſchauung von der deutſchen Oſtbewegung darſtellt, ſo ſteht als Kern dieſes Vorganges den Deutſchen heute die Oſtwanderung früherer Generationen vor Augen. Sie haben davon ein mehr oder weniger bruchſtückhaftes Bild. Bis zu welchen zeitlichen und räumlichen Grenzen die einzelnen Teile desſelben als Geſamterſcheinung zuſammenzufaſſen ſind, das zu zeigen, war die Hauptaufgabe der beiden erſten Abſchnitte dieſer

---

[15] A. a. O., S. 207—222, hier beſ. S. 207ff., 216f., 220.

[16] Dieſe ſeit der 2. Hälfte des 19. Jhs. ſtark anwachſende Literatur iſt jetzt zuſammenfaſſend behandelt in dem von K. G. Hugelmann hrsg. Sammelwerke, Das Nationalitätenrecht des alten Öſterreich, 1934.

[17] Deshalb iſt der ſchöne Beitrag von Karl Braunias, Öſterreich als Völkerreich, zu dem Nadler-Srbikſchen Sammelband, S. 223—262, auch nur in ſeinem erſten Teile, bis zum Ende des 18. Jhs., mit ein paar Gedanken über das Deutſche als Staatsſprache für unſer Thema ertragreich. Im folgenden iſt auch er gänzlich unter dem Geſichtspunkt des Angriffs der Grundvölker geſchrieben.

Abhandlung. Es iſt aber das Bild der Wanderungsvorgänge — beſonders für das Mittelalter, vor der Archivarbeit der letzten Jahre auch meiſt für die Neuzeit — nicht unmittelbar aus erzählenden Quellen geſchöpft oder aus breiter fließendem Aktenmaterial von der Heimat her geſehen worden. Es mußte vielmehr mit einem ganz außerordentlichen Aufwand an wiſſenſchaftlichem Scharfſinn aus einer Menge von mittelbaren Anhaltspunkten und Anzeichen, die meiſt in den Niederſchlägen deutſcher Kulturleiſtung im Kolonialland zu finden waren, erarbeitet, alſo von dort aus rückſchließend und rückſchauend gewonnen werden. Dieſe Anzeichen ſind oft ſehr ſubtiler Natur und ſehr verſtreuten Vorkommens. Es erforderte die Herausarbeitung eigener Methoden und einer langwierigen Kleinarbeit, um dieſen ſchwierig zu handhabenden Stoff ſo zu klären, daß die Anzeichen ſich allmählich zu ſchlüſſigen Beweiſen verdichteten. Dieſe Arbeit iſt noch keineswegs völlig abgeſchloſſen. Es ſei nur an die Deutung und die zeitliche wie völkiſche Zuweiſung beſtimmter Siedlungstypen, wie etwa der Rundlinge oder des Straßendorfes erinnert (ſoweit die Frage nach dem völkiſchen Charakter ſolcher überhaupt richtig geſtellt iſt). Die Beſonderheit aber, daß die Schilderung der deutſchen Oſtwanderung auf weite Umwege angewieſen war, hat es indeſſen mit ſich gebracht, daß mit der Wanderung zugleich ein ſehr viel weiter reichender Teil der deutſchen Oſtbewegung erfaßt und gründlich erforſcht worden iſt. Das Bild der Wanderung wurde ſichtbar erſt im Bilde der deutſchen Niederlaſſung im Oſten. Was iſt nicht alles in dieſen Zuſammenhang hineingezogen und zu dieſem Ende durchgearbeitet worden! Die Formen der Siedlung in Stadt und Land, der Orte wie der Fluren, die Länge der Ruten und der verſchiedenen auf ihnen aufbauenden Hufengrößen, die Gerichtsverfaſſung und die Gemeindeverwaltung, das bürgerliche und das Strafrecht, Agrarweſen und Handwerkertum in allen ihren Teilen, Adelsgenealogien, der geſamte Mundartenbeſtand, die volkskundlichen Erſcheinungen und noch vieles mehr.

Damit iſt die Wanderungsgeſchichte zu allererſt in einem erheblichen Umfange zur Siedlungsgeſchichte geworden. Es mag unentſchieden bleiben, ob die junge Hinwendung zur Siedlungskunde, welche der liebevollen Pflege des Heimatgedankens ſo naheſteht, mehr dazu beigetragen hat, die Koloniſationsgeſchichte zu fördern, oder ob jene Belebung größer iſt, welche aus den Notwendigkeiten der Koloniſationsforſchung für die Siedlungskunde erwachſen iſt. Sicher, daß kein Gebiet unſerer Oſtbewegung heute beſſer unterſucht und ſtärker ins Bewußtſein unſeres Volkes gerückt iſt wie die Siedlungsvorgänge und die von ihnen geſchaffenen Formen. Unter dieſen nehmen aber die ländlichen weitaus den erſten Rang ein. Daß gerade in allerjüngſter Zeit ihnen eine ganz beſondere Aufmerkſamkeit und gerade in dem Sinne geſchenkt worden iſt, auf den es hier ankommt: der Erarbeitung der Überſichten, mit dieſem der Erkenntnis von den Zuſammenhängen und der Aufhellung der Grunderſcheinungen, davon war ſchon im zweiten Teil die Rede[18]. Auch wurde ſchon bemerkt, daß die Forſchung hier nicht bei der altbeliebten Bevorzugung der mittelalterlichen Geſchichte ſtehengeblieben iſt, ſondern in ſehr erheblichem Maße auch die der Neuzeit hereingezogen und dadurch eine vom Mittelalter ausgehende und die ſpäteren Jahrhunderte durchziehende gleichartig rationaliſtiſche Grundhaltung darin erkannt hat[19]. Von der ländlichen Siedlungsgeſchichte braucht daher in folgendem nicht mehr geſprochen zu werden. Denn es kann hier nicht darauf ankommen, dieſen und jenen Einzelwunſch anzumelden. Für eine methodiſche Frage dagegen werde ich noch auf die ländliche Siedlung zurückkommen.

---

[18] Siehe oben Heft 2, S. 314 und 327.

Gegenüber der Dorf- und Flurnormenforſchung iſt die Betrachtung der Stadtgrundriſſe als Geſchichtsquelle zurückgeblieben. Die deutſche Stadtplanforſchung hat zwar von Anfang an die Anlagen des Oſtens ſtets und ſogar im beſonderen Maße in den Kreis ihrer Betrachtungen einbezogen. Doch iſt ſie ja überhaupt erſt zu ſehr allgemeinen Anſchauungen vorgedrungen[20]. Dabei fehlt meiſt die Berückſichtigung der außerhalb des Deutſchen Reiches liegenden Städte, d. h., es iſt ein für die Erkenntnis der deutſchen Oſtbewegung unentbehrlicher Quellenſtoff außer Anſchlag geblieben. Zum anderen iſt man bisher wenig über die Aufſtellung von Grundrißtypen hinausgelangt, für welche man die ſprechendſten Beiſpiele hier und dort herausgegriffen hat. Wir wiſſen heute noch nicht einmal, wieweit die von den Deutſchen nach dem Oſten gebrachte räumliche und bauliche Stadterſcheinung vorgedrungen iſt[20a]. Aber auch über die Verteilung der verſchiedenen Grundrißtypen durch die reſtloſe Aufarbeitung beſtimmter Landſchaften und endlich des ganzen Oſtraumes Klarheit zu gewinnen, auch an dieſe Aufgabe iſt man bisher nur zum Teil herangegangen. Das erſte Beiſpiel davon hat A. Hoenig für Böhmen geboten[21]. Indem er für dieſes eine Land die verſchiedenen dort auftretenden Stadtplanformen auch auf ihre räumliche Verbreitung hin unterſuchte, hat er mit glücklichem Griffe einen ſehr bemerkenswerten Beitrag zur hiſtoriſchen Kulturgeographie des Oſtraumes geliefert. Seinem Beiſpiele ſind jüngſt A. Klaar und A. Haberlandt mit ihrer oben Heft 2 S. 321 Anm. 24 genannten Karte gefolgt. Hoenig hat dort, wo es die Literatur erlaubte, die in Böhmen beheimateten Formen auch an die in den benachbarten Ländern vorkommenden angeknüpft und damit der weiteren Forſchung Wege gewieſen. Leider deckt ſich die Typeneinteilung von Klaar und Haberlandt nicht gänzlich mit der von Hoenig. Eine

---

[19] Siehe oben Heft 2, S. 321.

[20] Daß die bisherige Stadtplanforſchung bei allen Verdienſten doch nur ſehr einſeitig gearbeitet hat, iſt einer der berechtigten Grundgedanken von Walther Gerlachs Aufſatz: Alte und neue Wege in der Stadtplanforſchung. Ein Beitrag zur hiſtoriſch-topographiſchen Poligraphie, den er 1936 in den Hanſiſchen Geſchichtsblättern, 60. Jg. 1935, S. 208—221, veröffentlicht hat.

[20a] Chriſtoph Klaiber, Die Grundrißbildung der deutſchen Stadt im Mittelalter unter beſonderer Berückſichtigung der ſchwäbiſchen Lande (Beiträge zur Bauwiſſenſchaft, hrsg. von C. Gurlitt, Heft 20) 1912, zieht gelegentlich böhmiſche Städte mit heran. Daß heute ausländiſche Städte, wie etwa Poſen, noch im Blickfeld von Franz Meurers richtungweiſender Studie: Der mittelalterliche Stadtgrundriß im nördlichen Deutſchland in ſeiner Entwicklung zur Regelmäßigkeit auf der Grundlage der Marktgeſtaltung, gefallen ſind, die 1915 geſchrieben wurde, liegt nur an der gewaltſamen Grenzverſchiebung von Verſailles.

[21] Anton Hoenig, Deutſcher Städtebau in Böhmen. Die mittelalterlichen Stadtgrundriſſe Böhmens mit beſonderer Berückſichtigung der Hauptſtadt Prag, 1921.

Angleichung der Terminologie und der Typenbildung wäre auf dieſem Gebiete ebenſo zu wünſchen, wie wir ſie für die ländlichen Siedlungsformen begrüßt haben. Die andere landſchaftliche Aufarbeitung von Stadtgrundriſſen, welche außer den genannten noch vorliegt, die Dresdner Techniſche Diſſertation von K. H. Fuhrmann für das Ordensland Preußen, hat den Geſichtspunkt des Vergleiches nicht eingenommen[21a]. Das Ordensland mit ſeiner ſehr gleichförmigen, weil von Staats wegen beſtimmten Siedlungsgeſtaltung, iſt auch weit weniger geeignet, Probleme der gewachſenen Beziehungen zum umliegenden Raum herausſpringen zu laſſen, wie es das von den verſchiedenſten Seiten her Einflüſſe aufnehmende Böhmen tut[22].

Ein Sondergebiet der Siedlungskunde ſcheint ſich als Burgenforſchung entwickeln zu wollen, welche die Burg nicht nur als Bauwerk und für ſich, ſondern ganze Burgenſyſteme und dieſe im Zuſammenhange mit dem „vom Burgengürtel umhegten Siedlungsland“ betrachten[23] und ſie als Kriterium des Siedlungsvorgangs, ja ſogar der ſtammlichen Herkunft ihrer Erbauer bewerten will.

Als ein eigener Typus von beſonderer Bedeutung iſt ſchon lange die Burg des Deutſchen Ritterordens erkannt worden, der in neuerer Zeit K. H. Claſen eine wertvolle Monographie gewidmet hat[24]. Dieſe Burgenart einheitlicher Prägung tritt nicht nur im ganzen Gebiete des Ordens bis hinauf nach Eſtland in Erſcheinung, ſondern hat als deutſches Kulturgut ihren Weg auch an die Grenze der Chriſtenheit gegen die Tataren in Litauen gefunden[25].

Ein zuſammenhängendes Burgſyſtem als Beweis des Fortſchrittes der deutſchen Siedlung hat O. Schürer für das Oberegergebiet im 12. Jahrhundert aufgezeigt[26] und W. Knapp erwartet von der Burgenkunde, wie er ſie fordert und für den deutſchen Südoſten ſelbſt betreibt, allgemein einen weſentlichen Beitrag zur Einſicht in die Abrollung der Siedlungsvorgänge: „So entſteht Schritt um Schritt ein immer deutlicheres Bild der allmählichen Umformung fremder Stammesgebiete in deutſches Markenland.“ Er glaubt, ihr außerdem auch Aufklärung über die Art der Anſiedlung entnehmen zu können: „deutlich enthüllt ſich aus Form und Lage ihre unter zentral organiſierter militäriſcher Leitung . . . wohlerwogene Poſition und ihre Errichtung hier durch eine Anzahl Gleichgeſtellter, dort durch ein Herrengeſchlecht[27]."

[21a] Dipl.-Ing. Karl Heinrich Fuhrmann, Gründung und Grundriß der Stadt des Deutſchen Ritterordens in Preußen. Tech. Diſſ. Dresden 1932.

[22] Dieſe Eigenſchaft, welche ich ſchon einmal in dem oben Heft 2, S. 329, Anm. 50, angeführten Aufſatz hervorgehoben habe, tritt jetzt beſonders eindrucksvoll in dem Kartenbild der Stadtrechte hervor, das Weizſäcker oben Heft 1, Karte I geboten hat.

[23] Werner Knapp, Zum Problem des Burgenbaus, Zeitſchr. d. deutſchen Vereins f. Kunſtwiſſenſchaft 2, 1935, S. 322—325, beſ. S. 323.

[24] Karl Heinz Claſen, Die mittelalterliche Kunſt im Gebiete des Deutſchordensſtaates Preußen, Bd. 1: Die Burgenbauten, 1928. Siehe auch den Artikel „Deutſchbalten und baltiſche Lande“ im HWB. des Grenz- u. Auslanddeutſchtums, Bd. II, S. 170 u. 229, mit Burgenplänen nach K. v. Löwis of Menar, Burgenlexikon Alt-Livlands. 1922.

[25] Nach einem Vortrag W. Kuhns über Wolhynien. Eine freundliche Auskunft K. H. Claſens beſagt, daß es über dieſen Burgenbau keine wiſſenſchaftlich brauchbaren Arbeiten gebe.

[26] In dem oben Anm. 8 genannten Buche, beſ. S. 12 (Karte).

Während Knapp die Burgformen (Ringburg und Wohnturm) ſoziologiſch bedingt anſieht, glaubt Weinelt, nachdem er die Burgen in einem Ausſchnitte des ſchleſiſchen Landes behandelt hat[28], deren verſchiedene Typen beſtimmten, ſtammlich unterſchiedenen Einwanderungsgruppen zuweiſen zu müſſen, alſo umgekehrt im Burgentypus ein neues Motiv in die „Herkunftsforſchung" einführen zu dürfen[29]. Indem er von K. Schuchhardts Grundtypen, der „fränkiſchen" Turmburg oder viereckigen Kaſtellburg und der „ſächſiſchen" Rundburg ausgeht und deren ſtammliche Zuweiſung auch für die Burgenbauer gelten laſſen will, welche dieſe Typen ins Kolonialland übertragen haben, nimmt er wohl verſpätet jene Richtung „ethniſcher" Zuweiſung von Kulturerſcheinungen auf, die ſich meiſt als verfehlt erwieſen haben. Denn ſie arbeiten mit einem viel zu ſtarren Stammesbegriff, auch faſſen ſie oft nicht genügend andere Erklärungsmöglichkeiten ins Auge. Es bleibt aber das Verdienſt Weinelts, einmal auch außerhalb des Ordenslandes den Weg beſchritten zu haben, der allein zu einer genauen Kenntnis jenes Beitrages führen kann, den das einwandernde Deutſchtum zum Burgenweſen der Oſtländer beigeſteuert hat. In einem Einzelfalle iſt dieſer Beitrag durch die Zantocher Ausgrabungen in der eindringlichſten Weiſe an den Tag gebracht worden[30]. Weinelts Arbeitsweiſe läßt darüber hinaus für ein ganzes Gebiet das Maß der neueingeführten Errungenſchaften der Steinburg im Überblick erkennen.

Aufs engſte mit der Siedlungsgeſchichte iſt die Rechtsgeſchichte verbunden. Aber ſie beſitzt auch unabhängig davon ihr eigenes, ihr weit früher und ihr ſehr ſorgfältig beſtelltes Feld. Schon lange iſt man ſich hier klar geworden, daß ſich die Verbreitung des deutſchen Rechts nach dem Oſten nicht allein durch die Wanderung der deutſchen Siedler vollzogen hat, ſondern daß auch eine darüber hinausgehende ſelbſtändige Ausſtrahlung des Rechtes, eine reine Kulturwanderung vorliegt. Wir können freilich nicht jener von polniſchen Forſchern vertretenen Anſicht zuſtimmen, die nur noch von einer Siedlung nach deutſchem Recht ſprechen und darüber die Niederlaſſung von Deutſchen gar nicht ſehen wollen[31]. Gewiß hat im näheren Bereich der polniſchen Forſchung die große mittelalterliche Koloniſationsbewegung in höherem Maße als das in weſtlicheren Landſchaften der Fall geweſen iſt, eine Siedlung Einheimiſcher in deutſchen Rechtsformen ſtatt einer mit deutſchen Menſchen gebracht. Aber es fehlt auch in Polen die letztere keineswegs; die jüngeren Forſchungen haben ſie ſogar, wie ſchon berichtet wurde[32], ſehr viel ſtärker heraustreten laſſen als man ſelbſt nach Kaindls erſter Überſicht annehmen konnte; und vor allem iſt es unſtatthaft, aus dem Schauplatz dieſer weithin getragenen Erſcheinung einen Abſchnitt herauszugreifen und von der Nuance, die ihr Bild dort zeigt, der ganzen Erſcheinung den Namen zu geben[33]. Es handelt ſich hier wieder um einen der Fälle täuſchender Iſolierung, von der in unſerem zweiten Abſchnitt bewieſen wurde, daß ſie der Geſamttatſache der deutſchen Oſtbewegung niemals gerecht werden könne[34]. Immerhin nehmen wir aus jener polniſchen Betonung der Siedlung zwar zu deutſchem Recht, aber nicht immer mit deutſchen Menſchen die Beſtätigung entgegen, daß in ſehr erheblichem Umfange eine ſelbſtändige Wanderung deutſchen Kulturgutes ſtattgefunden hat.

---

[27] Werner Knapp, Burgenbau und Koloniſation. In: Auslanddeutſche Volksforſchung, 1937, S. 198 bis 203. Die dort genannte Arbeit Knapps, Burgenbau, Landwehr und Siedlungsbewegung, Habilitierungsſchrift an der Techniſchen Hochſchule in Graz, 1936, habe ich nicht einſehen, daher auch die Tragfähigkeit der oben ausgeſprochenen Gedanken nicht nachprüfen können.

[28] Herbert Weinelt, Probleme ſchleſiſcher Burgenkunde, gezeigt an den Burgen des Freiwaldauer Bezirks (Darſtellungen und Quellen zur ſchleſiſchen Geſchichte, 36. Bd.) 1936.

[29] A. a. O., S. 12 und noch genauer in Weinelts Aufſatz: Burgen und Siedlung in Schleſien, Schleſ. Jahrb., 9. Jg., 1937, S. 33—44.

[30] Siehe das oben Heft 1, S. 68, Anm. 113 angeführte Buch von Unverzagt und Brackmann.

[31] Siehe die ſchlagende Auseinanderſetzung über dieſes Thema von Richard Köbner, Deutſches Recht und deutſche Koloniſation in den Piaſtenländern, Vierteljahrsſchrift für Sozial- und Wirtſchaftsgeſchichte Bd. 25 (1932) S. 313—352.

Was dieſe Wanderung insgeſamt — ob mit oder ohne deutſche Träger — bedeutet hat, das iſt von der Rechtswiſſenſchaft ſehr beſtimmt ausgeſprochen worden, zuletzt von H. F. Schmid, welcher ſie „einen der bedeutſamſten Prozeſſe der Kulturexpanſion und -aſſimilation in der Geſchichte der europäiſchen Völker“ nennt und „mit dem Vorgang der Kulturausſtrahlung und -vereinheitlichung im Römerreich“ vergleicht[35]. Schmid betont dabei vor allem, „daß die Ausbreitung des deutſchen Rechts in Polen und ſeinen Nebenländern keineswegs nur als rechtshiſtoriſche Erſcheinung gewertet werden kann. Die Erſchließung neuer Geltungsräume für das deutſche Recht bildet den grundlegenden, tragenden Vorgang — die Umgeſtaltung der geſamten geiſtigen und materiellen Kultur die krönende, bis in die Gegenwart hinein wirkſame Folgeerſcheinung.“ Mit dieſer Würdigung iſt das Gebiet der Rechtsgeſchichte als eines der zentralſten der deutſchen Oſtbewegung gekennzeichnet, und es fällt Licht aus ihr ebenſo nach rückwärts auf alle die Erörterungen, welche wir der materiellen Kultur gewidmet haben, wie auch voraus auf jene, welche wir dem Geiſtesleben im Oſtraum widmen wollen. Zugleich erinnert ſie daran, daß die Weiterwirkung des im Mittelalter nach dem Oſten vorgedrungenen deutſchen Rechtes, ja ganz unmittelbar der Fortgang ſeiner Ausbreitung bis in die Neuzeit hinein eine der zahlreichen Brücken zwiſchen den Siedlungsperioden des Mittelalters und der Neuzeit ſchlägt, welche die Konſtanz einer deutſchen Oſtbewegung durch alle Jahrhunderte beweiſen. Es darf in dieſem Zuſammenhange auch nochmals darauf hingewieſen werden, daß ſich die Forſchung auf dieſem Gebiete früh ſchon auch jene andere Ganzheit ihrer Aufgabe hat angelegen ſein laſſen, indem ſie, wenigſtens auf dem am ſicherſten zu bearbeitenden Felde der mittelalterlichen Stadtrechte, die Überſicht über den ganzen Oſtraum gewonnen hat[36].

---

[32] Heft 1, S. 55.

[33] Eine ſolche Ausdehnung liegt an ſich in der Terminologie dieſer Forſcher. Sie wird aber auch unmittelbar vorgenommen, z. B. auf Schleſien. Gegen dieſen Verſuch von Theodor Tyc hat ſich ſchon Köbner a. a. O., S. 339, Anm. 2, gewendet. Jetzt wiederholt ihn Kazimierz Tymieniecki, Kolonizacja a germanizacja na Śląsku. In: Polski Śląsk 26, 1937.

[34] Siehe oben Heft 2, S. 311ff.

[35] Heinrich Felix Schmid, Das deutſche Recht in Polen (Deutſchland und Polen, hrsg. von A. Brackmann, 1933, S. 64—80) S. 64f.

Auch hier bleibt noch manches zu leiſten. Räumlich dürften an den Rändern des deutſchen Kulturbodens einige Nachträge über die Geltung deutſchen Stadtrechtes, z. B. in der Moldau und der Walachei, beizubringen ſein. Den Rechtsinhalt betreffend kann man ſagen, daß wir in der genauen Auseinanderlegung der verſchiedenen ſtädtiſchen und landſchaftlichen Rechtsſtröme, die ſich im Oſten gekreuzt und vermiſcht haben, noch in den Anfängen ſtehen. Die groben Zuweiſungen, welche die Namen des Magdeburger oder des Lübiſchen Rechtes enthalten, genügen bei näherem Zuſehen nicht immer. Aber hier ſteht eine Wiſſenſchaft mit voll ausgebildeten Methoden und klarer Erkenntnis ihrer Aufgaben bereit[37].

Weniger ſicher können wir von der Ausbreitung des deutſchen Rechtes auf dem flachen Lande ſprechen. Sie wird zwar z. T. mit den Stadtrechtslandſchaften miterarbeitet, da ja auch den Dörfern das deutſche Recht oftmals unter dem Namen einer Stadt verliehen worden iſt. Aber es entſteht auch dann die Frage: Was für ein Recht war es eigentlich, das mit ſolcher Verleihung zur Geltung kam? Denn die Verleihenden waren, wie Quellenſtellen zeigen, ſelbſt nicht immer darüber im reinen[38]. Zu einem nicht geringen Teile erſchließen wir andererſeits die Ausbreitung des deutſchen Rechtes auf dem Lande aus den Dorfformen. Gerade am Rande der deutſch durchſetzten Oſtwelt liegen jedoch in großer Zahl dörfiſche Siedlungsformen, deren Herkunft und völkiſche Zuteilung noch eindringender Unterſuchung bedarf. Weil es ſich dabei aber um das Problem des Ineinanderfließens deutſcher und ſlawiſcher Einrichtungen handelt, ſoll erſt unten davon eingehender die Rede ſein[39].

Eine andere Begrenzung der rechtsgeſchichtlichen Erforſchung der deutſchen Oſtbewegung iſt in der Bevorzugung des Mittelalters gegeben. Nur dort, wo etwa mit dem bekannten Weiterwandern des ſächſiſchen Rechtes bis in die Ukraine die Schwelle der Neuzeit überſchritten wird, iſt ihm die vom Mittelalter her kommende rechtsgeſchichtliche Forſcherarbeit gefolgt. Im übrigen iſt die Neuzeit noch ſtiefmütterlich behandelt. So harrt z. B. das Siedlerrecht der deutſchen Koloniſten der neueren Jahrhunderte durchaus noch der ſyſtematiſchen Unterſuchung. Wohl kann man Notizen über einzelne Kolonien ſammeln, man kann die meiſt eng mit dem Neuſiedlertum verbundene geſchloſſene Vererbung der Höfe beobachten[40]. Aber noch ſind wir weit davon entfernt, über die Koloniſationsperiode ſeit dem Abſolutismus auch nur annähernd ſo gut unterrichtet zu ſein, wie über die mittelalterliche. Dennoch ſind dieſe Fragen des geltenden Agrarrechts nicht allein für die Wirtſchaftsverhältniſſe, ſondern vor allem auch für den biologiſchen Aufbau und Beſtand der deutſchen Volksgruppen bis in die Gegenwart entſcheidungsvoll.

---

[36] Siehe oben Heft 2, S. 329.

[37] Ebenda, beſ. Anm. 52 und meine Bemerkungen zur Methode in der ebenda Anm. 50 angeführten Studie.

[38] Beſonders kennzeichnend ſind die Sätze, welche der Erzbiſchof v. Gneſen einmal, 1294, bei Verleihung des Neumarkter Rechtes gebraucht: jus . . . quod est confectum in Sroda vel unde dinoscitur processisse, und: Et quoniam jura predicte civitatis Sroda sunt nobis incognita (Cod. dipl. Maj. Pol. II, Nr. 727).

[39] Siehe unten S. 593.

[40] Siehe die nicht eigentlich wiſſenſchaftliche Zuſammenſtellung von Theodor Hummel, 100 Jahre Erbhofrecht der deutſchen Koloniſten in Rußland, 1936.

Daß von der einen zur anderen Periode Fäden auf dieſem Gebiete herüberleiten, iſt ſchon im erſten Abſchnitt unſerer Darlegungen gezeigt worden[41]. Hier ſind erkennbar deutſche Rechtsgedanken auch in der Neuzeit zur weiteren Auswirkung im Oſten gelangt, und es lohnt ſich gewiß, ihren Umfang und ihre Reichweite nach der Breite und Tiefe hin abzuſtecken. Im übrigen hängt das Erlahmen der deutſchrechtlichen Forſchung an der Schwelle der Neuzeit erſichtlich mit dem Auftreten des römiſchen Rechtes zuſammen. Doch iſt nicht alles neuzeitliche Recht römiſchen Urſprungs, und ſelbſt dort, wo römiſche Rechtsgedanken den Ausgangspunkt bilden, verlangt die Art ihrer Anwendung und ihre Umgeſtaltung durch die Deutſchen Beachtung. Auch in dieſen Jahrhunderten iſt ſicherlich deutſches juriſtiſches Gedankengut dem nichtdeutſchen Oſten zugute gekommen. Bei J. Matl, der, wie wir noch ſehen werden, dem Problem der deutſchen Kulturausſtrahlung nach dem Oſten eine beſondere, fruchtbare Aufmerkſamkeit ſchenkt, findet man z. B. den Hinweis, daß zu Ende des 17. Jahrhunderts das niederöſterreichiſche Prozeßverfahren in den ſlawoniſchen Grenzgebieten des Habsburgerreiches eingeführt worden iſt[42]. Man wird auch die Einführung des preußiſchen Landrechts in den ehemaligen polniſchen Landesteilen für ſich betrachten und ihre Bedeutung an den vorher dort vorhandenen Einrichtungen meſſen müſſen.

Der Siedlungskunde nahe ſteht auf der anderen Seite die Volkskunde. Ihre Beobachtungen führen in Lebensſchichten ein, welche in der ſchriftlichen Geſchichtsüberlieferung oft keinen oder nur einen unzuſammenhängenden Niederſchlag hinterlaſſen haben, und welche dennoch für die Erkenntnis des deutſchen Anteils am kulturellen Aufbau des Oſtraums unentbehrlich ſind. Wir erwarten ſehr viel von der Erweiterung unſeres Quellenſchatzes durch den Stoffbereich der Volkskunde[43]. Spürt ſie doch den Nachwirkungen ſelbſt weit entfernter und längſt verſchütteter Epochen im heutigen Beſtande nach. Das von uns ſchon zweimal wegen ſeines beiſpielhaften Charakters genannte Buch Bruno Schiers über die Hauslandſchaften im öſtlichen Mitteleuropa[44] verſucht nichts Geringeres als an den Haustypen des Oſtens u. a. das bis heute weiterwirkende Erbe der einſtmals dort anſäſſigen Oſtgermanen nachzuweiſen.

---

[41] Siehe oben Heft 1, S. 60.

[42] Joſef Matl, Die Bedeutung der deutſchen Einflüſſe auf die Entſtehung der ſüdſlaviſchen Kulturen (Deutſche Hefte für Volks- und Kulturbodenforſchung, Jg. I [1930/31], S. 209—225), S. 213.

[43] Ich habe dieſe Erwartungen näher bezeichnet in meinem Beitrag zu der Schrift, mit welcher ſeinerzeit die Arbeit am Atlas der deutſchen Volkskunde eingeleitet wurde: Deutſche Volkskunde, Heft 6 der Deutſchen Forſchungen, Aus der Arbeit der Notgemeinſchaft der Deutſchen Wiſſenſchaft (Dt. Forſchungsgemeinſchaft) 1928, S. 106—114.

[44] Siehe oben Heft 1, S. 39 und Heft 2, S. 326.

Von dem volkskundlichen Beſitz der ſeit dem Mittelalter und namentlich in der Neuzeit nach dem Oſten gewanderten Deutſchen haben wir dank der reichen Arbeit vornehmlich der beiden letzten Jahrzehnte bereits ein recht vollkommenes Bild. Wie auf anderen Gebieten auch erweiſt ſich die Arbeit am Handwörterbuch des Grenz- und Auslanddeutſchtums hier nicht nur als eine äußerſt wirkungsvolle Anregung zu gleichmäßiger Sammlung, ſondern auch zu überlegter Ordnung und tieferer Durchdringung des Materials. Für unſere Frageſtellung ſind die nach Oſten vorgetriebenen Volksgruppen inſofern wichtig, weil in ihnen Ausgangspunkte für das Weiterwandern deutſchen volkskundlichen Gutes zu ſehen ſind, das wir beſonders im Auge haben. Was die eindringende Unterſuchung ſolcher in fremdes Volkstum eingeſickerten deutſchen Elemente zutage zu fördern imſtande ſein wird, davon hat jüngſt ein Vortrag A. Haberlandts, in der Überſchau von Finnland bis zu den Südſlawen, einen reizvollen Vorgeſchmack geboten[45]. Er kann als eine Anleitung dazu angeſehen werden, wo weiter zu ſchürfen iſt[46].

Einem nur zu oft in Raritätenfreudigkeit oder in kleinlandſchaftlicher Zerſplitterung bearbeiteten Gebiete läßt eben J. Hanika eine Unterſuchung zuteil werden, in der ſich wiederum der Nutzen einer großräumigen Betrachtungsweiſe für eine durchgreifende typologiſche Unterſcheidung erweiſen wird. Sein Buch über die Sudetendeutſchen Volkstrachten ſoll ein Kapitel „Die Tracht als Weſensausdruck der Artung" enthalten, in welchem er den Verſuch macht, innerhalb des germaniſch-ſubgermaniſchen Miſchungsraumes des Oſtens Grundrichtungen in der Trachtengeſtaltung herauszuarbeiten, welche der beſonderen Anlage der verſchiedenen Volkscharaktere entſpringen[47]. Hier könnte ſich alſo ein Schlüſſel bieten, nach welchem ſich die Elemente des Trachtengutes völkiſch auseinanderlegen ließen. Der Gedanke könnte auch für andere Gebiete, z. B. das der Volkskunſt, fruchtbar werden. Es liegt auf der Hand, daß damit wieder das Handwerkszeug zur Erarbeitung einer vollkommenen Einſicht in die deutſche Oſtbewegung vermehrt wäre.

Daß auch die Wirtſchaftsgeſchichte, die Siedlungskunde weit übergreifend, in den Arbeitsplan zur Erforſchung der deutſchen Oſtbewegung hineingehört, bedarf keines Beweiſes. Dem allgemeinen weſt-öſtlichen Kulturgefälle entſprechend tritt auf den meiſten Gebieten der Wirtſchaft durch alle Jahrhunderte ein Zug von Deutſchland nach dem Oſten zutage, der bald anſchwillt, bald nachläßt, immer aber als eine der Grundrichtungen deutſchen Wirtſchaftslebens erhalten geblieben iſt. Er kann als Wanderung der wirtſchaftenden Menſchen, als Waren- oder Kapitalbewegung auftreten. Auf einige ſeiner Erſcheinungsformen ſei hier hingewieſen. Die Fülle deſſen, was an deutſchen Wirtſchaftsfähigkeiten und an wirtſchaftlichen Gütern unmittelbar durch die breite Anſiedlung Deutſcher nach dem Oſten verſetzt worden iſt, kann allerdings nicht erörtert werden[48]. Es kommt uns vor allem wieder auf jene Erſcheinungen an, welche das geſchloſſene deutſche Volksgebiet überſchritten haben.

---

[45] Arthur Haberlandt, Die Einwirkung der deutſchen Volkskultur auf die öſtlichen Völker (Saga och Sed, Kungl. Gustav Adolfs Akademiens Ärsbock 1936).

[46] Es zeigt wieder einen Fortſchritt unſerer Arbeitsweiſen an, wenn Alfred Karaſek-Langer in ſeinem oben Heft 2, S. 287—308 begonnenen und demnächſt fortzuſetzenden Bericht: Die deutſche Volkskundeforſchung im heutigen Ungarn, auch die magyariſche Seite mitberückſichtigt.

[47] Joſef Hanika, Sudetendeutſche Volkstrachten (Beiträge zur Sudetendeutſchen Volkskunde XXII. Bd. I. Teil), 1937. Seine Grundgedanken hat Hanika bereits in einem Vortrag auf der oben Heft 2, S. 320 genannten Tagung dargelegt.

Im Agrarweſen wäre das Hauptproblem in dieſem Sinne der Einfluß, den die deutſche Landwirtſchaft aller Zeiten auf jene des Oſtraums ausgeübt hat. Dieſes Problem iſt in großem Stile einmal während des ſpäteren Mittelalters gegeben und fällt hier weitgehend mit dem ſchon angeſchnittenen der Siedlung (nur) nach deutſchem Recht zuſammen[49]. Man wird als eine andere ſeiner Formen die Umgeſtaltung der Agrarwirtſchaft der baltiſchen Länder durch die deutſche Oberſchicht von Geiſtlichkeit und Rittern nennen müſſen, die ſich über die eingeborenen Bauern legte. Aber auch in der Neuzeit tritt das Problem auf. Der von neuem nach dem Oſten einſetzende ländliche Siedlerſtrom bringt wieder das ſtumme Beiſpiel der deutſchen Bauernwirtſchaft zur Wirkung, der aufgeklärte Abſolutismus ſieht im Fortſchreiten des 18.—19. Jahrhunderts den Zweck der Deutſchenſiedlung ganz ausgeſprochen in dem Muſter, das ſie für die Fremdvölker aufrichten ſoll[50]. In noch jüngerer Zeit wäre an die kapitaliſtiſchen deutſchen Großgüter in Südrußland zu denken, die bis zum Weltkrieg, z. B. auf dem Gebiete der Schafzucht, führend waren.

Ein Wirtſchaftszweig, in welchem die beſondere Eignung und Schulung der Deutſchen verbunden mit dem allgemeinen Kulturgefälle eine ſehr charakteriſtiſche Wirtſchaftsbewegung nach dem Oſten hin hat entſtehen laſſen, iſt der Bergbau. Die Deutſchen haben ja lange über das Mittelalter hinaus als die Bergleute gegolten. Ihre Wanderungen und Arbeitsſtätten im Oſtraum, die eine reiche Literatur aufgeſpürt hat[51], reichen daher mancherorts über die ſonſt erkennbare Einflußſphäre des Deutſchtums noch hinaus[52]. Auch gilt hier die Fortdauer der Oſtbewegung über die Lücke zwiſchen der mittelalterlichen und der neuzeitlichen Bauernwanderung hinweg.

---

[48] Für das Mittelalter finden ſich einige Gedanken dazu in meinem oben Heft 1, S. 69, Anm. 115 angeführten Aufſatze.

[49] Siehe oben S. 572.

[50] Über dieſen Charakter der Deutſchenſiedlung ſeit Joſef II. ſiehe beſ. W. Kuhn in ſeinem oben Heft 1, S. 55, Anm. 47 genannten Buche für Galizien. Die gleichen Gedanken herrſchen aber auch beim Siedlungswerk Alexanders I., ſiehe Georg Leibbrandt, Forſchungen z. Geſch. d. deutſchen Volkstums in Rußland (Arch. f. Kulturgeſch. XXI [1930], S. 81—94), S. 86.

[51] Auch hier kann jetzt auf die Zuſammenſtellung im Handwörterbuch d. Grenz- u. Auslanddeutſchtums verwieſen werden und zwar S. 372—375, Bd. I, Artikel „Bergbau — I. Die Ausbreitung deutſchen Bergbaus und Bergrechts im Mittelalter“ von Wilhelm Weizſäcker, der bis an die Schwelle des 19. Jhs. heranreicht.

[52] So beſonders in Bosnien und der Moldau.

Gleich den Bergleuten würde es ſich lohnen, die Vertreter anderer techniſcher Berufe zu verfolgen, welche gerade in dieſer Zeitenwende entſtehen und ſich verbreiten und in denen die Deutſchen vorangingen. Man denke an die Geſchützgießerei, an die mehr oder weniger eng damit verbundene Büchſenmeiſterei, man denke vor allem an den Buchdruck. In allen dieſen Berufen hat es eine ſehr ſtarke Qualitätsauswanderung aus Deutſchland gegeben. Der Oſten dürfte ſich darin faſt ganz aus Deutſchland verſorgt haben. Vom Buchdruck wiſſen wir es genau[53]. Die im 16. und 17. Jahrhundert in die Oſtländer eingewanderten deutſchen Buchdrucker haben dort einen ſtarken Anſtoß zur Entwicklung der eingeborenen geiſtigen Kräfte gebildet.

In beſonderem Maße kommt dem Handel die Eigenſchaft zu, von ſeinen Standplätzen und Knotenpunkten aus weite Landſchaften zu durchdringen und in ihrer Wirtſchaftsführung zu beeinfluſſen. Der deutſche Handel hat den Weg über die Volksgrenze nach Oſten in ihrer ganzen Breite ſchon angetreten, ehe die karolingiſche Siedlungsbewegung einſetzte[54], er hat deren erſte Wellen das Donautal hinabbegleitet, um von da ſchon um 900 nach Böhmen, Mähren und ihren Hinterländern zu wirken[55], er hat im 12. Jahrhundert bereits von Regensburg aus ſelbſt im fernen Kiew Fuß gefaßt[56]. Wie im Norden die Niederlaſſung der deutſchen Kaufleute auf Gotland und an der Dünamündung der niederdeutſchen Wanderbewegung vorauseilt, iſt bekannt genug. Die deutſche Städtegründung im Oſten, die z. T. weit über das ländliche deutſche Siedlungsgebiet vorgedrungen iſt, bedeutet dann die Aufſchließung des Raumes von Nowgorod am Ilmenſee bis hinab in die Moldau durch den deutſchen Kaufmann als Rohſtoffgebiet für den Bedarf des Weſtens und als Abſatzgebiet für deſſen Erzeugniſſe in einem großartigen Maßſtabe. Aber auch wenn das Wandern abgeebbt iſt, dann geht die Oſtbewegung im deutſchen Handel unentwegt weiter. Sie wird oft begleitet und geſtützt von Ausleſewanderung und zeigt manchmal auch neue Strömungen. Es ſei an das Ausgreifen des oberdeutſchen Handels am Ausgang des Mittelalters nach Oberungarn und Polen erinnert, das etwa die Diesbach-Watt-Geſellſchaft, die in Bern und St. Gallen beheimatet war, nach Poſen, Krakau und Warſchau führte[57], und das in dem Wirtſchaftsbündnis und der Verſchwägerung der Fugger von Augsburg mit den der Zips entſtammenden Thurzo von Krakau ſeinen ſprechendſten Ausdruck fand. Man muß, um die Stärke dieſer Strömung zu erkennen, hinzunehmen, daß gleichzeitig eine innerdeutſche Nordoſtverſchiebung auf dem Gebiete der gewerblichen Großerzeugung anſetzte, da der Verlag oberdeutſcher Häuſer die zünftleriſche und bald auch die ländliche Leineweberei von Meißen, den Lauſitzen, Nordböhmen und Schleſien befruchtete und zu einer Entwicklung von europäiſcher Geltung brachte[58]. Das bedeutete die Verlagerung eines Hauptzentrums der Leinenproduktion Deutſchlands von Oberſchwaben nach dem mittleren deutſchen Oſten. Schon länger, wenn auch weniger in die Augen fallend, iſt eine Wanderung der Glashütten aus dem Weſten in die mittleren Gebirge des Oſtens im Gange[59].

---

[53] Handwörterbuch f. d. Grenz- und Auslanddeutſchtum, Bd. I, S. 567ff., „Buch- und Büchereiweſen", von J. Rodenberg.

[54] Ich denke an das Diedenhofer Capitulare von 805, MG. Cap. I, Nr. 44.

[55] Siehe das Raffelſtädter Zollweistum von 903—906, ebenda II, S. 253.

[56] Siehe Waſiliewſki in den Verhandlungen d. Hiſt. Ver. v. Oberpfalz und Regensburg Bd. LVII.

[57] Hektor Ammann, Die Diesbach-Watt-Geſellſchaft, 1928, beſ. S. 80ff.

Faſſen wir die Wege des Handels und die Aufgliederung des Oſtraums in Handelsgebiete ins Auge, ſo ergeben ſich Wirtſchaftslandſchaften, welche weitgehend mit jenen übereinſtimmen, welche wir bereits auf Grund erdkundlicher und geſchichtlicher Merkmale herausgearbeitet haben. Um die Oſtſee aufgereiht liegt zunächſt das Gebiet der Hanſe. Es erübrigt ſich aber, von der Hanſe hier zu ſprechen. Das ſoll nicht nur von der hanſiſchen Wirtſchaft gelten, ſondern auch in Hinſicht auf die damit zuſammenhängende Bevölkerungsbewegung oder die davon ausgehende Kulturſtrahlung. Denn die hanſiſche Forſchung iſt hier ſeit alters auf dem Plan, und die von Walther Vogel geleitete Hanſiſche Umſchau bietet Jahr für Jahr die Überſicht ihrer Ergebniſſe in dem denkbar weiteſten Rahmen[60]. Nur daran ſei erinnert, daß die im Verlaufe des Mittelalters faſt gänzlich an die Hanſen übergehende Oſtſeereederei und -ſchiffahrt ein eigener vermerkenswerter Zug der deutſchen Oſtbewegung iſt; und darauf ſei beſonders hingewieſen, daß die oſtwärts gewandte hanſiſche Aktivität nicht mit dem Mittelalter endet, ſondern ohne Bruch in die Neuzeit hineingeht.

Weniger ſyſtematiſch iſt bisher das anſchließende Binnenland behandelt worden, wo namentlich Schleſien als Durchgangsgebiet und Ausfallstor eines deutſchen Handels erſcheint, der ſich danach fächerförmig im weiteren Oſten ausbreitete. Immerhin hat H. Wendt aus reichſter Sachkenntnis ſchon die Grundlinien abgeſteckt[61] und ſteht davor, gemeinſam mit M. Scholz-Babiſch eine Quellenveröffentlichung folgen zu laſſen[62], die ſehr viel Licht auf das deutſche Vordringen in dieſen Raum von Thorn bis Lemberg und Ofen werfen wird.

Am wenigſten iſt für ein zuſammenfaſſendes Bild des nach Oſten ausgreifenden Handels in der Richtung ſeiner dritten Bewegungsachſe, der Donauſtraße, geſchehen. Vielleicht hängt das damit zuſammen, daß infolge der widrigen Schickſale des Donaubeckens und des weiteren Südoſtens die Bewegung hier die geringſte Beſtändigkeit aufweiſt[63], ſo daß auch ihre Bearbeitung zerſplittert iſt.

---

[58] Siehe den zuſammenfaſſenden Aufſatz von Guſtav Aubin, Aus der Entſtehungsgeſchichte der nordböhmiſchen Textilinduſtrie, oben Heft 2, S. 353—377, dazu für Schleſien die neuen Nachrichten über frühen Leinwandhandel in den beiden Breslauer phil. Diſſertationen von 1936: Johannes Halbsguth, Beiträge z. Sozial- und Wirtſchaftsgeſch. d. Stadt Jauer, S. 87f., und Herbert Kaulbach, Aus der Verwaltungs- und Wirtſchaftsgeſch. d. Stadt Jauer v. Ende d. 30jähr. Krieges b. z. Preuß. Beſitzergreifung (1648—1740), S. 2ff.

[59] Angedeutet in dem oben Heft 1, S. 66, Anm. 107 erwähnten Aufſatz von Margarete Klante. Mehr iſt von den nächſten Veröffentlichungen der Verfaſſerin zu erwarten.

[60] Erſcheint jährlich in den Hanſiſchen Geſchichtsblättern, hrsg. vom Hanſiſchen Geſchichtsverein.

[61] Heinrich Wendt, Schleſien und der Orient (Darſtellungen und Quellen z. Schleſ. Geſch. 21), 1916.

[62] Quellen zur Schleſ. Handelsgeſchichte, hrsg. von Heinrich Wendt und Marie Scholz-Babiſch. Die erſte Lieferung ſteht vor dem Erſcheinen.

Wer aber das Schrifttum über den Oſthandel insgeſamt muſtert, das heute ſchon vorliegt, der wird leicht erkennen, daß die Forſchung gerade dieſer Seite der deutſchen Oſtbewegung nur dann gerecht werden kann, wenn ſie dem Weſen des länderverknüpfenden Handels entſprechend ſeine Fäden tief vom inneren Deutſchland her anſpinnt und ſelbſtverſtändlich auch die überdeutſchen Beziehungen nicht aus dem Auge läßt, die in ihn einfließen.

Weſt-öſtliches Kulturgefälle im Warenabſatz und in der Wanderung der Produktionsſtätten oder der Wirtſchaftsträger nach dem Oſten wiederholt ſich in neuen Wellen und Formen, wenn die Mechaniſierung, der Kapitalismus und die Bildung der zollgeſchützten Staatswirtſchaftsgebiete eine neue Epoche heraufführen. Während die ländliche Oſtwanderung deutſcher Siedler ſchon in die fernſten Landſchaften vorrückt[64], ziehen deutſche Unternehmer, Techniker, Werkmeiſter und Facharbeiter in einem noch gar nicht erfaßbaren Umfange in die Randgebiete des näheren Oſtraums ein, um ſich bald auch tiefer darin auszubreiten. Der Deutſche wird wieder für manche Oſtvölker der Techniker[65]. Es iſt ein Rieſenkapitel moderner Wirtſchaftsgeſchichte, das hier gerade nur angerührt werden ſoll, denn noch fehlt es allenthalben an Arbeiten, welche erlaubten, auch nur einen annähernden Überblick über das Maß zu geben, in welchem ſeit der Wirtſchaftswende des 19. Jahrhunderts deutſche Unternehmer, deutſche Arbeiter und deutſches Kapital an dem Aufbau der modernen Volkswirtſchaften des Oſtraumes teilgehabt haben. Mit Befriedigung kann feſtgeſtellt werden, daß ſich unſere Forſchung auch dieſer Aufgabe bewußt zu werden begonnen hat[65a]. Wie aber die jüngſte Wirtſchaftsgeſchichte überhaupt noch ſehr im argen liegt, ſo ſtellen ſich der Bearbeitung der hier aufgeworfenen Frage die größten, beſonders gearteten Schwierigkeiten entgegen. Die Heraushebung des deutſchen

---

[63] Über die häufige Sperrung der Donauſtraße in der Frühzeit der Oſtbewegung ſiehe Franz Baſtian, Die Legende vom Donauhandel im Frühmittelalter (Vierteljahrsſchr. f. Sozial- und Wirtſchaftsgeſchichte Bd. 22 [1929] S. 289—332).

[64] Siehe oben Heft 1, S. 64.

[65] Sextil Pușcariu, Deutſche Kultureinflüſſe auf das Rumäniſche Volk (Vom Leben und Wirken der Romanen, hrsg. v. Emil Gamillſcheg, II. Rumäniſche Reihe, Heft 6) 1933, S. 15f., berichtet, daß im 19. Jh. bei den Rumänen das Wort für „deutſch" „geradezu ein Begriff . . . oft gleichbedeutend mit Mechaniker" geworden iſt und erzählt eine Anekdote von dem Glauben des Volkes dort, „daß es genügt, ein Deutſcher zu ſein, um einfach alles zu können". Etwa das gleiche berichtet J. Matl (ſiehe unten Anm. 88) von den Südſlawen.

[65a] Was auf dieſem Gebiete zu leiſten ſein mag, läßt in den erſten Umriſſen die Sammlung von Hinweiſen ahnen, die für ein Land K. Lück in dem oben (Heft 1, S. 55, Anm. 49) genannten Werke über die deutſchen Aufbaukräfte in der Entwicklung Polens geboten hat. Das Vorbereitungsſtadium der modernen Induſtrialiſierung in Geſtalt der noch nicht mechaniſierten Tuchmacherei hat ſeitdem Eugen Oskar Koßmann in dem oben (Heft 2, S. 378—400) abgedruckten Aufſatze: Forſchungen zur Geſchichte der deutſchen Tuchmacherei in Mittelpolen, ſkizziert. — Die redſelige Schrift von Elie G. Anninos, Der wirtſchaftliche Einfluß Deutſchlands auf die Petroleuminduſtrie Rumäniens u. ihre Bedeutung f. die internationale Wirtſchaft, phil. Diſſ. Gießen 1926, enttäuſcht durch Mangel an genauen Angaben zu erſterem Thema.

Anteils an der Wirtſchaftsentwicklung des Oſtraums ſetzt Abgrenzungen voraus, die ſehr oft nicht vorgenommen werden können. Die Anonymität der Kapitalgeſellſchaften, die Aufſpaltung der wirtſchaftlichen Leitung in Aufſichtsräte, Direktoren und den Bankeinfluß, die Tarnung ausländiſcher Unternehmungen, welche der Nationalſtolz der Oſtſtaaten verlangte, der Wechſel der Nationalität der Unternehmer- und Arbeitergeſchlechter im Laufe von Generationen ſind nur einige der Hinderniſſe, welche ſolcher Forſchung im Wege ſtehen.

Es muß ausdrücklich feſtgeſtellt werden, daß es ſich bei dieſer Art deutſcher Oſtbewegung keineswegs allein um ein Übertreten aus den nächſtgelegenen Zonen über die Staats- und Volksgrenze handelt. Wir haben es wiederum mit einer bis vom äußerſten Weſten des deutſchen Wirtſchaftsgebietes her anhebenden[66] und auch innerhalb Deutſchlands ſelbſt ſich vollziehenden Weſt-Oſtbewegung zu tun[67], eine Feſtſtellung, welche geeignet iſt, das Maß der Erſcheinung, vor welcher wir ſtehen, nachdrücklich zu betonen.

Beſſer als auf dem induſtriellen Gebiet überſehen wir den deutſchen Einfluß auf dem des Genoſſenſchaftsweſens[68]. Kann man ſchon für das Mittelalter die Frage aufwerfen, wieweit der germaniſche Genoſſenſchaftsgedanke in der deutſchen Zunftform ſeinen Einzug auch bei Nichtdeutſchen gehalten hat — zum mindeſten in den deutſchgegründeten Oſtſtädten iſt eine Unzahl fremdſtämmiger Handwerker durch die Schule des Zunftweſens hindurchgegangen —, ſo lohnt es ſich noch mehr für die neueſte Zeit der Ausbreitung des deutſchen Genoſſenſchaftsweſens im Oſtraum nachzugehen. Schon die Tatſache, daß das öſterreichiſche Genoſſenſchaftsweſen, deſſen Anfänge in die Zeit des Deutſchen Bundes zurückreichen, auf Schulze-Delitzſch und Raiffeiſen aufbaute, hat eine Brücke für deren Gedanken nach dem weiteren Oſten geſchlagen und ihnen namentlich nach Südoſten hin den Weg geebnet. Auf dieſem Gebiete fällt es einerſeits leichter, die Herkunft der Grundgedanken jedesmal feſtzuſtellen, andererſeits iſt das Genoſſenſchaftsweſen eine enge und höchſt fruchtbare Verbindung mit den Nationalitäten eingegangen, ſei es zum Kampfe gegen das Deutſchtum, wie bei den Polen und Tſchechen, ſei es zur Bewahrung des angeſtammten Deutſchtums, wie bei unſeren abgeſprengten Volksgruppen[69]. Beide Fälle legen Zeugnis von der Wanderung ab, welche deutſche Wirtſchaftsgedanken nach dem Oſten angetreten haben.

---

[66] Das ſprechendſte Beiſpiel dafür iſt Karl Scheibler, der vom Monſchau in der Eifel kommend die mechaniſche Textilinduſtrie in Lodſch geſchaffen hat.

[67] Siehe dazu einige Bemerkungen oben Heft 1, S. 66.

[68] Literatur im Handwörterbuch der Volkswirtſchaft, Bd. I, 1931, Artikel „Erwerbs- und Wirtſchaftsgenoſſenſchaften“ von W. Bleugels.

[69] Statt aller Einzelſchriften kann hier jetzt auf die zuſammenfaſſende und einordnende Behandlung verwieſen werden, die Herbert Knieſche dieſen Fragen in ſeinem Buche: Das Volk in der Wirtſchaft. Ein Verſuch vom Standpunkt volkstheoretiſcher Wirtſchaftsbetrachtung — an Beiſpielen aus dem wirtſchaftlichen Nationalitätenkampf (Schriften des Inſtituts für Grenz- und Auslanddeutſchtum an der Univ. Marburg, Heft 10), 1937, beſ. S. 236ff. gewidmet hat.

In der Wirtſchafts- und Siedlungsgeſchichte iſt bereits der größte Teil desjenigen Stoffes enthalten, den mit eigener Frageſtellung die Sozialgeſchichte zu ordnen hat. Bei ihr wird es für unſeren Geſichtspunkt in erſter Linie darauf ankommen, feſtzuſtellen, wieweit die deutſche Oſtbewegung darin einen Ausdruck gefunden hat, daß das Geſellſchaftsgefüge des deutſchen Volkes die Sozialſtruktur unſerer öſtlichen Nachbarvölker beeinflußt und umgewandelt hat. Grundtatſachen ſolcher Art liegen klar zutage. Es handelt ſich einmal um die Bereicherung des Sozialaufbaus der Oſtlandſchaften durch das Element eines echten Bauerntums, das von den deutſchen Einwanderern eingefügt worden iſt. G. Ipſen hat in ſeinen „Gedanken zur ſoziologiſchen Erforſchung des Deutſchtums in Oſtmitteleuropa“[70] in ſcharfer Zuſpitzung und in Vereinfachung der Daſeinsfülle den Gegenſatz der auf echtem Hofbauerntum beruhenden germaniſchen Agrarverfaſſung und der ſlawiſchen mit ihrer „beſcheidenen und unausgeprägten Exiſtenz von Kleinbauern“ plaſtiſch herausgearbeitet und Hinweiſe gegeben, in welcher Richtung die Bedeutung des deutſchen Bauerntums für den politiſch-ſozialen Aufbau des Oſtraums zu ſuchen iſt. Man wird weiter fragen müſſen, wieweit und auf welchen Wegen über die deutſchen Volksgruppen hinaus der von ihnen vorgelebte Begriff echter Bauernſchaft als Ferment die Entwicklung der niederen ländlichen Geſellſchaft der Oſtvölker beeinflußt hat, bei welchen immerhin hier und dort Schichten oder Gruppen vorhanden waren, die ſich dem deutſchen Vorbild nähern konnten. Die heutige nichtdeutſche Agrarbevölkerung des Oſtens lebt erkennbar unter Bedingungen, welche denen deutſchen Bauerntums ſchon erheblich mehr angeähnelt ſind als ſie es in früheren Jahrhunderten waren. Fragt man nach den Wegen dahin, ſo wird man vor allem der deutſchen Oſtſtaaten, Öſterreichs und Preußens, gedenken müſſen, deren Verwaltung und Bauernpolitik einen Hauptanteil an dieſer Entwicklung haben dürfte.

In der agraren Sphäre wäre an zweiter Stelle des Einrückens herrſchaftlicher Elemente zu gedenken. Im Vordergrunde ſteht die Überſchichtung der baltiſchen Völker durch deutſche geiſtliche und weltliche Herren. Das Leben der baltiſchen Landſchaften beruht durch Jahrhunderte weſentlich auf dieſen Deutſchen, die einen Sozialtypus von ſchärfſter Eigenart ausgebildet haben. Nur in gehörigem Abſtande kann auch noch jener deutſchen oder altöſterreichiſchen Generale und Feudalherren gedacht werden, die im Gefolge der befreienden Habsburger zu Großgrundbeſitzern in Ungarn geworden ſind. Sie freilich ſtießen auf einen ſo gefeſtigten Adel im Lande, daß ſie nicht zu ſelbſtändiger Bedeutung gelangt ſind[71].

In den beſprochenen Vorgängen handelt es ſich zwar um eine Differenzierung der Geſellſchaft des Oſtens, aber doch nur innerhalb der agraren Geſellſchaft, die er an ſich beſaß. Eine noch viel größere Bedeutung kommt der deutſchen Sozialbewegung nach dem Oſten hin zu, wo ſie ſich als Einzug der bürgerlichen Geſellſchaft darſtellt, welche dem Oſten vorher überhaupt gefehlt hatte. Zweimal hat das Deutſchtum an der Errichtung eines Bürgertums in den Oſtlandſchaften gearbeitet, das erſtemal im Mittelalter, da es den Oſten mit ſeinen Städtegründungen durchſetzte, das zweitemal in der Neuzeit, da es ſeinen Beitrag zu den gelehrten Berufen, zum Beamtentum, zum modernen Großbürgertum und den von ihm nachgezogenen bürgerlichen Schichten erſtattete. Öſterreich hat in ſeinem Dienſte einen Beamten- und Offiziersſtand herangezogen und ausgebildet, der oft eine enge Verbindung mit der Landſchaft einging, in der er diente und ſich ſpäter den erwachenden Nationen anſchloß, in deren Mitte er lebte. Er hat ihnen damit einen erheblichen Beſtandteil ihres Bürgertums geſtellt, mit deſſen Ausbildung ſie einen ſehr weſentlichen Schritt vorwärts zur Vollendung als Nation taten[72]. Ungezählte Einzelbeiſpiele dafür ſind bekannt. Es käme darauf an, ſie ſozialgeſchichtlich auszuwerten, um an ihnen eine bedeutſame Seite der deutſchen Oſtbewegung zu veranſchaulichen.

---

[70] Vgl. oben Heft 1, S. 47, Anm. 37, darin beſ. S. 150ff., 154 und 255.

[71] Ein Bild des Verhaltens ſolcher Magnaten bietet in feiner Zeichnung auch der perſönlichen Seite Andreas Sas, Ein Latifundium fränkiſcher Kirchenfürſten in den Nordoſtkarpathen (1728—1746), (Vierteljahrsſchrift f. Sozial- und Wirtſchaftsgeſch. 24 [1931], S. 410—448). Die Schönborn, um die es ſich hier handelt, konnten aber der Herrenſchicht des Oſtraums nur bedingt zugezählt werden, weil ihre Verwurzelung in Deutſchland ſie Abſentismus üben ließ, was auch als ſchwächendes Moment für den Einfluß dieſer Schicht bemerkt werden ſoll.

Die Sozialgeſchichte führt hinüber zur *Bevölkerungslehre* und *Volksbiologie*. Dieſes heute mit friſchem Andringen ſich entwickelnde Fach hat ſich gerade in der deutſchen Volksgruppenforſchung erſte Sporen verdient[73]. Nur ſprechen ihre Gegenwartsbeobachtungen meiſt nicht mehr von Wachstum und Ausbreitung des Deutſchtums. Geſchichtliches Material für tiefere und exaktere Forſchung kann ſie nur mühſam aus ſippengeſchichtlichen und verwandten Sammlungen gewinnen. Dennoch ſind alle ihre Beobachtungen inſofern auch für unſere Frage von Belang, als ſie den Blick für die naturgeſchichtlichen Vorgänge im Volk auch in der Vergangenheit ſchärfen; und mit ihrem Thema der inneren Bevölkerungsbewegung rührt die Volksbiologie an einen Urgrund aller Oſtwanderung deutſcher Menſchen. Denn wenigſtens in dem großen Bereich der ſich immer weiter ausſäenden Bauernwanderung iſt durch alle Jahrhunderte die ſtarke Bevölkerungsvermehrung die Triebkraft geweſen[74].

Wenn wir auf den bisher beſprochenen Gebieten meiſt an ihren materiellen Gehalt gedacht haben, ſo iſt doch faſt mit jedem auch ſchon ein geiſtiges Stück deutſcher Oſtbewegung berührt worden. Die Wanderung der Siedlungs- und Wirtſchaftsformen, ganz zu ſchweigen vom Recht und der Verfaſſung, ſie ſind ganz oder zu ſehr weſentlichen Teilen Durchdringungen des Oſtraums mit deutſchem Gedankengut. Ihr geiſtiger Inhalt iſt auch meiſt nicht auf die Deutſchen beſchränkt geblieben, die ihn nach dem Oſten gebracht haben. Schon dieſe Überlegung lehrt, daß die deutſche Oſtbewegung nicht nur auf dem Gebiete des Staates, der Wirtſchaft oder des volkskundlichen Beſitzes verfolgt werden darf, ſondern daß ſie nicht minder als Geiſtesgeſchichte in Erſcheinung tritt und als ſolche betrachtet werden muß. Erſt wenn wir dies tun, erſchließt ſich uns der volle Umfang dieſes jahrhundertewährenden Phänomens.

---

[72] Bei Preußen hat das gleiche Problem ein etwas anderes Geſicht. Die zeitweiſe Aufnahme in ſein höher entwickeltes Leben hat — von der kurzen Epoche 1793—1807 abgeſehen — in den polniſchen Weſtprovinzen Elemente bürgerlicher Durchbildung zurückgelaſſen, welche ſie deutlich von den öſtlicheren Teilen des Staates abheben.

[73] Zu nennen wären hier die Schriften Helmut Klockes, der mehrere wichtige Beiträge zum HWB. geſtellt und jetzt eine Aufſatzreihe: Deutſches und Madjariſches Dorf in Ungarn, 1937, vorgelegt hat. (3. Beiheft zum Archiv f. Bevölkerungswiſſenſchaft und Bevölkerungspolitik, Bd. VII). Der Sammelbericht von Hans Harmſen, Volksbiologiſche Fragen in Südoſteuropa (Auslanddeutſche Volksforſchung 1 [1937] S. 70—77) nennt mit einer Ausnahme (Klingler) nur auf die Gegenwart bezügliche Arbeiten.

[74] Siehe oben Heft 1, S. 56f., Anm. 64, oder G. Ipſen, Artikel „Bevölkerung" im HWB., Bd. I, S. 431ff.

Es kann nun ebenſo wegen der zeitlichen Ausdehnung wie nicht minder wegen der unendlichen Breite des Feldes, das wir betreten, keine Rede davon ſein, daß hier eine ſyſtematiſche Überſicht über alle jene Materien gegeben wird, die innerhalb der Geiſtesgeſchichte einer Durchmuſterung wert ſind. Es ſoll lediglich verſucht werden, an den Höhepunkten der geiſtigen Beeinfluſſung des Oſtraums durch die Deutſchen die Tragweite ſolcher Betrachtung für das Verſtändnis der deutſchen Oſtbewegung ſichtbar zu machen und auf ſolche Stellen hinzuweiſen, an denen die Forſchung entweder in der Stoffverarbeitung oder in der methodiſchen Gedankenführung beſonders erfolgreich eingeſetzt hat.

Die Höhepunkte können wir wohl richtig angeben. Laſſen wir das Mittelalter mit ſeiner univerſalen Gedankenrichtung und ſeiner übernationalen kirchlichen Kultur zunächſt beiſeite, denn hier bedürfte es erſt, um einen ſicheren Ausgangspunkt zu gewinnen, der Herausſchälung deſſen, was darin als ſpezifiſch deutſch gelten darf. Danach liegt der erſte Höhepunkt der geiſtigen Beeinfluſſung des Oſtraums durch das Deutſchtum in der Reformation.

Wir überſehen heute die Aufnahme, welche die Reformation in ihrer deutſchen Prägung bei den Völkern des öſtlichen Mitteleuropas gefunden und die Schickſale, welche ſie dort durchlaufen hat[75]. Zwar wiſſen wir alſo, daß der reformatoriſche Geiſt in der romaniſchen Formung beſonders in Polen und Ungarn Fuß faßte und Kalvin mit Luther und Zwingli in Wettbewerb trat; wiſſen auch, daß die Gegenreformation, von romaniſchen Kraftquellen geſpeiſt, ſehr viel von dem deutſchen Gedankengut aus dem Oſten hinwegſchwemmte, das in der Reformation dahin gewandert war; wiſſen endlich, daß die ſtarke Belebung, ja oft Erweckung, welche die Reformation den eingeborenen Sprachen und damit überhaupt den nationalen Kräften der Oſtvölker brachte, ſich am Ende gegen die Deutſchen kehren ſollte: Dennoch gilt, daß mit der Reformation Dr. Martin Luthers und Huldreich Zwinglis eine große und ſtarke Welle deutſchen Geiſtes über den Oſten gekommen iſt. Damals ſtrömte ein kräftiger und inniger Geiſt von Deutſchland aus. Er trug mit ſich viel eifrige Lehrbereitſchaft, freundliche Hinneigung zu fremdem Volkstum und ſtreng geſchulte Gelehrſamkeit, und war ſo erfüllt von der Pflicht, das Wort zu verkünden, daß er nicht zögerte, Bibel und Lieder allenthalben in die Landesſprachen zu übertragen, obwohl dieſe erſt zu Schriftſprachen gebildet werden mußten, ja daß er ſelbſt die eigenen Lettern ſchuf, um den Südſlawen die Heilige Schrift zugänglich zu machen[76]. So hatte die Reformation in ihrer Zeit eine Vertiefung der geiſtigen und damit auch der ſozialen Bande zwiſchen den deutſchen und den benachbarten fremdſtämmigen Gebieten im Gefolge, wie ſie in ſolchem Maße und ſolcher Verbreitung in allen Schichten wohl ſelten beſtanden hat. Das Tſchechentum gelangte zu jenem Punkte ſeiner Entwicklung, da es — auf der Ebene der Bekenntnisgleichheit — ſeine größte innere Nähe zum Deutſchtum erreichte. Wir dürfen nicht von dem Bilde ausgehen, das der Dreißigjährige Krieg zurückgelaſſen hat.

---

[75] Überſchauend zuletzt Kleo Pleyer, Die Reichweite der deutſchen Reformation, H. Z. 153 (1936), S. 272—289 und Ludwig Petry, Die Reformation und der deutſche Oſten, Deutſche Monatshefte in Polen, Jg. 3 (13), Mai 1937, Heft 11, S. 567—575, mit Schrifttumverzeichnis.

Als aus deſſen Verwüſtungen, aus Schwäche und Nachahmung des Fremden Deutſchland ſich wieder erhob, ſollte von ihm auch eine neue Periode tiefſter und nachhaltiger Befruchtung der Oſtvölker ausgehen. „Der geiſtige Einfluß des deutſchen Volkes auf ſeine ſlawiſchen Nachbarn war nie ſo allgemein, ſo tief, ſo heilſam und von ſo dauerndem Erfolge gekrönt wie zu Anfang unſeres (d. i. des 19.) Jahrhunderts[77]." Er war es, weil ſie bei den Deutſchen eine Gedankenwelt fanden, die ihnen alles bot, was ihnen helfen konnte, zum vollen Bewußtſein ihrer völkiſchen Eigenart zu gelangen, ſie wiſſenſchaftlich zu unterbauen und philoſophiſch zu begründen. Sie ſtießen auf die Romantik mit ihrer Vorſtellung von der gewachſenen Eigenart und dem ſelbſtändigen Werte jeder Volkheit[78], ſie entdeckten Herders, als des Vorläufers auf dieſem Wege, ſeheriſche Überzeugung von ihrem zukünftigen Anteil an der Entwicklung der Humanität[79], ſie entnahmen der deutſchen Sprach-, Altertums- und Geſchichtsforſchung von Grimm bis Ranke die Anregungen und

---

[76] Siehe über die Tübingen-Uracher-Drucke, die der Freiherr Hans Ungnad in den Jahren 1557 bis 1564 von ſeiner eigenen Druckerei ausgehen ließ, M. Murko, Die Bedeutung der Reformation und Gegenreformation für das geiſtige Leben der Südſlawen, 1927, S. 12ff., beſ. 17. Nach einer Berechnung von Franjo Bučar, die Murko mitteilt, wären aus Ungnads Offizin, die ihm als ſein „Schatz" beſonders am Herzen lag, 30 kroatiſche Drucke in etwa 25000 Stück zum größten Teil als Geſchenke verbreitet worden.

[77] Mit dieſem Satze beginnt Murkos gleich zu nennendes Buch.

[78] 1897 eröffnete Matthias Murko eine Studienreihe: Deutſche Einflüſſe auf die Anfänge der ſlaviſchen Romantik, wovon bisher nur der damals erſchienene I. Teil vorliegt: Deutſche Einflüſſe auf die Anfänge der böhmiſchen Romantik, der aber im I. Kapitel auch „Die erſten Reflexe der deutſchen Romantik bei den Südſlaven" behandelt. 1934 hat dann Joſef Matl mit ſeinem Aufſatz: Die Bedeutung der deutſchen Romantik für das nationale Erwachen der Slaven (Deutſche Hefte f. Volksforſchung, 4. Jg. S. 20—40) eine „Einführung in das Problem" gegeben. — Julius von Farkas, Die ungariſche Romantik (Ungariſche Bibliothek, hrsg. von J. v. Farkas, erſte Reihe 15), 1931, widmet den einen Teil ſeines Buches dem Thema Ungarn und Europa, wobei die Beziehungen zur deutſchen Romantik voranſtehen.

[79] Dr. Konrad Bittner, Herders Geſchichtsphiloſophie und die Slawen (Veröffentlichungen d. Slaviſt. Arbeitsgemeinſchaft a. d. deutſchen Univerſität in Prag, I. Reihe, Heft 6), 1929. — Otto v. Peterſen, Herder als wirkungsgeſchichtliches Problem (Volkstum u. Forſchung, Feſtſchrift für W. Klumberg, 1936, S. 108—117).

Methoden zur Begründung gleicher Studien und Hegels Denkſyſtem[80], in Gefolgſchaft und Kampf, die Idee ihrer eigenen weltgeſchichtlichen Miſſion[81]. Mag man aber ſelbſt den ganzen geiſtigen Raum von Herder bis Hegel unter dem Namen der Romantik zuſammenfaſſen, ſo deckt dieſer noch nicht die ganze Fülle der Erſcheinung jener Gedankenwelle, die ſich von Deutſchland her, etwa ſeit dem Beginn des 19. Jahrhunderts, in aller Breite von den Südſlawen angefangen bis zu den Polen über die Oſtwelt ergoß und ſich jetzt auch tief bis zu den Ruſſen und Rumänen ausbreitete. Denn nicht minder kam die Klaſſik Goethes[82] und Schillers[83] als Weltanſchauung wie als hohes Beiſpiel der Kunſt zur Geltung. So öffneten ſich gerade die edelſten Herzen deutſchem Geiſt. Was immer ſpäter Deutſchland an exakter Wiſſenſchaft und techniſch-wirtſchaftlichem Können den Oſtvölkern beiſpielmäßig zu bieten vermochte, es hat niemals mehr ſo unmittelbar ihr Innerſtes getroffen. Daß die reiche Saat, die vor allem aus den Gedanken der Romantik aufging, den Kampf der erwachenden Nationen gegen das Deutſchtum geſpeiſt hat, kann die Erſcheinung der geiſtigen Oſtwanderung deutſchen Kulturgutes in dieſer Epoche nicht verdunkeln[84]. Joſef Matl hat einmal ausgeſprochen, daß ihre Wirkung u. a. deshalb ſo groß geweſen iſt, weil „alle ihre führenden Vertreter . . . ein ungewöhnlich großes und ehrliches Verſtändnis für die Slaven und das ſlaviſche Kulturwollen hatten[85]“. Gerade darin ſind ſie deutſch geweſen.

Auch über dieſen zweiten Höhepunkt, der richtiger eine Kette zeitlich und räumlich oft recht weit auseinanderliegender[86] Höhepunkte genannt wird, ſind wir dank der Arbeit vornehmlich der letzten Jahre in vielen Hauptzügen unterrichtet. Immer wieder ſtößt man dabei auf die Bedeutung, welche der öſterreichiſchen Monarchie auch für die Übertragungen in den hochgeiſtigen Sphären ſchon einfach deshalb zukam, weil ſie einen Rahmen bildete, innerhalb deſſen die Vertreter der verſchiedenſten Völker ſich im Austauſch miſchten[87]. Beſonders aber tritt die Rolle zutage, die Wien dank ſeinem lebhaft ſprießenden Leben im Zeitalter der Romantik, ſeinen gelehrten Anſtalten und ſeinen Bildungsſtätten als Vermittler deutſchen Gedankengutes geſpielt hat[88]. Auch der preußiſche Staatsverband wirkte indeſſen in ähnlichem Sinne. Daß die Poſener Polen damals in Berlin ſtudierten und andere Polen nach ſich zogen, hat Hegel den begeiſterten Anhang unter führenden Geiſtern dieſes Volkes zugeleitet[89]. Eine kurze Spanne lang iſt bekanntlich auch Jena der Berührungspunkt geweſen[90].

---

[80] Siehe allgemein das Sammelwerk: Hegel bei den Slaven (Veröffentlichungen wie oben Anm. 79, I. Reihe, Heft 9, 1934, hrsg. v. D. Čyževſkyj).

[81] Ebenda für die Polen, beſ. S. 13f., 79ff.; für die Ruſſen S. 219f., S. 245ff., 324; für die Slowaken S. 403ff., beſ. 410ff.

[82] Siehe allgemein Joſef Matl, Goethe bei den Slaven (Jahrb. f. Kultur u. Geſchichte der Slawen, N. F. Bd. VIII (1932), S. 37—57, Spiridion Wukadinović, Goethe und die ſlawiſche Welt (Jahrb. d. Goethegeſellſchaft, 18. Bd., S. 57—70), 1932, Jakob Bleyer, Goethe in Ungarn, ebenda S. 114 bis 133, und zahlreiche Aufſätze in der Germanoſlavica beſ. 1931ff. Für Rumänien ſiehe Jon Săn-Giorgiu, Emineſcu und der deutſche Geiſt (Vom Leben und Wirken der Romanen, II. Rumäniſche Reihe, Heft 11), 1936.

[83] J. Matl, Goethe bei den Slaven S. 40 Anm. 12, führt Literatur über Schiller bei den Polen und Ruſſen an. Siehe auch Anm. 85. Für Ungarn bietet Farkas, a. a. O., S. 171ff., Der Einfluß der deutſchen Klaſſik in Ungarn, nur für die Frühzeit des 19. Jhs. einiges. Ganz ſtark aber tritt Goethes Einfluß in der „Tragödie des Menſchen“ von Emerich Madach zutage, die 1859 vollendet und im vergangenen Winter in Deutſchland aufgeführt wurde. Ich urteile nach einem Vortrag des Budapeſter Literaturhiſtorikers Elmer v. Cſászár.

[84] Siehe dazu beſ. Hermann Oncken, Der deutſche Einfluß in der Nationalitätenbewegung des 19. Jhs. (Deutſche Vierteljahrsſchrift f. Literaturwiſſenſch. u. Geiſtesgeſch. 7 [1929] S. 619ff.).

[85] J. Matl, Goethe bei den Slaven, a. a. O. S. 56.

[86] Nach J. Matl, Die Bedeutung der deutſchen Einflüſſe uſw., a. a. O., S. 223, ſtand bei den Serben eine ganze Generation in den 30er und 40er Jahren im Zeichen der Schillerbegeiſterung (šilerovština), nach Puşcariu (ſiehe oben Anm. 65), S. 15 beherrſchte Schiller in den 70er Jahren die Szene des rumäniſchen Nationaltheaters.

Die Vermittlungsfunktion Öſterreichs aber ſpiegelt ſich ſehr deutlich ſelbſt in der Geſchichte der Erforſchung dieſer Beziehungen bis zum heutigen Tage ab. Begonnen wurde ſie recht eigentlich von dem Slowenen Murko, als er in Wien lehrte[91], fortgeſetzt von ihm über den Grazer bis zum Prager Lehrſtuhl[92]. Von Prag, das hier, wie in ſo vielen anderen Dingen, das Erbe der völkerbunten Monarchie angetreten hat, iſt dieſe Forſchungsrichtung jüngſt wieder aufgenommen worden, nur daß es jetzt die deutſche Wiſſenſchaft iſt, die ſich, ihrer Verantwortung auf dem Ausguckpoſten bewußt, der Aufgabe zugewandt und ſie planvoll in Angriff genommen hat[93]. Andererſeits führt J. Matl in Graz die Murkoſche Überlieferung mit dem beſonderen Blick auf die Südſlawen, aber nicht ohne Geſamtſchau der ſlawiſchen Welt, fort.

In dem Prager Forſcherkreiſe iſt man aber auch zu der Überzeugung gelangt, daß es nicht genügt, die Berührungen der Deutſchen und der Oſtnationen untereinander in ihren Höhepunkten zu betrachten, daß es ſich vielmehr um ein durch Jahrhunderte fortdauerndes Problem handelt, das in ſeinem ganzen Umfange und in ſyſtematiſcher Bearbeitung Schritt für Schritt unterſucht werden muß. Konrad Bittner hat im vergangenen Jahre den erſten Teil eines Werkes „Deutſche und Tſchechen. Zur Geiſtesgeſchichte des böhmiſchen Raumes", vorgelegt, das den Anfang einer ſolchen Unterſuchung darſtellt und zunächſt bis „zur huſſitiſchen Kirchenerneuerung" geführt iſt. Nachdem Bittner ſich früher ſchon grundſätzlich über die Aufgaben und Wege vergleichender Literaturgeſchichte ausgeſprochen hat[94], beginnt er hier ein Beiſpiel zur Verwirklichung ſeiner Theorie zu bieten. Auf dem Untergrunde des allgemein kulturellen und ſprachlichen, zum Teil auch des politiſchen, religiöſen, ſozialen und wirtſchaftlichen Werdens ſucht er die geiſtigen literariſchen Wechſelbeziehungen der beiden Völker zu erfaſſen und zu einem größeren Ganzen zuſammenzuſchauen.[95]. Man muß dieſes methodiſche Vorgehen aufs lebhafteſte begrüßen[96]. Für unſere Frage trägt es unmittelbar reichen Gewinn ein. Ein Literaturdenkmal um das andere, der Prager Leis, die Legendendichtung, der Minnegeſang, die höfiſch-ritterliche Epik, die geiſtliche Dichtung, die Proſaerzählungen u. a. werden auf Inhalt, Ausdrucksmittel und Kunſtform in analytiſchem Vergleich geprüft, und ſo tritt für dieſe Frühzeit in voller Anſchaulichkeit und gründlicher Exaktheit zutage, was die Hervorbringungen des tſchechiſchen Volkes, das den anderen ſlawiſchen weit voraus eilt, dem deutſchen Beiſpiel an Anregung und Schulung verdankt[97]. Hier ſind Wege beſchritten, die in der Zeit fortgeführt und parallel bei allen anderen Nationen gleichfalls aufgeſucht werden müſſen. Bittners Anfang verſpricht uns ein gegenüber den bisherigen in allen Zügen des literariſchen Lebens unendlich ſchärferes Bild. Er vermittelt uns heute ſchon für die erſte Periode der böhmiſchen Geſchichte eine neue Anſicht von der Stärke, Breite und Tiefe der geiſtigen deutſchen Oſtbewegung in dieſem Lande.

---

[87] Siehe beſ. M. Murko, Romantik; v. Farkas, Ungariſche Romantik; Matl, Die Bedeutung der deutſchen Einflüſſe uſw. paſſim.

[88] Wiederum Murko, a. a. O., S. 11ff. und Matl, a. a. O., S. 219f., nach dem es bis in die jüngſte Zeit hinein bei den Südſlawen „in der Öffentlichkeit als Legitimation des Wiſſens und Könnens galt, wenn jemand ſagte, daß er . . . ‚deutſcher Schüler, wiener Schüler' geweſen ſei", v. Farkas, Die ungariſche Romantik benennt ein eigenes Kapitel „Wiens Vermittlerrolle".

[89] Siehe Hegel bei den Slaven, S. 12ff., 105ff.

[90] Siehe beſ. den Excurs „Kollár in Jena und beim Wartburgfeſt" bei Murko, Romantik.

[91] Siehe das eben genannte Werk.

[92] Siehe ſeine oben Anm. 76 genannte Schrift über Reformation und Gegenreformation.

[93] Siehe d. oben Anm. 79 genannte Arbeit von Bittner und ſein gleich zu behandelndes Buch, überhaupt die oben Anm. 79 genannten von Franz Spina und Gerhard Geſemann hrsg. „Veröffentlichungen" und die „Germanoſlavica" Vierteljahrſchrift für die Erforſchung der germaniſch-ſlawiſchen Kulturbeziehungen. Auch Bruno Schiers oben S. 344 genanntes Werk gehört in dieſen Gedankenkreis.

Ein anderes Gebiet des geiſtigen Lebens, auf dem ſich dieſe Strömung zugleich in höchſter Anſchaulichkeit ſpiegelt, iſt die bildende Kunſt[98]. Leider beſitzen wir erſt eine geringe Einſicht darein. Wir denken hier allerdings nicht an jene Landſchaften, in denen die Deutſchheit ihrer Kunſt der ſelbſtverſtändliche Ausdruck der Deutſchheit ihrer Bevölkerung iſt. Auch deren Kunſtgeſchichte kann verlangen, von uns als weſentlicher Beſtandteil der deutſchen Oſtbewegung gewertet zu werden. Wir müſſen in ihrer Bildhaftigkeit das Deutſchwerden Oſtdeutſchlands nacherleben, an der Höhe ſeiner Schöpfungen deſſen Beitrag zum allgemeinen Leben unſeres Volkes ableſen und ſeine Entwicklung als Vorausſetzung für das Weiterdringen des deutſchen Kulturguts nach dem Oſten verſtehen lernen. Doch ſoll hier nur von der über die Grenzen des geſchloſſenen deutſchen Volksbodens hinausgedrungenen Kulturwanderung die Rede ſein.

---

[94] Konrad Bittner, Methodologiſches zur vergleichenden germaniſch-ſlawiſchen Literaturwiſſenſchaft (Germanoſlavica Jg. III [1935] S. 1—18). Daß die vergleichende Literaturwiſſenſchaft für den Oſtraum nicht einfach die weſteuropäiſchen Methoden übernehmen kann, ſondern eigene Wege ſuchen muß, hat Bittner auch in dem Vorwort zu ſeinem Buch „Deutſche und Tſchechen" betont.

[95] Nach Bittners Worten S. IX.

[96] Das ſoll kein Geſamturteil über das Buch bedeuten, das ſehr raſch gearbeitet erſcheint und daher manchen Fehler offen zutage treten läßt. Andererſeits ſcheint die formende Kraft des Raumes über die Völkerſcheide hinweg zu ſtark betont.

[97] Die Kritik, welche Frank Wollman, Literarnevedné metody v Bittnerove Knize „Deutsche und Tschechen", und Roman Jakobſon, Usmernené nazory na staročeskou kulturu, beide in der Zeitſchrift Slovo a Slovesnost, Jg. II (1936), Heft 4, S. 201—207 und 207—221, geübt haben und welche nach Zeitungsmeldungen äußerſte Ablehnung enthalten, geht mir eben erſt zu.

[98] Dieſer Abſchnitt hätte nicht ohne die freundliche Bereitſchaft Dagobert Freys zu Rat, Hilfe und Ausſprache entſtehen können, wofür ihm auch hier herzlich gedankt ſei.

Da gilt, daß es uns heute, von einer Ausnahme abgeſehen, noch an Arbeiten gebricht, welche dem Umfange der Tatſachen gerecht würden, von denen zu berichten iſt. Denn die Ausſtrahlung des deutſchen Kunſtſchaffens nach dem Oſten, ob es ſich um den Import fertiger Werke, um Arbeiten im Lande ſelbſt oder um künſtleriſche Beeinfluſſung und Schulung handelt, ſie muß, wenn ihre Stärke auch in den Jahrhunderten gewechſelt hat, im ganzen genommen ſchon nach den vorliegenden Proben als ſehr groß angeſprochen werden. Die Anonymität der meiſten mittelalterlichen Kunſtſchöpfungen zwingt die Forſchung auf den langwierigen Weg der Stilanalyſe; für die Neuzeit kommen zwar archivaliſche Quellen zu Hilfe, aber deren Sammlung hat man erſt in ganz vereinzelten Fällen ſyſtematiſch in Angriff genommen[99]. So ſind es meiſt nur Skizzen und flüchtige, die hier und dort erfaßbaren Einzelheiten zuſammentragende Überſichten[100], die wir beſitzen, deren Grundanſchauungen ſich allerdings bei den jetzt einſetzenden Nachprüfungen beſtätigt haben, und die uns insgeſamt zu dem ausgeſprochenen Urteil berechtigen.

Die Ausnahme ſtellt Böhmen dar, wo die raſch erklommene Höhe der karoliniſchen Epoche lange ſchon zu eingehenden Studien angetrieben hat, und das auch für die ſpäteren Epochen ſtets ein Innengebiet der öſterreichiſchen und deutſchen Kunſtforſchung geweſen iſt. Von ihm muß unten in beſonderem Zuſammenhange die Rede ſein[101], daher darf es hier übergangen werden.

Überblicken wir den übrigen Oſten, ſo iſt das Baltikum ſeit dem 12. Jahrhundert auf dem Gebiete der Kunſt durchaus als ein Teil Deutſchlands zu betrachten[102]. Für Polen können aus neueſter Zeit zwei Schriften genannt werden, die beide auf wiſſenſchaftliche Bereiſungen zurückgehen. W. Droſt[103] und D. Frey[104] haben bei ſolchen Gelegenheiten die von Deutſchland und beſonders von Schleſien nach dem öſtlichen Nachbarland ausgegangenen künſtleriſchen Befruchtungen beobachtet. Von der deutſchen Kunſt in der Zips zeugen O. Schürer und E. Wieſe gleichfalls auf Grund der an Ort und Stelle geſammelten Eindrücke[105]. Vollſtändig aufgenommen aber und in den kunſtgeſchichtlichen Zuſammenhang geſtellt iſt das deutſche Kunſtgut einzig im Burgenland, dank der Arbeit des öſterreichiſchen Bundesdenkmalamtes[106] und D. Freys[107].

---

[99] Siehe unten Anm. 110 über Broſig und Anm. 113 über Fleiſcher.

[100] Z. B. die Bilderreihe „Deutſche Kunſt in Polen" in dem Werke Deutſchland und Polen, hrsg. von A. Brackmann, 1933, S. 271 ff.

[101] Siehe unten S. 597 ff.

[102] Vgl. Heinz Löffler, in Artikel „Deutſchbalten und baltiſche Lande" im Handwörterbuch des Grenz- und Auslanddeutſchtums, Bd. II, S. 229 ff. und derſelbe, Einflüſſe in der kirchlichen Baukunſt Alt-Livlands (S.-B. d. Geſellſchaft f. Geſch. und Altertumskunde zu Riga, Vorträge zur Hundertjahrfeier am 6.—9. Dezember 1934 [1936] S. 90—100).

[103] Willi Droſt, Polen und die Kunſt des Weſtens während der Renaiſſance und Barockzeit (Altpreußiſche Forſchungen, 12. Jg., 1935, S. 44—63, auch SA. d. Kunſtforſchenden Geſellſchaft Danzig, Winter 1934/35).

[104] Dagobert Frey, Schleſiſch-polniſche Beziehungen in der Kunſtgeſchichte (Deutſche Monatshefte in Polen, Jg. 2 (12), S. 123—126, Oktober 1935). Ich durfte außerdem die Handſchrift einer umfaſſenden Abhandlung: Probleme der polniſchen Kunſtgeſchichte, einſehen.

[105] Oskar Schürer und Erich Wieſe, Kunſt in der Zips (Erſter Bericht über Studienfahrten in den Sommern 1934 und 1935), Zeitſchrift d. Deutſchen Ver. f. Kunſtwiſſenſchaft, Bd. 3 (1936), S. 215 bis 231.

Wenn auch Polen und Ungarn nicht allein von deutſcher Seite her befruchtet worden ſind, ſo ſteht doch in der Zeit der Gotik der deutſche Einfluß, d. h. vornehmlich die Arbeit deutſcher Künſtler im Lande ſelbſt, weit voran. Was von Weſtungarn geſagt werden konnte, daß es in dieſer Periode „ein Glied der allgemeinen deutſchen Kunſt der öſterreichiſchen Alpenländer" geweſen ſei[108], dürfte noch für weitere Teile Ungarns zutreffen, deſſen Bauten in den Türkenkriegen untergegangen ſind, und m. m. auch für viele Teile Polens gelten. In der Renaiſſance werden Ungarn und Polen unmittelbar von einem ſtarken Strome von Italien her getroffen, und auf polniſchem Boden arbeiten zahlreiche italieniſche Künſtler noch im Barock. Doch kann man auch die Fortdauer deutſcher, nunmehr namentlich oberdeutſcher Einwirkungen in der Renaiſſancezeit hier nicht überſehen. Es braucht nur an die aus Nürnberg bezogenen Erzgüſſe Peter Viſchers oder an die in Krakau gefertigten Werke des Hans v. Kulmbach oder des Hans Dürer und vor allem des Veit Stoß[109] und ſeines Sohnes Stanislaus erinnert zu werden. Die großen Namen, die hier heraufgerufen werden durften, beweiſen zugleich, daß die Einzelwanderung dieſer Epoche, die zwiſchen den beiden Maſſenwanderungen liegt, Menſchen von beſonderer kulturbringender Kraft nach dem Oſten geführt hat, und wer nicht zählt, ſondern wägt, wird zugeben müſſen, daß auch damals eine erkennbare Oſtbewegung der Deutſchen im Gange war. Und ſolche Ausleſewanderung und Einwirkung hält im Barock an. Die Spitzenerſcheinungen bis hinauf zu Schlüter und Pöppelmann kennen wir ſchon genügend, um ſagen zu können, daß der deutſche Anteil wieder der beherrſchende geworden iſt. Aber auch in den einfachen Schichten gilt das gleiche. A. Broſig hat ſich durch die Zuſammenſtellung archivaliſcher Quellenſtellen zur Kunſtgeſchichte Großpolens im 16.—18. Jahrhundert verdient gemacht[110], welche erkennen laſſen, daß der in Poſen und den kleineren Städten anſäſſige deutſche Künſtler oder Kunſthandwerker noch immer einen erheblichen Hundertſatz ausmachte, daß außerdem der Zufluß aus dem Reiche und begreiflicherweiſe aus dem nahen Schleſien fortdauerte.

---

[106] André Cſatkai und Dagobert Frey, Die Denkmale des politiſchen Bezirks Eiſenſtadt uſw. (Öſterreichiſche Kunſttopographie Bd. 24), 1932.

[107] Dagobert Frey, Das Burgenland, ſeine Bauten und ſeine Kunſtſchätze, 1929. Dieſes Kunſtgut iſt auch in den „Dehio" eingegangen: Handbuch der deutſchen Kunſtdenkmäler, Öſterreich, hrsgb. v. Eberhard Hempel.

[108] O. Aull im Handwörterbuch d. Grenz- und Auslanddeutſchtums, Artikel „Burgenland-Weſtungarn" Bd. I, S. 701.

[109] Darüber ſiehe von polniſcher Seite zuletzt K. Dettloff, U Zrodel Sztuki Wita Stosza, Warſchau 1925, mit deutſcher Inhaltsangabe, dem der deutſche Charakter der Kunſt des Veit Stoß keine Frage iſt.

[110] Alfred Broſig, Materiały do historiji sztuki wielopolkiej, Poſen 1934. Die Zuweiſung der dort vorkommenden Handwerker zu der einen oder anderen Nation bereitet große Schwierigkeiten. Indeſſen darf man doch wohl weit mehr als die Hälfte als deutſchſtämmig anſprechen. Beſonders kennzeichnend iſt ein Poſener Nachlaßinventar von 1691 (S. 87), das zeigt, daß die Farben (farby) faſt alle mit allerdings verballhornten deutſchen Namen bezeichnet wurden, wie z. B. Bliaiwaszu = Bleiweiß.

Ungarn ſteht im Barockzeitalter unter den ganz beſonderen Bedingungen ſeiner vorangegangenen Verwüſtung durch die Osmanen. Hans Sedlmayr hat ſeine damalige Lage jüngſt in das eine Wort von dem „architektoniſch leeren ungariſchen Raum“ zuſammengefaßt, der zur Kolonie der von Wien ausgehenden deutſchen Barockbaukunſt geworden ſei[111]. Dieſes Urteil dürfte aber auch für die anderen Kunſtgebiete Geltung haben. Weſtungarn wird auch für die Barockzeit als vollſtändiger Beſtandteil der alpenländiſch-öſterreichiſchen Kunſtprovinz angeſprochen[112]. Die Auszüge aus den privaten Rechnungsbüchern der Habsburger des 17.—18. Jahrhunderts, die J. Fleiſcher auf Veranlaſſung A. Heklers-Budapeſt in Wien gefertigt[113] hat, zeigen allenthalben für Ungarn keine anderen als Wiener oder über Wien gekommene, meiſt deutſchbürtige Künſtler auf allen Gebieten[114] tätig. Daß damals auch zahlreiche Schleſier, namentlich in Oberungarn, gearbeitet haben, was ich einer Mitteilung A. Heklers verdanke, entſpricht den bereits im Mittelalter hier zu beobachtenden Zuſammenhängen.

Schon dieſer Überblick zeigt, daß die deutſche kunſtgeſchichtliche Forſchung die ihr im Oſten erwachſene Aufgabe mit Eifer ergriffen hat und ſich darin mit der anderer Oſtvölker die Hand reicht. Noch reicherer Ertrag ihrer Beſtrebungen iſt aber in allernächſter Zeit zu erwarten. K. H. Claſen[115] hat eben ein Werk über altpreußiſche Bildhauerkunſt der Ordenszeit abgeſchloſſen, in dem er auch deren Ausſtrahlung in die Nachbarländer, wie Polen, Schweden und Finnland, nachgeht, und deſſen zweiter Teil die Einwirkung der Deutſchordensplaſtik außerhalb Preußens noch eingehender darſtellen ſoll. Auf dem Gebiete der Baukunſt iſt eine parallele Unterſuchung aus ſeiner Feder über die Einwirkung der Deutſchordensſäle auf Polen zu erwarten. W. Droſt kündigt ein anderes Werk aus dem preußiſchen Kunſtbereich an, das der Danziger Malerei vom Mittelalter bis zum Ende des Barock gewidmet[116] iſt. Man wird von ihm, da es die Arbeit ſeines Schülers Brutzer fortſetzt[117], annehmen dürfen, daß es gleich dieſem den Beziehungen der deutſchen Kunſt des Preußenlandes zum Slawentum verfolgen wird. Eberhard Hempel[118] iſt mit der Bearbeitung eines Katalogs der ſächſiſch-polniſchen Architekturzeichnungen beſchäftigt. G. Grundmann hat eine Monographie über die Baumeiſterfamilie Frantz vollendet[119], deren Schaffen ſich in drei Generationen des barocken Zeitalters von Dresden bis Reval und wieder über Schleſien bis Polen ſpannt[120] und mit ſolcher Wanderung ein eindringliches Zeugnis davon bietet, in welchem Maße dieſer Oſtraum damals eine deutſchdurchſetzte Kunſtprovinz geweſen iſt. Auch eines noch ferneren Zeugniſſes ſei gedacht. C. Meißner hat dem Baumeiſter Carl Ludwig Engel eine Darſtellung gewidmet, welche dieſen Studiengenoſſen Schinkels als den führenden Architekten des ſpätklaſſiziſtiſchen Finnland zeigt[121]. Von A. Hekler endlich ſteht in Kürze eine deutſch geſchriebene Kunſtgeſchichte Ungarns bevor, die uns zum erſten Male mit dem Überblick über dieſe Seite der ungariſchen Geſchichte auch den über den deutſchen Anteil daran bieten wird. Allenthalben gibt auch das Handwörterbuch des Grenz- und Auslanddeutſchtums Anlaß, den Fragen deutſchen Kunſtſchaffens im Oſtraum nachzugehen.

---

[111] Hans Sedlmayr, Öſterreichs bildende Kunſt. In: Öſterreich, Erbe und Sendung im deutſchen Raum, hrsg. v. J. Nadler und H. R. v. Srbik, 1936, S. 337.

[112] Siehe oben Anm. 108. Genaue und bezeichnende Zuſammenſtellungen über Lebensdaten, Herkunft und Schule der in der bedeutendſten Stadt Weſtungarns ſchaffenden Künſtler bietet das anregende Büchlein von Anton Richard Franz: Preßburg, die ehemalige Hauptſtadt Ungarns, die Hauptſtadt der Slowakei, eine alte deutſche Stadt, 1935.

[113] Julius Fleiſcher, Das kunſtgeſchichtliche Material der Geheimen Kammerzahlamtsbücher in den ſtaatlichen Archiven Wiens von 1705—1790 (Quellenſchriften z. barocken Kunſt in Öſterreich und Ungarn, hrsg. von A. Hekler, Bd. I), 1932.

[114] Einige Notizen bieten auch die Artikel Banat, Batſchka und Bukowina des HWB. f. d. Grenz- u. Auslanddeutſchtum, ſiehe oben Heft 1 S. 61, Anm. 83 und S. 64, Anm. 91. Sie erweiſen auch die Fortdauer der Einwirkung Wiens während des 19. Jhs., die z. T. nicht von Budapeſt, ſondern von München als Kunſtſtadt abgelöſt wird.

[115] Dies nach einer gefälligen Mitteilung Claſens.

[116] Willi Droſt, Danziger Malerei vom Mittelalter bis zu Ende des Barock. Erſcheint demnächſt.

[117] Dr. Gregor Brutzer, Mittelalterl. Malerei im Ordenslande Preußen, Teil I, Weſtpreußen (Danziger kunſtgeſchichtliche Forſchungen, hrsg. von W. Droſt, Heft 2), o. J.

In Bälde alſo werden wir ein ſehr viel geſchloſſeneres und geſicherteres Bild der künſtleriſchen deutſchen Kulturausſtrahlung beſitzen. Es iſt ſchon abzuſehen, daß dadurch das Geſamtbild der deutſchen Oſtbewegung eine weſentliche Bereicherung erfahren wird, die nicht nur die bekannten Züge verdeutlicht und lebensvoller macht, ſondern auch in manche aus anderen Materien bisher weniger beleuchtete Partien neue, füllende Züge einträgt.

*

Die Durchmuſterung von Gebieten des materiellen und geiſtigen Lebens im deutſch-fremdvölkiſchen Miſchungsraum des öſtlichen Europa, die hier vorgenommen worden iſt, erhebt keinen Anſpruch auf Vollſtändigkeit. Aber ſie gibt das Recht, zu der Feſtſtellung, daß die Menſchenwanderung und namentlich die zweimalige Maſſenwanderung von Deutſchland nach dem Oſtraum, die ſich uns bei dem Wort Deutſche Oſtbewegung ſtets zuerſt vor Augen ſtellt, begleitet wird und darüber hinaus eingebettet iſt in eine noch weit umfaſſendere Bewegung deutſchen Kulturguts im gleichen Sinne. Faſt man alle deſſen Züge zuſammen, wie ſie in den Zeiten auftreten und wechſeln, manchmal ſich ballen, manchmal einander ablöſen, ſo entſteht zwingend die Anſchauung von einer ſtarken und dauernden Lebensrichtung unſeres Volkes. Es ſchließt ſich unſere Beweisführung von der zeitlichen Konſtanz, es vollendet ſich das Bild der räumlichen Breite und Tiefe der Erſcheinung, es ergibt ſich, daß erſt in der umriſſenen Fülle von der Deutſchen Oſtbewegung geſprochen werden kann.

---

[118] Nach ſeiner eigenen gütigen Mitteilung.

[119] Günther Grundmann, Die Baumeiſterfamilie Frantz. Ein Beitrag zur Architekturgeſchichte des 18. Jhs. in Schleſien, Schweden und Polen. Siehe d. Anzeige: Deutſcher Verein f. Kunſtwiſſenſchaft, Jahresgaben 1937.

[120] Nach freundlicher Mitteilung des Verfaſſers.

[121] Carl Meißner, Carl Ludwig Engel, Ein deutſcher Baumeiſter in Finnland, wie Anm. 119.

Wer das erkennt, dem iſt kein Zweifel, daß dieſes Phänomen auch auf allen bezeichneten und allen überhaupt möglichen Gebieten unterſucht werden muß. So weit ſich aber auch damit der Rahmen des Forſchungsprogrammes ſpannt, es ſind doch noch nicht ſeine äußerſten Grenzen bezeichnet. Wir nehmen einen Gedanken auf, der hier und dort ſchon angeklungen iſt, um ihm am Ende eine ſelbſtändige Behandlung zu widmen.

Es ſcheint eine Binſenwahrheit, daß die Verzahnung der Deutſchen und der anderen Völker im Oſtraum ſo innig iſt, daß man die Geſchichte und die Zuſtände der einen nicht ohne die anderen betrachten kann. Es handelt ſich aber dabei keineswegs nur um den allgemeinen Hintergrund und die Umwelt des deutſchen Lebens im mitteleuropäiſchen Oſten. Dieſes iſt oft bis in ſeine letzten Regungen durch den Gegenſpieler beſtimmt, mit dem es hier zu rechnen hat. Raſſen- und Volkstumsmiſchung, Wirkung und Gegenwirkung der politiſchen Handlungen und der geiſtigen Taten bringen es mit ſich, daß wir den Gang und das Ergebnis der deutſchen Oſtbewegung nicht verſtehen, wenn wir die Anderen nicht verſtehen[121a]. Es genügt auch nicht, daß unſere Forſchung jedesmal, wenn ſie an die Grenzen des deutſchen Daſeins gelangt zu ſein glaubt, ſo viel von dem anſchließenden und ſich damit berührenden fremden Daſein erarbeitend erfaßt, als ſie zu bedürfen vermeint, um die Kontur des deutſchen feſter zu ziehen. Was für den einzelnen Gelehrten unvermeidlich iſt, der gelegentlich an eine ſolche Frage herantritt, kann nicht von der deutſchen Wiſſenſchaft als ganzem gelten. Denn ſo einfach, daß ſich die beiden Lebensſphären mühelos nach äußeren Geſichtspunkten auseinanderlegen ließen, verhält es ſich meiſtens nicht. Sehr viele Probleme greifen tief in die beiden Sphären ein, und deren Elemente miſchen ſich darin ſo enge, daß ihre Scheidung nur dann gelingen kann, wenn für die Weſenszüge beider Seiten ein volles, inneres Verſtändnis beſteht, das aus Einfühlung und wiſſenſchaftlicher Erkenntnis gewonnen iſt. Deutſche Forſcherarbeit hat längſt ſchon ſtaatliche Beiträge zur Erſchließung der fremden Kulturen beigeſteuert. Es wird darauf ankommen, daß ſich die Erforſchung unſerer Oſtbewegung dieſer und des geſamten Rüſtzeugs der öſtlich benachbarten Wiſſenſchaften bedient, wenn ſie an jene Grenzerſcheinungen herantritt, um in ihnen die deutſche Komponente zu ermitteln.

Um was es ſich in der Tat handelt, ſei an wenigen Beiſpielen gezeigt.

Zu dem älteren Beſtande unſerer Siedlungskunde gehört die Anſchauung, von einem ſlawiſchen Landesausbau, der ſchon erheblich früher als die deutſche Siedlung eingeſetzt und in Böhmen, Mähren und Schleſien ſeinen Niederſchlag in den Orten mit den Namen Ujeſd (Ujazd) und Lhota (Lgota oder eingedeutſcht Elguth) gefunden hat[122]. Genaueres Zuſehen konnte das Verbreitungsgebiet dieſer ON. ſogar um die Slowakei erweitern. Die nähere Analyſe jedoch der Erſcheinung ließ Zweifel aufſteigen, ob alle ſo benannten Orte ſlawiſchen Neubruch bezeichnen. Hans-Günther Kretſchmer erkannte in einer Oberſchleſien gewidmeten Einzelunterſuchung unter den Elguths ſolche, denen er deutſchen Urſprung zuſchreiben zu können glaubt[123]. Noch weiter gehen die Überlegungen, die Arthur Hackenberg aus einer Durchmuſterung aller Ujeſd- und Lhotaorte geſchöpft hat[124]. Es verdient Aufmerkſamkeit, daß in Südböhmen Lhotaorte auftreten, welche heute eine deutſche Bevölkerung aufweiſen. Auch ſtimmt nachdenklich, daß dieſer Name bei anderen Orten, ebenfalls in Südböhmen mit dem im bayriſchen Sprachgebiet geläufigen „Stift“ (= beſ. Leiherecht) und auch in der Slowakei gelegentlich mit dem dort gebräuchlichen „-hau“, wechſelt, ohne daß einfache Überſetzung aus dem Slawiſchen vorzuliegen ſcheint. Noch wichtiger indeſſen iſt die Beobachtung, daß in der Slowakei die Lhotagründungen erſt der Zeit der deutſchen Siedlung angehören, alſo ſchon in ihrem Urſprung von ihr nicht unbeeinflußt ſein dürften, vollends aber die andere, daß die genannten Ortsnamentypen zwar noch den Weſtrand von Kleinpolen in einer geringen Tiefe überſchreiten, dann aber von den Wolaorten abgelöſt werden, die in der außerordentlichen Zahl von etwa 1500 weit über Polen verbreitet ſind und deren Zuſammenhang mit der Siedlung nach deutſchem Recht von der polniſchen Forſchung erwieſen worden iſt[125]. Unter dieſen Umſtänden wäre es unrichtig, ohne weiteres das Verbreitungsgebiet der genannten Ortsnamentypen als den Raum einer innerſlawiſchen Ausbaubewegung anzuſprechen. Um Klarheit zu ſchaffen, bedarf es offenſichtlich einer Forſchung, die ſich à cheval der deutſchen und ſlawiſchen Zuſtände bewegt. Gelegentliche Einblicke in das andere Lager genügen hier nicht. Die Frage iſt aber nicht nur deshalb von Bedeutung, weil ſich unter den Lhotaorten vielleicht ein Stück deutſcher Koloniſation verbergen kann, ſondern vor allem deshalb, weil hinter der Feſtſtellung der ſlawiſchen Koloniſation der Gedanke ſteht, daß ſie, wäre ihr die Zeit zum Ausreifen vergönnt geweſen, das Eingreifen der deutſchen Siedler unnötig gemacht hätte, das die eigenſtändige Entwicklung des Oſtraums ohne zwingende Urſache unterbunden habe. Die Frage rührt alſo an die Wurzeln unſerer Anſchauung von weſentlichen Teilen der deutſchen Oſtbewegung.

[121a] Das gilt bis hinab zu den natürlichen Lebensbedingungen. Für einen Ausſchnitt hat das Carl Uhlig, Die Entwicklung der auslanddeutſchen Siedlungen im Südoſten in der Abhängigkeit von ihrer Umwelt (Verhandlungen d. XXI. Deutſchen Geographentages zu Breslau 1925) beiſpielmäßig gezeigt. Die enge Verſchränkung der deutſchen und oſtvölkiſchen Lebensformen verfolgt Arthur Haberlandt in dem Aufſatz: Das Gefüge der deutſchen und der magyariſchen Volkskultur im weſtungariſchen Grenzraum (Neue Heimatblätter, Vierteljahrſchr. z. Erforſch. d. Deutſchtums in Ungarn, I. Jg. [1936] S. 193—211).

Noch viel komplizierter, ſubtiler und daher ſchwieriger aufzulöſen als auf dem Gebiete des Agrarrechtes und der Siedlung ſind gemeinhin die Überſchneidungen und

---

[122] Dieſe Anſchauung iſt namentlich von Julius Lippert für Böhmen und Wilhelm Schulte für Schleſien erarbeitet worden, ſiehe das Schrifttumsverzeichnis in der gleich zu nennenden Arbeit. Das dort nicht benützte polniſche Schrifttum iſt ausführlich angeführt und gewertet bei Roman Grodecki, Wole i Lgoty, in der Feſtſchrift für Franz Bujak (Studja z historji społecznej i gospodarczej poświęcone Franciszkowi Bujakowi), 1931, S. 45—65.

[123] Hans-Günther Kretſchmer, Das ſchleſiſche Elguth (Feſtſchrift f. Max Friederichſen, ſiehe oben Heft 2, S. 317, Anm. 14), S. 265—292.

[124] Noch ungedruckte Breslauer Arbeit.

[125] S. Grodecki oben Anm. 122.

Verſchmelzungen in der geiſtigen Sphäre. Allerdings haben die Vorausſetzungen für eine wiſſenſchaftliche Klärung auch auf dieſem Felde in den letzten Jahren nach zwei Seiten hin weſentliche Förderung erfahren.

Zunächſt haben wir geſicherte Einſicht in entſcheidende Vorbedingungen des Zuſammenlebens und der geiſtigen Übertragung zwiſchen den Völkern dadurch gewonnen, daß eine Reihe von Studien die Frage nach dem Beſtehen, der Art und der Stärke eines Nationalbewußtſeins im Mittelalter aufgeworfen hat. K. G. Hugelmann iſt in der Behauptung eines ſolchen Bewußtſeins ſehr weit[126], Clara Redlich nach der anderen Seite ſicherlich zu weit gegangen, indem ſie es zugunſten der univerſalen Weltanſchauung ſo gut wie leugnet[127]. Sehr ſorgfältig abwägend, auch auf das polniſche und tſchechiſche Schrifttum geſtützt, hat Erich Maſchke „Das Erwachen des Nationalbewußtſeins im deutſch-ſlawiſchen Grenzraum“ (1931) unterſucht. Nun iſt ihm Heinz Zatſchek an die Seite getreten, der in einem anziehenden Büchlein[128], in gewolltem Abſtande von modernen Begriffen, zuſammenſtellt, was ſich in den Geſchichtsſchreibern des Mittelalters an Zeugniſſen eines Bewußtſeins ihrer eigenen Volkheit findet. Beide Schriften laſſen den Unterſchied in der Haltung erkennen, welche der Deutſche und welche die Oſtvölker darin einnehmen. Während Tſchechen und Polen — und man könnte gewiß die Ungarn hinzufügen — allein ſchon durch die Tatſache des Eindringens eines fremden Volkes durch die das ganze Land erfaſſende und über einen langen Zeitraum fortwährende Überwanderung früh ſchon zu einem Volksbewußtſein erweckt wurden, das oft leidenſchaftlichſte Formen annahm, hat der Deutſche zwar ſein Gefühl der Überlegenheit hervorgekehrt, aber „ſich in der Regel nicht einmal dort, wo er ſich der Gefahr bewußt ſein mußte, zu Ausfällen gegen fremdes Volkstum verleiten laſſen“[129]. Zatſchek glaubt in dieſem Verhalten — das ebenſo Offenheit gegenüber Fremden wie Verſchenken des eigenen Beſitzes und Gefährdung der eigenen Verteidigungsbereitſchaft bedeuten konnte — nicht allein eine Folge der tatſächlichen Verhältniſſe, die der Stärke des deutſchen Volkes im Mittelalter entſprangen, ſondern auch eine germaniſche Grundhaltung ſehen zu dürfen. Daß der Deutſche jedenfalls in ſeinem Rechtsbewußtſein auch das Recht der — meiſt unterworfenen — Slawen achtete, hat Ernſt Hoyer in ſeiner Studie über das Sprachenrecht des Sachſenſpiegels gezeigt[130]. Dieſes ſtarke Rechtsbewußtſein iſt es auch, was den Deutſchen an dem eigenen Recht feſthalten, und zwar ſtärker feſthalten läßt als ſeiner Sprache[131]. Der altgermaniſche Gedanke des angeborenen Stammesrechtes ſchwebte allerdings nur noch in der Frühzeit der Oſtbewegung über den deutſchen Auswanderern. Der Sachſenſpiegel zeigt ſchon am Anfang des 13. Jahrhunderts den Übergang zur Bindung des Rechtes an das Land[132]. Man wird dieſer Feſtſtellung eingedenk ſein müſſen, wenn man beobachtet, daß in dieſem Jahrhundert das Recht der Deutſchen anfängt, an Slawen übertragen zu werden, mit denen jene in demſelben Lande zuſammenwohnen. — Deutlich tritt auf der anderen Seite hervor, daß die ſozialen Schichten eine ſehr verſchiedene Haltung zeigen können, und daß dort das Empfinden des Gegenſatzes und der Feindſchaft bis zum Haſſe am ſtärkſten iſt, wo ein unmittelbarer Wettbewerb der Deutſchen auf gleicher Ebene empfunden wird. Daher in Polen die Geiſtlichkeit darin vorangeht.

---

[126] Dieſe Auffaſſung ſpricht vor allem aus ſeinem Aufſatz: Die deutſche Nation und der deutſche Nationalſtaat im Mittelalter (Hiſtoriſches Jahrbuch, Bd. 51 [1931] S. 1—29).

[127] Clara Redlich, Nationale Frage und Oſtkoloniſation im Mittelalter (Rigaer volkstheoretiſche Abhandlungen, hrsg. v. Kurt Stavenhagen, Heft 2) 1934. Dieſe Arbeit hat ſtarke Ablehnung erfahren, am eindringlichſten in den Bemerkungen von Fritz Rörig: „Nationale Frage“ und Oſtkoloniſation, in der HZ. 154 (1936), S. 96—103. Vgl. außer den dort angeführten Beſprechungen Hanſ. Geſch. Bl. 59/1934 (1935) S. 327 und W. Kuhn in der Vierteljahrsſchrift für Sozial- u. Wirtſchaftsgeſchichte 29, 1936, S. 200ff.

[128] Heinz Zatſchek, Das Volksbewußtſein, Sein Werden im Spiegel der Geſchichtsſchreibung, o. J. (1936).

[129] Ebenda S. 75. An Zatſcheks Formulierung habe ich mich hier auch ſonſt angelehnt.

[130] Ernſt Hoyer, Das Sprachenrecht des Sachſenſpiegels (Jahrbuch d. Ver. f. Geſch. d. Deutſchen in Böhmen, 2. Jg. [1929] S. 1—33).

In der Neuzeit ſchwillt der Stoff zum Nationalitätenproblem unabſehbar an. Es ſind auch in dem jährlich ſich mehrenden Schrifttum über die Nationalitätenkämpfe der jüngſten Zeit und der Gegenwart im Oſtraum, in den Bemühungen um eine Einſicht in das Weſen des Volkstums an ſich, in der ſich entfaltenden Sprachinſelforſchung[133] allenthalben Beobachtungen zu finden, welche einer geſchichtlichen Theorie des Nationalismus dienen oder vor allem mit großem Nutzen zur pſychologiſchen Erhellung der Nationalitätenbeziehungen auch in früheren Jahrhunderten angewandt werden können. Seltener aber iſt unſer Thema unmittelbar behandelt worden. Von deutſcher Seite ſeien als gegenſeitige Ergänzung das eigene Wege gehende Buch von E. Lemberg genannt, das die Volkwerdung der Tſchechen aus dem Vergleich mit jener in den Niederlanden beleuchtet[134], und J. Pfitzners Studie über Das Erwachen der Sudetendeutſchen im Spiegel ihres Schrifttums (von 1926)[135]. Das erſtgenannte enthält auch einen Abſchnitt über die wichtige Erſcheinung des polniſchen Meſſianismus, den auch Julius Kleiner in ſeiner Überſicht über die polniſche Literatur neuerdings beſprochen hat[136]. — Eine andere, aber ſehr erfolgverſprechende Richtung hat W. Kothe eingeſchlagen, indem er die Kräfte der Nationen in ihrem Ringen innerhalb des Oſtraums aus ihrer wirtſchaftlichen und ſozialen Entwicklung zu verſtehen trachtet[137].

---

[131] K. G. Hugelmann, Studien zum Recht der Nationalitäten im deutſchen Mittelalter (Hiſtoriſches Jahrbuch, Bd. 47 [1927] S. 275—296), beſ. S. 296.

[132] Ebenda S. 293. [133] Siehe darüber oben Heft 1, S. 68.

[134] Eugen Lemberg, Wege und Wandlungen des Nationalbewußtſeins. Studien zur Geſchichte der Volkwerdung in den Niederlanden und in Böhmen (Deutſchtum und Ausland, hrsg. v. G. Schreiber, 57/58. Heft) 1934.

[135] Die dort angeſchlagenen Gedanken ſind aufgenommen und finden eine gewiſſe Fortſetzung in Pfitzners Schrift Sudetendeutſche Einheitsbewegung, Werden und Erfüllung. Nach der Beſchlagnahme 2. Auflage 1937.

[136] Im Handbuch d. Literaturwiſſenſchaft, hrsg. v. O. Walzel, Literaturen der ſlawiſchen Völker, Die Polniſche Literatur, 1929, S. 53.

[137] Wolfgang Kothe, Volkstum und Wirtſchaft des preußiſchen Oſtens im 19. Jh. (Deutſche wiſſenſchaftliche Zeitſchr. f. Polen, Bd. 29 [1935] S. 231—260).

Die andere Hilfe zur Klärung unſerer Ausgangsſtellung gegenüber den gedachten Problemen darf darin geſehen werden, daß die ſtammlichen Beſonderheiten im Aufbau des deutſchen Volkes, wie ſie ſich aus der Miſchung von Auswanderern der Altſtämme untereinander und in Berührung mit den Oſtvölkern gebildet haben, heute in ihrer geiſtigen Eigenart ſehr viel greifbarer vor uns ſtehen. In erſter Linie verdanken wir einfühlende Deutungen ihres Weſens und Werdeganges der aus ungewöhnlicher Kenntnis zahlloſer Literaturdenkmäler erwachſenen Intuition Joſef Nadlers[138]. Daneben muß die feinſinnige Art gerühmt werden, in der Auguſt Grieſebach uns das Geſicht der deutſchen Städte in ihrer ſtammlichen Bedingtheit ſehen lehrt[139]. Bei Nadler ſpielt die Erweiterung des deutſchen Lebensraumes um ſeinen Oſtflügel und die Überlagerung von fremdem Volkstum dort durch die Deutſchen eine weſentliche Rolle in ſeiner Anſchauung von der raumbeſtimmten Rhythmik unſeres literariſchen Schaffens. Aber auch Grieſebach hat den Oſtlandſchaften unmittelbare Beachtung geſchenkt und in richtiger Einſicht öſtliche deutſche Städte außerhalb des geſchloſſenen Volksgebietes herangezogen.

Das ſind indeſſen alles nur erſt Vorbedingungen für jene, auch die andere Seite des Lebens im Oſtraum voll berückſichtigende Forſchungsweiſe, die nun den fremden Einfluß im deutſchen Daſein oder die fremde Einwirkung darauf nachzuweiſen und nach Maß und Art zu beſtimmen hat. Die von Konrad Bittner aufgeſtellte Forderung, daß es einer Unterſuchung der ſteten Wechſelbeziehungen zwiſchen den Deutſchen und ihren öſtlichen Nachbarn bedürfe, müſſen wir auch in dieſem Sinne beitreten, weil nur dann die Erforſchung der deutſchen Oſtbewegung bis zur letzten Erkenntnis vordringen kann.

Als Beiſpiel dafür ſei die böhmiſche Malerei des 14. Jahrhunderts gewählt. Dieſes Beiſpiel kann zugleich die Schwierigkeiten veranſchaulichen, denen die Wiſſenſchaft begegnet, wenn ſie die gedachte Forderung wahr machen und den Anteil der einzelnen Nationen an den geiſtigen Schöpfungen im Oſtraum aufzeigen will.

Konrad Burdach und ſein Kreis haben uns gelehrt, in dem Böhmen Karls IV. ein Sammelbecken aller großen und neuen Gedanken ſeiner Zeit auf dem geiſtig-literariſchen Gebiete zu ſehen, in welches mannigfache und bedeutende romaniſche Anregungen einfließen, in dem das Tſchechenvolk ſeine Sprache gelöſt fühlt, in dem dennoch die deutſche Bildung die Führung behält und aus dem ſie ſelber hohe und weittragende Werte entwickelt. In voller Parallele dazu erreicht nach der gemeinhin herrſchenden Anſchauung die Malerei in Böhmen unter Karl eine Höhe, welche ſie für 50 Jahre über das hinaushebt, was die gleichzeitige deutſche Kunſt zu leiſten vermag. Von Böhmen aus wirkt ſie unmittelbar durch Lieferungen oder mittelbar durch Anregungen weithin über den ganzen Oſtraum von Öſterreich bis ins Deutſchordensland, ja ſelbſt in die benachbarten fränkiſchen und bayriſchen Gaue Altdeutſchlands zurück. Wieweit nun haben wir es hier mit Zeugniſſen der deutſchen Oſtbewegung zu tun? Die Frage nach dem nationalen Charakter dieſer Kunſt iſt geſtellt.

---

[138] Neben ſeiner großen Literaturgeſchichte der deutſchen Stämme und Landſchaften, in 4 Bänden, ſeit 1912/18, 3. Aufl. 1929/32, ſteht die Zuſammenfaſſung: Das ſtammliche Gefüge des deutſchen Volkes, 1934.

[139] Auguſt Grieſebach, Die alte deutſche Stadt in ihrer Stammeseigenart, 1930.

Sehen wir davon ab, daß die tſchechiſche Forſchung von ihr als von einer art tschèque zu ſprechen liebt, was nicht nur ein Ausdruck iſt, der für Mißdeutungen Raum offen läßt, ſondern auch ein Stück kunſtgeſchichtlicher Anſicht enthält[140]. Die deutſche Wiſſenſchaft iſt ſich zwar einig darüber, daß es ſich durchaus um einen Zweig der deutſchen Kunſt handelt[141], aber ſie ſchwankt ſehr ſtark in der Beſtimmung des Maßes, in welchem die eigenartige Sondernote des „maleriſchen, ſtrukturloſen“ Stiles dieſer Kunſt den Einfluß ſlawiſcher Elemente ſpiegelt. W. Worringer hat darin einen vollen Einbruch ſlawiſcher Geiſteshaltung geſehen, ohne einen Anhalt dafür zu geben, wie er ſich dieſen vollzogen denkt[142]. K. Öttinger erkennt ſie als „durch das ſlawiſche Medium bedingt“ an, in das ſie eingebettet war. Genauer ſcheidet er die Zeit vor und nach 1400. In erſterer habe dieſer ſlawiſche Einfluß „nur modulierend gewirkt“ und ſeien die Künſtler ſelbſt vorwiegend Deutſche geweſen[143]. F. A. Martens ſucht auch die ältere Malergeneration auf die Nationen aufzuteilen[144]. Stange glaubt, „nur als gedämpfte Beigabe … in den Malereien manchmal einen ſlawiſchen Ton“ mitſchwingen zu ſehen, während ihm als Träger dieſer Kunſt Deutſche feſtſtehen[145].

Die vorgetragenen Variationen einer Grundanſicht wären nicht weiter erwähnenswert, wenn es ſich nur um ſubjektive Abſchätzungen handelte. Es geht aber um die Arbeitsmethode und die Mittel und Möglichkeiten der Erkenntnis. Wieweit der ſtilpſychologiſchen Methode, auf die Worringer vertraut[146], Schlüſſigkeit zuzuerkennen iſt, wieweit die ſtilkritiſche Methode, ohne die kein Kunſthiſtoriker auskommt, zur Sicherheit ausgebildet werden kann, iſt eine innere Frage der Kunſtwiſſenſchaft. Daß unanfechtbare urkundliche Nachrichten dieſen Verfahren gegenüber nicht beiſeitegeſchoben werden, geht ſchon allgemeine Grundſätze geſchichtlicher Forſchungsweiſe an[147]. Aber uns handelt es ſich darum, daß die Antworten auch deshalb ſo verſchieden ausfallen mußten, weil vorab zwei grundlegende Fragen größten Ausmaßes zu klären waren.

---

[140] Der Sprachgebrauch, der tſchechiſch für böhmiſch ſetzt, wird für dieſen Fall von Stange in dem gleich zu nennenden Werke, Bd. II, S. 8, ſcharf gebrandmarkt.

[141] So verſtehe ich auch Worringer, obwohl er es einem ſchwer macht, eine genaue Anſchauung ſeiner Anſicht zu gewinnen. Öttinger faßt es ſo auf, daß „Worringer ſie als eindeutig ſlawiſch gedeutet“ habe, in dem unten zu nennenden Aufſatze, S. 303.

[142] Wilhelm Worringer, Die Anfänge der Tafelmalerei, 1924.

[143] Öttinger, der ſich mehrfach mit der böhmiſchen Malerei des 14.—15. Jhs. beſchäftigt, hat ſich zuletzt dazu in einem Aufſatz „Der Meiſter von Wittingau und die böhmiſche Malerei des XIV. Jhs.“ (Zeitſchr. d. Deutſchen Ver. f. Kunſtwiſſenſchaft, Bd. 2, Jg. 1935, S. 293ff.) geäußert.

[144] Friedrich Adolf Martens, Wann iſt der Wittingauer Altar entſtanden? Ein Beitrag zur böhmiſchen Frage (Zeitſchr. d. Deutſchen Ver. f. Kunſtwiſſenſchaft, Bd. 1, Jg. 1934, S. 176—193).

[145] Alfred Stange, Deutſche Malerei der Gotik, II. Bd., Die Zeit von 1350—1400, 1936, beſ. S. 9.

[146] A. a. O., beſ. S. 72.

[147] Den Grundſatz von dem Primat der urkundlichen Quellen hat mit aller Entſchiedenheit in dieſer Debatte K. Öttinger, a. a. O. S. 304, vertreten. Es handelt ſich um das Bruderſchafts-

Die Sonderheit des auffallenden Stiles, der in Böhmen ſeit etwa 1350 als Abwandlung des vordem in Deutſchland herrſchenden auftritt, kann eine zwiefache Erklärung finden. Sie kann als raumbedingt und ſie kann als zeitbedingt angeſehen werden. Im erſteren Falle ſagen wir beſſer: volkstumsbedingt, indem man annimmt, daß das fremde, in Böhmen beheimatete Volkstum, das mit der deutſchen Kunſt in Berührung kommt, die Tſchechen alſo, an dieſer Kunſt als Beſteller oder als Mitſchaffende teilnehmen, und zwar einen ſolchen Anteil nehmen, daß ſie der ſich im Lande bildenden Schule mehr oder weniger ſtark ihren Charakter aufprägen[148]. — Im anderen Falle ſtellte der böhmiſche Stil des ſpäteren 14. Jahrhunderts eine aus innerer Wandlung hervorgegangene Weiterbildung der vordem in Deutſchland herrſchenden Kunſtrichtung dar.

Beide Theſen können nur auf der breiteſten Baſis erhärtet werden. Wer den böhmiſchen Stil des 14. Jahrhunderts im weſentlichen ohne die Zutat des fremdvölkiſchen Elements erklären will, muß ſeine Zeitbeſtimmtheit aus einer vollſtändigen Überſicht über die deutſche und weſteuropäiſche Entwicklung hervorgehen laſſen. Martens glaubt, von dieſer Seite her der böhmiſchen Malerei der beſprochenen Zeit ihren Rang überhaupt abſprechen zu müſſen. „Böhmen war", nach ſeiner Anſicht, „der nehmende Teil und nicht der gebende". Und die beſten Leiſtungen der Malerei in Böhmen verdanken ihr Zuſtandekommen nicht den indigenen böhmiſchen Vorausſetzungen, ſondern erweiſen ſich als Gabe des Reiches an die plötzlich zum Mittelpunkte erhobene öſtliche Provinz[149]. Die Anerkennung dieſes mit den feinen Mitteln kunſtwiſſenſchaftlicher Kritik erarbeiteten Satzes würde der Anſchauung von Böhmens Stellung in der geiſtigen Oſtbewegung unſeres Volkes im 14. Jahrhundert eine neue Note geben. Die letzte, auf der vollkommenſten Durchforſchung der mittelalterlichen deutſchen Malerei fußende Beurteilung durch A. Stange ſchließt ſich ihr aber nur in Hinſicht des überwiegend deutſchen Charakters der karoliniſchen Malerei in Böhmen an, der ſie im übrigen an ihrem Platz an der Spitze der deutſchen Kunſt ihrer Zeit beläßt. Wenn auch zweifellos meiſt dank den vom Weſten zugewanderten Künſtlern, ſo wäre Böhmen damals alſo doch als das führende Land im deutſchen Kunſtſchaffen anzuſehen.

Nicht mindere Vorbereitung erfordert die Durchführung der anderen Theſe, welche den böhmiſchen Stil als durch das ſlawiſche Volkstum beſtimmt anſpricht. Hier iſt der Beweis zu führen, daß ſeine Merkmale der künſtleriſchen Haltung der Slawen

---

buch der Prager Malerzeche, deſſen glückliche Erhaltung deren deutſchen Charakter bis etwa 1400 außer Frage ſtellt.

[148] Über die Art, wie etwa dann, wenn man nicht mit tſchechiſchen Meiſtern rechnen darf, der Einfluß des tſchechiſchen Mediums gewirkt haben ſoll, bleibt man im Schrifttum ohne Antwort.

[149] Martens a. a. O. S. 193. (Im Texte geſperrt.) Seine Umwertung der böhmiſchen Schule hängt eng mit ſeiner ſehr ſpäten Datierung des Wittingauer Altars (um 1420) zuſammen, die von Öttinger, a. a. O., verworfen worden iſt.

entſprechen (und nur aus ihr befriedigend erklärt werden können). Worringer ſcheint ſein Urteil auf den Eindruck der Ruſſen und des Ruſſiſchen zu gründen, den die großen Romane Doſtojewſkis in ihm hinterlaſſen haben[150]. Man könnte danach ſchon von Raſſenbeſtimmtheit ſprechen, denn was er ſchildert, iſt die Geiſteshaltung, die gemeinhin den Oſteuropiden zugeſchrieben wird. Öttinger hat ſeine Anſchauung von dem Charakter des ſlawiſchen Mediums, das die böhmiſchen Maler des 14. Jahrhunderts zu ihrem beſonderen Ausdruck vermocht haben ſoll, breiter und vielfältiger untermauert. Er arbeitet einmal mit einem der böhmiſchen Malerei ſelbſt innewohnenden Maßſtabe, mit dem Charakter nämlich, den dieſe Kunſt immer entſchiedener annimmt, je mehr in ihr nach 1400 — auch urkundlich nachweisbar — das Tſchechentum zur Herrſchaft gelangt[151]. Er hat ſich aber auch unabhängig davon nach einem geſicherten Vergleichsmaßſtab umgeſehen und dieſen dort gefunden, wo ſlawiſches Kunſtempfinden in einem anderen Stilmaterial zum Ausdruck gekommen iſt, nämlich im byzantiniſchen. An ihm hat er das gleiche Verfahren der ſlawiſchen Künſtler beobachtet[152]. Dieſer Beweisweg ſetzt ſelbſtverſtändlich voraus, daß zunächſt die Prinzipien byzantiniſcher Kunſtübung für ſich klargeſtellt ſind, um ihre Brechung durch die ſlawiſchen Schüler richtig werten zu können[153].

Wir haben das Problem in unſerer Zuſammenfaſſung noch vereinfacht. In Wirklichkeit vermengen ſich die beiden Theſen namentlich bei Öttinger in der intereſſanteſten Weiſe. Er glaubt zu erkennen, daß die Erklärung des hohen Ranges, den die böhmiſche Landſchaft damals in der Kunſt einnahm, und des Reichtums an Werken, die ſie hinterlaſſen hat, „nicht ſo ſehr in den äußeren geſchichtlichen Umſtänden (der Erhebung Prags zum Mittelpunkt des Reiches und dem Kunſtintereſſe Karls IV. und ſeines Kreiſes) als in einer inneren Dispoſition für die Probleme, die in jener Zeit allgemein geſtellt waren" zu ſuchen iſt[154]. Es wäre hier alſo eine raum- (d. h. volkstums-) beſtimmte Dispoſition von einer zeitbeſtimmten Auslöſung zu künſtleriſchem Wirken gebracht worden.

Mit den vorgetragenen Beiſpielen aus dem Bereiche der materiellen und der geiſtigen Kultur haben wir anſchaulich machen wollen, daß die Erforſchung der deutſchen Oſtbewegung um ihrer ſelbſt willen einer Berückſichtigung der Oſtvölker, ihrer Geſchichte und Kulturen bedarf, welche ſich nicht nur am Rande bewegt, ſondern ſie aus ihrem Inneren heraus zu begreifen vermag. Wir können das nicht für jeden einzelnen, an die deutſche Oſtgeſchichte Herantretenden verlangen, wohl aber die deutſche Wiſſenſchaft daran erinnern, daß ſie in ihrem Bereiche zu ſorgen hat, daß es nie an echten Kennern dafür gebricht.

---

[150] A. a. O. S. 53.

[151] Karl Öttinger, Neue Beiträge zur Kenntnis der böhmiſchen Malerei und Skulptur des 14. Jhs. (Wiener Jahrbuch für Kunſtgeſchichte, Bd. X [1935] S. 5—23) ſagt S. 15f.: „Gegen Ende des 14. Jhs. . . . wächſt die Bedeutung des ſlawiſchen Elements über die Rolle des nur färbenden Mediums hinaus zur aktiven Mitarbeit, um ſchließlich im Zuſammenhang mit der Huſſitenbewegung um 1410 auch in der Kunſt zur Alleinherrſchaft zu gelangen" (Im Texte geſperrt).

[152] A. a. O. S. 16.

[153] Welchen Fortſchritt Öttingers methodiſches Verfahren bedeutet, läßt ſich an einen Vergleich mit denjenigen Stellen bei Brutzer, oben Anm. 117 erkennen, in denen dieſer im Abſchluß an Worringer auf die Möglichkeit öſtlicher, ſlawiſcher Einflüſſe in der gleichzeitigen Malerei des Deutſchordenslandes Preußen zu ſprechen kommt, z. B. S. 50 u. 91. Brutzer fand Worringers Ausſagen vor, konnte, was von einer Diſſertation auch nicht zu verlangen iſt, nicht aus eigenem dazu Stellung nehmen und ſteht daher der Frage des ſlawiſchen Einfluſſes höchſt unſicher gegenüber.

[154] Der Meiſter von Wittingau, a. a. O., S. 303.

Das entſchloſſene Hinübertreten in den Lebensraum der Nachbarnationen wird aber unſerem Bilde der deutſchen Oſtbewegung noch in einem weiteren und in einem ſchließlich unentbehrlichen Sinne zugute kommen. Denn oft enthüllt ſich nur dem Blick von dorther das wahre Verſtändnis für viele Fragen, die uns die Oſtbewegung unſeres Volkes aufgibt. Erſt von der anderen Seite geſehen wird ſich die volle Erklärung für die Formen finden laſſen, die ſie angenommen, werden letzte Urſachen ſichtbar und werden vor allem die Stockungen oder zeitweiſe ſelbſt Rückſchläge großen Maßſtabes begreiflich werden, die ſie erlitten hat. Wer allein von Deutſchland her die Ausbreitung unſeres Volkes nach dem Oſten hin verfolgt, wenn er mit noch ſo großem Eifer alles zuſammenträgt, was ſie in ihren verſchiedenen Geſtalten belegt, gerät nur zu leicht in die Gefahr, ſolche Ausbreitung und Ausſtrahlung als eine gleichſam natürliche Funktion der Deutſchen anzuſehen. Und doch beruht ſie zu einer Hälfte auf den Zuſtänden der Nachbarn bzw. auf dem Verhältnis derſelben zu den unſeren, und iſt im Grunde deshalb unvermeidbar geworden, weil ein allzugroßer Abſtand an Menſchen und Kultur an der deutſchen Oſtgrenze beſtand, der nach Ausgleich drängte. Es iſt aber freilich nicht ſo, daß die Geſchichte in der deutſchen Oſtbewegung auf Grund einer einmalig gegebenen beſonderen Ausgangslage wie ein Uhrwerk abgelaufen wäre. Zwar haben das politiſche und kulturelle Erſtarken der Oſtnationen, die Ausfüllung des Oſtraumes mit Menſchen (jeweils entſprechend der Kapazität der Zeit), auch die Öffnung anderer Wirkungs- und Wanderziele für die Deutſchen auf den Ausgleich des anfänglichen Spannungszuſtandes hingewirkt, ja manche Faktoren geradenwegs in ihr Gegenteil verkehrt. Eine Geſchichtsbetrachtung, welche nicht nur den vollen Fluß und die Höhezeiten, ſondern auch die Hemmungen und die Tiefpunkte einer Entwicklung ins Auge faßt, wird erkennen, daß das Deutſchtum des Oſtens 1918 in ſteilem Abfall in ein Wellental hinabgeſtürzt iſt, wie es ihm ſo tief und in ſo verſchlingender Breite kaum noch in der Geſchichte der Oſtbewegung gedroht hat, und daß namentlich die Tendenz der Bevölkerungsbewegung der Maſſen endgültig umgekehrt erſcheint. Auf der anderen Seite indeſſen hat ſich die Konſtellation, die auf der Spannung zwiſchen den deutſchen und den oſtvölkiſchen Zuſtänden beruht, im Laufe der Jahrhunderte mehrmals erneuert, und zwar ebenſo durch äußere Vorgänge im Oſten ſelbſt, durch die Einbrüche der Tataren und Türken, die einen tiefen Verfall in weiten Gebieten des Oſtraums nach ſich zogen, wie durch die innere Entwicklung der deutſchen Kräfte wirtſchaftlicher und geiſtiger Art, die ſich in wiederholten Aufſtiegen zu magnetiſch anziehender Höhe emporſchwangen. Auch kann die überſchauende Geſchichtsbetrachtung nicht anders, als feſtſtellen, daß die

Reihe jener äußeren Urſachen einer Lahmlegung und Verſchüttung des Oſtraums heute durch die Bolſchewiſierung Rußlands ſich fortſetzt; und fragt ſie nach der innerdeutſchen Urſachenreihe für das ſäkulare Spannungsverhältnis im Oſtraum, ſo berührt ſie eine Grundveranlagung unſeres Volkes, von der wir wiſſen, daß ſie wahrlich nicht deshalb erloſchen iſt, weil ihrer Auswirkung im früheren Umfange nach dem Oſten hin ſtarke Gegenkräfte entgegengetreten ſind.

So erſcheint, wie ſeit 1000 Jahren, Geben und Nehmen am Oſtrande des Deutſchtums immer noch als eine große und tragiſche Schickſalsaufgabe für uns wie für unſere Nachbarn. Je ſchärfer jedes Volkstum nach Ausprägung ſeiner Eigenart und nach Bewahrung ſeines Beſitzſtandes ſtrebt, deſto härter wird die Tragik ſolcher Beſtimmung empfunden. Dieſer Erſcheinung gegenüberſtehend, ſelbſt von dieſen Empfindungen erfüllt, wenden wir uns immer wieder an die Wiſſenſchaft mit der Frage nach den Urſachen. Sie wird keine genügende Antwort zu geben vermögen, wenn ſie die deutſche Oſtbewegung nicht in ihren ganzen raum- und zeitweiten Zuſammenhängen und auf allen Lebensgebieten zu erkennen weiß.

Mittelalterlicher Kirchenbau in der Zips (Slovakei)

Von Oskar Schürer

Mit 3 Bildtafeln und 7 Grundriſſen

Unter den Kunſtlandſchaften, die ſich im deutſchen Koloniſationsgebiet des Südoſtens aus vielfältigſten Anregungen vom Mutterland her und aus Einwirkungen des neuen Umlands, des neuen Schickſals zu bemerkenswerter Eigenart entwickelt haben, liegt die Zips in vorderſter Reihe. Nicht nur die Dichtigkeit des Kunſtguts iſt überraſchend, wie ſie ſich hier im kulturellen Inſelbezirk an den Südoſthängen der Hohen Tatra vor dem Abfall in die Ungeformtheit des weiteren Oſtens gleichſam noch einmal ſtaut. Hier haben ſich im Verlaufe jahrhundertelanger lebendiger Entwicklung charaktervolle Sonderformen herausgebildet, kraftvoll genug, um angrenzende und fernerliegende Gebiete zu beeinfluſſen oder doch nachhaltig zu berühren. Immer liegen Anregungen von außen, oft von fernher, zugrunde. Solche Anregungen werden aber ſtets ſelbſtändig verarbeitet und vielfach zu neuer Löſung weitergeführt, die des öfteren dann auch auf Gebiete im Mutterland zurückwirkt.

Beim mittelalterlichen Kirchenbau der Zips läßt ſich verhältnismäßig früh von einer eigenen Note der Denkmäler ſprechen. Obwohl die Entwicklung erſt in den Jahren nach dem Abflauen des Mongolenſturms einſetzt (nach 1243), zeigt doch ſchon das folgende Jahrhundert ein eigentümliches Gepräge der Baugeſinnung. Es ſetzt ſich von dem in den deutſchen Bergſtädten der mittleren Slowakei, die zunächſt im Vorſprung ſind, als auch von dem im angrenzenden koloniſierten Polen, das dem nordoſtdeutſchen Baukreis verhaftet iſt, deutlich ab.

Aus der frühen Beſiedlungszeit bis zum Mongolenſturm ſind keine kirchlichen Baudenkmäler erhalten. Es iſt fraglich, ob für dieſe ganz der Rodungsarbeit und der Feſtigung der jungen Siedlungen gewidmeten Zeit überhaupt ſchon Steinbauten angenommen werden dürfen. Die früh bezeugten Pfarrkirchen — im Jahre 1239 ſchließen ſich die Pfarrer von 24 deutſchen Gemeinden zur „XXIV regalium parochorum fraternitas" zuſammen — dürften Holzbauten geweſen ſein. Man hat Schlüſſe von Holzbauten ſpäterer Zeiten auf dieſe früheſten verſucht[1], ohne Anſtoß zu nehmen an der erkannten Tatſache, daß jene ſpäteren Holzkirchen den Steinbau des ausgehenden 13. Jahrhunderts ſpiegeln. Der Waldroder des 12. und frühen 13. Jahrhunderts dürfte ſeine Bauten in einer aus dem Baumaterial erwachſenen Form errichtet haben, die dann auch den ganzen Bautypus beſtimmt haben wird. Man müßte alſo (ſpäte) Holzkirchen aus zur Erbauungszeit noch ausgeſprochenen Waldgebieten, die von der Einwirkung des Steinbaus verhältnismäßig unberührt geblieben wären, als Entſprechungen wählen. Das hieße aber, Hypotheſen durch neue erſetzen. Hier kann über allgemeinſte Andeutung nicht hinausgegangen werden. Typen, wie ſie Strzygowſki in der Umgebung von Bielitz-Biala aufgewieſen hat[2], dürften in primitiverer Form auch im Zipſer Gebiet die kirchlichen und künſtleriſchen Anſprüche befriedigt haben.

---

[1] Divald, Kornél: Szepesvánnegye Müvészeti Emlikei I. Szobrászat és Festészet. Budapeſt 1906.

Unmittelbar nach dem Abzug der Mongolen ſetzt der Steinbau mit einem monumentalen Denkmal ein: um die Mitte des 13. Jahrhunderts wird mit Errichtung der Zipſer Stiftskirche begonnen. Auf dem beherrſchend gelegenen Platz, über kräftigem Geländeabfall gegenüber dem Burghügel, das Städtchen Kirchdrauf zu Füßen behütend, mag ſchon die erſte (hölzerne?) Propſteikirche geſtanden haben. Jetzt wird die kirchliche Stätte zur geiſtlichen Reſidenz ausgebaut. Der ungariſche König Bela IV. legt Wert auf ſchnellen Wiederaufbau des verwüſteten Gebiets: er wendet der Zipſer Propſtei reiche Stiftungen zu. So iſt das Kapitel in der Lage, eine gut geſchulte Hütte zu berufen, die den Bau in verhältnismäßig kurzer Zeit aufführt (vollendet mit Ausnahme des 2. Weſtturms im Jahr 1273).

Zur gleichen Zeit, da im deutſchen Weſten die frühe Gotik in raſchem Anlauf bis zur Höhe des Stils ſich aufſchwingt, bleibt im Oſten das Romaniſche noch ausſchlaggebend für die Geſinnung der Bauten. Neuere Ideen miſchen ſich ein. (Selbſt in Wien wird bis in die zweite Jahrhunderthälfte hinein [Rieſentor von St. Stephan] noch romaniſch gebaut und geſchmückt). Und zwar eine romaniſche Geſinnung, wie ſie ſich im Südoſten ausgeformt hatte. Aus ihr iſt auch der Bau der Zipſer Stiftskirche zu verſtehen.

Im erſten Drittel des 13. Jahrhunderts herrſchen auf ungariſchem Boden zwei Strömungen vor, die ſporadiſch ausgreifen, ohne ſich zu miſchen. Die ungariſchen Könige berufen für ihre Bauten italieniſche Meiſter, die den oberitalieniſchen Typus der Emporenbaſilika ins Neuland tragen (bedeutendſtes Denkmal: Fünfkirchen). Aus dem deutſchen Weſten ſtößt die Hirſauer Bauſchule vor, die vor allem in Ordensbauten weniger reine als vielgeſtaltige Löſungen ihres Typus aufſtellt. Im zweiten Jahrhundertdrittel überſpült die mächtige Welle junger mitteldeutſcher Baukunſt die Donaulande: Magdeburg I, und die Neubauten von Naumburg und Bamberg ſtrahlen ſtärkſte Energien aus. Dieſe neue Strömung löſt die italieniſche ab, ſtößt vereinzelt in ziemlicher Reinheit bis in den äußerſten Oſten des deutſchen Kulturbereichs vor (Karlsburg in Siebenbürgen), vermiſcht ſich im näheren Donauraum mit Hirſauiſchen Ideen und ſchafft hier den Typus der „ungariſchen Kathedralengruppe“, in dem ſich eine eigenartige öſtliche Umprägung feſtigt, beſonders: Jáak, Lebený, Zſámbék. Charakteriſtiſch das Turmpaar im Weſten, der Wegfall

---

[2] Joſef Strzygowſki, Die Holzkirchen in der Umgebung von Bielitz-Biala. 1926. Poſen. Hiſtoriſche Geſellſchaft.

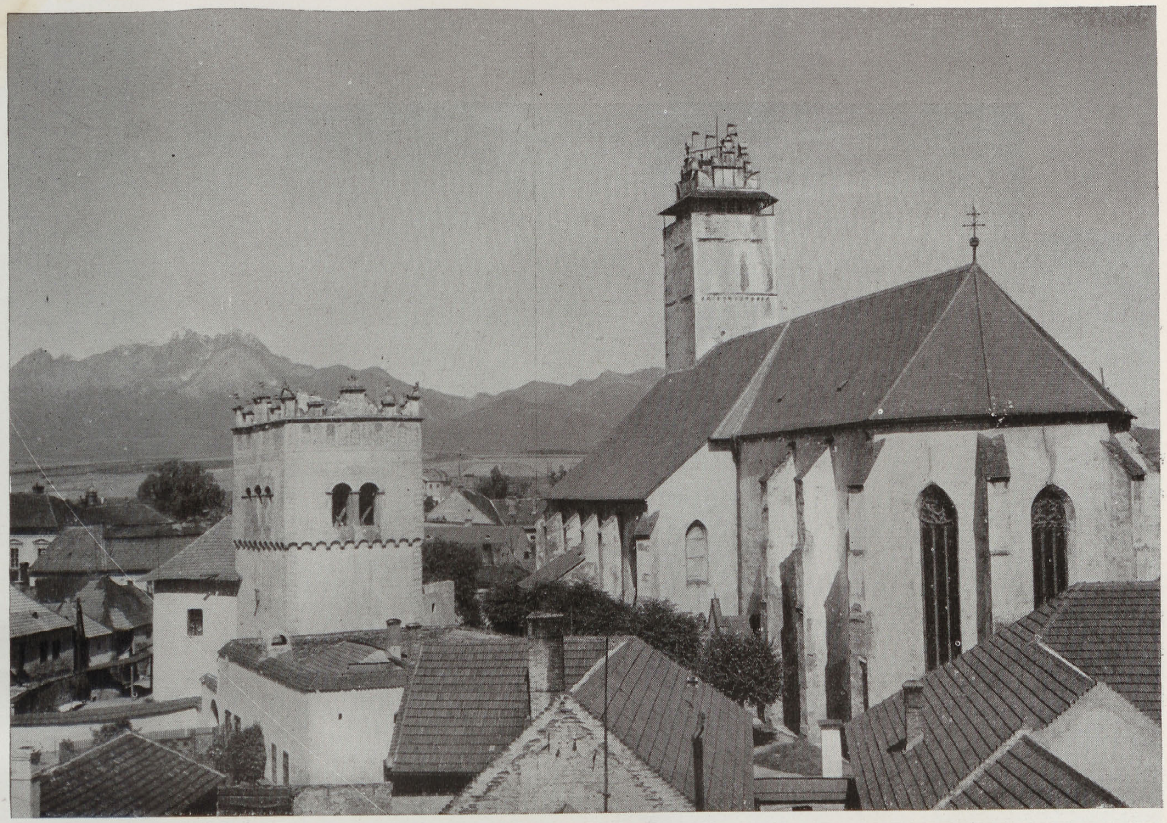


Abb. 1. Kaesmark: Stadtkirche Hlg. Kreuz und Glockenturm (im Grunde die Hohe Tatra).

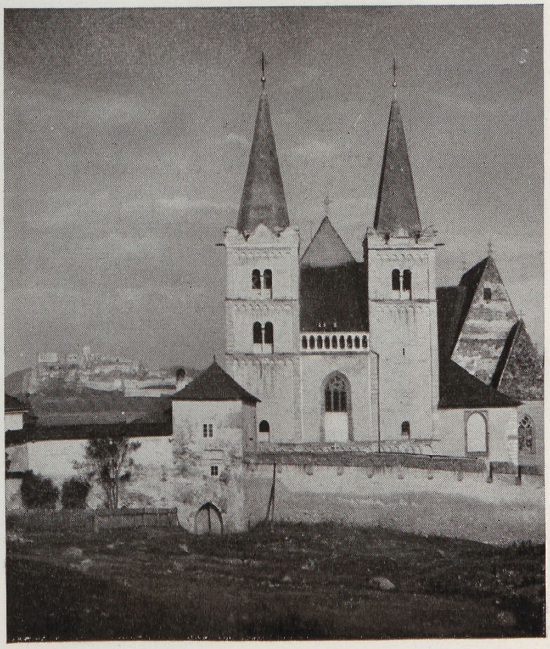


Abb. 2. Zipſer Kapitel: Stiftskirche (im Grunde die Zipſer Burg).

Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

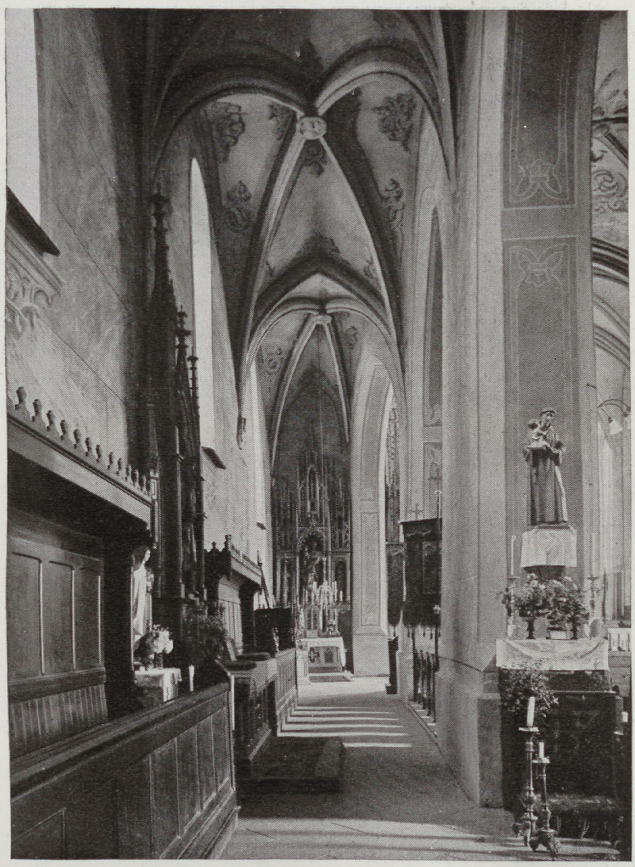


Abb. 3. Göllnitz: Stadtkirche
(linkes Seitenſchiff).

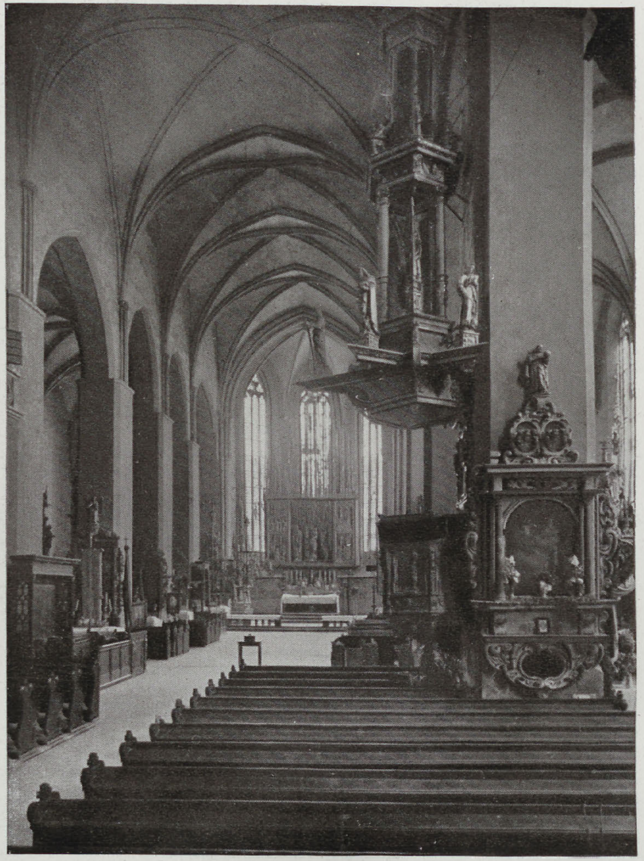


Abb. 4. Leutſchau: St. Jakob
(Inneres gegen Oſten).

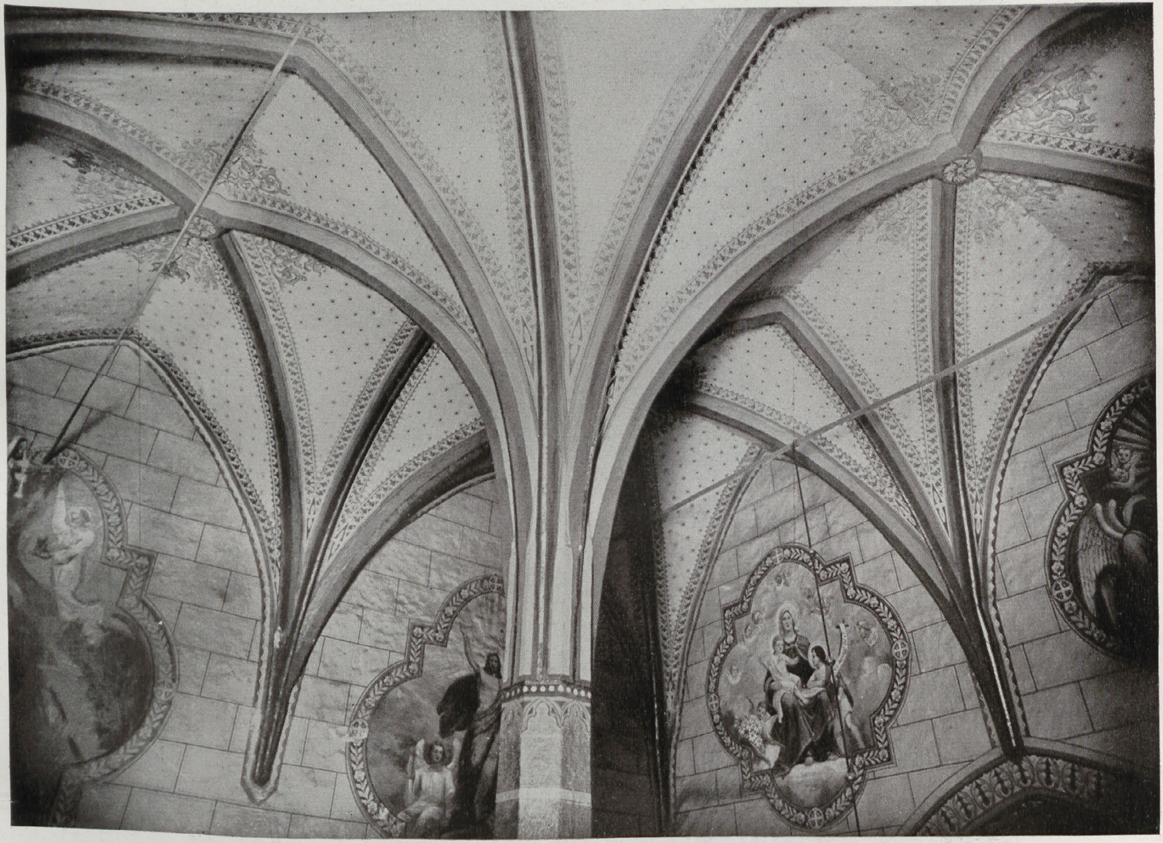


Abb. 5. Landeck: St. Nikolaus. Gewölbe.

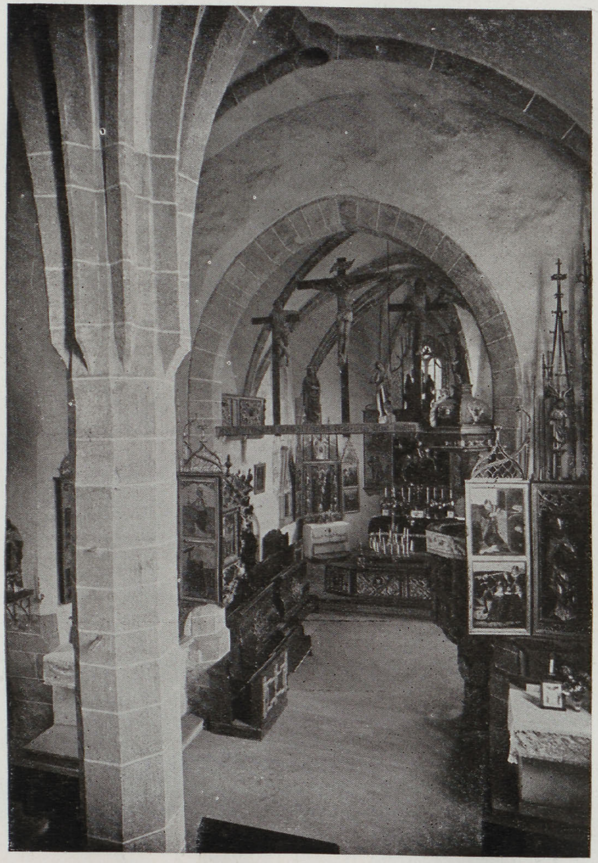


Abb. 6. Georgenberg: Stadtkirche
(Inneres gegen Oſten).

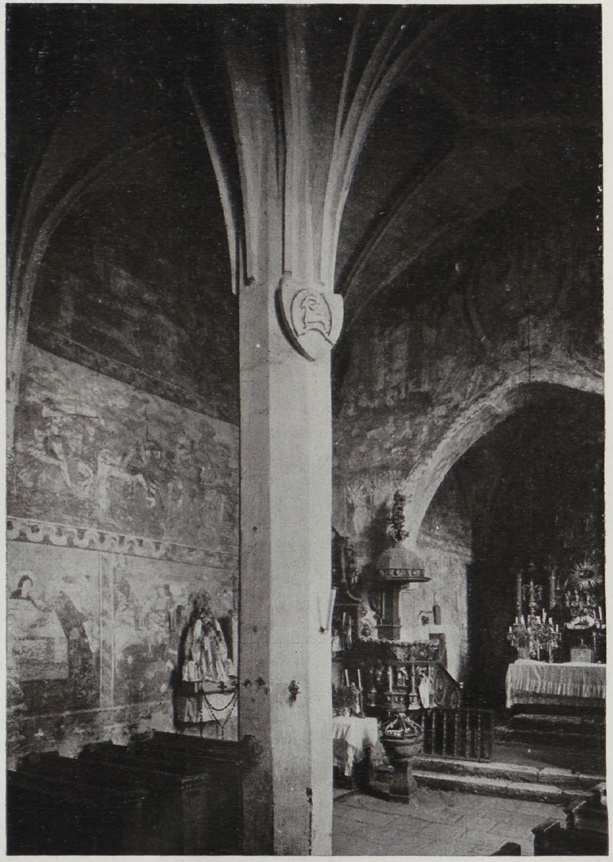
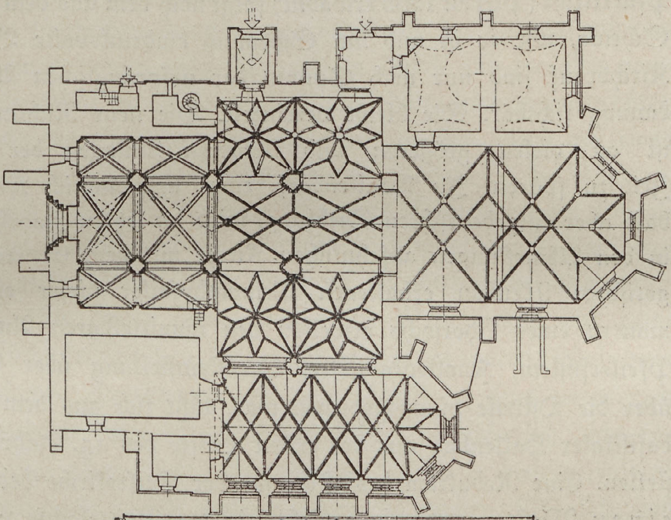


Abb. 7. Schigra: Dorfkirche
(Inneres gegen Nordoſten).

des Querhauſes, die Drängung der Raumproportionen in der Tiefe, ihre Streckung in der Höhe. Von dieſer Gruppe geht um die Jahrhundertmitte die Zipſer Hütte aus.

Die urſprüngliche Anlage der Stiftskirche, wie ſie ſich aus dem — in den Oſtteilen ſtark veränderten Beſtand rekonſtruieren läßt, war baſilikal. Zwei wuchtige Türme ſtraffen die Weſtfront. Eine zwei Joch tiefe Vorhalle in Faſſadenbreite (drei Schiffe) iſt dem kurzen Langhaus vorgelagert. Deſſen Seitenſchiffe ſind in der Breite dem Mittelſchiff angeglichen, fluchten alſo beträchtlich über die Faſſaden- und Vorhallenbreite hinaus. Den ſteilen Proportionen des Mittelſchiffs antworteten kräftige kubiſche Joche in den Seitenſchiffen. Ein ausdrucksvoller Dreiapſidenſchluß — die Mitte durch ein vorgelagertes Chorjoch betont — drängte ohne Vermittlung durch ein Querſchiff den im Langhaus geſtauten Raum zurück. So zwiſchen Turmanlage und Chorpartie eingezwängt trieb der Kirchenraum in die Höhe und Breite. Kräftige Formen feſtigten das geballte Gefüge.


Zipſer Kapitel

Dieſe Formen machen deutlich, daß in der Hütte außer Schulgewohnheiten des niederungariſchen Baugebiets auch unmittelbare Beziehungen zum baulichen Stammland noch lebendig waren. In Rippenprofilen, Pfeiler- und Kapitellformen drücken mitteldeutſche Einflüſſe in voller Reinheit durch. Der mächtige Anſtoß Bambergs iſt deutlich zu ſpüren. Er durchſtählt gleichſam den in der öſtlichen Atmoſphäre dumpf austreibenden Körper. Ein Prunkportal an der Südſeite des Schiffs — ein einziger Löwe iſt von ihm erhalten, Kapellenanbauten haben es verdrängt — brachte die reife Schmuckkunſt des Südweſtens (über Jáak?) ins neugerodete Land.

Von der pröpſtlichen Pfalz, die wohl an der Stelle der heutigen ſtand (an der Nordſeite der Kathedrale), iſt nichts erhalten. Stiftskirche und Pfalz und die Kurien der Stiftskanoniker waren zweifellos ſchon damals — ja gerade damals — in Wehrmauern eingefriedet. Dem Vorbild des Stiftes folgten dann mit niedrigeren rings um den Kirchenbezirk geführten Mauern alle Zipſer Pfarreien. Den eigentlichen Wehrbau errichteten die Pröpſte drüben auf dem alten Burghügel. Die Burg war ihnen vom König überlaſſen worden (ſpäter wieder Sitz des königlichen Palatins). Ein mächtiger Bergfried inmitten des (oberſten) Burghofs, über kreisförmigem Grundriß nach oben ſich verjüngend, ſicherte die Anlage. Der Wohnbau wurde auf dem ſteil vorſpringenden Fels im Norden des Bezirks errichtet. Die reiche Form der Arkadenfenſter — in der Ruine unter ſpäterer Vermauerung noch ſichtbar — erweiſt die Tätigkeit der Kirchenhütte auch hier.

Mit dem erſten monumentalen Kirchenbau war alſo die neue Richtung bis in die Zips vorgedrungen. Ihr geſellt ſich im Städtchen Kirchdrauf, im Tal zwiſchen Kapitel und Burg gelegen, die ältere, in der ſüdlichen Slovakei gebräuchliche: die dortige Pfarrkirche (Plebau 1268 erwähnt) folgt noch dem aus dem Hirſauer herausgewachſenen Schema, wie es in und um Schemnitz eindrucksvolle Bauten geſchaffen hatte. In Kirchdrauf ſind nur noch Spuren der urſprünglichen Anlage unter ſpäterer Überbauung ſichtbar. Sie bleibt vereinzelt. Die neue Richtung ſiegt. Ihre Einwirkung iſt an vielen größeren und kleineren Anlagen der unmittelbar nachfolgenden Zeit zu ſpüren. In Wallendorf, einer urſprünglich welſchen („villa Latinorum") bald aber eingedeutſchten Siedlung, wird im letzten Jahrhundertdrittel der Bau einer in den Abmeſſungen anſehnlichen Kirche mit dem Chorteil begonnen. Die im ſpätgotiſchen Neubau erhaltenen Triumphpfeiler dieſer erſten Anlage ſamt Untermauern eines Chorjochs erweiſen den unmittelbaren Anſchluß an die Stiftskirche: Pfeilerſyſtem, Knollenkapitelle, Dienſteinſtellung über Eck. Wieweit dieſer Bau über die Oſtteile hinausgediehen war, läßt ſich aus dem heutigen Beſtand (pſeudobaſilikaler Hallenbau aus der erſten Hälfte des 15. Jahrhunderts, ſ. u.) nicht ſicherſtellen. Eine Reduktion des Schemas der Stiftskirche bedeutet die Beſchränkung auf einen Weſtturm, der dem Schiff in der Mittelachſe vorgeſtellt wird. Man wird die Grundmauern des beſtehenden (jüngeren) Turms der erſten Anlage zurechnen dürfen.

Dieſe Beſchränkung auf den einen Weſtturm iſt für die kleinen Kirchenbauten der Zips allgemein. Als Bauſchema bürgert ſich — wie überall im Oſten und vielfach auch in Innerdeutſchland — die einfache Abfolge von ſtarkem Weſtturm, rechteckigem, flachgedecktem Schiff und einſpringendem meiſt wohl ſchon gewölbtem, Chor (zuerſt halbrund, dann in drei Seiten des Achtecks gebrochen) ein. Während in dieſen kleinen Anlagen das Schiff immer, meiſt auch der Chor, durch ſpätere Umbauten verändert auf uns gekommen ſind, blieben die Türme vielfach in der urſprünglichen Form (mit Ausnahme des oberen Abſchluſſes) erhalten. Die Proportionen der Türme der Stiftskirche werden in dieſen charaktervollen Kleinbauten bei gleichen Grundabmeſſungen eher noch geſtreckt. Die Gliederung des oberen Teils durch eine oder (übereinander) zwei Reihen von Schallarkaden ſteht zu dem ſchweren, in kubiſcher Strenge ungegliedert gelaſſenen Hauptteil darunter in eindrucksvollem Verhältnis. Die leiſe Verjüngung der Konturen nach oben hat man auf Einwirkung des Holzbaus zurückführen wollen. Wenn dieſe Meinung auch nicht ohne weiteres von der Hand zu weiſen iſt — neben den Steinbauten ſtanden und erſtanden damals allerorten auch noch Holzbauten —, ſo muß doch die Möglichkeit einer Entwicklung dieſer entaſisartigen Verjüngung der Turmkuben aus den Bedingungen des Steinbaus ſelbſt zumindeſt zugeſtanden werden. In den Formen der Schallarkaden, in ihren Kapitellen und Kämpferſteinen und an den kleinen Portalen (meiſt im Turmuntergeſchoß als Weſtpforte der Kirche: einfache Abtreppung mit eingeſtelltem Rundſtab) wird ſtärker oder ſchwächer in allen dieſen Fällen die Einwirkung der Formen, wie ſie die Stiftskirche eingeführt hatte, ſpürbar.

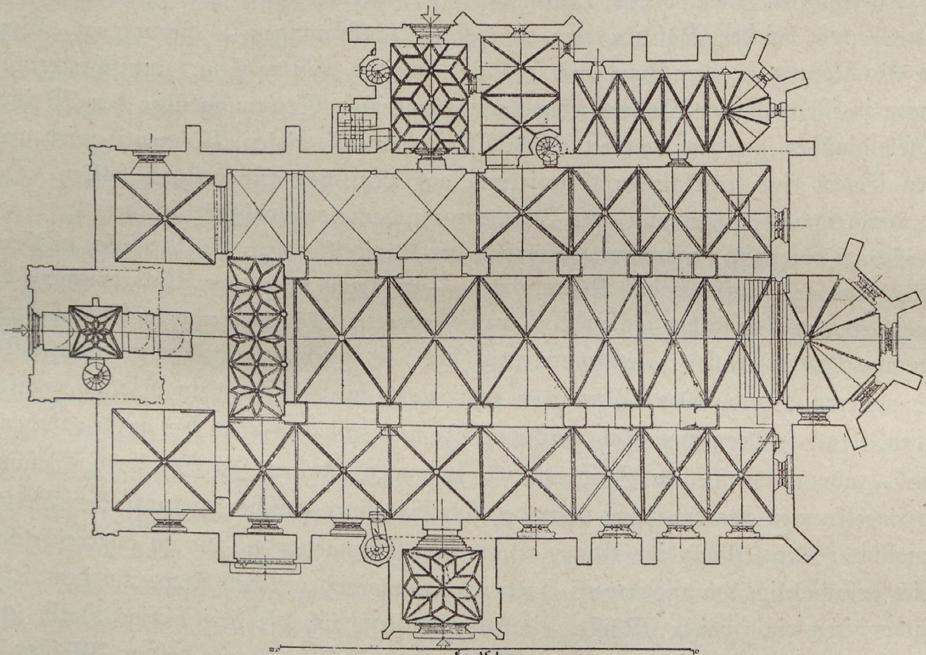
Daneben ſind aber vor 1300 noch zwei andere Quellen ſtiliſtiſcher Einwirkung greifbar. Die eine von ihnen, die ſtiliſtiſch ältere, möchte man angeſichts einiger Detailformen letzten Endes auf den ſächſiſchen Kunſtkreis zurückführen, der hier auf anderem als dem Bamberger Weg eingedrungen wäre: Portale in Leibitz und den ihm nachfolgenden Bauten. Ein großer Bau, der dieſe gut geſchulte Hütte herbeigezogen hätte, läßt ſich im näheren Umkreis des Südoſtens nicht namhaft machen. Auch auf einen etwa verſchwundenen läßt ſich in dieſem Fall nicht ſchließen. Anders bei der jüngeren, „modernen“ Richtung, die auch wieder nur in Einzelteilen und -formen wie bei Portaltypen in Lettensdorf, Schigra, Groß-Lomnitz, Diensdorf, Kapitell- und Konſolenſchmuck in Kabsdorf (Sakriſtei), einmal auch ſchon im Pfeilerſyſtem: Diensdorf, Triumphpfeiler, faßbar iſt. Sie bringt ſchon frühgotiſche Neuerungen, und zwar in Formen, die etwa im heſſiſch-weſtfäliſchen Baugebiet beheimatet waren. Auch dieſe Spuren weiſen in der ſorgſamen Ausführung und dem Nachklang einer vornehmen Formauffaſſung auf die Tätigkeit einer bedeutenderen Hütte, die ſicherlich nicht für dieſe Kleinbauten allein in dies ferne Gebiet gezogen war. Auch in dieſem Fall iſt ein näher gelegener Vermittlungsbau nicht mehr namhaft zu machen. Möglich, daß ein erſter Bau der Ziſterzienſer bei Schavnik, 1223 vom polniſchen Kloſter Wanchok aus gegründet, die fernher wirkenden Anregungen aufgenommen und den Zipſer Kleinbauten vermittelt hätte. Es wäre um dieſe Zeit in der Zips der einzige Fall einer Einwirkung von ſeiten eines Ordensbaues auf die örtliche Bautätigkeit. Anderswo überall waren gerade die Kirchenbauten der Benediktiner, Ziſterzienſer und Prämonſtratenſer die rührigſten Vermittler monumentaler Bougeſinnung an die neu zu erſchließenden Gebiete des Oſtens.

Durch dieſe verſchiedenen Einwirkungsgruppen hindurch läßt ſich nun aber doch eine einheitlich durchlaufende Entwicklungslinie verfolgen, die z. B. im Portaltyp vom hochromaniſchen Ausgangspunkt aus über reizvolle Übergangserſcheinungen (romaniſche Grundanlage — frühgotiſche Schmückung) im rein frühgotiſchen Portalſchema mündet: Zipſer Stiftskirche—Leibitz—Menhardsdorf—Bela—Marksdorf—Lettensdorf—Dirn—Topperz—Diensdorf, Sondererſcheinungen wie der kleine Rundkarner bei der Kirche in Betensdorf — in den im Oſten ſo häufigen Formen und Abmeſſungen — oder die kleine Dreikonchenanlage in Hroſt, die in einem Umbau zur Herrſchaftskirche weſtliche monumentale Vorbilder primitiv ſpiegelt, ſpielen in der Geſamterſcheinung der Zipſer Baulandſchaft um 1300 keine weſentliche

Rolle. Deren Charakter wird durch ein zähes Feſthalten an alten Typen bezeichnet, in deren Kleinformen nun aber immer mehr gotiſches Formgefühl einſickert.

Der entſcheidende Vorſtoß zu neuer Geſinnung geht aus vom Bedürfnis der wachſenden Städte nach größeren Pfarrkirchen. Leutſchau, der Hauptort, führt. Mit der großen Pfarrkirche St. Jakob zieht, unvermittelt durch örtliche Vorſtufen, die reife Gotik in wuchtigem Hallenſchema in der Zips ein. Nach örtlicher Überlieferung ſei 1280 der Neubau begonnen worden. In der beſtehenden Anlage laſſen ſich Spuren, die auf dieſen frühen Termin gedeutet werden könnten, nicht nachweiſen, es ſei denn, daß man die Oſtteile der neben dem Nordſchiff liegenden Sakriſtei als ſolche rechnete. In ihnen wollte man den Chor eines vorangehenden Kirchenbaus erkennen, der ins 13. Jahrhundert zu ſetzen ſei (Divald, a. a. O.). Dieſer weitgeſpannte Termin kann eingeengt werden: die Kapitellformen in dieſem (in drei Seiten des Achtecks geführten) Chorſchluß ſind vor Ende des 13. Jahrhunderts in der Zips undenkbar. Möglich, daß dem großen Projekt des frühen 14. Jahrhunderts, dem die unteren Teile des beſtehenden Kirchenchores zuzurechnen ſind, ein kleineres um 1280 voranging, als deſſen Chor dann tatſächlich der Oſtteil der heutigen Sakriſtei angeſehen werden könnte. (Divald verweiſt a. a. O. auf die Entſprechung im ſüdöſtlich der Zips gelegenen Eperies.) Unregelmäßigkeiten in der Oſtmauer des Nordſchiffes laſſen es weiter als möglich erſcheinen, daß zwiſchen jenem angenommenen Projekt von 1280 und dem zur Ausführung gelangten des 14. Jahrhunderts noch ein anderes im Baſilikalſchema begonnen wurde, das dann aber bald von dem neuen Hallenbau verdrängt wurde. Ein Kirchlein aus der Wiederaufbauzeit der Stadt (1245 ff.) ſcheint an Stelle der mittleren Joche des heutigen Mittelſchiffs geſtanden zu haben, worauf die aus dem Befund zu erſchließende Tatſache gedeutet werden kann, daß dieſe Stelle zunächſt von den Oſt- und Weſtteilen des Neubaues und von ſeiner Nordmauer umbaut, alſo geſchont wurde. Erſt als nach Aufbau des Chors und der drei Oſtjoche und ihrer vorläufigen Bedachung der Gottesdienſt hierher verlegt werden konnte — ſiehe die ſpäter vermauerte Südpforte im 3. Joch, die durch das im weiteren Aufbau errichtete große Südportal unnötig geworden war! —, ſchritt man zum Abbruch der alten Kirche und zum Ausbau der neuen. Das Projekt von 1280 (heutige Sakriſtei) ſcheint alſo nicht durchgeführt, ſondern noch während des Chorbaus von dem folgenden verdrängt worden zu ſein.

Wichtiger iſt die Frage: woher beriefen die Leutſchauer den Meiſter für ihren großen Kirchenbau? Seine Ideen: Grundriß und Raumſchema, erweiſen ihn als einen nicht nur für Zipſer Verhältniſſe außerordentlich fortſchrittlich eingeſtellten Architekten. Dieſer Grundriß (des von ihm geplanten Baues, ſ. u.) und die Aufbauformen der Oſtteile ſprechen für Beziehungen zu Hütten der Bettelorden. Auch das Hallenſchema war in Gebieten, in denen es heimiſch war, von Dominikanern und Franziskanern früh aufgenommen worden. So ſoll die Hallenkirche der Dominikaner zu Retz (Niederöſterreich) ſchon um „1295 in der Hauptſache vollendet" geweſen ſein[3]. In Weſtfalen greifen die Bettelorden um die Jahrhundertwende mit Vorliebe zu dem dort altüberlieferten Schema. Weder der Grundriß noch die Einzelformen geſtatten eine eindeutige Entſcheidung für dieſes oder jenes Gebiet. Das kurze queroblonge Joch in den Oſtteilen des Mittelſchiffs ſpricht für Weſtfalen, das ebenfalls queroblonge Joch der Seitenſchiffe, das dieſe faſt auf gleiche Breite mit dem Mittelſchiff bringt, in manchem Bedacht für den öſterreichiſchen Kreis[4]. Auch der leicht pſeudobaſilikale Querſchnitt, für deſſen ſchon in dieſer erſten Planung vorgeſehene Durchführung die Schiffsbreiten und dann beſonders die Nachfolge im nahen Zipſer Neudorf ſprechen, war im weſtfäliſchen wie im öſterreichiſchen Gebiet (Retz) in Übung. Gegen eine Einwirkung von hier aus fällt nun aber die Tatſache ins Gewicht, daß von dem eben begonnenen Chorbau von St. Stephan in Wien keinerlei Einwirkungen in Leutſchau zu bemerken ſind. Wäre ein öſterreichiſcher Meiſter an dieſem wichtigſten Neubau ſeines Gebiets vorübergegangen? Andererſeits erinnert der ſchwere Charakter des Raumes, wie er in Leutſchau beabſichtigt, in Zipſer Neudorf zur Durchführung gekommen war, an weſtfäliſche Hallen. Die Pfeilerformen — ob in ihrer heutigen Form nun urſprünglich oder ſpäter ummantelt — verſagen ſich in ihrer ausgeſprochen örtlichen Eigenart einer weiterzielenden Einordnung. Die ſchweren Halbkreisdienſte im Chor und deren Kapitelle —: ſchematiſierte Ableger des Reimſer Kapitells um 1300, wie ſie ſich damals in deutſchen Bauten des öftern, z. B. an



Leutſchau

---

[3] R. K. Donin, Die Bettelordenskirchen in Öſterreich. Baden bei Wien 1935. S. 213.

[4] Vgl. hier auch den Chor von Heiligenkreuz, 1295 vollendet.

den Schiffspfeilern des Freiburger Münſters finden — haben eher im weſtfäliſchen als im leichter formenden öſterreichiſchen Kreis Entſprechungen. In Weſtfalen finden ſich denn auch, allerdings ſpäter als in Leutſchau, ähnliche Anpaſſungen von Bettelordensgrundriſſen an pfarrkirchliche Bedürfniſſe: die platt ſchließenden Seitenſchiffe werden am Langchor vorgezogen, da die Pfarrkirche des tiefen Mönchschors, nicht aber des Schiffsraums für die Laien entraten kann. Auch dort wird ein ſtarker Weſtturm dem Mittelſchiff vorgeſtellt. Und dort begegnet auch die Sonderbedachung der Seitenſchiffe, über deren Pultdächern der Mittelgaden der pſeudobaſilikalen Halle — wie bei der Baſilika, nur eben ohne Lichtöffnungen — hervorragt. Wenn dieſe Dachlöſung in Leutſchau auch erſt der zweiten Hütte (ſ. u.) zuzuſchreiben iſt, ſo kann in ihr doch ein Weiterwirken der weſtfäliſchen Strömung über den Meiſterwechſel hinüber geſehen werden. Bei Abwägung all dieſer Momente wird man letzten Endes eine weſtfäliſche Einwirkung auf Leutſchau für möglich halten. Daß eine derartige Neuformung des Kirchentyps damals gleichſam in der Luft lag, beweiſt auch der 1339 begonnene Hallenbau der Kapitelkirche zu St. Aegidien in Prag.

Während des Aufbaus des Mittelſchiffs — vielleicht nach einer Unterbrechung der Bauarbeiten, während der die im Aufbau vollendeten, aber noch ungewölbten Oſtteile ſchon zum Gottesdienſt verwendet wurden (ſ. o.) — geſchieht ein Einbruch von ſeiten einer anderen Hütte. Den Minoriten war 1309 in Leutſchau ein Kloſter geſtiftet worden. Noch in der erſten Jahrhunderthälfte war mit dem Bau der großen Ordenskirche — am nordweſtlichen Stadtrand — begonnen worden. In Grundriß, Geſamt- wie Einzelformen des Aufbaus bekundet ſich die öſterreichiſche Herkunft der Bettelordenshütte. Die ſelbſtändige Umgeſtaltung von Formgedanken, die im öſterreichiſchen Gebiet gebräuchlich waren, erweiſt einen erfindungsreichen Architekten. An den tiefen Langchor, den ein zweiter Meiſter einwölbt, ſchließt ſich die dreiſchiffige Halle (mit ſehr ſchmalen Seitenſchiffen), deren Aufbau und Wölbung ein dritter Meiſter in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts durchführt. Die Weſtteile von Kirche und Kloſter dienen der Stadtbefeſtigung, der Kirchenweſtwand wird ein Befeſtigungsturm vorgeſetzt.

Die ſchlanken Proportionen dieſer Ordenskirche ſcheinen auf die Bauherrn der Pfarrkirche Eindruck gemacht zu haben. Sie berufen die Ordenshütte zum Weiterbau ihres Gotteshauſes (nach 1350). So deuten wir die Tatſache, daß jetzt eindeutig öſterreichiſcher Einfluß in St. Jakob einzieht. Der neue Meiſter erweitert die mittleren — bisher noch nicht durch Pfeiler feſtgelegten Joche zur in Öſterreich üblichen Proportion; die Seitenſchiffsjoche werden nun faſt quadratiſch. Vor allem: er hebt das Mittelſchiff um ein Viertel der urſprünglich beabſichtigten Geſamthöhe, behält das Hallenſchema aber bei. (Über den Pfeilerkämpfern fügt er ſchlanke Dienſtbündel ein, die über Laubwerk- und Kopfgeſchmückten Kapitellen die Gewölbekappen aufnehmen.) So entſteht der ſtark pſeudobaſilikale Querſchnitt von St. Jakob, deſſen Raumverteilung derjenigen gleichzeitiger Baſiliken, wie z. B. der Erfurter Dominikanerkirche recht nahe kommt. Wäre nicht das ausgeſprochen öſterreichiſche Formgut, das an Dienſtkonſolen und Dienſtbündelkapitellen — ſehr ähnlich wie in der Minoritenkirche und deren Nachfolgebauten — in Erſcheinung tritt, ſo möchte man gerne nähere Beziehungen zu dem Erfurter Bau, deſſen Langhaus um dieſelbe Zeit durchgeführt wird, annehmen. Bleibt doch auch die Einbindung der Gewölbezone in den Arkadenraum trotz der „aufgeſtellten" Dienſtbündel eine recht lockere — was aber auch wieder für den Chor der Minoritenkirche bezeichnend iſt. Im ganzen der öſterreichiſchen Einwirkungen wird jetzt St. Stephan in Wien — zumindeſt mittelbar — mächtig: dort war im Langhaus (um 1340 nach wohl von Anfang an feſtſtehendem Plan begonnen) der neue Raumgedanke: pſeudobaſilikaler Querſchnitt zum Durchbruch gelangt. Die elaſtiſch geſpannten Gewölbe, mit denen jetzt gleichzeitig mit den neuen Jochen auch die Oſtteile, die bisher wohl ungewölbt geblieben waren, gedeckt werden — gleich denen in Schiff und Kreuzgang der Minoriten —, weiſen ins letzte Drittel des Jahrhunderts.

Die Aufeinanderfolge und gegenſeitige Durchdringung verſchiedener Planungen hatte hier eine eindrucksvolle Steigerung der Geſamtwirkung zur Folge. Der Rhythmus des Raumes belebt ſich im Tiefenzug (gegen Oſten) durch die Verengung der Joche, im Höhenzug durch die Verfeinerung der Gliederungen. Entſcheidend bleibt eine ſeltſam berückende Miſchung von Gerecktheit und dumpfer Schwere, von wirklichkeitsentbundener Steilheit und wieder ſtark berührender Subſtanzialität. Die Belichtung wandelt die Rhythmenfolge noch einmal ab: das volle Licht, das aus den hohen Chorfenſtern einbricht, verſickert bald im tiefen Schiff —, das aus den Südſeitenſchiffen unter den Arkaden hindurch einbrechende Licht hebt zwiſchen beſchatteter Gewölbezone und dunkelndem Schiffsſockel die Bogenzone wie unwirklich heraus. Eine bewußte Kompoſition hätte den Charakter dieſes typiſch oſtdeutſchen Raumes nicht treffender geſtalten können. Die mit der Minoritenhütte in die Zips einbrechenden neuen Ideen werden in St. Jakob gleichſam eingeheimatet.

Dem Leutſchauer Vorbild folgen die größeren der Zipſer Städte. Das für St. Jakob urſprünglich geplante Schema kam in Zipſer Neudorf zur Durchführung. In Kaesmark und Göllnitz läßt es ſich aus ſpäteren Umbauten mit großer Wahrſcheinlichkeit herausſchälen. Für Eperies, eine der öſtlich der Zips liegenden königlichen Freiſtädte, läßt ſich Gleiches annehmen. Für alle dieſe Bauten wird man den Beginn alſo noch in der erſten Hälfte des 14. Jahrhunderts vermuten dürfen. Wallendorf bringt dann erſt im 2. Viertel des 15. Jahrhunderts die ſtarke Mittelſchiffsüberhöhung der Leutſchauer Neuformung (ſ. u.).

Mit dem Einzug der Bettelordenshütte in Leutſchau war das weitere bauliche Geſchick der Zips beſiegelt: von jetzt ab herrſchen hier bis in den ausgehenden Barock hinein die Einwirkungen aus den öſterreichiſchen Baugebieten mit einigem böhmiſchem Einſchlag, nur eine kurze Zeitſpanne lang unterbrochen durch italieniſche Einwirkungen, die von den ungariſchen bzw. polniſchen Königshöfen vermittelt wurden (16. Jahrhundert). Das Chorſchema der Minoritenkirche kehrt, ins Einfachere gewandelt, in vielen Chorneubauten kleinerer Stadtkirchen wieder, die Einteilung der Schiffe und ihrer Joche — längsoblonge Joche in ſchmalen Seitenſchiffen — wird zunächſt nachgeahmt (Göllnitz I., ſchon gemäßigter: Zipſer Neudorf), dann dem Muſter von St. Jakob II angeglichen. Das Formengut der Bettelordenshütte verbreitet ſich in vielen kleinen Bauten der unmittelbar folgenden Zeit. Da hier auch manche Einzelformen aus St. Jakob II begegnen, die in der Minoritenkirche ſelbſt nicht nachweisbar, im öſterreichiſchen Kreis aber häufig ſind, wird St. Jakob II auch von dieſer Seite her dem Wirkungsbereich der Bettelordenskunſt verknüpft. Einbrüche reicherer Formwelten wie bei dem Erneuerungsbau in Göllnitz um 1400 blieben Epiſoden, denen gegenüber die erſtarkte heimiſche Art in ihrer Formenkargheit, aber dabei ſtarken Modulationsfähigkeit des Raumes ſtets wieder die Oberhand erhält (Ausbau von Göllnitz, 2. Drittel des 15. Jahrhunderts). Auch den reizvollen Typus der kleinen zweiſchiffigen Kirchen, wie er im 2. Viertel des 15. Jahrhunderts in der Zips auftritt und bald zur beliebteſten Raumform in der baueifrigen Landſchaft wird, glauben wir in ſeinen Wurzeln bis zum Wirkungsbereich der Bettelordenshütte zurück verfolgen zu können.

Zweiſchiffigkeit war dem deutſchen Kirchenbau ſeit der ſpätromaniſchen Zeit vertraut (St. Nikolai in Soeſt, St. Eucharius in Nürnberg, St. Peter in Brandenburg, die von Weſtfalen abhängige gotländiſche Gruppe). „Erzwingung der Schrägſicht durch die beiden Schiffe (an Stelle der bloßen Möglichkeit)“ ſollte einen „addierten“ Raum ins „Diviſive“ umſetzen[5]. Die Bettelorden, die in Nachfolge franzöſiſcher Ordensbauten (Toulouſe: Jakobiner, Agen, Paris) die Zweiſchiffigkeit in gotiſcher Zeit fortführten, begrüßten über dem ſtiliſtiſchen Moment vor allem den praktiſchen, den Kirchenraum zu profanieren: Zweiſchiffigkeit war die altüberlieferte Raumform der Saalbauten in Klöſtern und Rathäuſern, auf Pfalzen und Burgen. Die Bettelorden leiteten den Typus alſo durch die ganze Zeit der Gotik hindurch, als deren Idealtypus (äußerſte „Diviſion“) er letztlich erſcheinen mußte. Dem willkommenen Schema folgten auf heute reichsdeutſchem Boden: Angermünde (um 1300), Pirna (1330—1340), Dresden (1350 beg.), ſpät noch Augsburg (nach 1500), auf öſterreichiſchem: Imbach (vor 1300), Dürnſtein (vor 1312), Judenburg (um 1280), Enns (Anf. 15. Jahrh.)[5]. In der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts begegnet dann im öſterreichiſchen und den angrenzenden ſüdböhmiſchen und ſüdmähriſchen Gebieten eine Anzahl kleiner zweiſchiffiger Stadt- und Landkirchen, die ſchon merklich einer ſtereotypen Form zutreiben. Sie weiſen manche Ähnlichkeiten mit der Zipſer Gruppe auf, verraten aber deutlich ſpätere Entſtehung. Die Zipſer Gruppe ſchiebt ſich alſo zwiſchen die großen zweiſchiffigen Bettelordenshallen und dieſe öſterreichiſchen Kleinbauten ein. Ihre Ausſtrahlung ins angrenzende polniſche Gebiet und auch weſtwärts nach Schleſien und in die Lauſitz, wo in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts der Zipſer Palatin Stefan Zapolya als (ungariſcher) Landeshauptmann

---

[5] Rich. Krautheimer, Die Kirchen der Bettelorden in Deutſchland. Köln 1925. S. 51, in der Terminologie Paul Frankls.

[6] Datierungen nach Krautheimer, a. a. O., bzw. Donin, a. a. O.

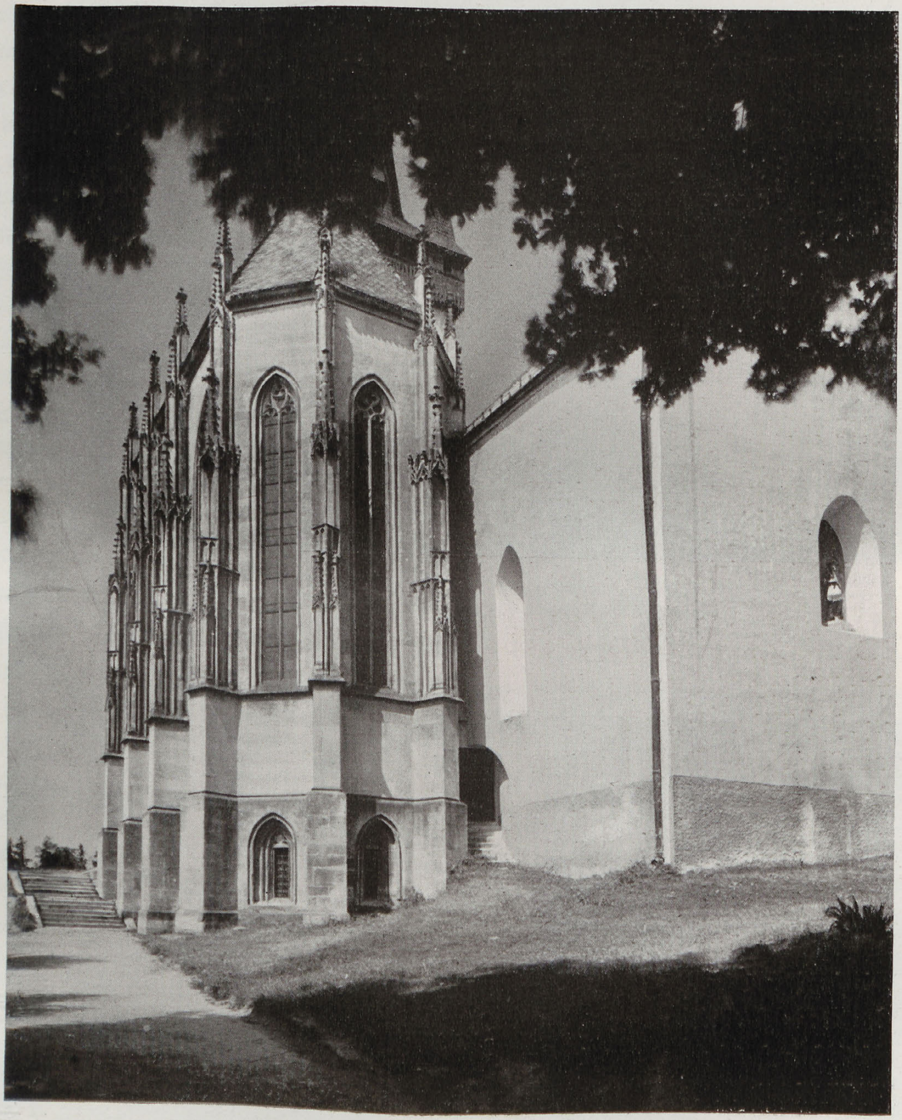


Abb. 8. Donnersmarck: Zapolya-Kapelle.

Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

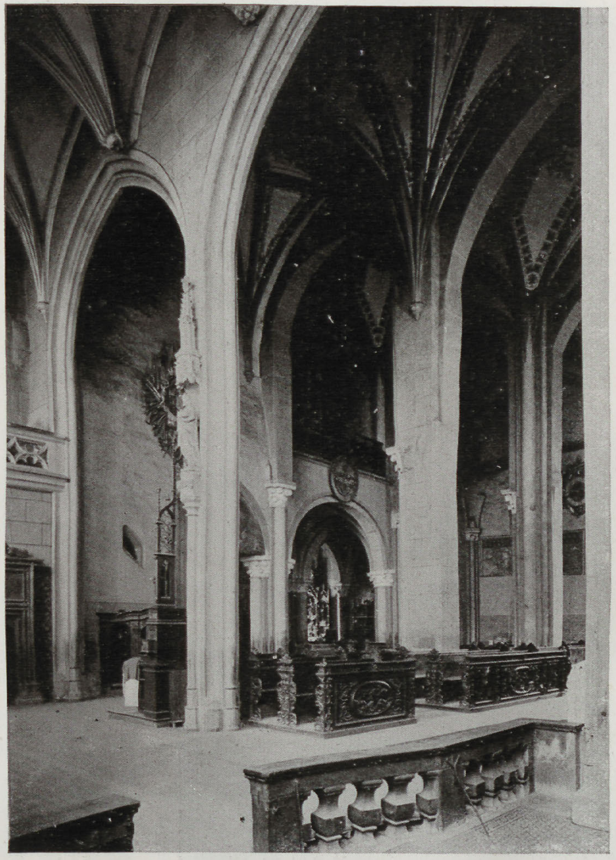


Abb. 9. Zipſer Kapitel: Inneres der Stiftskirche
(von der Zapolya-Kapelle aus).

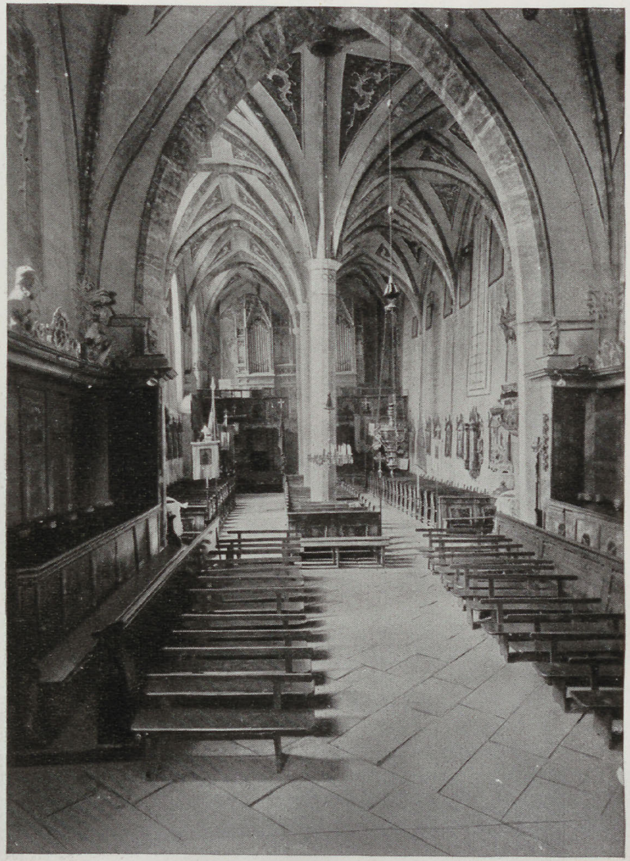
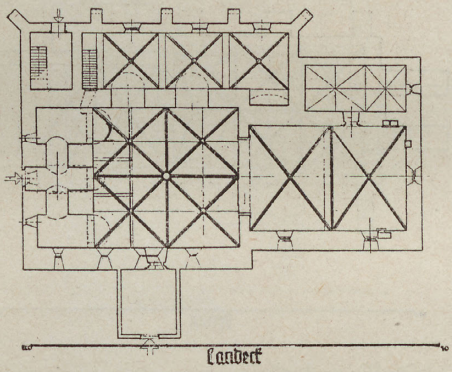


Abb. 10. Leibitz: Stadtkirche
(Inneres gegen Weſten).

ſchaltete, iſt unverkennbar. Muß man alſo für die Zipſer Bauten nicht an eine Vermittlung durch die Leutſchauer Bettelordenshütte denken, der dieſer Typus aus ihrem Herkunftsgebiet, überhaupt aus Ordensüberlieferungen ſicher vertraut war?

Jedoch: die zweiſchiffigen Hallen der Zips folgen dem Minoritenbau erſt in geraumem Abſtand von 3 bis 4 Jahrzehnten. Deſſen formale Einwirkungen ſind in ihnen ſchon ſehr ſelbſtändig verarbeitet zu einem eigenſtändigen Formengut, das ſich von dem der frühen öſterreichiſchen Hallen weſentlich unterſcheidet. Man hat denn auch eine eigenſtändige Herausbildung des Typus in der Zips des öfteren behauptet, hat ſie zunächſt recht allgemein aus materiellen Nötigungen zu begründen verſucht[7]: das alte romaniſche flachgedeckte Schiff ſoll eingewölbt werden. Für baſilikale oder überhaupt dreiſchiffige Einwölbung ſei es zu ſchmal geweſen, für Einwölbung ohne Zwiſchenſtützen aber zu breit. So ſei man zur Mittelſtützenreihe gekommen, die den reizvollen Raumcharakter ergeben habe. Jüngſt glaubte man nun auch das entwicklungsgeſchichtliche Zwiſchenglied für einen ſolchen Verlauf entdeckt zu haben: einer Steinwölbung über Mittelſtützen ſei flache Holzeindeckung ebenfalls ſchon über Mittelſtützen vorhergegangen, wie ſie in der unter Holzſtützen flachgedeckten (zweigeteilten) Pfarrkirche in Bierbrunn noch zu ſehen ſei. Die ſteinerne Einwölbung hätte dann ſchon im 14. Jahrhundert den Grundgedanken der zweiſchiffigen Kirchen aufgeſtellt[8]. Wieder rächt ſich die Beweisführung mittels beſtehender Beiſpiele des Holzbaus: die Kirche in Bierbrunn ſpiegelt noch im 16. Jahrhundert (Kaſettendecke über in Renaiſſanceformen geſchnitzten Säulen) den zweiſchiffigen Steinbau des 15. Jahrhunderts. Ob holzgeſtützte und -gedeckte Kirchen den ſteingewölbten vorausgingen, iſt weder zu verneinen noch zu bejahen. Die Frage muß außer Betracht bleiben.


Landeck

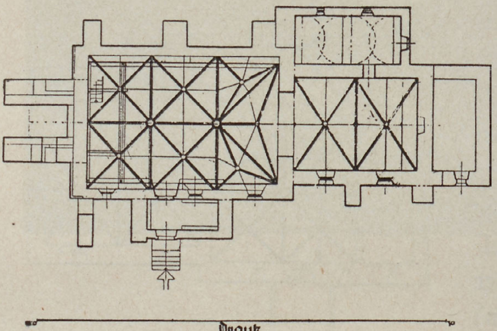
Überzeugender läßt ſich eine andere Ableitung begründen. Zu Beginn des 15. Jahrhunderts taucht in der Zips ein Raumtypus (für Kleinkirchen) auf, der u. W. an einem Berührungspunkt von parleriſcher und Bettelordensrichtung entſtanden war: in der St. Nikolaus-Kapelle in Neuhaus in Südböhmen, die um 1369 an die dortige Minoritenkirche angebaut wird. Hier wird ein etwa quadratiſcher Schiffsraum, dem ein einſchiffig gewölbter, polygonal geſchloſſener Chor angefügt iſt, über Mittelſtütze eingewölbt. Es iſt die Übertragung der vertrauten Refektoriumtypen auf den Kapellenraum. Vor 1400 tritt der Typus in Prag auf: Kirche der Serviten am

---

[7] Divald, a. a. O.

[8] Rados Jenö, Szepességi gót kéthajos templomsk (Zweiſchiffige gotiſche Kirchen der Zips), Technika, Bd. 15 (1934), S. 68—74.

Slup (Neue Einwölbung des Schiffs nach den Huſſitenverwüſtungen über urſprünglicher Mittelſtütze). Die Parlerſchule verbreitet den Typus in den angrenzenden Gebieten (Zittau, Brünn u. a.). Er tritt ſtets als Kirchenraum von Spitalbrüdern, oft dem heiligen Nikolaus geweiht, auf. Im erſten Drittel des 15. Jahrhunderts bauen die Měchoviter Kreuzherrn (nach dem Stammkloſter Měchow in Polen) ihr altes Kirchlein zu Landeck am Fuße der Hohen Tatra in den Formen dieſes neuartigen Typus um. Parleriſches Formengut wird nicht mit angeſpült: die Einzelformen entſtammen dem Schulgut, wie es ſich in den Leutſchauer Hütten herausgebildet hatte. Trotz nachträglichen Einbaus des Raumtypus in ein älteres Gehäuſe erſcheint das Kirchlein wie aus einem Guß. 100 Jahre ſpäter baut der gleiche Orden ſeine Kirche in Kraken (Hlg. Kreuz) nach dem Landecker Muſter (in zeitgemäßen Einzelformen) um.

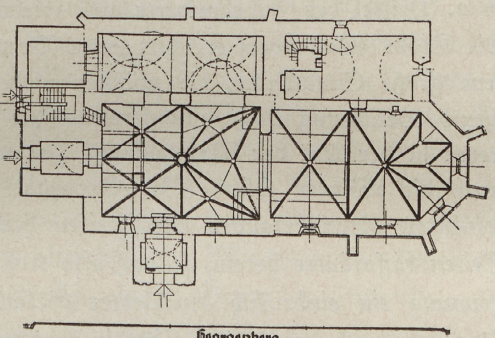


Drautz

Sollte dies Schema für ein tieferes Kirchenſchiff Verwendung finden, ſo mußten die Gewölbeſtützen vermehrt werden. Dieſe Notwendigkeit ergab ſich, als nach dem Huſſiteneinbruch (1433 ff.) viele Gemeinden und Stifte an die Erneuerung ihrer Gotteshäuſer gehen mußten. Landeck hatte dem Anſturm erfolgreich Widerſtand geleiſtet. Seine noch neue Kirche bot ſich den Erneuerungsbauten als Vorbild an. Ein anderer Spitalorden, die Antoniter zu Drautz, deren Kirche und Kloſter durch den Huſſiteneinfall beſonders gelitten hatten, greifen die Anregung wohl als erſte auf. Das tiefere Kirchenſchiff bedarf zweier Stützen hintereinander zur Einwölbung (über 6 Jochen). Die Einzelformen erweiſen nächſten Anſchluß an den Landecker Bau.

Kleinere Kirchen können das Einſtützenſyſtem beibehalten. In der Steinmetzenarbeit untereinander und auch mit Drautz nahe verwandt paſſen Schigra und Georgenberg den neuen Typus dem Charakter der kleinen Pfarrkirche an: die Höhenproportionen, die in Landeck ſehr geſteigert auftraten — Ordensbau! — ſenken ſich. Jetzt folgen auch größere Kirchen. Sie vermehren die Stützenzahl bis auf drei: Leibitz, ihm folgend Menhardsdorf u. a. Das Formengut prägt ſich ſchon örtlich um. Die Proportionen ſpielen ſich ins Gemächlichere ein.

Die Bautätigkeit iſt außerordentlich rege. Ein froher Wölbeeifer läßt auch die kleinſten Gemeinden dem neuen Ideal folgen. Nur um Neueinwölbung der alten Schiffe handelt es ſich in allen dieſen Fällen, der Charakter des Kirchenraums wird aber doch völlig umgeprägt. Dabei wirkt überall die weitertreibende Zeit: in der kurzen Spanne von zwei Jahrzehnten wird die in der Minoritenkirche angeſchlagene Entwicklung zur Spätgotik durchlaufen: Kapitellringe werden abgeſchliffen, Konſolen unterdrückt, die Gewölbezone alſo dem Schiffsraum einbezogen; Gurtrippen werden den Scheidrippen angeglichen, die Höhenproportionen weiter geſenkt, die Gewölbe reicher figuriert (Dreieckskappen in den Oſtjochen zur Entlaſtung des Triumphbogens). Der Raum flutet um die acht- oder zwölfeckigen Pfeiler einheitlich durch die Joche. Im Chor, der bei vielen dieſer Kirchen ſchon um 1400 größer erneuert worden war, ſammelt ſich die Raumbewegung zum einheitlichen Tiefenzug, der vom gebrochenen Schluß dann wieder zurückgetrieben wird in die Zwieſpältigkeit des Schiffes. Dann wird auch der Chor (durch Verbreiterung) noch einbezogen in den einheitlichen, vom Triumphbogen nur leicht unterteilten Geſamtraum (Leibitz, Georgenberg). Das Moment der Überraſchung, das dieſe Spätzeit liebt, iſt in dieſen kleinen liebenswürdigen Bauten wie abſichtslos aus dem äußeren Entwicklungsgang erwachſen: zum ſchwerfälligen Schema des (alten) Außenbaus — ſtarker Weſtturm, breitwandiges Schiff, hart eingezogener Chor — kontraſtiert aufs lebendigſte der reichbewegte Innenraum, zur Derbheit des Äußern die Zartheit des Innern.


Georgenberg

All dieſe Momente ſprechen für verhältnismäßig ſelbſtändige Herausbildung des reizvollen Raumtypus in der Zips, der alte Überlieferungen, wie ſie in der hier lang nachwirkenden Bettelordenshütte lebendig geweſen ſein müſſen, die Wege geebnet haben mögen. Die frühe Entſtehung — in den 30er Jahren — ſichert der Zipſer Gruppe den Primat vor den ähnlich bauenden Gebieten, die — wie erwähnt — zum Teil unmittelbar (Polen, Schleſien, Lauſitz), zum Teil wohl mittelbar (Öſterreich, Südböhmen, Südmähren, wo die gleichen parleriſchen Ideen zugrunde liegen mögen) mit ihr in Beziehung ſtehen.

Das Streben nach Vereinheitlichung des Raumes, wie es in den zweiſchiffigen Kirchen als einer unter anderen Momenten wahrzunehmen war, tritt beherrſchend auf in dem eigenartigen Kirchenbau, den die Karthäuſer bei ihrem „Roten Kloſter“ am Dunajez, hart an der polniſchen Grenze, errichteten. Schon das erſte Karthäuſerkloſter in der Zips, die Niederlaſſung auf dem ſog. Zufluchtsberg (bei Lettensdorf), einer waldgeborgenen Höhe, auf der die Zipſer den Mongolenanſturm überdauert hatten, brachte einen mäßig tiefen Einraum als Kirche (heute in Trümmern liegend, die eine klare Analyſe nicht mehr geſtatten). Der Kirchenbau des 15. Jahrhunderts beim „Roten Kloſter“ überſteigert den — in dieſer Art ebenfalls in Öſterreich (St. Veit a. d. Glan, Katzelsdorf) ausgebildeten — Gedanken des tiefen Einraums zu ganz abſonderlichen Proportionen (Länge: 34,70 Meter, Breite: 6,80 Meter, Gewölbeſcheitelhöhe ſchätzungsweiſe 15 Meter). Ein beſonderer Chor wird nicht mehr ausgebildet, das Schiff ſchließt in 3 Seiten des Achtecks. Dieſer ſehr tiefe und ſehr ſteile Raum wird von flach geſpannten Kreuzrippengewölben überfangen, deren Kappen auf hochgelegenen Konſolplatten endigen. Der Eindruck iſt überraſchend. Das Maßloſe mag urſprünglich, da gewaltige Freskenzyklen Wände und Gewölbe überzogen, noch berückender gewirkt haben. (Unter der abbröckelnden Malſchicht der barocken Reſtauration — durch die Camaldulenſer — noch Reſte der mittelalterlichen Fresken, die den beſſer erhaltenen im Refektorium nach zu urteilen von hoher Qualität geweſen ſein müſſen.) Das Äußerſte an mittelalterlichem Raumgefühl ſtößt hier mit ſchon ganz eindeutig ausgeſprochenem neuem Raumdenken zuſammen. Das erzeugt den irritierenden Eindruck dieſer ſeltſamen Kirche in den ſchweigenden Wäldern eines damals faſt unbewohnten und auch heute noch ſchwach beſiedelten Landes.

Neben den Kleinbauten in Städten und Dörfern und dieſem Kloſterbau werden im 2. Drittel des Jahrhunderts auch wieder größere Bauunternehmungen begonnen. Die Stadt Wallendorf errichtet unter Verwendung alter Partien im Oſten (ſ. o.) die neue große Stadtkirche, die zwiſchen niederen Seitenſchiffen das Mittelſchiff ohne eigene Belichtung hoch hinauftreibt. Zur Leutſchauer Grundidee (St. Jakob II) treten in der Art der Netzwölbung Parleriſche Formgedanken, die jetzt (vor 1434) durch die Wiener Hütte (St. Stephan) vermittelt ſein dürften. Die tief herabgeführten Gewölbekappen durchgreifen den Mittelſchiffsraum und ſaugen auch die Seitenſchiffsräume herein, ſo daß alſo trotz des altertümlichen Syſtems der Schiffstrennung ein einheitlich durchlebter Geſamtraum entſteht. Göllnitz führt den um 1400 ſehr reich begonnenen Chor in kargen Formen hoch und wölbt mit ihm zugleich das Schiff wieder hallenmäßig ein (ſchon der erſte Bau [ſ. o.] dürfte als Halle gewölbt geweſen ſein). Auch Kaesmark ſchreitet jetzt (um die Jahrhundertmitte) zu umfänglichen Erneuerungsbau, der erſt gegen Jahrhundertende abgeſchloſſen wird. Zum neuen Chor wird das Schiff entſprechend erweitert. Noch immer hält die Hallenwölbung am überkommenen Schema feſt (Trennung der Schiffe durch Anſatz der Sargmauern über den Arkaden bei leicht pſeudobaſilikalem Querſchnitt). In den Gewölbenetzen erſcheinen wieder Parleriſche Figuren, deren Übertragung jetzt durch einen in der Wiener Hütte geſchulten Meiſter, der in der Zips arbeitet, vermittelt wird.

Das Hauptwerk dieſes Meiſters iſt die Herrſchaftskapelle, die der Palatin Stefan Zapolya ab 1473 neben der ſpäter den Franziskanern überlaſſenen Kirche auf dem Hügel über Donnersmark errichten läßt. Das Geſchlecht der Zapolyas, erblicher Palatine der ungariſchen Krone, Herrn auf der Zipſer Burg, rüſtet zu monumentalem Zeugnis ſeiner ſchon faſt landesherrlichen Macht im öſtlichen Ungarn. Baulicher Ausdruck ward zunächſt dieſe Donnersmarker Kapelle, die den altüberkommenen Typus des feudalen Weſtens hier im äußerſten Oſten des abendländiſchen Kulturbereichs aufnimmt: der großartige Gedanke der hochgotiſchen Doppelkapelle, wie ihn Ludwig der Heilige in ſeiner Ste. Chapelle in Umformung eines romaniſchen Typus verwirklicht hatte, wird nach zweieinhalb Jahrhunderten von dem ſtolzen Zapolya noch einmal zum Leben erweckt. Über niedriger Unterkapelle erhebt ſich ein ſchlanker

Andachtsraum in edelſten Proportionen, ſtrahlend durchlichtet von hohen Fenſtern in Oſt und Süd, in reinſter Gliederung des Syſtems.

Der Typus bricht hier nicht unvermittelt ins ſüdöſtliche Gebiet. Er wird durch eine Überlieferung getragen, die ſeit dem erſten unmittelbaren Einwirken franzöſiſcher hochgotiſcher Kapellenräume in der Oſtmark („Capella speciosa“ in Kloſterneuburg 1222) nie abgeriſſen war und dabei die Verbindung mit der franzöſiſchen Weiterentwicklung des Typs gehalten hatte. Die Linie läuft über die Grazer Leechkirche (von 1293), die Katharinenkapelle neben der Imbacher Dominikanerinnenkirche (vor 1310) zur St. Johanneskapelle neben der Franziskanerkirche in Preßburg (um 1380) und zur Kapelle der Wiener Hofburg (um 1445). Den reinen Typus der franzöſiſchen Doppelkapelle hat von allen dieſen Bauten erſt die Preßburger Johanneskapelle übernommen, die ein Graf Rozgoňe als Familienkapelle hatte errichten laſſen[9]. Von hier aus mag der ungariſche Bauherr die Anregung für ſeinen Donnersmarker Bau übernommen haben, wie ſo manch andere Magnaten, die damals — allerdings in ſehr vereinfachter Geſamtform, Einzelausführung und Abmeſſung — ſolche Kapellen an Kirchen ihrer Herrſchaftsſitze haben anbauen laſſen. Die Ausführung in Donnersmark (Strebeapparat außen, Profile, Gliederungen und Gewölbe innen) erweiſen den ſelbſtändig arbeitenden Meiſter aus der Wiener Hütte. Bezeichnend für den ſchönen Bau bleibt die Überſchneidung von altertümlichen Momenten mit fortſchrittlichen: während die Profile und die Gewölbefiguren den Stand der Entwicklung um die Jahrhundertmitte ſpiegeln, bleiben den ſchlanken Dienſte überall die eigenen Kapitelle erhalten. Der um ein Jahrhundert ältere Bau in Preßburg hatte die Gewölberegion ſchon in die Dienſtregion eingeſchliffen (Unterdrückung der Kapitelle!). Wünſche des feudal archaiſierenden Bauherrn ſcheinen hier mit Gepflogenheiten der Wiener Hütte (Südwand von St. Stephan) parallel gegangen zu ſein. Der Kapellenraum bleibt vom Schiffsraum noch ſtreng geſchieden.

Anderthalb Jahrzehnte ſpäter (1488) läßt der gleiche Stephan Zapolya eine neue Herrſchaftskapelle errichten. Es mag der Wunſch entſtanden ſein, die Familienkapelle näher am Herrſchaftsſitz, an der Zipſer Burg zu haben: die neue Kapelle wird dem Hallenneubau der Zipſer Stiftskirche an der Südſeite angefügt. Zwiſchen jenem erſten und dieſem zweiten Kapellenbau liegt die Umſtellung der Zipſer Architektur von der Wiener zur Kaſchauer Richtung.

Die Kaſchauer waren im 15. Jahrhundert mit großer Energie an die Vollendung ihrer Eliſabethkirche geſchritten. Von Wien und zuerſt wohl auch noch unmittelbar von Prag her waren parleriſch geſchulte Kräfte am Werk. Sie verſelbſtändigten ſich in der Kaſchauer Hütte teils zu geſteigerter Schmuckfreudigkeit, teils zu ſehr vereinfachender Haltung in Pfeilerſyſtemen und Profilen. Gegen Jahrhundertende öffnet ſich die Zips dieſen Einwirkungen. Der Kaſchauer Schmuckluſt gegenüber verhält ſie ſich — ihrer überlieferten Formgeſinnung entſprechend — zurückhaltend. Nur in Vorhallen und Emporeneinbauten — in den größeren Pfarrkirchen — folgt ſie den Kaſchauer Anregungen zu vielfältigerer Raumunterteilung. Der Vereinfachung von Syſtem und Profilierung ſchließt ſie ſich vorbehaltlos an. Der Erneuerungsbau der Zipſer Stiftskirche, der den romaniſchen Oſtteilen die weite, hohe Halle und den tiefen Chor anfügt, wird von einem in Kaſchau geſchulten Meiſter durchgeführt. Die Art, wie er Reſtbeſtände des (wohl von den Huſſiten arg zerſtörten) Altbaus für die Errichtung der Halle verwertet, zeugt von großer baumeiſterlicher Gewandtheit. Aber nicht nur die Zwänge eines vorgefundenen Beſtandes ſind es, die in dieſem ſpäten Bau wieder ſchickſalshafte Züge durchbrechen laſſen, die im frühen Bau der erſten Pröpſte ſchon angelegt waren: ein Sich-Durchwachſen von Maſſigkeit und ſteiler Schlankheit iſt auch für dieſe Halle bezeichnend.

---

[9] Ob mit der unmittelbaren Übernahme des Typus auch Formengut unmittelbar aus Frankreich eingeführt wurde, wird eine demnächſt zu erwartende Prager Diſſertation (Deutſche Univerſität) von Julius Marſö feſtſtellen. Ob die Wiener Hofburg-Kapelle in dieſem Sinn zweigeſchoſſig angelegt war, iſt nicht ſicher feſtzuſtellen (Moriz Dreger: Öſterreichiſche Kunſttopographie XIV, Wien 1915. S. 17ff.). Zu der hier ſkizzierten öſterreich. Typusreihe vgl. Donin, a. a. O.

Dieſer Sondercharakter wird noch gefeſtigt durch den Anbau der Kapelle, den Stefan Zapolya der gleichen Hütte überträgt. Wer Nötigungen der materiellen Lage für das Entſcheidende der Formung hält, trifft nicht das Weſentliche. Gewiß: nur an der Südſeite war Platz für den Anbau. Und dieſer Anbau war in ſeiner Form durch den Typus weitgehend beſtimmt. Aber faſt unmerklich für poſitiviſtiſch eingeſtellte Augen ſchiebt und drängt die Atmoſphäre all ſolche Nötigungen in eine Wirkung, wie ſie eben nur hier, nur auf dieſem Boden einmalig entſtehen konnte.

Die neue Anlage vereinfacht den Typus des Donnersmarker Vorbilds: die Unterkapelle fällt fort. In Raumproportionen und Wölbungsart folgt ſie ihm genau, nur über vergrößertem Grundmaß. In der Einzelausführung, in allen Profilen folgt ſie der Kaſchauer Schule. Entſcheidend: die Trennungswand zwiſchen Kapelle und Hallenſchiff fällt weg: unter hohen Arkaden fließen die Räume ineinander über. So entſteht für den Geſamteindruck trotz des in die Tiefe ziehenden Chors der Kirche, dem der Zug in den Kapellenraum zu ſeiten entgegenwirkt, ein faſt richtungsloſer Raum. Und die Lichtführung ſtärkt ſeine latenten Breittendenzen: die kräftige Lichtbahn, die vom Chor ins Schiff dringen will, wird durch den engen Triumphbogen, der vielleicht über Reſten des alten hochgeführt wurde, verſtellt — ungehemmt treibt von Süd her — aus der Kapelle — das Licht durch die Hallenſchiffe hindurch. Das ergibt die Löſung, wie ſie dieſes entlegene Baugebiet im Oſten aus eigenſtändiger Entwicklung heraus für ein dem geſamten deutſchen Kirchenbau dieſer Spätzeit vorſchwebendes Ideal findet: der vereinheitlichte Geſamtraum ohne vorherrſchende Richtungstendenzen, im Grunde die Schrägſicht fordernd. Dies letzte Denkmal mittelalterlichen Kirchenbaus in der Zips verwirklicht alſo mittels eines ſehr alten Raumtypus eine ſehr neue Raumidee.

*

Das 16. Jahrhundert zeitigt in der Zips keine bedeutenderen Kirchenbauten mehr, auch keine weſentlichen Erneuerungsbauten über alten Denkmälern. Der erſtaunliche Baueifer des vergangenen Jahrhunderts hatte die Bedürfniſſe weitgehend befriedigt, der Ausdruckswille monumentaler Geſinnung greift andere Verwirklichungsmöglichkeiten auf (Rathausumbauten, Glockentürme). So hinterlaſſen die letzten Wellen mittelalterlicher Formentwicklung keinen Niederſchlag in der Zips. Hier begegnen alſo nicht jene Rippenüberſchneidungen (an den Endigungen), wie ſie in den nahe gelegenen königlichen Freiſtädten Zeben und Eperies (trotz des frühen Zeitpunkts doch wohl ſchon von Wien her übertragen) auftreten, oder jene gekurvten Rippenführungen in den Gewölben, wie ſie die deutſchen Bergſtädte in der mittleren Slowakei, vor allem Neuſol, wohl aus den Erzgebirgsſtädten übernehmen, zu denen vielfache Familienbeziehungen laufen[10]. Die Proteſtanten der Zips errichten nun die freiſtehenden Glockentürme, in denen Überlieferungen aus dem Holzbau mit italieniſchen Einwirkungen zuſammenzutreffen ſcheinen. Und ſpäter die Holz- und Steinkirchen — nach dem Muſter der ſchleſiſchen Gnadenkirchen —, die ihnen zugeſtanden worden waren.

Dann ſetzt auch hier die Gegenreformationszeit mit neuen Ordenskirchen der Piariſten und Paulaner und Minoriten, mit Umbauten der Jeſuiten ein, die alle — wie auch einige neue Parochialkirchen — dem von Wien her beſtimmten Barock folgen. In der erſten Hälfte des 19. Jahrhunderts herrſcht auch im Kirchenbau ein von Budapeſt her beſtimmter „ungariſcher Klaſſizismus“. Daneben die üblichen phantaſieloſen Nachahmungen mittelalterlicher Bauweiſen.

Überblickt man die Geſamtentwicklung, ſo muß verwundern, wie wenig die einwirkenden Architekturſtrömungen den Beſiedlungswellen gleichlaufen. So zeigt z. B. Schleſien, dem in der frühen Koloniſationszeit der Zips doch der Hauptzug der Siedler und ſpäter immer wieder Nachſchübe zu danken waren, keine nennenswerten Einwirkungen auf den Zipſer Kirchenbau im Mittelalter, auch nicht in Zeiten, da es eine eigene und ſehr lebendige Baulandſchaft ſchon ausgeformt hatte. Andererſeits kann die ſtarke Einwirkung Öſterreichs in ſpäterer Zeit auch nur zum Teil durch Siedlungsbeziehungen dorthin begründet werden. Ausſchlaggebend für ſie iſt die ſtarke Expanſionskraft der öſterreichiſchen Baulandſchaft, deren Bedeutung innerhalb der geſamtdeutſchen Entwicklung gerade in dieſer ſtarken Einwirkung auf den weiten Kulturbereich des Südoſtens ſinnfällig wird.

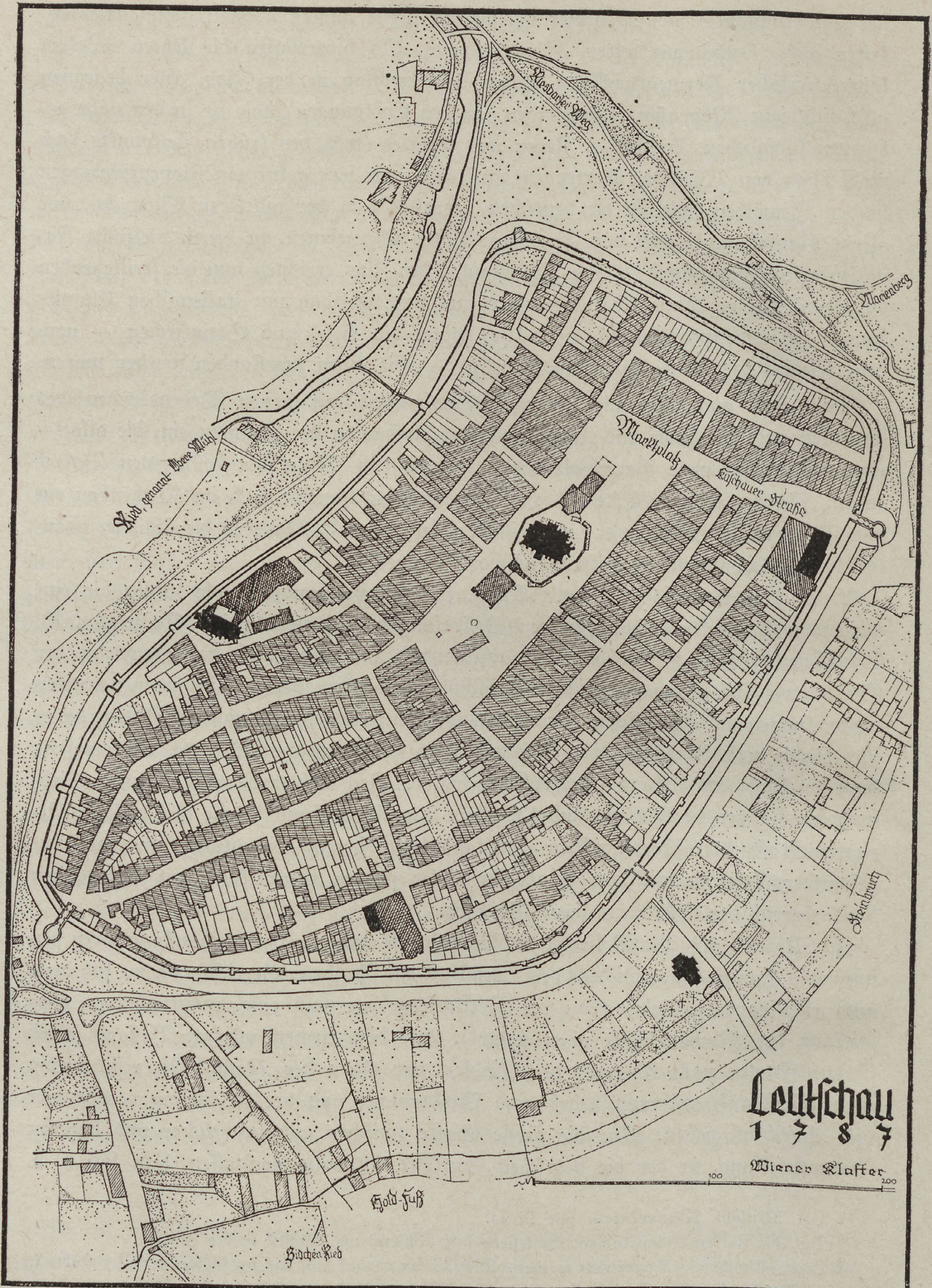
In Malerei und Plaſtik liegen die Verhältniſſe anders. Deren Werke gehören den intimeren Empfindungsſchichten des Menſchen an. In ihren Bereichen ſcheint ſich denn auch eine engere Bindung an die Herkunftsgebiete und eine unmittelbarere Einwirkung der Nachbarſchaft zu erhalten[11]. Aus dem kirchenbaulichen Beſtand jedoch iſt auf Fragen nach Herkunft der Siedler, vor allem der Nachſchübe, recht wenig zu erſchließen[12], während Dorf- und Stadtanlage und der Wohnbau gerade hier viel Aufſchluß geben. Nur die große Senke zwiſchen mittelalterlicher und barocker Bauentwicklung, in der die deutſchen Einflüſſe zeitweilig nachlaſſen, läßt ſich u. a.

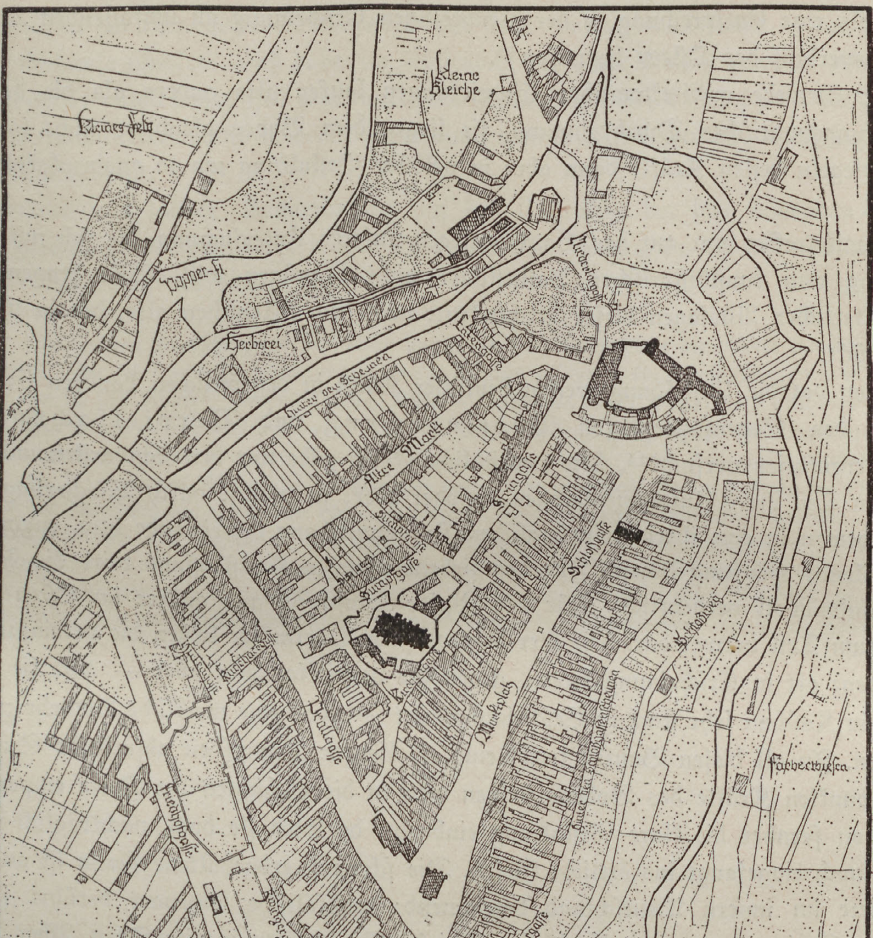
---

[10] Vgl. Neuſohl, Marienkapelle mit Pirna.

[11] Vgl. die ſtarken Einwirkungen Schleſiens auf Malerei und Plaſtik in der Zips.

[12] Dies ſoll nicht verallgemeinert werden. Wir wieſen darauf hin, daß im Gebiet der Bergſtädte in ſpäterer Zeit die bauliche Beeinfluſſung mit Koloniſtennachſchub parallel zu gehen ſcheint.


Rosdorfer Weg
Marienberg
Marktplatz
Kaſchauer Straße
Ried, genannt Obere Mühl
Steinbruch
Leutſchau
1787
Wiener Klafter
100
200
Gold-Fuß
Birchen Ried


Kleine Bleiche
Kleines Feld
Popper-Fl.
Herberei
Hinter den Scheuern
Lateingasse
Alter Markt
Kuhdentorgasse
Sumpfgasse
Sumpfgasse
Steingasse
Schloßgasse
Kirchengasse
Kuchelgasse
Prallgasse
Marktplatz
Hinter den Schloßgassescheunen
Bachweg
Farberwiesen
Friedhofgasse
Obertorgasse
Am Graben
Krongasse
Obere Vorstadt
Dürre Berggasse
Dürrer Berg
Roßwiesen
Kesmark
Grosche
1936

auch als eine Entſprechung zu der gleichzeitigen Erſcheinung im umfaſſenden Koloniſationsverlauf des Oſtens begreifen[13].

Die Gewebe architektoniſcher Einwirkungen laufen alſo anders als die der bevölkerungspolitiſchen Durchdringung, ſie liegen dem Boden gleichſam nicht ſo nahe an, ſpiegeln deſſen Kräfte dann aber in gelöſter Geſtaltung um ſo ausdruckskräftiger wider.

Damit treffen wir auf das Hauptanliegen unſerer Unterſuchung, die ſich mit Feſtſtellung rein kunſthiſtoriſcher Tatbeſtände nicht begnügen will. Wir fragen nach charakterlichen Ausſagen dieſer Architektur, nach dem Menſchen alſo, der in ihr ſich ausdrückt.

Man hat die Umbildungsweiſen deutſcher Kunſt in den öſtlichen Ländern Europas unter den Gegenſatzbegriffen Vereinfachung und Vervielfachung zuſammenzufaſſen verſucht[14]. Die vorbildliche Form gäbe nur den ſichtbarſten und faßlichſten Teil ihres Zuſammenhanges ab, oder aber: ſie wüchſe durch Wucherung ihrer Teilformen in eine ihren urſprünglichen Zuſammenhang erweiternde bzw. engmaſchig aufteilende Häufung hinein. Für den ſiebenbürgiſchen Kunſtbeſtand wird die Formel verſtändnisvoll verdeutlicht. Für den Zipſer Kunſtkreis und andere im Oſten iſt ſie nur zum Teil verwertbar. Die hier beſprochenen Denkmäler ließen die vereinfachende Tendenz oft in Erſcheinung treten, gegen die vervielfachende aber — wie ſie z. B. auch in Kaſchau ſehr ſtark in Erſcheinung tritt — war eine merkliche Abwehr zu verſpüren. In all dieſen Bauten treibt eine oft bis zur Dumpfheit abſinkende Schwere. Die dunklen Kräfte des Bodens ſteigen weit in die Schichten der Form empor, und wo von fernher die klare Geſtaltung einbricht, da wird ſie doch, nachträglich gleichſam, noch eingeſaugt ins örtliche Geſetz. Die ſchwere, erdgehaltene Form iſt auch für Gebiete im innern Deutſchland bezeichnend: weſtfäliſche Eigenart berührt ſich in oberen Schichten verwandtſchaftlich mit dieſer Grundſtimmung im Oſten. Aber Weſtfalen findet in klarer Ausformung ſolcher Schwere zur gelöſten Geſtalt. Hier im Oſten ſtemmen ſich Gegenkräfte wider die dunkle Bindung der Subſtanz. So kommt es zu geballter Drängung im Raum, zu plötzlicher Reckung der Maſſe, die mit der zugrunde liegenden Schwere zu ſpannungsvollem Ineinander verwachſen. Überſteigerungen ſolcher Gegentendenzen führen des öftern zu abſonderlicher Form, die — wie im „Roten Kloſter" — zu eindrucksvoller Geſamthaltung führen kann. In ſcheinbaren „Zufälligkeiten" aber — Weſtfront der Kreuzkirche in Käsmark, von Drautz und Altendorf — verrät ſich ein uneingeſtandener Hang zur Abſonderlichkeit bis zum Bizarren, der mit Mißverſtehen eines Vorbilds allein nicht zu erklären iſt. Im Verlaufe der Entwicklung kommt es dann zu einer ſehr zarten Faſſung der erdnahen Kräfte, aus denen die dunkleren ausgeſchieden werden: die frohgemuten Innenräume der zweiſchiffigen Kirchen dürfen als Entſprechungen jener liebreizenden Madonnengeſtaltungen um 1400 gewertet werden, denen ſie — in kurzem Abſtand — das harmoniſche Gehäuſe ſchaffen. Daß dabei im Außenbau der derbe Umriß gewahrt bleibt, ergänzt den Ton auch dieſer Zeit zum dauernden Grundklang dieſer Landſchaft, der Gegenſätze auseinandertreibt und in deren Spannung dann oft zu beſonderer Eindringlichkeit der Form gelangt.

---

[13] Vgl. Hermann Aubin, Zur Erforſchung der deutſchen Oſtbewegung, ſiehe dieſe Zeitſchrift Heft 1, S. 37 und Heft 2, S. 309.

[14] Die deutſche Kunſt in Siebenbürgen. Berlin 1934. S. 61.

Wieweit aus ſolcher Baugeſinnung auf den Charakter der hier bauenden Menſchen geſchloſſen werden darf, müßte an Hand von Zeugniſſen anderer Kulturäußerungen nachgeprüft werden.

Die vorſtehenden Ausführungen ſind einer umfaſſenderen Bearbeitung der Zipſer Kunſtdenkmäler entnommen, die im Herbſt — herausgegeben vom Deutſchen Verein für Kunſtwiſſenſchaft in Berlin, verlegt von R. M. Rohrer, Brünn, Leipzig, Wien — erſcheinen wird: Deutſche Kunſt in der Zips von Oskar Schürer und Erich Wieſe. Auf dieſe Buchveröffentlichung ſei für alle Einzelbegründung der hier zuſammenfaſſend vorgebrachten Beobachtungen verwieſen. Dort auch ausführliches Abbildungs- und Planmaterial. Sämtliche Abbildungen nach Photographien, die im Auftrag des Deutſchen Vereins für Kunſtwiſſenſchaft in den Sommern 1934, 1935 und 1936 angefertigt wurden. Grundriſſe aufgenommen und gezeichnet von Jng. W. Broſche-Eger. Viele Anregungen verdanke ich mündlichen Mitteilungen und vorläufigen Überſichten über das Baugebiet in der Slowakei von V. Mencl, Najstarsie stavební pamiatky Spiša (Slovenský Stavitel 1935 [V] Heft 12). Derſ., Přehled vývoje středovčkă architektury na Slovensku. Jn: „Bratislava“ 1933, S. 398ff.

Zur Volksbiologie des ungarländiſchen Deutſchtums in der Nachkriegszeit

Von Albrecht Burkardt

Mit einer Textabbildung und einer Karte

Das Deutſchtum in Rumpfungarn hat nach der Statiſtik des ungariſchen ſtatiſtiſchen Amtes in der Nachkriegszeit von 551 625 (1920) auf 478 630 (1930) abgenommen, bei einer gleichzeitigen Steigerung der Geſamtbevölkerung von 7 990 202 auf 8 688 319. Dieſe Vermehrung der Geſamtbevölkerung beträgt 8,7 v. H., das Deutſchtum dagegen verlor 13,2 v. H. ſeines Beſtandes. Es ging demnach in einem Jahrzehnt faſt jeder 7. Deutſche verloren. Im Verhältnis zur Geſamtbevölkerung ſinkt der Anteil der Deutſchen von 6,9 v. H. auf 5,5 v. H., während er 1880 noch 11,7 v. H. betragen hatte, auf das heutige Rumpfungarn berechnet. Eine ſolche ſtarke Abnahme von 72 994 ſtellt an uns die dringende Frage nach der Urſache dieſer Erſcheinung.

Rein theoretiſch betrachtet, könnten vier Urſachen daran weſentlich beteiligt ſein. Zunächſt wäre in erſter Linie an eine vermehrte Abwanderung von Deutſchen aus Ungarn zu denken. Eine ſolche Abwanderung müßte, die natürliche Bevölkerungszunahme von rund 50 000 in dieſem Jahrzehnt eingerechnet, rund 120 000 Köpfe betragen haben. Es ſind jedoch keinerlei Vorgänge bekannt, die auf eine Abwanderung von Deutſchen in ſolchem Umfange ſchließen ließen. Solche überwiegend bäuerlichen Volksmaſſen, um die es ſich ja hier in erſter Linie handelt, hätten ja irgendwo wieder auftauchen müſſen. Von keinem der in Betracht kommenden Siedlungsgebiete iſt jedoch von einem nennenswerten Auftreten ungarländiſcher deutſcher Siedler berichtet worden. Zudem hat in den Jahren 1921 bis 1930 der geſamte Wanderungsverluſt von Rumpfungarn nur 73 902 betragen. Der Anteil der Deutſchen an dieſem Verluſt dürfte nur wenige Tauſende betragen haben, er könnte nicht einmal eine relative, noch viel weniger dagegen eine abſolute Deutſchtumsabnahme erklären.

In zweiter Linie könnte dieſer Verluſt erklärt werden durch eine volksbiologiſche Schwäche des deutſchen Volkskörpers gegenüber dem Staatsvolk. Es ſoll hier unſere Aufgabe ſein, an Hand der amtlichen Statiſtik dieſe Frage näher zu unterſuchen und, wenn möglich, zu klären. Zwei weitere Urſachen, nämlich die Frage der mehr oder weniger zwangsweiſen „Umvolkung“ oder gar der rein ſtatiſtiſchen „Umbuchung“

von fremdvölkiſchen zu madjariſchen Mehrheitsgemeinden, gehören nicht in den Rahmen dieſer Betrachtung.

Wir können zunächſt an Hand der Aufgliederung der Bevölkerungsbewegung in die einzelnen Nationalitäten und Konfeſſionen bereits weſentliche Schlüſſe ziehen.

Anbei eine kurze Überſicht über den Geſamtſtaat (vgl. Tab. 1). Zum Vergleiche ſind hier die entſprechenden Zahlen des Deutſchen Reiches beigefügt. Die Geburten in Ungarn halten ſich gegenüber dem Reiche um 6—7 Tauſendſtufen höher, ſie ſinken bis 1935 erheblich raſcher ab, ohne eine nennenswerte Erholung zu verzeichnen. Auch die Sterbeziffern liegen auf einer Ebenhöhe von 4—6 Stufen über den reichsdeutſchen. Da ihr Abſtieg jedoch langſamer verläuft, ſo erfährt der Geburtenüberſchuß eine ſtärkere Verminderung. Seit 1934 tritt hier im Vergleich der beiden Länder ein völliger Wandel ein. Die Geburtenziffern im Reiche halten ſich nur wenig mehr unter den ungariſchen (1935 vergleichsweiſe im Reiche 18,9, in Ungarn 21,2), infolge der bedeutend höheren Sterbeziffern in Ungarn (1935: Ungarn 15,2, Reich 11,8 v. T.) iſt der Geburtenüberſchuß im Reiche höher als in Ungarn (7,0 gegen 5,9). Dies alles,

Tabelle 1. Die Bevölkerungsbewegung Ungarns *

Jahr bzw. Jahresdurchſchnitt	Eheſchließungen (E.)	Lebendgeborene (G.)	Todesfälle (T.)	Geburtenüberſchuß (Ü.)	v. T. E.	v. T. G.	v. T. T.	v. T. Ü.	Zum Vergleiche: Deutſches Reich			
									E. v. T.	G. v. T.	T. v. T.	Ü v. T.
1920	107735	258751	175862	82889	13,1	31,4	21,3	10,1	14,5	25,9	15,1	10,8
1921	93310	255453	170059	85394	11,6	31,8	21,2	10,6	12,1	25,8	14,2	11,6
1922	87871	249279	173351	75928	10,8	30,8	21,4	9,4	11,2	23,0	14,4	8,6
1923	78706	238971	159287	79684	9,6	29,2	19,5	9,7	9,4	21,2	13,9	7,2
1924	75060	221462	167668	53794	9,1	26,8	20,3	6,5	7,1	20,6	12,2	8,4
1925	74383	235480	142150	93330	8,9	28,3	17,1	11,2	7,7	20,8	11,9	8,8
1926	76849	229484	139905	89579	9,1	27,3	16,6	10,7	7,7	19,6	11,7	7,9
1927	77026	218548	150675	67873	9,1	25,7	17,7	8,0	8,5	18,4	12,0	6,5
1928	79634	224693	146496	78197	9,3	26,2	17,1	9,1	9,2	18,6	11,6	7,0
1929	76963	215463	152847	62616	8,9	25,0	17,7	7,3	9,2	18,0	12,6	5,4
1930	77907	219784	134341	85443	9,0	25,4	15,5	9,9	8,8	17,6	11,0	6,5
1931	76354	206925	144168	61957	8,8	23,7	16,6	7,1	8,0	16,0	11,2	4,8
1932	71202	205529	157106	48423	8,1	23,4	17,9	5,5	7,9	15,1	10,8	4,3
1933	73080	193911	129913	63998	8,1	22,0	14,7	7,3	9,7	14,7	11,2	3,5
1934	78843	194279	129049	65230	8,9	21,9	14,5	7,4	11,1	18,0	10,9	7,1
1935	75905	189479	136923	52556	8,5	21,2	15,3	5,9	9,7	18,9	11,8	7,0
1921—1925	81866	240129	162502	77626	10,0	29,4	19,9	9,5	9,5	22,3	13,3	8,9
1926—1930	77987	221594	144852	76742	9,2	27,1	18,1	9,0	8,7	18,4	11,8	6,7
1931—1935	75077	198025	139592	58433	8,5	22,4	15,8	6,6	9,3	16,5	11,2	5,2

---

* Die Tabellen 1—9 ſind entnommen den Annuaires statistiques hongroises 1920 bis 1935. Budapeſt.

trotzdem das Reich einen bedeutend größeren Anteil an Induſtriearbeitern und insbeſondere an Großſtadtbevölkerung beſitzt, die bekanntlich volksbiologiſch viel ungünſtiger als das flache Land mit ſeiner bäuerlichen Bevölkerung iſt.

Es folgen die volksbiologiſchen Daten der beiden weſentlichen völkiſchen Beſtandteile Rumpfungarns, der Deutſchen (Tab. 2) und des Staatsvolkes ſelbſt (Tab. 3). Hier finden wir nun auffallende Erſcheinungen, die unſere erhöhte Aufmerkſamkeit verdienen. Die Zahl der deutſchen Geburten fällt über alle Maßen ſtark ab, von 1920 bis 1935 auf kaum $^{1}/_{3}$; während der Rückgang der madjariſchen Geburtenzahl von 1920 bis 1935 nur 21 v. H. beträgt, fällt die Geburtenzahl der Deutſchen um 66 v. H. Selbſt wenn man berückſichtigt, daß das Jahr 1920 durch Vorgänge unmittelbar nach dem Kriege, wie Rückzug deutſcher Heere und daher ſtärkerer Kontakt mit Soldaten deutſchen Blutes u. a. m., beeinflußt war, ſo iſt die Abnahme ſeit 1921 gleichfalls eine außerordentlich ſtarke. Auch die Sterblichkeit erfährt ſeit 1920 bzw. 1921 eine ſtärkere Abnahme, die jedoch hinter dem Geburtenrückgang beträchtlich zurückbleibt. So ergibt ſich ein kataſtrophaler Schwund des Geburtenüberſchuſſes ſeit 1920 um 87 v. H., ſelbſt ſeit 1921 noch um 81 v. H., während der Geburtenrückgang der Madjaren nur 31 v. H. bzw. 34 v. H. beträgt. Ob ein ſolcher ſtatiſtiſch ausgewieſener Rückgang den wirklichen Vorgängen entſpricht, bedarf dringend der Klärung.

Tabelle 2. Die Bevölkerungsbewegung der Deutſchen in Ungarn

	Geburten (G.)	Todesfälle (T.)	Geburtenüberſchuß (Ü.)	G. v. T.	T. v. T.	Ü. v. T.	Vergleiche mit den Madjaren (D—M)		
							G. v. T.	T. v. T.	Ü. v. T.
1920	23780	16113	7667	43,1	29,2	13,9	+11,4	+9,0	+3,4
1921	15498	10735	5263	28,6	19,1	9,5	— 3,6	—2,2	—1,4
1922	15117	10562	4555	27,6	19,3	8,3	— 3,6	—2,3	—1,3
1923	14017	9775	4242	25,9	18,1	7,8	— 3,8	—1,6	—2,2
1924	12463	10036	2427	23,3	18,7	4,6	— 4,1	—2,1	—2,0
1925	13361	8400	4961	25,4	15,9	9,5	— 3,4	—1,4	—3,0
1926	13019	7958	5061	25,1	15,1	9,7	— 1,9	—1,8	—1,2
1927	12467	8671	3796	24,4	17,0	7,4	— 1,6	—0,7	—0,9
1928	12380	7984	4396	24,5	15,8	8,7	— 2,0	—1,4	—0,6
1929	11533	8486	3047	23,3	17,2	6,1	— 1,9	—0,6	—1,3
1930	11499	7412	4087	23,7	15,2	8,5	— 1,8	—0,3	—1,5
1931	9832	7621	2211	20,4	15,8	4,6	— 3,6	—1,9	—2,7
1932	9621	7757	1764	19,6	16,0	3,6	— 4,2	—2,0	—2,2
1933	8853	6525	2328	18,2	13,4	4,8	— 4,2	—1,5	—1,7
1934	8289	6372	1917	16,9	13,0	3,9	— 5,5(!)	—1,7	—3,8(!)
1935	7829	6872	957	15,9	14,0	1,9	— 5,8(!)	—1,4	—4,4(!)
1921—1925	14191	9901	4290	25,1	17,5	7,6	— 4,8	—2,6	—2,1
1926—1930	12179	8102	4077	24,2	16,1	8,1	— 2,0	—0,9	—1,1
1931—1935	8865	7030	1835	18,2	14,4	3,8	— 4,7	—1,5	—3,1

Eine zweite Beobachtung geſtaltet aber die Lage noch ſchwieriger. Von 1920 bis 1930 werden die laufend geſchätzten Bevölkerungszahlen von dem Amte ſelbſt berechnet. Wir haben dieſe beigefügt und ergänzt (vgl. Tab. 4). Hiernach wäre die Zahl der Deutſchen für das Jahr 1930 mit 593 046 zu beziffern. Nun bringt das Volkszählungsergebnis von 1930 plötzlich die Zahl von 478 630 Deutſchen, es entſteht ſomit ein beträchtlicher Verluſt von 115 000, der in ungefähr gleicher Höhe als Gewinn bei den Madjaren auftaucht. Wann dieſer „Umvolkungsprozeß" ſtattgefunden hat, darüber ergeben dieſe Ergebniſſe keinen Aufſchluß. Selbſt die Tatſache, ob er in ſolchem Maße überhaupt eingetreten iſt, ſcheint zweifelhaft. Für die Berechnung der deutſchen Bevölkerungsbewegung in Ungarn ergeben ſich jedoch hieraus faſt unüberbrückbare Schwierigkeiten. Berechnen wir nämlich nun die Verhältniszahlen nach den laufend fortgeſchriebenen Ergebniſſen, ſo werden die Relativzahlen entſprechend zu klein, da ja der ſtarke Abſtieg der Geburten-, Sterbe- und Überſchußzahlen, wie bereits erwähnt, auf ſchon vorausgegangene „Umvolkungen" bzw. „Umbuchungen" ſchließen laſſen. Andererſeits geraten wir durch eine künſtliche Verkleinerung des deutſchen Bevölkerungsteiles in die Gefahr, die relative Bevölkerungsbewegung zu groß erſcheinen zu laſſen. Eine Gegenüberſtellung der beiden Rechenergebniſſe zeigt deutlich die Kluft zwiſchen beiden Methoden (vgl. Tab. 4).

Tabelle 3. Die Bevölkerungsbewegung der Madjaren in Ungarn

	Geburten (G.)	Todesfälle (T.)	Geburtenüberſchuß (Ü.)	G. v. T.	T. v. T.	Ü. v. T.	Vergleich zum Geſamtſtaat		
							G. v. T.	T. v. T.	Ü. v. T.
1920	226 535	151 429	75 126	31,7	21,2	10,5	+0,3	—0,1	+0,5
1921	232 613	153 945	78 668	32,2	21,3	10,9	+0,4	+0,1	+0,3
1922	227 811	157 794	70 017	31,2	21,6	9,6	+0,4	+0,2	+0,2
1923	218 879	145 028	73 851	29,7	19,7	10,0	+0,5	+0,2	+0,3
1924	203 491	153 157	50 334	27,4	20,8	6,6	+0,6	+0,5	+0,1
1925	216 503	129 941	86 562	28,8	17,3	11,5	+0,5	+0,2	+0,3
1926	211 031	128 277	82 754	27,8	16,9	10,9	+0,5	+0,3	+0,2
1927	201 302	137 962	63 340	26,0	17,7	8,3	+0,3	+0,0	+0,3
1928	207 605	134 930	72 675	26,5	17,2	9,3	+0,3	+0,1	+0,2
1929	199 440	140 607	58 833	25,2	17,8	7,4	+0,2	+0,1	+0,1
1930	203 732	123 624	80 098	25,5	15,5	10,0	+0,1	0	+0,1
1931	192 891	133 926	58 965	24,0	16,7	7,3	+0,3	+0,1	+0,2
1932	191 990	145 401	46 581	23,8	18,0	5,8	+0,4	+0,1	+0,3
1933	181 493	120 357	61 136	22,4	14,9	7,5	+0,4	+0,2	+0,2
1934	182 685	119 881	62 804	22,4	14,7	7,7	+0,5	+0,2	+0,3
1935	178 654	127 096	51 558	21,7	15,4	6,3	+0,5	+0,1	+0,4
1921—1925	219 859	147 973	71 886	29,9	20,1	9,7	+0,5	+0,2	+0,2
1926—1930	204 620	133 080	71 540	26,2	17,0	9,2	+0,2	0	+0,2
1931—1935	185 543	129 334	56 209	22,9	15,9	6,9	+0,5	+0,1	+0,3

Der gleichen Unſicherheit in der Berechnung des Volksbeſtandes und der Bevölkerungsbewegung wie bei den ungarländiſchen Deutſchen begegnen wir übrigens auch bei der nächſt zahlreichen völkiſchen Minderheit, den Slowaken (vgl. Tab. 5). Auch hier verzeichnet die laufende Fortſchreibung der ſlowakiſchen Volksgruppe für das Jahr 1929 einen Beſtand von 149263, während die Volkszählung im Jahre darauf nur noch 104819 Slowaken aufweiſt. Um nun einigermaßen die Zahlen der Bevölkerungsbewegung mit der Volkszahl in Einklang zu bringen, müſſen wir zu dieſem Zwecke den Volksbeſtand für die Zwiſchenjahre 1921 bis 1929 interpolieren, d. h. den jeweiligen Stand der Gruppe unter der Annahme einer von Jahr zu Jahr gleichbleibenden Verminderung errechnen. Auf dieſe Weiſe können dann die Verhältniszahlen der Bevölkerungsbewegung errechnet werden. Die ſo gewonnenen Ergebniſſe zeigen für die Zeitſpanne 1920/30 einen mäßigen Rückgang der Geburtlichkeit, der Sterblichkeit und der natürlichen Überſchüſſe, die durchaus im Rahmen des Geſamtſtaates und damit nur wenig hinter den Madjaren zurückbleibt. Alles dies unter der ausdrücklichen Vorausſetzung des wirklichen Vorhandenſeins des durch Auswanderung oder „Umvolkung" entſtandenen Verluſtes der ſlowakiſchen Volksgruppe.

Tabelle 4. Mittlere laufende Bevölkerungszahl der Deutſchen ohne und mit Berückſichtigung der Volkszählung 1930

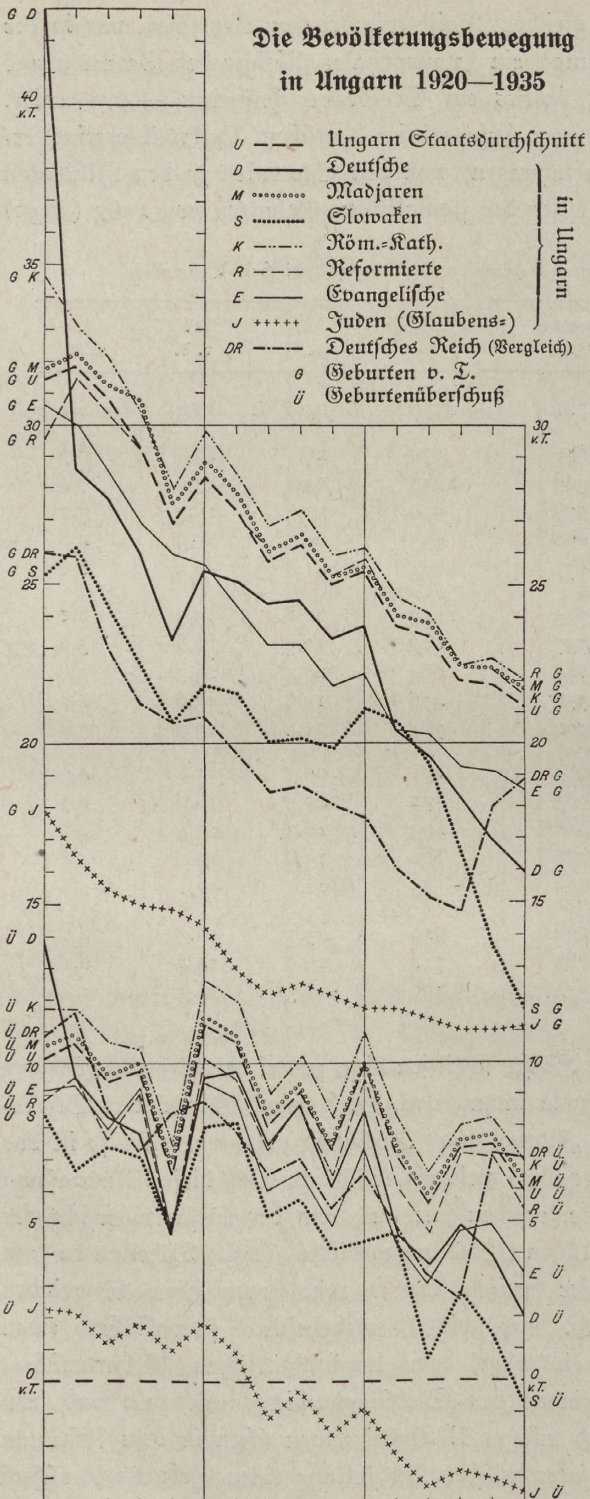
	Lebendgeburten deutſcher Mütter (G.)	A: Deutſche ohne Berückſichtigung der Volkszählung 1930	G. v. T. Deutſcher	B: Deutſche mit Berückſichtignng der Volkszählung 1930	G. v. T. Deutſcher	C wie Reihe B, jedoch nach 1930 neueſte Berechnung des Amtes	
1920	23780	551211	43,1	551211	43,1		
1921	15928	556474	28,6	553500	28,6	Bemerkung: Spalte A enthält die vom Amte bis 1929 laufend veröffentlichten Zahlen der Deutſchen!	
1922	15117	561029	26,8	547800	27,6		
1923	14017	565271	24,8	540600	25,9		
1924	12403	567698	22,0	533600	23,3		
1925	13361	572659	23,3	525900	25,4		
1926	13019	577720	22,5	519100	25,1		
1927	12467	581516	21,4	512000	24,4		
1928	12380	585912	21,1	506300	24,5		
1929	11533	588959	19,6	495600	23,2		
1930	11499	593046	19,4	485900	23,7		
1931	9832	595257	16,5	482000	20,4		
1932	9521	597021	15,9	483000	19,6		
1933	8853	599549	14,8	486000	18,2		
1934	8289	601266	13,8	488600	16,9	378000 (!)	21,9
1935	7829	602233	13,0	491600	16,9		

Würden jedoch andererſeits die ſeit 1920 fortgeſchriebenen Zahlen des ſlowakiſchen Volksbeſtandes als Grundlage der Berechnung gewählt werden, ſo gleiten die Geburten- und Überſchußzahlen in hohem Maße ab (z. B. Geburten 15,7 gegenüber obiger Berechnungsart 19,8, ebenſo Todesfälle 12,5 gegen 15,6 und Überſchüſſe 3,2 gegen 4,2 im Jahre 1929.)

Seit 1930 vollzieht ſich nun in gleicher Weiſe wie bei den Deutſchen, nur in der Geſchwindigkeit noch mehr beſchleunigt, ein kataſtrophaler Abſturz der Geburten und Überſchüſſe, ſo daß ſich für 1935 bereits ein Sterbeüberſchuß von —0,7 ergibt. Mutmaßlich haben auch hier, wie oben bereits beim deutſchen Volksteil gezeigt, erhebliche „Umvolkungen" oder „Umbuchungen" von den Slowaken zu den Madjaren ſtattgefunden, worauf der raſche Abſtieg der ſlowakiſchen Geburten von 2283 (1930) auf 1197 (1935), alſo auf rund die Hälfte ſchließen läßt, zumal der Geburtenrückgang des Geſamtſtaates in dieſer Zeitſpanne kaum 20 v. H. beträgt. Da bei den Sterbefällen nicht in gleichem Maße der „Umvolkung" Rechnung getragen wird, ſo iſt das Schwinden des Geburtenüberſchuſſes ohne weiteres erklärlich. Daß dieſe Mutmaßung der Wirklichkeit nahekommen dürfte, erſehen wir auch aus der Geſamtüberſicht der ſlowakiſchen Gemeinden des deutſchen Siedlungsgebietes (vgl. Tabelle 12 am Schluſſe der Erläuterungen). Hier weiſen die 6 rein ſlowakiſchen Gemeinden einen Überſchuß von 19,2 v. H. auf, die 8 mehrheitlich ſlowakiſchen einen ſolchen von 13,1, alſo beide weit über dem durchſchnittlichen Geburtenüberſchuß der rein madjariſchen Gemeinden des Siedlungsgebietes mit 11,2 und dem geſamten madjariſchen Volksbeſtand mit 11,8! Dabei zeigen ſchon in dem Zeitraum 1921—1930 die Slowaken in der ſummariſchen Aufſtellung einen Geburtenüberſchuß von nur 6,4 v. T., während der Überſchuß der oben erwähnten 14 ſlowakiſchen Mehr-

Tabelle 5. Die Bevölkerungsbewegung der ungarländiſchen Slowaken

	Geburten (G.)	Todesfälle (T.)	Geburtenüberſchuß (Ü.)	G. v. T.	T. v. T.	Ü. v. T.
1920	3577	2380	1197	25,2	16,8	8,4
1921	3616	2680	936	26,1	19,4	6,7
1922	3366	2349	1017	24,4	17,0	7,4
1923	3049	2079	970	22,3	15,3	7,1
1924	2733	2098	635	20,7	15,9	4,8
1925	2811	1776	1035	21,8	12,2	8,0
1926	2732	1713	1019	21,6	13,3	8,1
1927	2426	1797	629	20,0	14,8	5,2
1928	2338	1674	664	20,1	14,3	5,8
1929	2212	1736	476	19,8	15,6	4,2
1930	2283	1502	781	21,1	13,9	7,2
1931	2176	1685	491	20,5	15,8	4,7
1932	2035	1963	72	19,3	16,6	0,7
1933	1707	1408	299	16,3	13,5	2,8
1934	1428	1266	162	13,6	12,1	1,5
1935	1197	1272	—75	11,4	12,1	—0,7
1921—1925	3115	2196	919	23,1	16,3	6,8
1926—1930	2398	1685	714	20,5	14,4	6,1
1931—1935	1703	1513	190	16,3	14,5	1,8


Die Bevölkerungsbewegung in Ungarn 1920—1935

heitsgemeinden im gleichen Zeitraum immerhin noch 16,7 beträgt und ſelbſt die 12 Gemeinden mit einer mindeſtens noch 20 v. H. betragenden ſlowakiſchen Minderheit noch 13,5 v. T. Überſchüſſe aufweiſen.

Es iſt ſelbſt für ein rühriges ſtatiſtiſches Amt mitunter ſchwer, alles auf den gleichen Nenner zu bringen. Gerade die Betrachtung der Bevölkerungsbewegung gibt daher für die Probleme der „Umvolkung“ oder eines „völkiſchen Bekenntniswechſels“[1] ſehr aufſchlußreiche und wertvolle Ergänzungen.

Auffallenderweiſe treten dieſe Berechnungsſchwierigkeiten nur bei den Nationalitäten auf. Bei den einzelnen Bekenntniſſen, die ja für die Staatspolitik bei weitem nicht die Bedeutung haben wie die völkiſchen Minderheiten, finden wir keinerlei Unſtimmigkeiten. Als Beweis hierfür haben wir noch die Sonderung nach Bekenntniſſen (vgl. Tab. 6—9 und nebenſtehendes Diagramm) vorgenommen.

Die Geburtlichkeit der Römiſch-Katholiken (vgl. Tab. 6) bewegt ſich um ein Geringes über dem Geſamtdurchſchnitt, ebenſo deren Geburtenüberſchuß, die Sterblichkeit lag im Jahrfünft 1921—1925 etwas über dem Geſamtſtaat, im Jahrfünft

---

[1] Nach Herbert Sachſe, Die Verluſte des ungarländiſchen Deutſchtums im Spiegel der Statiſtik, Berlin 1937.

1931—1935 bereits unter der Geſamthöhe. Faſt ebenſo günſtig ſtellen ſich die Reformierten (vgl. Tab. 7), deren Geburtenhöhe teilweiſe etwas über der der Katholiken liegt, deren Sterblichkeit aber etwas höher iſt, ſo daß der Geburtenüberſchuß nicht nur unter dem der Katholiken, ſondern auch unter dem Staatsdurchſchnitt bleibt. In ſtarkem Abſtand folgt die Geburtlichkeit der Evangeliſchen (vgl. Tab. 8), die zudem ſeit 1920 bedeutend ſtärker abgefallen iſt als der Staatsdurchſchnitt, ſie bewegt ſich jetzt reichlich 10 v. H. unter dieſem. Da die Sterblichkeit bei den Evangeliſchen etwas über dem Durchſchnitt bleibt, ſo ergibt ſich ein erheblich geringerer Geburtenüberſchuß, der den Volksbeſtand bei „Bereinigung der Geburtenziffer" nicht mehr decken dürfte. Volksbiologiſch ſehr ſchlecht iſt die Lage der ungarländiſchen Juden (vgl. Tab. 9), deren Zahl nur wenig hinter der des Reiches zurückſteht, was für Ungarn eine Verachtfachung des verhältnismäßigen Anteils der Juden gegenüber dem Reiche bedeutet. Seit 1927 weiſen ſie einen ſtändig ſteigenden Sterbeüberſchuß auf. Damit ſteht die volksbiologiſche Entwicklung der Juden in Rumpfungarn in ſcharfem Gegenſatz zu der der Slowakei und beſonders der Karpathenukraine, wo ihre Lage beſonders günſtig iſt. Dagegen kommt ſie der Lage in den Sudetenländern nahe, wo gleichfalls ein Anwachſen des Sterbeüberſchuſſes bereits ſeit 1921 zu verzeichnen iſt. 1933 Geburten (G.) und Überſchuß (Ü.) der Juden: Karpathenukraine G. 29,9, Ü. 17,5 (!),

Tabelle 6. Die Bevölkerungsbewegung der Römiſch-Katholiken Ungarns

	Geburten (G.)	Todesfälle (T.)	Geburtenüberſchuß (Ü.)	G. v. T.	T. v. T.	Ü. v. T.
1920	176856	117188	59668	34,6	22,9	11,7
1921	169670	109605	60065	33,1	21,4	11,7
1922	166339	111359	54980	32,1	21,5	10,6
1923	158599	103878	54721	30,3	19,9	10,4
1924	146711	107809	38902	27,9	20,5	7,4
1925	157243	90999	66344	29,8	17,2	12,6
1926	153482	89380	64102	28,4	16,5	11,9
1927	145984	96671	49313	26,8	17,8	9,0
1928	150226	94234	55992	27,3	17,1	10,2
1929	143894	97688	46206	25,9	17,6	8,3
1930	146823	85769	61054	26,1	15,9	10,9
1931	138878	92177	46701	24,6	16,3	8,3
1932	137258	100041	37217	24,1	17,6	6,5
1933	129246	83127	46119	22,5	14,5	8,0
1934	129104	81586	47518	22,4	14,2	8,2
1935	125900	86249	39651	21,6	14,8	6,8
1921—1925	159712	104724	54982	30,4	19,9	10,5
1926—1930	148082	92749	55333	26,9	16,9	10,0
1931—1935	132077	88636	43441	23,0	15,4	7,6

Slowakei G. 15,5 Ü. 4,0, dagegen Böhmen G. 5,4 (!) und Ü. — 8,9 und Mähren-Schleſien G. 6,5, Ü. — 9,0.

Eine Sonderung der Bekenntniſſe nach Nationalitäten für die Bevölkerungsbewegung erfolgt nicht. Eine kurze Überſicht (Tab. 10) gibt die Verteilung der Bekenntniſſe nach der Nationalität (Mutterſprache) für die Jahre 1920—1930 an.

Wir können an Hand dieſer Tabelle die einzelnen Veränderungen innerhalb der Volksgruppen und der Bekenntniſſe verfolgen. Bei eingehender Betrachtung ſehen wir hier eine Reihe bemerkenswerter Feſtſtellungen. Die Geſamtzunahme Ungarns bleibt um 73 903 hinter dem natürlichen Zuwachs, dem Geburtenüberſchuß, zurück. Dieſe Zahl dürfte ſich im weſentlichen mit der Zahl der aus Ungarn Ausgewanderten decken. Auffallenderweiſe haben jedoch die Madjaren im Endergebnis an dieſem Verluſt keinen Anteil, im Gegenteil beträgt beim herrſchenden Staatsvolk der Geſamtzuwachs 127 253 mehr als der natürliche Bevölkerungszuwachs ausmacht. Andererſeits beträgt bei der deutſchen Volksgruppe der Geſamtverluſt 114 929, bei den Slowaken 45 216, hinzu kommen die Verluſte der übrigen völkiſchen Minderheiten, Rumänen, Kroaten, Serben, Bunjewatzen und ſonſtiger mit rund 36 000, ohne die von den letzten Volksgruppen erzielten natürlichen Bevölkerungsüberſchüſſe. Demnach beträgt der Geſamtverluſt der völkiſchen Minderheiten in Rumpfungarn rund 196 000 Köpfe. Ein geringer Teil davon dürfte ein echter Verluſt durch Abwanderung in die entſprechenden „Siegerſtaaten" darſtellen, die ſich der Erlangung ihrer natio-

Tabelle 7. Die Bevölkerungsbewegung der Reformierten Ungarns

	Geburten (G.)	Todesfälle (T.)	Geburtenüberſchuß (Ü.)	G. v. T.	T. v. T.	Ü. v. T.
1920	49 200	34 455	14 745	29,5	20,7	8,8
1921	53 007	37 069	15 938	31,5	22,0	9,5
1922	51 503	38 563	12 940	30,3	22,7	7,6
1923	50 004	34 490	15 514	29,2	20,1	9,1
1924	46 221	31 560	17 592	28,2	18,1	10,1
1925	49 132	31 560	17 572	28,2	18,1	10,1
1926	48 644	31 296	16 748	27,3	17,8	9,5
1927	46 080	33 076	13 004	26,0	18,7	7,3
1928	47 373	32 155	15 218	26,5	17,9	8,6
1929	45 583	34 083	11 500	25,3	18,4	6,4
1930	46 683	29 634	17 150	25,8	16,3	9,5
1931	43 709	32 669	11 040	24,0	17,9	6,1
1932	43 884	35 487	8 397	24,0	19,4	4,6
1933	41 489	28 307	13 182	22,5	15,4	7,1
1934	42 001	28 907	13 094	22,7	15,7	7,0
1935	40 966	31 216	9 750	22,0	16,7	5,3
1921—1925	49 973	35 728	14 245	29,2	20,9	8,3
1926—1930	46 753	32 049	14 704	26,2	17,9	8,3
1931—1935	42 410	31 317	11 093	23,0	17,0	6,0

nalen Selbſtändigkeit, wie die Tſchechen und Slowaken, oder einer bedeutenden Erweiterung des Staatsgebietes (Serben und Rumänen) erfreuen. Andererſeits beträgt der Zuwachs der Madjaren 127 253, wozu noch der rund 90 v. H. betragende Anteil an der Auswanderung mit rund 66 000 Köpfen hinzukommt. Der geſamte über die natürliche Bevölkerungsvermehrung hinausgehende Gewinn der Madjaren beträgt demnach rund 193 000 Seelen, eine Summe, die faſt völlig dem Verluſt der völkiſchen Minderheiten mit 196 000 entſpricht. Rund 195 000 beträgt demnach der für das geſamte Rumpfungarn errechnete Wandel des Volksbeſtandes, ſei es in Form von „Umvolkungen“, „völkiſchem Bekenntniswandel“ oder rein ſtatiſtiſchen „Umbuchungen“ von den völkiſchen Minderheiten hinüber zum herrſchenden Staatsvolk.

Tabelle 8. Die Bevölkerungsbewegung der Evangeliſchen Ungarns

	Geburten (G.)	Todesfälle (T.)	Geburtenüberſchuß (Ü.)	G. v. T.	T. v. T.	Ü. v. T.
1920	15203	10672	4530	30,6	20,5	9,1
1921	15034	10370	4664	30,0	20,7	9,3
1922	14412	10400	4092	28,5	20,6	7,9
1923	13737	9047	4690	26,9	17,7	9,2
1924	13248	10130	2430	25,9	21,2	4,7
1925	13248	8348	4900	25,6	16,2	9,4
1926	12769	8127	4642	24,4	15,5	8,9
1927	12133	8968	3165	23,1	17,1	6,0
1928	12215	8701	3514	23,1	16,5	6,6
1929	11616	9000	2616	21,8	16,9	4,9
1930	11931	8012	3919	22,2	14,9	7,3
1931	10895	8660	2325	20,4	16,0	4,4
1932	10881	9281	1600	20,3	17,3	3,0
1933	10357	7737	2620	19,2	14,3	4,9
1934	10344	7779	2565	19,1	14.4	4,7
1935	10069	8215	1854	18,5	15,1	3,4
1921—1925	13936	9797	4139	27,4	19,3	8,1
1926—1930	12133	8562	3571	22,9	16,2	6,7
1931—1935	10509	8314	2195	19,5	15,4	4,1

Wie geſtaltet ſich nun dieſer Wandel der Volksgruppen an Hand der einzelnen Bekenntniſſe? Die weitgehendſte Übereinſtimmung zwiſchen Bekenntnis und Volksgruppe finden wir bei den Reformierten, von denen 99,55 v. H. ſich als Madjaren bekennen. (Die etwas über 7000 reformierten Deutſchen wohnen in wenigen Dörfern der Tolnau und machen nur 0,39 v. H. der Reformierten aus.) Auch von den Juden bekennen ſich über 96 v. H. zum Staatsvolk, die Zahl der ſich zum Deutſchtum bekennenden Juden hat ſich bereits in der Zeitſpanne 1920—1930 auf die Hälfte ermäßigt, von 19 078 auf 9873, anteilsmäßig von 3,48 auf 2,07 v. H. der Deutſchen. Im Gegenſatz hierzu laſſen die Griechiſch-Orthodoxen die Einheitlichkeit von Volk und Bekenntnis vermiſſen. Bereits 39,04 v. H. der Prawoſlawen bekennen ſich zu den

Madjaren, während der Reſt zum größeren Teile auf die Rumänen, zum kleineren auf die Serben entfällt. Merkwürdigerweiſe gehören auch 96,85 v. H. der mit Rom unierten Griechiſch-Katholiſchen zu den Madjaren. Dieſe griechiſch-unierten Madjaren ſtammen offenkundig aus Kreiſen madjariſierter Ukrainer und Rumänen. Wir können dieſe Beobachtung beſonders in Ungarn noch öfters machen, daß die Hinneigung zum Katholizismus ſich mit einem Entgegenkommen zum Madjarentum verbindet, womit die gegenſeitige Zuſammenarbeit von katholiſcher Kirche in Ungarn und Madjarentum ihre Erklärung finden dürfte. Wir können dies auch daraus erſehen, daß ähnlich wie die Madjaren als einzige Volksgruppe eine zahlen- und verhältnismäßige Zunahme über den Landesdurchſchnitt hinaus zu verzeichnen haben, dies auch bei den beiden Riten des katholiſchen Bekenntniſſes der Fall iſt. Die Römiſch-Katholiken nahmen um 10,4 v. H., die Griechiſch-Katholiken um 14,5 v. H. zu bei einer durchſchnittlichen Zunahme des Landes von 8,7 v. H., wobei ſie ihren verhältnismäßigen Anteil von 63,97 auf 64,83 v. H. bzw. von 2,20 auf 2,32 v. H. erhöhten. Es iſt immerhin beachtlich, wieweit das griechiſch unierte Bekenntnis in den mad-

Tabelle 9. Die Bevölkerungsbewegung der Juden Ungarns*

	Geburten (G.)	Todesfälle (T.)	Geburtenüberſchuß (Ü.)	G. v. T.	T. v. T.	Ü. v. T.
1920	8446	7416	1030	17,9	15,7	2,2
1921	7776	6780	996	16,4	14,3	2,1
1922	7312	6798	514	15,4	14,3	1,1
1923	7066	6199	867	14,9	13,1	1,8
1924	7052	6603	449	14,8	13,9	0,9
1925	6808	5941	867	14,3	12,5	1,8
1926	6188	5760	428	12,9	12,0	0,9
1927	5741	6311	—570	12,1	13,3	—1,2
1928	5979	6101	—122	12,5	12,8	—0,3
1929	5730	6519	—789	12,1	13,8	—1,7
1930	5533	5917	—384	11,7	12,6	—0,9
1931	5187	6244	—1057	11,7	14,1	—2,4
1932	5096	6485	—1469	11,4	14,8	—3,4
1933	4782	6077	—1295	11,0	13,0	—2,9
1934	4708	6032	—1324	11,0	14,1	—3,1
1935	4720	6196	—1476	11,1	14,6	—3,5
1921—1925	7203	6464	739	15,2	13,6	1,5
1926—1930	5834	21	—287	12,3	12,9	—0,6
1931—1935	4881	6205	—1324	11,2	14,3	—3,1

---

*) Die Juden werden in Ungarn nicht als völkiſche Minderheit geführt, wie zum Teil in der Tſchechoſlowakei, ſondern nur als Glaubensbekenntnis. Es handelt ſich demnach bei obiger Aufſtellung ausſchließlich um Glaubensjuden.

jariſchen Volksboden hineinreicht und wie beträchtlich rein zahlenmäßig ſein Beſtand auf dem an und für ſich volksfremden Boden geworden iſt.

Die beiden evangeliſchen Bekenntniſſe, die Reformierten und Evangeliſch-Lutheriſchen, nehmen zwar zahlenmäßig zu, jedoch bleibt dieſe Zunahme hinter dem Landesdurchſchnitt zurück, ſo daß beider Anteil eine leichte Senkung erfährt (Reform. 20,94 auf 20,86, Ev.-Luth. von 6,23 auf 6,14 v. H.). Zahlen- und verhältnismäßig nehmen die Orthodoxen ab, hier auch durch Abwanderung bedingt, und die Glaubensjuden, dieſe durch hohe Sterbeüberſchüſſe und Übertritte.

Zu den einzelnen Volksgruppen übergehend finden wir bei den Deutſchen in allen Bekenntniſſen eine Abnahme, die, vom Hundert berechnet, bei den Römiſch-Katholiken (abgeſehen von den unbedeutenden Anteilen der Griechiſch-Unierten und Orthodoxen und dem erklärlichen Rückgang bei den Juden) am ſtärkſten iſt. Insgeſamt beträgt der Verluſt der katholiſchen Deutſchen 55 794 gleich 12, 5 v. H. Anteilsmäßig ſinkt der deutſche Anteil von 8,78 auf 6,96 v. H. der Katholiken. Dies iſt um ſo auffallender, als gerade bei den katholiſchen Deutſchen der Geburtenüberſchuß ſtärker iſt als ſelbſt bei den katholiſchen ländlich ſiedelnden Madjaren! (Kath. Deutſche 12,0 gegen 11,5 v. T. Überſchuß bei den kath. Madjaren.) Dieſe Erſcheinung kann nur ſo gedeutet werden, daß der katholiſche Volksteil der Madjariſierung in viel ſtärkerem Maße ausgeſetzt iſt, dies trotzdem der Anteil der Katholiken bei den Deutſchen erheblich größer iſt (81,93 v. H.) als bei den Madjaren ſelbſt (64,23 gegen 62,99 v. H. im Jahre 1920). Bei den evangeliſch-lutheriſchen Deutſchen iſt die Abnahme etwas ſchwächer (— 9,8 v. H. gegen — 12,5 v. H. bei den Kath.), trotzdem die evangeliſchen Deutſchen eine etwas geringere natürliche Vermehrung aufweiſen (in 41 mehrheitlich evangeliſchen deutſchen Gemeinden mit 49 676 Einwohnern beträgt der Überſchuß 1921—1930 10,7 v. T. jährlich gegen 12,0 in 251 mehrheitlich katholiſchen deutſchen Siedlungen mit 355 436 Einwohnern). Bei den reformierten Deutſchen dürfte die Abnahme (— 6,1 v. H.) ſchon zu einem größeren Teile auf mangelnde natürliche Vermehrung zurückzuführen ſein (Überſchuß in zwei mehrheitlich reformierten deutſchen Gemeinden nur 5,1 v. T. gegen 10,7 bei den evang.-luth. und 12,0 bei den kath. Deutſchen).

Bei den Madjaren nehmen alle Bekenntniſſe (mit Ausnahme der Glaubensjuden) zahlenmäßig und auch anteilsmäßig ſtärker zu als im Landesdurchſchnitt (bei den röm.-kath. Madjaren 14,0 gegen 10,4 im Durchſchnitt, bei den griech.-kath. 18,9 gegen 14,5, bei den reform. 8,6 gegen 8,5, bei den evang.luth. 17,3 gegen 7,4, bei den orthodoxen + 13,8 gegenüber einem Verluſt von — 21,8 und bei den Juden ein Verluſt von — 3,9 gegenüber — 6,1, alles Madjaren gegenüber Landesdurchſchnitt). Am geringſten iſt der Unterſchied bei den Reformierten (+ 8,6 gegenüber + 8,5), weil dieſe faſt ausſchließlich (zu 99,55 v. H.) madjariſch ſind und daher eine „Umvolkung“ von den andersvölkiſchen zu den madjariſchen Reformierten zwar vorhanden iſt, aber zahlenmäßig gar nicht ins Gewicht fallen kann.

Tabelle 10. Die Entwicklung der ungariſchen Volksgruppen

	Bevölkerung	v. H.	Deutſche	v. H.	Madjaren	v. H.
Ungarn (Staat) 1920	7980143	100,0	551624	100,0	7156727	100,0
v. H.			6,97		89,6	
Zunahme 1920—1930	+698117		—72984		+844385	
Zunahme v. H.	+8,7		—13,2		+11,8	
Geb. Überſchuß.	+772019		+41835		+717132	
v. H.	+9,6		+7,8		+9,45	
ſonſt. Zunahme (+)	—73903		—114929		+127233	
oder Abnahme (—) v. H.	—0,9		—20,8		+1,8	
Ungarn (Staat) 1930	8688319		478630		8001112	
v. H.			5,53		92,09	
Röm.-Kath. 1920.	5105375	63,97	448049	81,25	4501689	62,99
v. H.	100,0		8,78		88,17	
Zunahme 1920—1930	+585728		—55794		+630834	
Zunahme v. H.	+10,4		—12,5		+14,0	
Röm.-Kath. 1930.	5634103	64,83	392255	81,93	5132523	
v. H.	100,0		6,96		91,10	
Griech.-Kath. 1920	175655	220	292	0,05	163791	
v. H.	100,0		0,17		93,06	
Zunahme 1920—1930	+25438		—128		+30979	
Zunahme v. H.	+14,5		—43,8		+18,9	
Griech.-Kath. 1930	201093	2,31	164	0,03	194770	2,44
v. H.	100,0		0,08		96,85	
Reformierte 1920	1671052	20,94	7723	1,40	1661420	23,25
v. H.	100,0		0,46		99,42	
Zunahme 1920—1930	+142110		—522		+143613	
Zunahme v. H.	+8,5		—6,1		+8,6	
Reformierte 1930	1813162	20,86	7201	1,50	1805033	22,56
v. H.			0,39		99,55	
Evangeliſche 1920.	497126	6,23	75229	13,65	342428	4,79
v. H.	100,0		15,14		68,90	
Zunahme 1920—1930	+36939		—7338		+59216	
Zunahme v. H.	+7,4		—9,8		+17,3	
Evangeliſche 1930.	534065	6,14	67891	14,19	401644	75,20
v. H.	100,0		12,71		72,20	
Griech.-Orthodox 1920	50918	0,64	176	0,03	13675	1,19
v. H.	100,0		0,35		27,26	
Zunahme 1920—1930	—11079		—64		+1879	
Zunahme v. H.	—21,8		—36,4		+13,8	
Griech.-Orthodox 1930	39839	0,46	112	0,02	15534	0,19
v. H.	100,0		0,28		39,04	
Israeliten 1920	473355	5,93	19078	3,48	450562	6,30
v. H.	100,0		4,04		95,20	
Zunahme 1920—1930	—28788		—9205		—17803	
Zunahme v. H.	—6,1		—48,2		—3,9	
Israeliten 1930	444567	5,12	9873	2,07	432859	5,41
v. H.	100,0		2,22		96,89	

---

* Entnommen der amtlichen Statiſtik: Recensement général de la Population 1920 und desgleichen

nach Bekenntniſſen 1920—1930*

Slowaken	v. H.	Rumänen	v. H.	Kroaten	v. H.	Serben	v. H.	Bunjewatzen m. Schokatzen	v. H.	Sonſtige	v. H.
141918	100,0	23695	100,0	36854	100,0	17139	100,0	25228		39014	
1,8		0,3		0,5		0,2					
—37099		—7474		—9181		—10101		—2664		—6755	
—26,1		—31,5		—24,9		—59,0		—11,5		—17,3	
+8162		+1849		+2216		—403					
+6,4		+7,8		+6,0		—2,3					
—45216		—9323		—11397		—9698					
—31,8		—3,93		—30,9		—56,7					
104819		16221		27862		7031		20564		32259	
1,2		0,2		0,3		0,1					
59464	41,87	748	3,15	36169	98,39	566	3,30				
+1,16		0,01		0,71		0,01					
—20890		—156		—8948		—120					
—35,1		—20,9		—24,7		—21,2					
38574		592	3,16	27221	97,57	446	6,34	20236	98,46	22156	
0,69		0,01		0,48		0,01		0,36			
2320	1,70	4383	18,45	101	0,28	570	3,33				
1,32		2,49		0,06		0,32					
—1066		—2349		—38		—373					
—46,0		—53,8		—3,8		—65,4					
1254	1,20	2034	12,54	63	0,23	197	2,82	15	0,07	2596	8,05
0,62		1,01		0,03		0,10		0,01		1,29	
354	0,25	54	0,23	32	0,09	10	0,06				
0,03		0,00		0,00		0,00					
—91		+13		—9		+14					
—25,8				—28,1							
263	0,25	67	0,42	23	0,08	24	0,34	11	0,05	540	1,67
0,01		0,00		0,00		0,00		0,00		0,03	
78421	55,22	27	0,11	39	0,11	19	0,11				
15,78		0,01		0,01		0,00					
—14563		+5		+4		+1					
—18,6											
63858	60,92	32	0,20	43	0,15	20	0,29	5	0,02	672	2,08
11,96		0,01		0,01		0,00		0,00		0,13	
195	0,13	18194	76,58	138	0,38	15925	92,91				
0,39		32,26		0,27		31,74					
—85		—7151		—7		—9639					
—43,6		—39,3		—5,0		—60,6					
110	0,11	11043	68,09	131	0,47	6286	89,42	187	0,91	4416	13,55
0,28		27,72		0,33		15,78		0,47		11,08	
734	0,52	142	0,60	292	0,79	25	0,15				
0,56		0,03		0,06		0,01					
—316		—65		—134		+7					
—48,8		—46,4		—46,2							
378	5,41	77	0,48	158	0,56	32	0,46	8		1262	
0,09		0,02		0,04		0,01		0,00		0,29	

1930. Budapeſt.

Von beſonderem Intereſſe iſt die Entwicklung der ſlowakiſchen Volksgruppe: Hier finden wir eine Erſcheinung voll ausgeprägt, die wir bei den Deutſchen nur andeutungsweiſe feſtſtellen konnten, nämlich der bedeutend ſtärkere Verluſt des römiſch-katholiſchen Anteils gegenüber dem evangeliſch-lutheriſchen. Die katholiſchen Slowaken nehmen um 35,1 v. H. ab, die Evangeliſchen nur um 18,6 v. H. (bei einer Geſamtabnahme von 26,1 v. H.), anteilsmäßig fallen die katholiſchen Slowaken von 1,16 auf 0,69 v. H., die evangeliſchen dagegen nur von 15,78 auf 11,96 v. H. der ganzen Bekenntnisgruppe. Auf den Anteil der Slowaken gerechnet wird dieſe Verſchiebung noch deutlicher, der katholiſche Anteil der Slowaken fällt von 41,87 (1920) auf 36,81 (1930), der evangeliſche Anteil ſteigt dagegen von 55,22 auf 60,92 v. H. Wir finden hier demnach bei den evangeliſchen Slowaken einen erheblich ſtärkeren Widerſtand gegen die „Umvolkung" als bei den katholiſchen, dabei iſt gerade der katholiſche Anteil der Slowaken volksbiologiſch bedeutend im Vorteil, ſein Überſchuß beträgt in 10 mehrheitlich ſlowakiſchen Gemeinden 18,9 v. T. und damit beinahe das Dreifache des Überſchuſſes der 4 mehrheitlich evangeliſchen ſlowakiſchen Gemeinden mit 6,8 v. T. (ſiehe Tabelle 12).

Die noch in Rumpfungarn verbliebenen kleinen Volksſplitter wie Rumänen, Kroaten und Serben gehen einer raſchen Auflöſung entgegen, ſei es durch Auswanderung oder durch verſtärkte Madjariſierung nach erfolgter Loslöſung von dem Hauptbeſtande ihrer Volksgruppen gegenüber dem Vorkriegsungarn. Die Rumänen verlieren $^{1}/_{3}$, die Kroaten $^{1}/_{4}$ und die Serben $^{3}/_{5}$ ihres Beſtandes, nur die Bunjewatzen und Schokatzen (durch das katholiſche Bekenntnis von den orthodoxen Serben geſonderte Volksteile) halten ſich auffallend gut, ſie bleiben mit — 11,5 v. H. Verluſt noch unter dem Verluſt der deutſchen Volksgruppe — 13,2 v. H.

Einen kurzen Rückblick werfend finden wir beim Madjarentum in allen Bekenntniſſen erhebliche Zunahmen, die nicht allein auf echter natürlicher Volksvermehrung beruhen, ſondern auch auf verſtärkte „Umvolkungen" ſchließen laſſen. Auffallenderweiſe iſt gerade bei demjenigen Bekenntnisteil, bei dem eine „Umvolkung" mangels andersvölkiſcher Anteile nicht mehr möglich iſt, nämlich bei den madjariſchen Reformierten, der madjariſche Zuwachs am geringſten mit 8,6 und bleibt damit noch unter dem Landesdurchſchnitt (8,7).

Es iſt nach obigen Ausführungen nicht möglich, ſich aus dieſen Geſamtziffern ein der wirklichen Zahl der Nationalitäten entſprechendes Bild der volksbiologiſchen Lage und im beſonderen des Deutſchtums in Ungarn zu machen. Wir können uns auch die neueſten Berechnungen des ſtatiſtiſchen Amtes für das Jahr 1934 nicht zu eigen machen, die ſich aus einer Veröffentlichung der Neuen Heimatblätter ergeben. Hier gibt A. F. Chriſtian Wirthoven[2] in einer eindrucksvollen und materialreichen Studie an Hand eines Werkes von E. Petrilla[3], der die volksbiologiſche

---

[2] Zur gegenwärtigen Bevölkerungsentwicklung des ungarländiſchen Deutſchtums. Neue Heimatblätter. Heft 1/2. Budapeſt 1937.

[3] Magyarország népesedési viszonyai 1920—tól 1932—ig. Budapeſt 1936. (Die Verhältniſſe der Bevölkerungsentwicklung Ungarns 1920—1932.)

Lage Ungarns nach Gemeinden für die Jahre 1928—1932 bearbeitet, offenbar auf amtlichen Berechnungen fußend, die volksbiologiſche Lage der Deutſchen in Ungarn wie folgt an (1934): Lebendgeburten (G.) 21,9, Sterbefälle (T.) 14,5, Überſchuß (Ü.) 7,4. Da die abſoluten Ziffern der amtlichen Statiſtik lauten G. 8289, T. 6372, Ü. 1917, ſo würden dieſe Zahlen, immer vorausgeſetzt, daß obige Verhältniszahlen von amtlicher Stelle berechnet wurden, auf einem Bevölkerungsſtande von rund 378 000 Deutſchen im Jahre 1934 fußen (1930 nach der Volkszählung immer noch 478 630). Es iſt jedoch vollkommen ausgeſchloſſen, daß das Deutſchtum von Ende 1930 bis Mitte 1934, alſo in $3^{1}/_{2}$ Jahren, um 100 000 Köpfe abgenommen hat. Oder ſollten hier offenbar in Vorbereitung der Volkszählung von 1940 bereits in der Bevölkerungsbewegung die erforderlichen Abſtriche des Deutſchtums in Form von „Umvolkungen" oder beſſer „Umbuchungen" gemacht werden, indem man ſchon jetzt darlegen will, daß das ungarländiſche Deutſchtum ja kaum mehr einen nennenswerten Überſchuß aufweiſt (1935 ganzer Überſchuß 957 gegenüber 7667 im Jahre 1920, im Jahrfünft 1931—1935 immerhin noch 1835 Geburtenüberſchuß jährlich bei ſchon recht verkleinerten Ziffern!). Mit dieſer Methode bedarf es freilich nur noch zweier Volkszählungen, um das geſamte ungarländiſche Deutſchtum im Jahre 1950 völlig in der Verſenkung verſchwinden zu ſehen. Offenbar ſieht man eben an amtlichen Stellen die deutſche Sprache der Ungarländer nach andernorts gegebenen Vorbildern als einen ſchwäbiſchen Dialekt an, da ja viele Deutſche mangels ausreichender Schulverhältniſſe das Schriftdeutſche nur noch wenig beherrſchen. Als Vergleich diene die Behandlung der deutſchen Sprache in Elſaß-Lothringen, wo das Elſäſſerdütſch von gewiſſen Stellen als „patois" der franzöſiſchen Sprache angeſehen wird, während man gleichzeitig eine Erlernung des Hochdeutſchen als Schriftſprache durch eine entſprechende Schulpolitik zu verhindern weiß.

In Ungarn hat ferner die Art der Erhebung von Schulpflichtigen und Internatsinſaſſen zu dem Ergebnis geführt, daß beſtimmte Altersſtufen nicht als deutſch, ſondern als madjariſch eingeſetzt wurden. Infolgedeſſen verſchiebt ſich der Altersaufbau der deutſchen Volksgruppe auf eine völlig unnatürliche Weiſe, ſo daß man vielfach in Zweifel kommen muß, inwiefern auf Grund dieſer Unterlagen noch Verhältniszahlen für die wirkliche biologiſche Entwicklung des Deutſchtums in Ungarn abgeleitet werden können.

Es muß auch an dieſer Stelle betont werden, daß das ſo häufig von madjariſcher Seite gebrauchte Argument, es handele ſich bei der deutſchen Einwanderung um „Einzelwanderer in Form von Arbeitsſuchenden und Glücksjäger", geſchichtlich nicht ſtichhaltig iſt. Die Deutſchen haben das nach der Türkenzeit völlig verwüſtete und daniederliegende Land durch Rodung von Wald und Urbarmachung von Unland erſt wieder zu Bauernland im Sinne europäiſchen Getreidebauerntums gemacht. Das deutſche Bauerntum ſchuf ſich ſein Land. Das Kommen der Deutſchen fällt in die

Zeit, als das Land Ungarn durch die Habsburger Monarchie mit dem Reiche in engſter Verbindung ſtand. Das Deutſchtum machte ſeit Beginn des 18. Jahrhunderts einen erheblichen Beſtandteil in der Bevölkerung der Länder der Stephanskrone aus. Dies zeigt die Entwicklung ſeit 1720, die, ſoweit ſie nicht auf Ergebniſſen von Volkszählungen, doch auf glaubhaften Schätzungen beruht (vgl. Tab. 11).

Hieraus geht hervor, daß im Jahre 1720 nach Abſchluß der Befreiung Ungarns von dem Türkenjoche die Zahl der Deutſchen bereits über 338 000 betrug, die 13,1 v. H. des damaligen volksarmen Ungarlandes ausmachten. Mit dem Jahre 1787, dem Abſchluß der großen thereſianiſchen Einwanderung, iſt der Höhepunkt der deutſchen Entwicklung im Ungarlande erreicht. Der deutſche Beſtand iſt durch einen Zuwachs von 861 000, der zum größeren Teile der Einwanderung, zu einem kleineren Teile der natürlichen Bevölkerungsvermehrung zu verdanken iſt, auf 1 200 000 angewachſen, das iſt 15,1 v. H. der Geſamtbevölkerung Ungarns. Nach Abſchluß der joſephiniſchen Zeitſpanne fällt das ungarländiſche Deutſchtum zunächſt langſam der Madjariſierung anheim. Der deutſche Anteil von 1787 iſt im folgenden Jahrhundert niemals wieder erreicht worden, wenn auch bis 1869 das Wachstum der Deutſchen mit dem des Geſamtſtaates einigermaßen Schritt hielt. Nun erfolgt die entſcheidende Wendung. Das Jahr 1867 hat den Ausgleich mit den Madjaren im Gefolge der Bismarckſchen Politik gebracht, und dieſe wurden die Herren Ungarns, trotzdem ſie noch nicht die Hälfte des Volksbeſtandes ausmachten. Eine mit großem Geſchick durchgeführte Aſſimilierungspolitik ließ die deutſchen Schulen zum größten Teil verſchwinden und ſorgte für die geſellſchaftliche Eingliederung der Deutſchen mit ſtädtiſchen Berufen in das Madjarentum.

Tabelle 11. Die Entwicklung der deutſchen Bevölkerung im Vorkriegsungarn (ohne Kroatien)

Jahr	Deutſche	Bevölkerung v. H.	Zunahme	Zunahme v. H.	Veränderung v. H.
1720	338471	13,1			
1787	1200000	15,1	861529	+ 255	+2,0
1840	1409384	12,5	+209384	+17,4	—2,6
1850	1477000	12,8	+ 67616	+ 4,6	+0,3
1869	1861000	13,7	+384000	+26,0	+0,9
1880	1870000	13,6	+ 9000	+ 0,5	—0,1
1890	1990084	13,1	+120084	+ 6,4	—0,5
1900	1980423	11,8	— 9661	— 0,5	—1,3
1910	1903357	10,4	— 77066	— 3,9	—1,4

An dieſen Tatſachen hat ſich auch nach dem Frieden von Trianon nichts Weſentliches geändert, obgleich es dem Madjarentum nun ſelbſt die Stellung von „Minderheiten“ in den Nachfolgeſtaaten gab.

Die volksbiologiſche Lage des ungarländiſchen Donaulandes (Dunántúl) gemeindeweiſe nach Bezirken[4]

Um nun trotz der geſchilderten Schwierigkeiten ein Bild von der volksbiologiſchen Lage des ungarländiſchen Deutſchtums gewinnen zu können, haben wir die Gemeinden als Grundlage genommen und dieſe an Hand der amtlichen Ergebniſſe des natürlichen Zuwachſes, gleichbedeutend mit dem Geburtenüberſchuß, für die Zeitſpanne 1921 bis 1930 bezirksweiſe zuſammengeſtellt und geſondert nach rein deutſchen Gemeinden (rein D., über 80 v. H. Deutſche), mehrheitlich deutſche Gemeinden (meiſt D., über 50 v. H. Deutſche), mehrheitlich madjariſche Gemeinden mit deutſcher Minderheit (meiſt M. Gemeinden mit über 50 v. H. Madjaren und mindeſtens 20 v. H. Deutſchen) und rein madjariſche Gemeinden (rein M. mit über 80 v. H. Madjaren), dazu noch kroatiſche, ſloweniſche, ſlowakiſche und ſerbiſche Mehrheitsgemeinden. Dieſe bezirksweiſen Aufſtellungen wurden noch geſondert nach Bekenntniſſen (röm.-kath., evang.-[lutheriſch] und reformiert [kalviniſt.]). Zu beachten iſt, daß hier der Geburtenüberſchuß dargeſtellt wird, der den Unterſchied zwiſchen Geburten und Sterbezahlen bedeutet. Wir können demnach von einem hohen Geburtenüberſchuß nicht direkt auf die Höhe der Geburten ſchließen, da ein Tiefſtand der Sterbefälle rein differenzmäßig das gleiche Ergebnis zeitigt. Bei den Verhältniszahlen iſt zu berückſichtigen, daß dieſe auf Grundlage des Bevölkerungsſtandes 1920 amtlich berechnet ſind und nicht auf Grund des Durchſchnittes der berechneten Zeitſpanne, wie dies ſonſt üblich iſt. Um das einheitliche Bild der amtlichen Zahlen nicht zu ſtören, wurde von einer Umrechnung abgeſehen. Nur bei raſch wachſenden Gemeinden, wie ſie in der Umgebung Budapeſts vorkommen, ergibt der natürliche Bevölkerungszuwachs um ein geringes höhere Verhältniszahlen als der Geburtenüberſchuß, was demnach in Rechnung geſetzt werden ſoll.

*

Wir betrachten der Reihe nach die großen Siedlungsgebiete in Ungarn. Weſtungarn (Wieſelburg-Raab, Ödenburg und Eiſenburg), nordweſtliches Mittelgebirge, Bakonyer Wald (Komorn-Gran, Weſprim, Weißenburg und Zala), die ſchwäbiſche Türkei (Baranya, Tolnau und Schomodei), das Nograder und Peſter Komitat und die Reſtbatſchka[5].

---

[4] Entnommen der amtlichen Statiſtik: Recensement général de la population de 1930, Budapeſt 1933. (Bezeichnenderweiſe erſcheinen ſeit 1920 die amtlichen Veröffentlichungen des Ungariſchen ſtatiſtiſchen Amtes neben madjariſcher auch in franzöſiſcher Ausgabe, vor 1920 dagegen mit deutſchem Beitext.)

[5] Die Tabellen der Einzelergebuiſſe befinden ſich in einer beſonderen in Vorbereitung befindlichen Veröffentlichung: Die Volksbiologie Ungarns in der Nachkriegszeit. Die zuſammenfaſſende Überſichtstabelle findet ſich am Schluße als Tabelle 12.

Erklärung der Kürzungen: G.=Geburten, T.=Todesfälle, Ü.=Geburtenüberſchuß, B=Bezirk, v. T.=vom Tauſend, D.=deutſch, M=madjariſch.

I. Weſtungarn.

A. Komitat Raab-Wieſelburg.

Im Bezirk Altenburg ſtehen die vier rein deutſchen Gemeinden (17,0) über dem Durchſchnitt (15,3), der durch vier kroatiſche Dörfer (11,3) herabgedrückt wird. Ein evangeliſches Dorf (Kaltenſtein 14,5) ſteht etwas unter den drei katholiſchen Dörfern (17,6). Zwiſchen den rein D. und rein M. Gemeinden iſt nur ein geringer Unterſchied. Im rein madjariſchen B. Sokoróalja beträgt der Ü. der 15 katholiſchen Dörfer (15,6) beinahe das Doppelte der evangeliſchen Gemeinden (8,5). Im B. Tóſzigetcſilizköz (Reſtkomitat Raab) fällt das meiſt D. Sövényház durch den hohen Ü. von 23,9 gegenüber den Madjaren (16,3) auf. Alle Gemeinden dieſes Gebietes, auch das vorgelagerte Sövényház, ſind randſtändiges deutſches Siedlungsgebiet, mit dem deutſchen Mutterboden alſo in unmittelbarer Verbindung.

B. Komitat Ödenburg.

Sehr ſchlecht iſt hier die volksbiologiſche Lage in dem kleinen Dorfe Roggendorf (B. Tſchapring) mit 1,0, nach Petrilla bedingt durch die unglaublich hohe Säuglingsſterbeziffer von 39,1 v. H. Der im Jahrzehnt von 1921—1930 noch gerade vorhandene Überſchuß von 1,0 v. T. jährlich iſt demnach 1932 bereits zu einem erheblichen Sterbeüberſchuß in dieſem kleinen Dorf geworden — 5,1 v. H. Ü. Hier wäre ein dankbares Arbeitsfeld für die volksbiologiſch intereſſierten Kreiſe des ungarländiſchen Deutſchtums! Sehr günſtig ſtehen die 6 deutſchen Gemeinden um Ödenburg, mit der Stadt den „Ödenburger Nabel“ im öſterreichiſchen Burgenland bildend, bei einem Durchſchnitt von 18,1 erheblich über dem B.-Durchſchnitt von 15,5 und den rein M. Gemeinden mit 13,5 und weit über dem Landesdurchſchnitt von 9,6. Hier übertreffen bemerkenswerterweiſe die 4 evangeliſchen Dörfer (Agendorf, Wandorf, Wolfs und Harkau) mit 18,8 die beiden katholiſchen Dörfer (Kroisbach und Holling) mit 16,7. Die völkiſch und konfeſſionell ſtark gemiſchte Stadt Ödenburg liegt volksbiologiſch ungünſtig (5,1). Eine weitere ſprachliche und bekenntnismäßige Aufgliederung der Bevölkerungsbewegung Ödenburgs iſt z. Z. noch nicht möglich. Eine ſolche wäre jedoch ſehr wünſchenswert.

C. Komitat Eiſenburg.

Hier ſtehen die 5 rein D. Gemeinden des B. St. Gotthard weitaus an der Spitze (17,2). Das in raſcher „Umvolkung“ begriffene Güns (5,3) liegt weit unter dem Landesdurchſchnitt (9,6).

Zuſammengefaßt iſt die volksbiologiſche Lage des Deutſchtums in Weſtungarn (mit Ausnahme des kleinen Roggendorf und des kleinſtädtiſchen Güns) außerordentlich günſtig. In 17 rein D. Gemeinden beträgt der Ü. 17,0, in 6 meiſt D. Gemeinden 15,3, in 11 kroatiſchen 11,3, in 9 ſloweniſchen 11,1, in 4 meiſt M. 11,8 und in 456 rein M. Gemeinden 13,3. Die bezirksfreien Städte (Wieſelburg, Steinamanger und

(Güns) ſind mit 7,9, die komitatsfreien Städte (Raab und Ödenburg) mit 4,4 ſtark unter dem Landesdurchſchnitt.

II. Nordweſtliches Mittelgebirge (Bakonyer Wald).

In dem zweiten Siedlungsgebiete des Deutſchtums, dem nordweſtlichen Mittelgebirge, erſtrecken ſich die Siedlungen vom Donauknie bis nördlich des Plattenſees entlang. Gebietsmäßig handelt es ſich um die Komitate Komorn-Gran, Weſprim, Weißenburg und Zala.

D. Komitat Komorn-Gran.

Im B. Komorn-Tata ſind die rein D. Gemeinden (14,9) nur unweſentlich über dem Durchſchnitt (14,7), die 3 meiſt D. dagegen erheblich (19,4). Hier beſteht bei den M. ein erheblicher Unterſchied zwiſchen Katholiken (16,6), Evangeliſchen (7,9) und Reformierten (10,6). In Gran iſt die Lage des Deutſchtums beſonders günſtig (rein D. 20,8, meiſt D. 25,2 gegenüber 16,5 der rein M.). Auch hier erhebliches Abſinken der reformierten Madjaren (9,8).

E. Komitat Weſprim.

In den Bezirken (BB.) Devecſer (11,9), Pápa (14,7) und Weſprim (16,8) ſtehen die rein D. Gemeinden erheblich über den jeweiligen rein M. Gemeinden. Im B. Zirc, wo die M. günſtig liegen (15,6) beſteht ein kleiner Unterſchied zu Laſten der D. Auch die meiſt D. Orte liegen in den BB. Devecſer und Pápa günſtig. Bei den M. ſchwanken die Unterſchiede zwiſchen den Bekenntniſſen ganz erheblich, in Devecſer, Enying, Pápa und Weſprim zugunſten der Katholiken, in Zirc zugunſten der Lutheraner und Kalviniſten.

F. Komitat Weißenburg.

Im B. Mór liegen die Ziffern der beiden D. Gruppen (11,0, 11,2) noch etwas höher über den M. (10,1), aber unter dem Komitatsdurchſchnitt (12,7). Die einzige D. Gemeinde im B. Stuhlweißenburg (Nadap) 18,3 und die gleichfalls einzige rein D. Gemeinde im B. Vál (Vértesboglár) mit 17,1 ſind ſehr günſtig, die 4 meiſt D. im B. Vál mit 14,6 weniger hoch, doch über den M. (11,4). Bei den letzten wiederum günſtigere Stellung der Katholiken (12,4) gegenüber den Reformierten (7,2).

G. Komitat Zala.

Hier zeigen in dem rein M. B. Alsólendva die Reformierten bereits einen Sterbeüberſchuß (— 0,8), dagegen ſind in den BB. Balatonfüred und Nova die Reformierten etwas den Katholiken überlegen (7,6 gegen 6,9). Die einzige noch rein D. Gemeinde Sz. jakabfa liegt mit 9,0 unter dem ländlichen Komitatsdurchſchnitt (11,7), die ebenfalls einzige meiſt D. Gemeinde Pula dagegen mit 19,1 ſehr günſtig. Gleichfalls günſtig liegen im Komitat Zala die 6 kroatiſchen Gemeinden mit 18,5 Ü.

Zuſammengefaßt iſt in dieſer als Bakonyer Wald oder Mittelgebirge bezeichneten deutſchen Siedlungsgruppe die volksbiologiſche Lage noch günſtig. (30 rein D. Gemeinden mit 14,8 und 29 meiſt D. Gemeinden mit 15,0 gegenüber den rein M. mit 12,2 und dem Gebietsdurchſchnitt mit 12,5.) Sie bleiben aber hinter den kroatiſchen Dörfern (18,5) und den ſlowakiſchen (15,9) zurück. Im Vergleich zu Weſtungarn liegen die rein D. Gemeinden gleichfalls ungünſtiger. Die volksbiologiſche Erfaſſung dieſes Gebietes iſt gerade deswegen von beſonderem Intereſſe, weil wir von Isbert, dem guten Kenner des Mittelgebirges, eine einzigartige Siedlungskunde dieſes Gebietes beſitzen, die dadurch auf volksbiologiſchem Gebiete eine Ergänzung erfährt.

III. Die ſchwäbiſche Türkei.

Die ſchwäbiſche Türkei, beſtehend aus den Komitaten Baranya, Tolnau und Schomodei, iſt das größte der deutſchen Siedlungsgebiete in Ungarn. Leider iſt gerade hier die volksbiologiſche Lage der deutſchen Siedlungsgruppe lange nicht ſo günſtig wie man auf Grund der rein ländlichen Beſchaffenheit hätte erwarten müſſen. Dieſe Tatſache wird keineswegs dadurch gebeſſert, daß hier die Verhältniſſe bei den Madjaren noch weſentlich ungünſtiger liegen, wo die Ormányság, eine früher rein kalviniſtiſch-madjariſche Landſchaft, das Einkinderſyſtem als uralte Gewohnheit zeigt.

H. Komitat Baranya.

Im B. Baranyavár liegen 18 rein D. Gemeinden mit 6,5 etwas unter dem Komitatsdurchſchnitt (6,7). Die 4 meiſt D. Gemeinden mit 7,3 nur wenig darüber. Beide liegen ganz weſentlich unter dem Landesdurchſchnitt (9,6). Die beiden einzigen M. Gemeinden dieſes Bezirks bilden ein Spiel des Zufalls, das meiſt M. Peterd ſteht ſehr ungünſtig da (1,6), dagegen fällt das (1930) rein M. (?) Kisilppó durch ſeinen hohen Überſchuß auf (19,2). Kislippó hatte übrigens von 1880 bis 1920 ſtets eine erhebliche deutſche Mehrheit, die 1930 plötzlich verſchwindet und zu einer Minderheit von kaum 10 v. H. wird. Woher dies kommt, iſt unverſtändlich, denn gerade durch ihre volksbiologiſche Lage ſteht dieſe Gemeinde in ſchroffem Gegenſatz zum Madjarentum der Baranya. Auch H. Sachſe[6] findet „den Rückgang in Kislippó unerklärlich, das mitten im geſchloſſenen deutſchen Gebiet liegt und bei ſtarker natürlicher Vermehrung kaum Auswanderung aufweiſt". In den übrigen Bezirken des deutſchen Siedlungsgebietes der Baranya iſt das Deutſchtum volksbiologiſch dem Madjarentum ſtark überlegen, ſo Hegyhát (rein D. 11,3, meiſt D. 9,2, gegen rein M. 8,5), Mohatſch (rein D. 10,3, meiſt D. 9,2, gegen rein M. 5,6), Fünfkirchen Land (rein D. 13,0, ein für das Komitat ſehr hoher Überſchuß!, meiſt D. 9,4, meiſt M. 5,2, rein M. 5,8 und zwei Kroatendörfer 4,7) und Pécſvárad (rein D. 11,5, meiſt D. 9,0, meiſt M. 4,6 und rein M. 3,8). Beachtlich iſt beſonders der Abſtand zwiſchen den rein deutſchen und den rein madjariſchen Siedlungsgruppen. Den größten Abſtand zugunſten des Deutſchtums erzielt der Bezirk Pécſvárad mit + 7,7, dann folgen Fünfkirchen Land mit + 7,2, Mohatſch mit + 4,7 und Hegyhát mit + 2,8.

---

[6] Die Verluſte des ungarländiſchen Deutſchtums im Spiegel der Statiſtik. Schr. z. Volkswirtſchaft Berlin 1937 (Blg. Grenze u. Ausland). S. 7.

Kataſtrophal iſt die Lage des Madjarentums in der Ormányſág. Im B. Siklós weiſen 49 rein M. Dörfer 0,6 Ü. auf, hiervon zählen 18 katholiſche Dörfer 2,0 Ü., alſo gleichfalls erſchreckend niedrig, 31 reformierte Gemeinden weiſen ſogar einen Sterbeüberſchuß von — 1,2 auf, 2 kroatiſche Dörfer haben 6,9 Ü. und das 1910 noch faſt zur Hälfte deutſche Beremend dagegen 9,8 v. T. Im B. Szent Lörinc haben 4 deutſche Gemeinden mit 12,6 gegenüber den rein madjariſchen 56 Orten mit 2,4 einen gewaltigen Vorſprung. Hier waren übrigens 1910 noch 6 deutſche Mehrheitsdörfer vorhanden. Die Stadt Fünfkirchen weiſt einen kleinen Sterbeüberſchuß (— 0,6) auf.

In dem Komitat Baranya, das von den ländlichen Komitaten Ungarns den größten deutſchen Anteil aufweiſt, ſtehen 111 deutſche Mehrheitsgemeinden mit rund 10,0 Überſchuß 178 rein madjariſchen Dörfern gegenüber. Die Ergebniſſe nach Bekenntniſſen der Deutſchen ſind nicht eindeutig. Bei den rein deutſchen Dörfern überwiegen die Katholiken (10,7 zu 8,4), bei den mehrheitlich deutſchen Orten bleiben ſie den evangeliſchen unterlegen (9,7 zu 13,3). Dagegen zeigt das Madjarentum bekenntnismäßig große Unterſchiede. 16 katholiſche meiſt M. Orte haben 8,0, 127 gleichfalls katholiſche rein M. Gemeinden 4,9, dagegen zeigen 51 rein M. reformierte Dörfer einen Sterbeüberſchuß von — 1,2.

J. Komitat Tolnau.

Hier liegen die zwei rein D. Gemeinden des B. Dombóvár (Cſibrák und Mucſi) ſehr günſtig (15,3). Das meiſt D. Kurd (4,5) unter dem Bezirksdurchſchnitt (7,6). Auch im B. Dunaföldvár ſteht das rein D. Dunakömlöd mit 17,0 hoch, das meiſt D. Németkér (kath.) an der Spitze mit 21,2, während das meiſt D. evangeliſche Bikács mit 6,3 gegenüber den rein M. Gemeinden mit 8,1 erheblich niedriger liegt. Im B. Központ wechſelt die Lage, die beiden rein D. Dörfer (8,5) ſind nur wenig über den rein mit 6,0, das evangeliſche Alſónána mit 10,0 höher als das katholiſche Várdomb (6,0). Schlechter iſt die Lage im B. Simonsturm. Hier ergeben drei katholiſche Dörfer mit 13,3, 4 evangeliſche Dörfer mit nur 4,7 und 1 reformiertes Dorf (Nagyſzékely) mit nur 1,2 einen Durchſchnitt der rein D. Gemeinden von 6,8. Sechs meiſt D. evangeliſche Dörfer weiſen 7,6 auf. Die beiden deutſchen Gruppen liegen demnach kaum über den rein M. (6,1). Im B. Tamás iſt das einzige rein D. Pári mit 13,2 weit über den M. (6,5). Eine mittlere Linie hält der rein D. Anteil des B. Völgyſég mit 11,2, wobei 15 katholiſche Dörfer mit 14,5 die 5 evangeliſchen mit 5,6 und ein reformiertes (Morágy 8,6) überragen. Dagegen haben 5 meiſt D. Gemeinden nur 7,2 und bleiben weit unter dem einzigen rein M. Dörypatlan (17,2).

Zuſammengefaßt liegen in der Tolnau die 36 rein D. Gemeinden mit 10,9 noch günſtig, doch iſt der Abſtand zu den 58 rein M. Dörfern (7,0) bedeutend geringer als im Komitat Baranya (D. 10,1 zu M. 3,8). Die rein M. bezirksfreie Stadt Szekſzárd hat einen erheblichen Sterbeüberſchuß (—5,4).

K. Komitat Schomodei.

Im B. Barcs iſt das einzige meiſt D. Szulok (4,4) unter den 5 Kroatendörfern (8,2) und unter den M. (6,3) Gemeinden. Im B. Igal ſtehen die drei deutſchen und evangeliſchen Dörfer Ecſény, Gadács und Döröcſke mit über 12 erheblich über den rein M. 7,5. Im B. Kaposvár ſteht das rein D. Kiſkereſztur (7,2) in Höhe des Bezirksdurchſchnitts, die drei meiſt D. Gemeinden Bodrog, Kapoſhomok und Kercſeliget etwas darüber (10,8). Günſtig liegt das Deutſchtum im B. Szigetvár. Das rein D. Boldogaſſzonyfa (15,1) ſteht mit an höchſter Stelle des Bezirks. Vier meiſt D. Dörfer mit 10,5 gleichfalls über den rein M. mit 2,1. Die katholiſchen rein M. Dörfer weiſen ſogar nur 1,6 Überſchuß auf. Hier iſt jedoch zu berückſichtigen, daß der Durchſchnitt dieſer 14 rein M. Gemeinden durch den ſchlechten Stand der Bezirkshauptſtadt Szigetvár mit einem Sterbeüberſchuß von — 6,9 ſtark geſenkt erſcheint, der Durchſchnitt der reſtlichen 13 ländlichen katholiſchen rein M. Gemeinden beträgt immerhin noch 6,7.

Im Rückblick auf die Schomodei ſtehen die 3 rein D. Gemeinden trotz ihrer Inſelſtellung noch günſtig (13,1), dagegen bleiben die 10 meiſt D. Gemeinden (9,4) nur wenig über den rein M. mit 7,1.

Im ganzen Siedlungsgebiet der Schwäbiſchen Türkei haben 110 rein D. Gemeinden 10,5 Überſchuß (die 87 katholiſchen Dörfer 11,8, die 21 evangeliſchen 7,3 und die 2 reformierten nur 5,1), 65 meiſt D. Orte ſind mit 8,7 ſchon niedriger (hier 13 evangeliſche Dörfer 9,3, 52 katholiſche 8,6). Die meiſt M. Gemeinden halten ſich verhältnismäßig günſtig (9,2), die 517 rein M. halten mit 6,4 immerhin einen beträchtlichen Abſtand zu den rein D. Siedlungen (Unterſchied von 4,1). Bei den Madjaren finden wir bei den Bekenntniſſen eine Stufenleiter: 406 katholiſche Dörfer mit 7,6, 5 evangeliſche Dörfer mit 3,5, 106 kalviniſtiſche mit 1,9. Es iſt im Südgebiet des Dunántúl deutlich feſtzuſtellen, daß da, wo katholiſche deutſche Siedlungen auf reformierte madjariſche Bevölkerung ſtoßen, die Lage für das Deutſchtum ſich außerordentlich günſtig geſtaltet (Überſchuß D. 11,8: zu M. 1,9), alſo das Sechsfache zugunſten des Deutſchtums! Jedoch beſteht kaum ein Unterſchied in den Bezirken, wo evangeliſches oder gar reformiertes Deutſchtum dem katholiſchen Madjarentum gegenüberſteht (D. 7,3, zu M. 7,0 oder gar D. 5,1 zu M. 7,0).

Im geſamten ungarländiſchen Donauland (Dunántúl), auch Transdanubien genannt, umfaſſend das ganze ungariſche Gebiet rechts der Donau, mit Ausnahme des Ofener Hügellandes, das zum Peſter Komitat gehört, ſehen wir eine volksbiologiſche Stufenleiter des Deutſchtums von Weſtungarn über den Bakonyer Wald zur Schwäbiſchen Türkei abgleitend (die rein D. Siedlungen von 17,0 zu 14,8 zu 10,5). Der durchſchnittliche Überſchuß dieſer 157 rein deutſchen Gemeinden mit 144 232 Einwohnern

(1930) beträgt 12,3. Weſtungarn und Bakonyer Wald ſtehen demnach über, die Schwäbiſche Türkei unter dem Durchſchnitt. Dieſer beträgt von 100 meiſt D. Gemeinden mit 129 925 Einwohnern 11,1. Das Mittel der 1629 donauländiſchen rein M. Gemeinden beträgt 10,6. Hier wird alſo der volksbiologiſche Abſtand zwiſchen Deutſchtum und Madjarentum über das ganze Gebiet hin betrachtet ſchon kleiner, er iſt aber wenigſtens gegenüber dem rein deutſchen Volksbeſtande noch deutlich vorhanden. Der Durchſchnitt der ländlichen Gemeinden des Donaulandes (10,8) wird durch den geringen Überſchuß der meiſt von Madjaren bewohnten bezirksfreien Städte mit 2,8 Ü. und der, mit Ausnahme von Ödenburg, faſt rein madjariſchen Komitatsſtädte mit 2,5 Ü. ſtark heruntergedrückt (9,5).

IV. Angrenzendes Tiefland.

L. Komitat Nográd.

Im B. Nográd ſind die zwei meiſt deutſchen Gemeinden (Borosberény und Szendehely) mit 17,8 den Madjaren (12,7) weit überlegen. Das rein ſlowakiſche Samſonháza im Bezirk Salgótarján fällt durch ſeinen niedrigen Überſchuß (2,2) auf. Im Szober Bezirk ſteht das meiſt D. Zebegény mit 11,7 über dem Bezirksdurchſchnitt (8,7).

M. Das Peſter Komitat. (Peſt—Pilis—Solt—Kiskun.)

Im B. Aſzód hat die früher deutſche Mehrheitsgemeinde Iklad mit 20,1 einen hohen Überſchuß. In Bia beträgt der Ü. der 3 rein D. Gemeinden mit 15,9 faſt das Doppelte der rein M. (8,7), die drei meiſt D. dagegen bleiben mit 7,7 etwas unter den M. Im B. Dunavecſe iſt das alleinſtehende meiſt D. evangeliſche Harta mit 15,9 den M. (6,4) weit überlegen. Die beiden meiſt D. Gemeinden des B. Kalocſa, Hajós und Nemesnádudvar, haben gleichfalls mit 10,1 mehr als den doppelten Stand der rein M. Gemeinden (4,1). Im Központer Bezirk, bereits Vorfeld von Ofenpeſt im Süden, weiſen trotz der ſozial ungünſtigen Schichtung die 3 meiſt D. Gemeinden Budaörs, Sorokſár und Groß-Turwal mit 13,2 das Dreifache der rein M. Orte auf (3,9). Im B. Pomáz (gleichfalls Ofen vorgelagert) ſtehen die D. Orte gegenüber den M. ſehr günſtig, dagegen erheblich unter den ſlowakiſchen Dörfern. Drei rein D. Gemeinden haben 17,0, die 7 meiſt D. 15,6 gegenüber 7 rein M. mit nur 5,8, dagegen haben 2 rein ſlowakiſche Gemeinden 27,2 und ein meiſt ſlowakiſches Dorf 20,9. Im B. Ráckeve liegen die 2 rein D. Gemeinden (Szigetbecſe und Szigetujfalu) mit 9,9 und die 3 meiſt D. Gemeinden (Szigetcſép, Szigetſzentmárton und Takſony) mit 12,6 über den rein madjariſchen Gemeinden (6,7). Die zahlreichen Klein- und Mittelſtädte des Peſter Komitats weiſen einen Durchſchnitt von 6,7 auf.

Im ganzen Peſter Komitat ſind die 8 rein D. (14,9) etwas über den rein M. (11,9), die 19 meiſt D. Orte halten ſich ungefähr in gleicher Höhe (12,9). Dagegen überſteigen die 2 rein ſlowakiſchen Dörfer mit 27,2 den Komitatsdurchſchnitt ganz erheblich, während die beiden mehrheitlich ſlowakiſchen Dörfer ſtark auseinanderfallen, das katholiſche hat 20,9, das evangeliſche nur 2,7 Ü. Ein ſerbiſches Dorf iſt im Ausſterben begriffen (0,3). Die Landeshauptſtadt Ofenpeſt iſt mit 0,1 auf den Zuzug des flachen Landes angewieſen, um der drohenden Überalterung zu entgehen.

N. Reſtkomitat Batſchka.

Ganz im Gegenſatz zu den bisher beſchriebenen Geſpanſchaften, die weit über $^{9}/_{10}$ des deutſchen Siedlungsraumes in Ungarn ausmachen, iſt die volksbiologiſche Lage in der ungariſch gebliebenen Reſtbatſchka für das Deutſchtum außerordentlich ungünſtig. Im B. Batſchalmaſch ſteht das rein deutſche Kunbaja mit 1,4 ſehr ſchlecht. Auch die 2 meiſt D. Orte Batſchalmaſch und Katymár ſind mit 8,5 weit unter den rein M. mit 13,4. Im B. Baja-Land ſtehen das rein D. Cſátalja mit 6,1 und die 3 meiſt D. Gemeinden Cſávoly, Gara und Vaſkút mit 6,0 unter dem Bezirksdurchſchnitt. Im ganzen Reſtkomitat ſtehen die 2 rein D. Gemeinden mit 3,7 erheblich und die 5 meiſt D. mit 7,5 gleichfalls unter den M. (10,6). Wir finden demnach hier eine ähnliche Lage vor, wie ſie aus der ſüdſlawiſchen Batſchka und den beiden Teilen des Banats bekannt iſt, wo vielfach große und wohlhabende Gemeinden eine erſchreckende Kinderarmut aufweiſen und ſeit einer Reihe von Jahren einem ſteigenden Sterbeüberſchuß anheimfallen.

V. Reſtliches deutſches Siedlungsgebiet in Oſtungarn.

Im Banater Reſtbezirk Elek ſteht das rein D. Almaſchkamaraſch mit 12,7 unter dem Durchſchnitt, das meiſt deutſche Elek (16,3), in Höhe des Bezirksdurchſchnitts (16,2). In Sathmar, wo das Deutſchtum jenſeits der Grenze ſich wieder zu ſeinem Volkstum zurückfindet und volksbiologiſch mit an der Spitze aller deutſchen Siedlungsgruppen ſteht (1933: Ü. 15,2), ſind noch vier Orte in Rumpfungarn, die einſt ganz oder zum größten Teil von deutſchen Siedlern geſchaffen, deren Deutſchtum in der ungariſchen Statiſtik ſchon längſt in „Dornröschenſchlaf" verfallen iſt. Die volksbiologiſche Lage dieſer 4 Gemeinden, nämlich Merk (20,4), Vállaj (23,6), Zatja (29,0) und Kisnamény (13,1), iſt außerordentlich günſtig, dies in Angleichung an ihre geburtenſtarke Umwelt, wie wir es gleichfalls bei den in Rumänien wohnenden Satmarer- und Dobrudſchadeutſchen und auch bei den Karpathendeutſchen in der Tſchechoſlowakei um Munkatſch und im Tereſchwatal beobachten können.

Wir verlaſſen nunmehr die Betrachtung der einzelnen Bezirke und Geſpanſchaften und vergleichen zunächſt das Donauland mit dem anſchließenden Tiefland (nicht gleichbedeutend mit Alföld, das noch weitere von den Deutſchen nicht beſiedelte Gebiete umfaßt). Als angrenzendes Tiefland bezeichnen wir hier die größtenteils links der Donau gelegenen Komitate Nograd, Peſt—Pilis—Solt—Kiskun und die Reſtbatſchka. Im Gegenſatz zum Donauland zeigt das Tiefland eine andere Größengliederung der Gemeinden. Während im Dunántúl die bezirksfreien Städte rund $^{1}/_{10}$ der Landgemeinden ausmachen, betragen dieſe im Tiefland bereits faſt $^{4}/_{10}$ der Landgemeinden. Ferner beſitzt das Donauland keine Großſtadt, während das Tiefland die

Landeshauptſtadt Ofenpeſt mit über 1 Million Einwohner aufweiſt. Trotz dieſer ungünſtigen Siedlungsweiſe ſind die Landgemeinden des Tieflandes mit einem Geburtenüberſchuß von 12,1 v. T. denen des Donaulandes mit 10,8 überlegen, das gleiche gilt für die bezirksfreien Städte (6,5 gegen 2,8) und für die Komitatsſtädte (8,4 gegen 2,5). Trotz des größeren Anteils ſtädtiſcher Bevölkerung ſteht damit das Tiefland mit 10,5 Ü. noch über dem Donauland mit 9,5 Ü. Erſt die Einbeziehung Ofenpeſts, mit dem erlöſchenden Geburtenüberſchuß von 0,1, drückt den Durchſchnitt des Tieflandes auf 6,6 herunter. Auch im angrenzenden Tiefland ſind wie im Donauland bei den Madjaren die Reformierten den Katholiken weit unterlegen (7,4 zu 12,8 Ü.).

*

Im geſamten ungarländiſchen Siedlungsgebiete des Deutſchtums, alſo im Donauland und dem angrenzenden Tiefland zuſammen, ſind die 167 rein deutſchen Gemeinden mit einer natürlichen Bevölkerungsvermehrung von 12,3 den 1954 rein madjariſchen Gemeinden mit einem Überſchuß von 11,1 überlegen. Dagegen iſt der Abſtand zwiſchen den Madjaren und den 127 mehrheitlich deutſchen Gemeinden mit 11,4 kaum noch vorhanden. Beide deutſchen Siedlungsgruppen zuſammengefaßt (294 rein und meiſt deutſche Dörfer mit 410 351 Einwohnern) ſtehen mit einem Durchſchnitt von 11,7 Überſchuß noch über dem Durchſchnitt der ländlichen madjariſchen Siedlungsgruppen (rein und meiſt madjariſche zuſammengefaßt) mit 11,2 und beträchtlich über dem Geſamtdurchſchnitt aller madjariſchen Gemeinden (mit Einſchluß der Städte) von 8,1.

Nun iſt noch eine Frage zu klären, die jeder Kenner der ungariſchen Verhältniſſe nach Betrachtung obiger Ausführungen ſtellen wird. Das iſt die Frage, wie verhalten ſich die öſtlichen Gebiete des reſtlichen Ungarn zu den deutſchen Siedlungen, da ja hier Oſtungarn, weil von Deutſchen nur vereinzelt beſiedelt, nicht in den Rahmen unſerer Betrachtung hineinbezogen wurde. Dieſe Gebiete ſind bekannt durch einen großen Geburtenreichtum, der ſich in Angleichung an die beiden überaus geburtenreichen Nachbarn, den nordöſtlich ſiedelnden Ukrainern (Ruthenen) und den ſüdöſtlich wohnenden Rumänen feſtſtellen läßt. Andererſeits iſt die Sterblichkeit in dieſen Gebieten gegenüber dem weſtlichen Ungarn bedeutend höher. Es darf uns daher nicht verwundern, daß das reſtliche Oſtungarn mit rund 3 Millionen Einwohnern und einem Überſchuß von 12,4 einen nur wenig höheren Durchſchnitt beſitzt als die Landgemeinden des Donau- und Tieflandes (11,2). Stellen wir nun die beiden deutſchen Siedlungsgruppen mit einem Überſchuß von 11,7 allen mehrheitlich madjariſchen Landgemeinden zuzüglich des geſamten geburtenreichen Oſtungarn gegenüber mit 11,8 Überſchuß, ſo ergibt ſich kaum ein Unterſchied. Jedenfalls kann von einem nennenswerten Vorſprung der Madjaren gegenüber den Deutſchen nicht die Rede ſein! Betrachten wir aber das Deutſchtum gegenüber dem geſamten madjariſchen Siedlungsraum einſchließlich der Städte, ſo wird das volksbiologiſche Übergewicht der Deutſchen ſehr erheblich. (Deutſchtum 11,7 gegen Madjarentum 9,6.) In gleicher Höhe hält

Tabelle 12. Das deutſche Siedlungsgebiet in Ungarn

Gliederung der Gemeinden						Gemeinden mit röm.-kath. Mehrheit				
	Anzahl	Bevölkerung		Natürliche Bevölkerungsvermehrung 1921/30 v. H. der Bevölkerung = Geburtenüberſchuß		Anzahl	Bevölkerung		Natürliche Bevölkerungsvermehrung 1921/30 v. H. der Bevölkerung = Geburtenüberſchuß	
		1920	1930	in Zahlen	v. T. jährl. Durchſchnitt		1920	1930	in Zahlen	v. T. jährl. Durchſchnitt
rein D. . . .	167	156687	161846	19225	12,3	138	123333	127823	15939	12,9
meiſt D. . . .	127	231326	248505	26356	11,4	113	211841	227613	24152	11,4
ſloweniſch . . .	9	4988	5007	552	11,1	9	4988	5007	552	11,1
kroatiſch . . .	23	19318	20382	2431	12,2	23	19318	20382	2431	12,2
rein ſlowakiſch .	6	8297	8861	1593	19,2	5	7608	8140	1638	21,6
meiſt ſlowakiſch	8	10510	11140	1379	13,1	5	6897	7127	1104	16,0
ſerbiſch	1	632	506	2	0,3	*				
meiſt M. (D.)	62	86694	92841	10028	11,6	58	112407	124449	11485	10,2
meiſt M. (kroat.)	2	2515	2894	509	20,2	2	2515	2894	509	20.2
meiſt M. (ſlow.)	12	17666	20136	2432	13,5	8	13976	16169	1980	14,1
meiſt M. (ſerb.)	1	3172	3348	293	9,3	1	3172	3348	213	9,3
rein M. . . .	1954	2684287	2903800	298029	11,1	1626	2311107	2520064	267480	11,6
Landgemeinden .	2372	3250996	3505508	363736	11,2	1988	2840122	3063465	327477	11,5
Landſtädte . .		602035	689326	31333	5,2					
Landkomitate .		3853031	4194834	395069	10,3					
Stadtkomitate .		267767	296555	12392	4,6					
Komitate zuſ. .		4120798	4491389	407461	9,9					
Budapeſt . . .		929690	1006184	531	0,1					
Deutſches Siedlungsgebiet .		5050488	5497573	407992	8,1					
Deutſche Mehrheitsgemeinden (rein u. meiſt D.)	294	388013	410351	45581	11,7	251	335174	355436	40091	12,0
Slowakiſche Mehrheitsgem. (rein u. meiſt ſlowakiſche)	14	18807	20001	2972	15,8	10	14505	15262	2742	18,9
Madjariſche Mehrheitsgem. (rein u. meiſt M.)	2031	2775334	3024019	311291	11,2	1695	2444177	2667924	281667	11,5
Oſtungarn . .		2939714	3190746	365027	12,4					
alle madjariſchen Mehrheitsgem. ohne Städte einſchließlich geſamtes Oſtungarn		5715048	6114765	676318	11,8					
alle madjariſchen Mehrheitsgem. einſchließlich Städte u. geſ. Oſtungarn		7514540	8106830	720574	9,6					
Ungarn (Staat)		7990202	8688319	772019	9,6					

* (Griechiſch-Orthodoxe.)

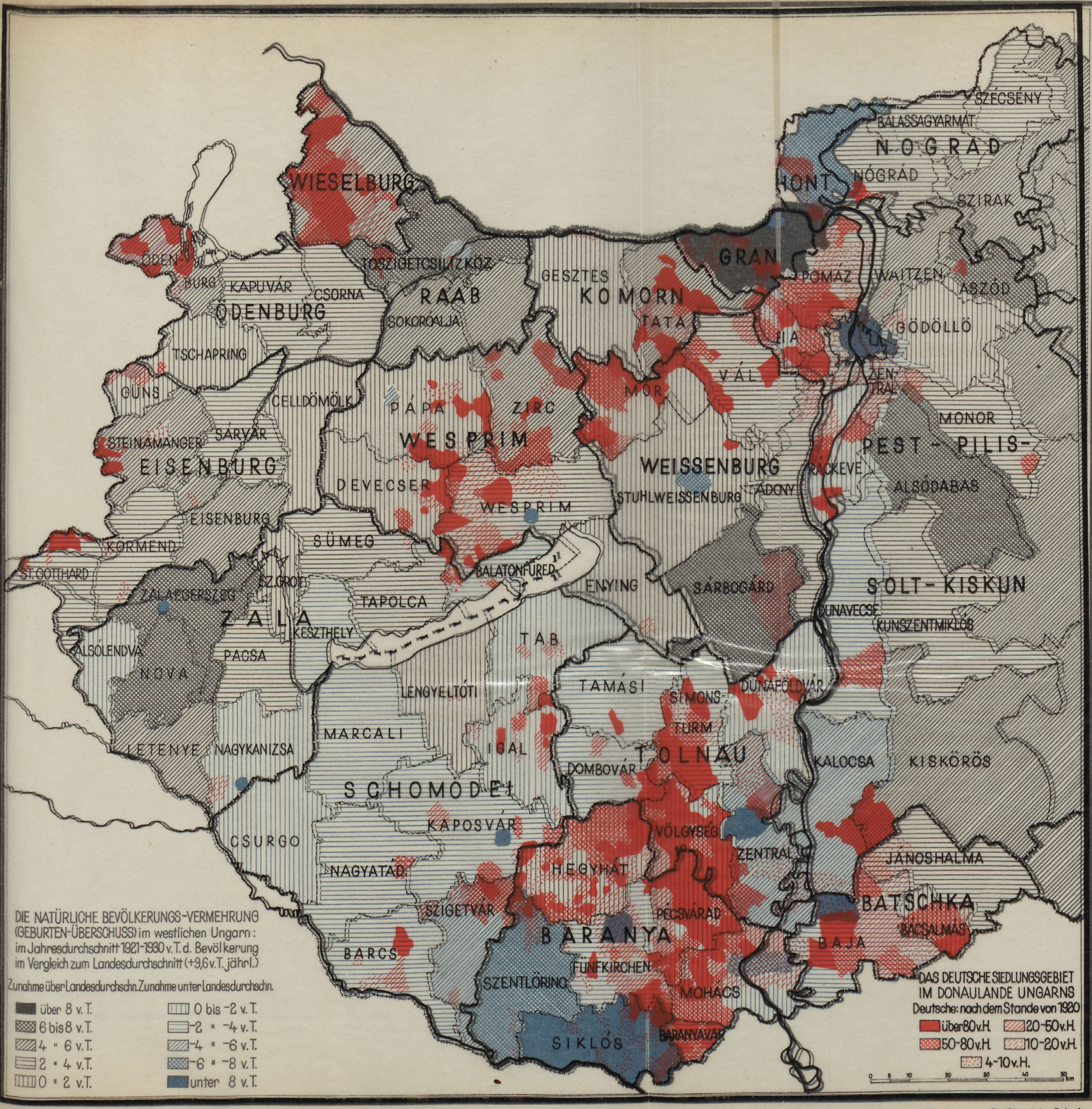
(Donauland und angrenzendes Tiefland)

Gemeinden mit evangeliſcher Mehrheit					Gemeinden mit reformierter Mehrheit				
Anzahl	Bevölkerung		Natürliche Bevölkerungsvermehrung 1921/30 v. H. der Bevölkerung = Geburtenüberſchuß		Anzahl	Bevölkerung		Natürliche Bevölkerungsvermehrung 1921/30 v. H. der Bevölkerung = Geburtenüberſchuß	
	1920	1930	in Zahlen	v. T. jährl. Durchſchnitt		1920	1930	in Zahlen	v. T. jährl. Durchſchnitt
27	29377	29864	3083	10,5	2	4027	4027	204	5,1
14	20055	20812	2204	11,0					
1	689	721	15	2,1					
3	3613	3613	275	7,6					
2	4171	4396	468	11,2	2	2199	2178	136	6,2
4	3690	3967	412	12,3					
94	108394	111407	12149	11,2	234	252249	260372	16711	6,6
145	169989	174860	18706	11,0	238	258475	266577	17051	6,6
41	49432	50675	5287	10,7	2	4027	4027	204	5,1
4	4302	4334	290	6,8					
100	116255	119270	13029	11,2	236	254440	262550	16847	6,6

ſich auch der Abſtand zwiſchen dem deutſchen Siedlungsgebiet und dem Geſamtdurchſchnitt des Ungarlandes (gleichfalls 11,7 gegen 9,6 + 2,1 oder 22 v. H. zugunſten des Deutſchtums). Es beſteht demnach ein einwandfrei feſtgeſtelltes Überwiegen des Geburtenüberſchuſſes der Deutſchen gegenüber den Madjaren von rund 20 v. H., dies trotz der dem Geburtenreichtum teilweiſe günſtigeren Siedlungslage der Madjaren in Oſtungarn.

In der gleichen Zeit von 1921 bis 1930, der obige Ergebniſſe gemeindeweiſe nach Bezirken geſondert entnommen ſind, verzeichnet die amtliche Budapeſter Statiſtik einen Überſchuß der Deutſchen von 7,8 v. T. gegenüber einem ſolchen der Madjaren von 9,45 v. T. Das ergibt gleichfalls einen Vorſprung von 20 v. H., allerdings zugunſten der Madjaren und zu Laſten der Deutſchen!

Dabei kommt in dieſen Zahlen der neueſte, von der amtlichen Statiſtik nach 1930 ausgewieſene überaus ſtarke Rückgang der deutſchen Geburten und des Geburtenüberſchuſſes noch gar nicht zum Ausdruck. Wie dieſe Rückgänge der Jahre 1931 bis 1935 zu erklären ſind und ob ſie überhaupt den tatſächlichen Verhältniſſen entſprechen, kann erſt nach dem Vorliegen der Einzelergebniſſe der Gemeinden für dieſe Zeit entſchieden werden. Es iſt jedoch kaum anzunehmen, daß ein nennenswerter Abſtieg der biologiſchen Volkskraft des an und für ſich durchaus geſunden ungarländiſchen Deutſchtums gerade in der Zeit eingetreten ſein ſollte, in der im Reiche und in Danzig ein kraftvolles Wiedererwecken des völkiſchen Lebensgeiſtes und Lebenswillens erfolgt iſt, das auch auf das Deutſchtum außerhalb der Reichsgrenzen und ſelbſt auf andersvölkiſche Staaten ausſtrahlt, im Sinne einer erhöhten Pflege der geſunden Volkskräfte, unter gemeinſamer Abwehr aller deſtruktiven Beſtrebungen und unter gegenſeitiger harmoniſcher Zuſammenarbeit mit allen Völkern und in allen Staaten, denen an einem friedlichen Ausgleich der gegenſeitigen Belange gelegen iſt.


WIESELBURG
ÖDENBURG
ÖDENBURG
KAPUVÁR
CSORNA
TOSZIGETCSILIZKÖZ
RAAB
SOKOROALJA
GESZTES
KOMORN
TATA
GRAN
HONT
NÓGRÁD
NOGRAD
SZÉCSÉNY
BALASSAGYARMAT
SZIRAK
POMÁZ
WAITZEN
ASZÓD
GÖDÖLLŐ
ZENTRAL
VÁL
MÓR
ZIRC
PÁPA
WESPRIM
CELLDÖMÖLK
TSCHAPRING
GÜNS
STEINAMANGER
SÁRVÁR
EISENBURG
EISENBURG
DEVECSER
WESPRIM
WEISSENBURG
STUHLWEISSENBURG
ADONY
RÁCKEVE
MONOR
PEST-PILIS-
ALSÓDABAS
SOLT-KISKUN
KÖRMEND
ST. GOTTHARD
SÜMEG
SZ. GROT
ZALAEGERSZEG
ZALA
TAPOLCA
BALATONFÜRED
ENYING
SÁRBOGÁRD
DUNAVECSE
KUNSZENTMIKLÓS
KESZTHELY
ALSÓLENDVA
NOVA
PACSA
TAB
TAMÁSI
SIMONS-
TURM
DUNAFÖLDVÁR
LENGYELTÓTI
MARCALI
IGAL
LETENYE
NAGYKANIZSA
DOMBOVÁR
TOLNAU
KALOCSA
KISKÖRÖS
SCHOMODEI
KAPOSVÁR
CSURGO
VÖLGYSÉG
ZENTRAL
JÁNOSHALMA
NAGYATÁD
HEGYHÁT
SZIGETVÁR
BARANYA
PÉCSVÁRAD
BATSCHKA
BÁCSALMÁS
BAJA
BARCS
FÜNFKIRCHEN
SZENTLÖRINC
MOHÁCS
SIKLÓS
BARANYAVÁR
0 5 10 20 30 40 50 km

DIE NATÜRLICHE BEVÖLKERUNGS-VERMEHRUNG (GEBURTEN-ÜBERSCHUSS) im westlichen Ungarn: im Jahresdurchschnitt 1921–1930 v. T. d. Bevölkerung im Vergleich zum Landesdurchschnitt (+9,6 v. T. jährl.)

Zunahme über Landesdurchschn.	Zunahme unter Landesdurchschn.
■ über 8 v. T.	▥ 0 bis −2 v. T.
▩ 6 bis 8 v. T.	▤ −2 " −4 v. T.
▨ 4 " 6 v. T.	▨ −4 " −6 v. T.
▤ 2 " 4 v. T.	▩ −6 " −8 v. T.
▥ 0 " 2 v. T.	■ unter 8 v. T.

DAS DEUTSCHE SIEDLUNGSGEBIET IM DONAULANDE UNGARNS

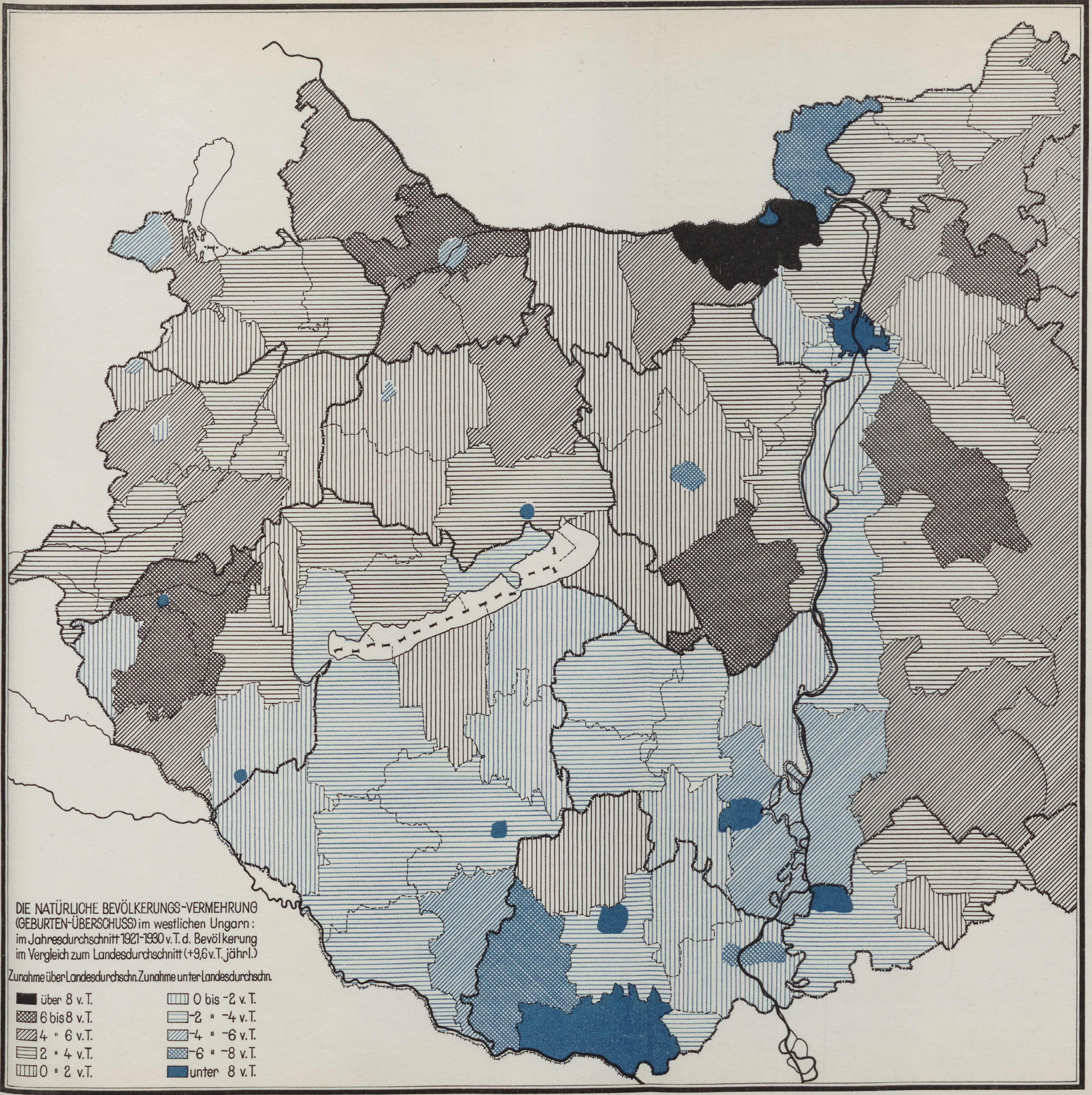
Deutsche: nach dem Stande von 1920

🟥 über 80 v. H.	▨ 20–50 v. H.
▩ 50–80 v. H.	▨ 10–20 v. H.
░ 4–10 v. H.	

Deutſches Archiv für Landes- und Volksforſchung I, Burckardt

Verlag von S. Hirzel in Leipzig

Karte XII



DIE NATÜRLICHE BEVÖLKERUNGS-VERMEHRUNG (GEBURTEN-ÜBERSCHUSS) im westlichen Ungarn: im Jahresdurchschnitt 1921-1930 v. T. d. Bevölkerung im Vergleich zum Landesdurchschnitt (+9,6 v. T. jährl.)

Zunahme über Landesdurchschn.
Zunahme unter Landesdurchschn.
■ über 8 v. T.
▩ 6 bis 8 v. T.
▨ 4 " 6 v. T.
▤ 2 " 4 v. T.
▥ 0 " 2 v. T.
▥ 0 bis -2 v. T.
▤ -2 " -4 v. T.
▨ -4 " -6 v. T.
▩ -6 " -8 v. T.
■ unter 8 v. T.

Deutſches Archiv für Landes- und Volksforſchung I, Burkardt

Verlag von S. Hirzel in Leipzig

STADTBIBLIOTHEK ELBING

Die Mundarten des Norddonauraumes

Von Anton Pfalz

Mit 8 Karten

I.

Der geographiſche Raum, deſſen mundartliche Eigenheiten hier betrachtet werden ſollen, wird begrenzt im Süden von der Donau, im Weſten von einer Linie, die etwa von Deggendorf gegen Eiſenſtein verläuft. Oſtwärts reicht er bis zur ſlowakiſchen, nordwärts bis zur tſchechiſchen Sprachgrenze. Dieſem geſchloſſenen deutſchen Sprachraum ſind im Norden vorgelagert die Sprachinſeln von Iglau, Brünn und Wiſchau als nördlichſte Ausſtrahlungen der im Donauraum ſeit Jahrhunderten wirkenden Kräfte.

Da die ſprachgeſtaltenden Kräfte des Donautales nicht nur nordwärts, ſondern ebenſo ſtark auch ſüdwärts ſich auswirken, iſt die Donau keine Mundartgrenze. Weſentliche Merkmale, auf Grund deren wir von der Großgruppe der mittelbairiſchen Mundarten ſprechen und ſie den beiden anderen Großgruppen der bairiſchen Mundart, den ſüdbairiſchen und den nordbairiſchen Mundarten, gegenüberſtellen, haben im Donautal ihren Urſprung, ſo daß nicht mit Unrecht an Stelle der Bezeichnung mittelbairiſch auch die Bezeichnung donaubairiſch gebraucht wird. Beſonders deutlich iſt das Vordringen des Donaubairiſchen nach Süden erkennbar, weil im Süden ein in ſich gefeſtigtes älteres bairiſches Sprachland allmählich erobert werden mußte, während der nördliche Donauraum erſt vom Donautal her beſiedelt und in deutſches Kulturland verwandelt worden iſt.

Das Mittelbairiſche unterſcheidet ſich heute vom Südbairiſchen in Vokalismus und Konſonantismus. Aber die Verſchiedenheit des Vokalismus beruht auf einer erſt im 13. Jahrhundert in Erſcheinung tretenden Verzwielautung der ahd. Langvokale *ē* und *ō* in *ęv* und *ǫv* im Südbairiſchen. Das ausſchlaggebende Merkmal dieſer Zwielaute beſteht darin, daß ihr zweites Glied *v* oder *ə* lautet, während im Mittelbairiſchen entweder offene einfache Laute *ę*, *ǫ* ſich erhalten oder Zwielaute erſcheinen, deren zweites Glied niemals *v* oder *ə* iſt. Es war alſo hier das Mittelbairiſche in weitem Umfang ſprachbewahrend, das Südbairiſche aber ſprachändernd. Anders verhält es ſich beim Konſonantismus. Hier liegen die Neuerungen auf mittelbairiſcher Seite, während das

Südbairiſche den altoberdeutſchen Konſonantismus im weſentlichen bewahrt hat. Es beſteht wohl kaum mehr ein Zweifel, daß auf dem ganzen heute mittelbairiſchen Gebiet bis ins 15. Jahrhundert hinein derſelbe alte Konſonantismus gegolten hat, den wir ſpäter dann nur mehr im Südbairiſchen finden. Dies bezeugen die Urkunden mittelbairiſcher Herkunft, aber auch die jüngſten Unterſuchungen der Randlandſchaften des nördlichen Donauraumes[1]. Die Umgeſtaltung des altoberdeutſch-bairiſchen Konſonantenſyſtems, das im Südbairiſchen bewahrt iſt, ſteht in Zuſammenhang mit der binnenhochdeutſchen Konſonantenſchwächung, deren Bedeutung für unſere hochdeutſchen Mundarten und für die auf ihnen beruhenden hochdeutſchen Verkehrsſprachen nicht geringer iſt als die hochdeutſche Lautverſchiebung. Es iſt das Verdienſt von Primus Leſſiak, daß er in ſeinen Beiträgen zur Geſchichte des deutſchen Konſonantismus (Schriften der philoſoph. Fakultät der deutſchen Univerſität in Prag, 14. Band, 1933) dieſe Konſonantenſchwächung in ihrem geographiſchen Umfang und in ihrer grundlegenden Bedeutung für die Geſchichte der deutſchen Mundarten dargeſtellt hat. Ihren Ausgang hat die binnenhochdeutſche Schwächung im binnenhochdeutſchen Raum, von dort wellt ſie ſich aus, erreicht aber die Ränder des hochdeutſchen Raumes weder im Süden noch im Oſten. Durch das Donautal dringt ſie vom nordweſtlichen Binnenland her in den bairiſchen Raum und zerreißt ihn.

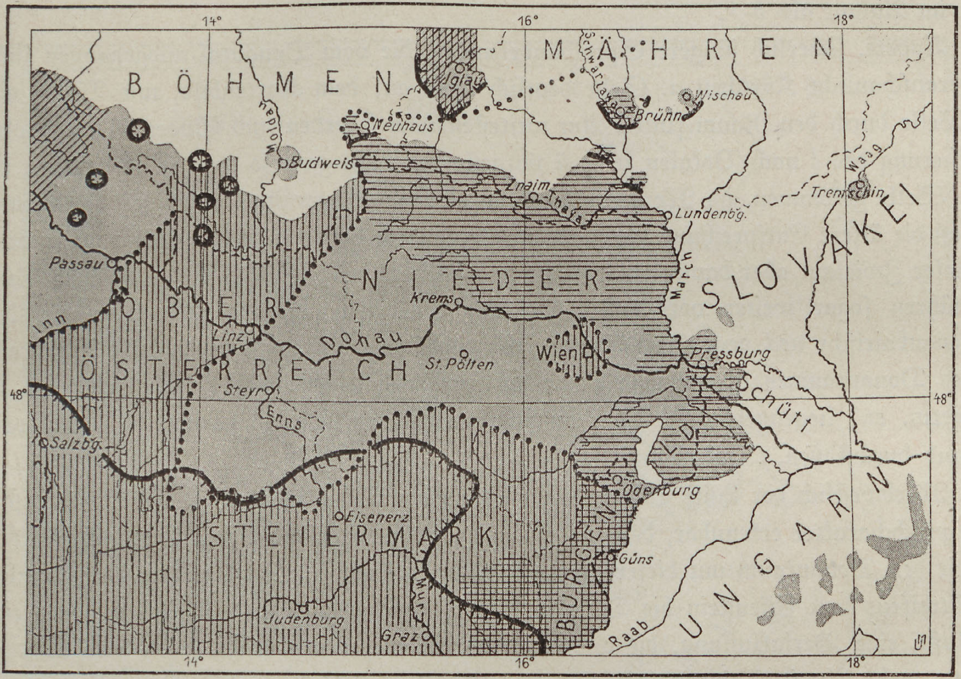
Kärtchen 1[2] zeigt, wie der nördliche Rand des Donauraumes und die vorgeſchobene Sprachinſel Wiſchau noch Reſte des älteren Zuſtandes bewahren, eines Zuſtandes, der einſtmals im ganzen Donauraum geherrſcht hat. Die Neuerung ging vom Donautal aus und breitete ſich im Laufe von Jahrhunderten gegen Norden und Süden aus. Nördlich der Donau hat ſie ſich bis auf die genannten Reſte durchgeſetzt. Die binnenhochdeutſche Konſonantenſchwächung wurde ins Mittelbairiſche nicht einfach übernommen, ſondern in eigentümlicher Weiſe durchgeführt, ſo zwar, daß den altoberdeutſchen Starklauten durchweg Lindlaute oder Halbſtarklaute ohne Stimmton, den altoberdeutſchen Doppelmitlauten einfache Starklaute entſprechen. Dadurch wurde z. B. der im Südbairiſchen noch lebendige Unterſchied zwiſchen Starklaut und ſtimmloſem Lindlaut in der Reihe der Zahnverſchlußlaute aufgehoben. Während alſo im Südbairiſchen ſo wie im Althochdeutſchen das Wort *Tag* mit ſtimmloſem unbehauchten Starklaut, das Wort *Dach* aber mit ſtimmloſem Lindlaut geſprochen wird, kennt das Mittelbairiſche in beiden Wörtern den gleichen ſtimmloſen Lind- oder Halbſtarklaut[3]. Ein anderer ſtark ins Ohr fallender Unterſchied zwiſchen Süd- und Mittelbairiſch beſteht darin, daß das Südbairiſche die anlautenden K ſtets als Affrikaten oder doch als mehr oder weniger ſtark behauchte Starklaute ſpricht, während das Mittelbairiſche anlautendes k- nur vor unmittelbar folgendem Selbſtlaut behaucht, ſonſt aber unbehauchten ſtimmloſen Lind- oder Halbſtarklaut ſpricht. Gegenüber den ſüdbair. *kχn-, khn-; kχl- khl-; kχr- khr-* ſind die mittelbair. *gŋ-, gl-, gr-* bemerkenswert, z. B. in Wörtern wie *Knecht, klug, Krug*. (Vgl. Kärtchen 1[4].) Für unſere Darſtellung der Mundarten des nördlichen Donauraumes genügen dieſe Hinweiſe,

---

[1] Ernſt Schwarz, Sudetendeutſche Sprachräume, München 1935.
Franz J. Beranek, Die Mundart von Südmähren (Beiträge zur Kenntnis ſudetendeutſcher Mdaa. 7. Bd.), Reichenberg 1936.

[2] Die Kärtchen ſind auf Grund der dialektgeographiſchen Vorarbeiten für das bayriſch-öſterreichiſche Wörterbuch vom Aſſiſtenten der Wörterbuchkommiſſion der Akad. d. Wiſſ. in Wien, Dr. Wolf-Iſebrand Much, nach Entwürfen von Doz. Dr. Eberhard Kranzmayer ausgeführt worden.

[3] Vgl. A. Pfalz, Zur Phonologie der bair.-öſterr. Mundarten (Deutſche Literatur, Lebendiges Erbe, eine Feſtſchrift, 1936).


14°
16°
18°
BÖHMEN
MÄHREN
Iglau
Neuhaus
Budweis
Moldau
Brünn
Wischau
Schwarzawa
Znaim
Thaya
Lundenbg.
Waag
Trentschin
SLOVAKEI
Passau
NIEDER
OBER
Krems
March
Inn
Linz
Donau
Wien
Pressburg
ÖSTERREICH
St. Pölten
Steyr
48°
Schütt
Enns
Salzbg.
Ödenburg
Eisenerz
STEIERMARK
BURGENLAND
Güns
UNGARN
Judenburg
Mur
Graz
Raab

Karte 1

Mhd. *uo* > *ui* ▤, > *ou* ▨, ſonſt > *uɒ*. Die Endung *-en* nach *f* (z. B. im Wort „Ofen") > *-n* ▥, ſonſt > *-ɒ*. Anlautendes *kl-* (z. B. im Worte „Klee") > *khl-* innerhalb der Linie ┸┸┸, ſonſt > *gl-*.

denn ſie laſſen das mittelbairiſche Kerngebiet deutlich erkennen und vermitteln dem aufmerkſamen Betrachter des Kärtchens auch eine Vorſtellung der mittelbair.-ſüdbair. Stufenlandſchaft ſüdlich der Donau[4a]. Zugleich aber erweiſt dieſe Skizze, daß die ſüdmähriſchen Ränder und die Wiſchauer Sprachinſel dieſe mittelbair. Neuerung nicht mitgemacht haben. Wohl ſind in ganz Südmähren im geſchloſſenen Sprachgebiet die Zahnlaute im Anlaut zuſammengefallen ſo wie im Donautal, aber der nördliche Teil der Neuhauſer Sprachzunge, die Brünner und Wiſchauer Inſel ſtehen noch auf älterer Stufe, indem ſie *khn-, khl-, khr-* ſprechen. Bewahrt haben dieſe Randlandſchaften und vorgeſchobenen Poſten auch noch das einſtmals gemeinbairiſche anlautende *p-* (in Wörtern wie *Baum, bald, bringen, blau*) und inlautende ahd. *-t-*. In alter Weiſe halten ſie auch noch germaniſches *d* und germ. *p*, *k* und *g* im Anlaut auseinander. Dort lebt noch altes gemeinbairiſches ſtimmhaftes *s* und „ſollen" lautet in alter Weiſe mit *š* an. Wie in den beharrſamen ſüdbair. Mundarten erſcheint germ. *w* im Anlaut als *b-* [5].

---

[4] Die Entwicklung vollzog ſich ſo, daß obd. kch zunächſt zu kh wurde, dann weiter die Schwächung erfuhr.

[4a] Vgl. E. Kranzmayer, Sprachſchichten und Sprachbewegungen in den Oſtalpen I, Wien und München 1931.

Andere, ſicherlich jüngere Sprachänderungen, die vom Donautal ausgegangen ſind, veranſchaulicht Kärtchen 2. Sehr deutlich wird auf dem Kartenbild, wie Welle auf Welle durch den Raum flutet. Am weiteſten nach Norden und Süden iſt die Vokaliſierung des *l* nach Vokalen zu *i, ü* vorgeſtoßen, nicht ganz ſo weit iſt im Süden die o-Welle gekommen, im Norden allerdings iſt dieſe Neuerung (es handelt ſich darum, daß die ältere Entſprechung für mhd. *o* urſprünglich auf dem ganzen Gebiet *ou* lautete, dieſer Zwielaut aber dann vom Donautal ausgehend zum Einlaut *o* wurde) [6] in Südmähren ſogar weiter vorgeprellt als die l-Vokaliſierung. Am wenigſten hat das donaubairiſche *ned* gegenüber älterem *nit* (nicht) an Raum gewonnen. Im Nordrand des Donauraumes iſt auch die ältere Entſprechung *ui* für nichtumgelautetes ahd. *iu* (germ. *eu*) liegengeblieben. Nur im Znaimer Raum hat das jüngere *oi* den Nordrand durchſtoßen. (Vgl. Karte 3.)

Nordweſtlich der Linie Deggendorf—Eiſenſtein iſt bereits deutlich der nordbairiſche Sprachcharakter erkennbar, deſſen Kernland wir im Egerland ſehen. Deshalb ſchließen wir den Donauraum mit dieſer Linie ab. Allerdings wird die Mundart des ſchmalen Streifens von Eiſenſtein bis Taus noch ſtark vom mittelbairiſchen Raum aus beeinflußt, eine Beeinfluſſung, die auch noch weiter weſtwärts reicht. Aber es ſind doch nur mehr Ausſtrahlungen, die eine ausgeſprochene Stufenlandſchaft erzeugen (vgl. Kärtchen 8). Zweifellos gewannen und gewinnen mittelbairiſche Formen an Boden gegenüber den nordbairiſchen, und die nordbairiſche Grenze verlief einſt weiter ſüdlich als heute. Sie wurde von den Donauſtädten her aufgelöſt, von denen ununterbrochen mittelbair. Sprachgewohnheiten ausſtrahlen. Dieſer Vorgang iſt kaum erſt in den letzten Jahrhunderten eingeleitet worden. Denn dieſe Ausſtrahlungen ſind ſo weiträumig, daß ſie weiter zurückliegen müſſen, möglicherweiſe bis in die mittelhochdeutſche Zeit [7].

II.

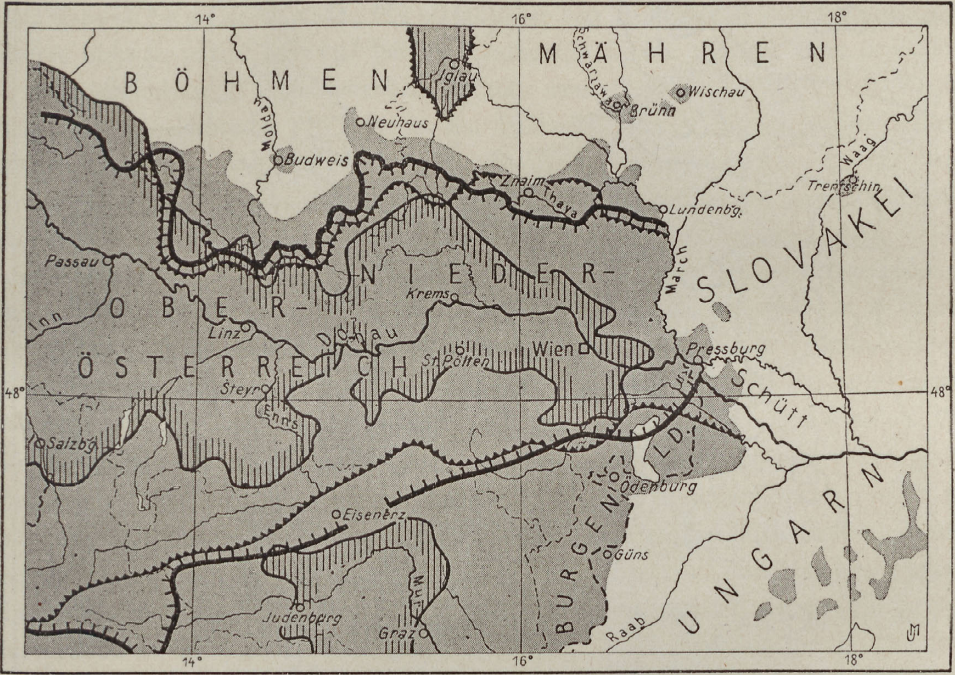
Der niederöſterreichiſche Donauraum zerfällt deutlich in zwei Abſchnitte. Als Leitform für den öſtlichen Raumabſchnitt bietet ſich die ſehr ins Ohr fallende Lautung *ui* anſtatt *uv* für mhd. *uo* dar. (Vgl. Kärtchen 1.) In weitem Bogen umſpannt dieſes *ui* das geſchloſſene deutſche Sprachgebiet. Nur im Oſten bei Preßburg überſchreitet er die Donau. Das *uv*-Gebiet nördlich von Wien, den größeren Teil des Marchfeldes[8] umfaſſend, iſt erſt in den letzten 150 Jahren entſtanden, indem die urſprünglichen *ui* von den *uv* der Wiener Verkehrsſprache verdrängt worden ſind. Das Viertel unterm Manhartsberg gehörte einſt zur Gänze zum *ui*-Gebiet. Dazu kommt das öſtliche Waldviertel bis zu einer Linie, die ungefähr öſtlich von Krems und Zwettl nach Gmünd ſtrebt, wo ſie nach Norden umbiegt, ſo daß die Neuhauſer Sprachzunge noch ins *ui*-Gebiet fällt. Ebenſo gehören alle ſüdmähriſchen Mundarten, mit Ausnahme der Wiſchauer Inſel, in der *uv* herrſcht, zu den *ui*-Mundarten. Südlich der Donau gehört das Burgenland, die Oſtſteiermark und alle deutſchen Inſeln bis Budapeſt und bis in den Bakonyerwald den *ui*-Mdaa. zu. Vermutlich war das *ui*-Gebiet früher einmal noch größer, und mit W. Steinhauſer[9] dürfen wir wohl annehmen, daß ſeine

---

[5] Näheres bei F. J. Beranek, a. a. O., S. 288.

[6] Auch die geſchloſſenen *e* wurden zu *ei* verzwielautet und ſpäter ſo wie die *ou* < *o* in den einfachen *e*-Laut zurückgebildet.

[7] Mit E. Schwarz, a. a. O., S. 39 ff., halten auch wir die nordbair. Formen nördl. dieſer Linie für urſprünglich. Vgl. E. Schwarz, a. a. O., insbeſ. S. 39 ff. und R. Kubitſchek, Die Mundarten des Böhmerwaldes.


14°
16°
18°
BÖHMEN
MÄHREN
Iglau
Neuhaus
Moldau
Budweis
Schwarzawa
Brünn
Wischau
Waag
Trentschin
Znaim
Thaya
Lundenbg.
March
SLOVAKEI
Passau
Inn
OBER-
NIEDER-
ÖSTERREICH
Krems
Linz
Donau
St. Pölten
Wien
Pressburg
Schütt
Steyr
Enns
Salzbg.
48°
48°
Ödenburg
BURGENLAND
Eisenerz
Güns
Judenburg
Mur
Graz
Raab
UNGARN
14°
16°
18°

Karte 2

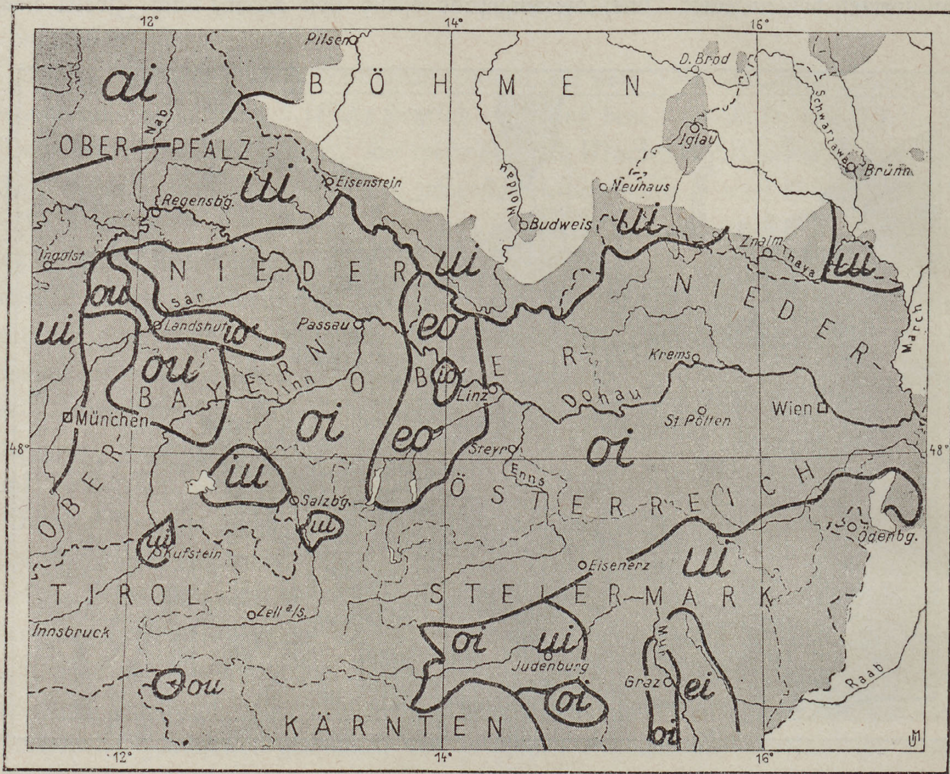
Vokal im Worte „nicht“: -*e*- (*net* oder *ned*) innerhalb der Linie ▥, ſonſt -*i*- (*nit* oder *nid*). Mhd. *o* > *o* innerhalb der Linie ▴▴▴, außerhalb > *ou*. Innerhalb der Linie ⊥⊥⊥ wird *l* in *ol* (z. B. im Worte „Holz“) zu *oi̯*, *ou̯* vokaliſiert, außerhalb iſt *l* erhalten.

---

[8] Vgl. A. Pfalz, Die Mundart des Marchfeldes (S.-B. d. Akad. d. Wiſſ. in Wien phil.-hiſt. Kl. 170—176, 1913) und Zeitſchr. f. dtſch. Mundarten, 6. Jg., S. 244ff.

[9] W. Steinhauſer, Die Entwicklung des ahd. *uo* im Bairiſchen, und A. Dachlers Frankenhypotheſe. (Anz. d. Akad. d. Wiſſ. in Wien phil.-hiſt. Kl., Jg. 1926, Nr. V—VIII und Nr. XI).

urſprüngliche Ausdehnung mit der Beſiedlung dieſer öſtlichen Landſchaften zuſammenhängt. Dieſer Raum wurde erſt nach der Abwehr der Ungarneinfälle (955) planmäßig beſiedelt und dauernd dem Deutſchtum gewonnen. Die Beſiedlung des Waldviertels wurde, wie K. Lechner[10] gezeigt hat, von zwei Seiten in Angriff genommen: von Süden und von Oſten her. Soweit nun die von Oſten her vorgetragene Beſiedlung in den Wald vordrang, ſoweit reicht auch die *ui*-Mda. Dagegen kennen die vom Süden her erſchloſſenen Teile des Waldviertels *ui* nicht, ſondern folgen der gemeinbairiſchen Lautung *uv*. Vom öſtlichen Niederöſterreich aus wurde die *ui*-Mda. auch nach Norden in den ſüdmähriſchen Raum vorgetragen, während der Böhmerwald, ſoweit er nicht nordbair. iſt, im weſentlichen vom Süden und Weſten her beſiedelt worden iſt und daher mit dem weſtlichen Waldviertel und dem oberöſterreichiſchen Mühlviertel ſowie mit dem Paſſauer Lande zur *uv*-Landſchaft ſich ſtellt. Die Frage nach der Herkunft dieſes *ui* iſt wiederholt aufgeworfen worden. Die Anſicht,


12°
14°
16°
Pilsen
BÖHMEN
D. Brod
Iglau
Schwarzawa
Brünn
ai
Nab
OBER-PFALZ
ui
Eisenstein
Regensbg.
Moldau
Neuhaus
Budweis
ui
Znaim
Thaya
ui
Ingolst.
NIEDER
Isar
ou
ui
Landshut
Passau
ui
eo
BAYERN
Inn
ou
OBER
Krems
Linz
Donau
St. Pölten
Wien
NIEDER
March
München
oi
eo
Steyr
oi
48°
OBER
ui
Enns
ÖSTERREICH
Salzbg.
ui
ui
Kufstein
Ödenbg.
Eisenerz
ui
TIROL
STEIERMARK
Zell a/S.
Innsbruck
oi
ui
Judenburg
Mur
Graz
ei
Raab
ou
oi
KÄRNTEN
bä

Karte 3
Althochdeutſches nicht umgelautetes *iu*.

---

[10] K. Lechner, Geſchichte der Beſiedlung und urſprünglichen Grundbeſitzverteilung des Waldviertels (Jahrb. d. Vereins für Landeskunde von Niederöſterreich, 1924).

es handle ſich dabei um nichtbairiſche Einflüſſe, im beſonderen um fränkiſche oder heſſiſche, entbehrt, wie W. Steinhauſer a. a. O. gezeigt hat, jeder ſtichhaltigen Begründung. Es liegt vielmehr eine bairiſche Sonderentwicklung[11] vor, die ſich mit mehreren anderen Eigentümlichkeiten in dieſer öſtlichen Koloniſtenmundart, die wir uns als eine koloniale Verkehrsſprache zu denken haben, durchſetzte. Es iſt nicht ſo, daß etwa *uv* die unmittelbare Vorſtufe für das *ui* geweſen wäre. Beide Zwielaute gehen aus einer gemeinſamen Vorſtufe hervor, nämlich aus einem mittelgaumigen (palatovelaren) Zwielaut, den beharrſame ſüdbairiſche Mundarten noch heute ſprechen (vgl. Steinhauſer a. a. O., S. 26 f.). Über das Alter der *ui* vermögen wir Genaueres nicht zu ſagen. Weigl hat im Teuthoniſta I., S. 165 aus einer dem nördlichen Niederöſterreich entſtammenden Urkunde vom Jahre 1314 die bisher älteſten Belege dafür beigebracht, und zwar in den Wörtern *bruider* Bruder, *muiter* Mutter und *fruim* fromm. An *fruim* braucht man nicht Anſtoß zu nehmen, denn im 14. Jahrhundert war im Mittelbairiſchen mhd. gedehntes *u* — ein ſolches liegt ja in mhd. *vrum* vor — vor Naſal mit *uo* zuſammengefallen. Es wurde dann genau ſo behandelt wie ahd. *uo*. Daß wir ſonſt *ui* Schreibungen nur ſehr ſpärlich belegen können, dürfte ſich daraus erklären, daß die Ausſpracheänderung, die ſchließlich zu *ui* führte, den Sprechern nicht bewußt geworden iſt. Sie ſchrieben weiter der Tradition gemäß *uo ů* für den Zwielaut, der ſich in ihrer Ausſprache längſt geändert hatte. Schreiben doch auch heute Mundartdichter ruhig *ei* und *au*, obwohl ſie *ä* und *å* ſprechen. Gerade dieſer Umſtand ſpricht dafür, daß die Lautveränderung nicht von außen in die Sprachgemeinſchaft hineingetragen worden iſt, ſondern allmählich in ihr ſelbſt ſich entwickelt hat. Auffallend iſt, daß ſich die *ui* ſo lange in den Mundarten gehalten haben, obgleich ſie zum großen Teil in einem ſeit jeher vom Verkehr durchfluteten Raum geſprochen werden. Ein ſtärkerer Rückgang der *ui* ſetzt erſt im 19. Jahrhundert ein, von da an aber unaufhaltſam, ſo daß in abſehbarer Zeit das heute ſchon ſtark durch *uv*-Formen durchſetzte Gebiet ganz verſchwunden ſein und der alte Lautſtand nur mehr in Reſtformen und Rückzugsgebieten fortleben wird. Steinhauſer[12] bezweifelt, daß in Wien ſelbſt und in den ſüdlich anſchließenden Landſtrichen um Mödling und Baden, Orten, die alle ſchon zur Karolingerzeit genannt werden, *ui* jemals heimiſch geweſen ſei. Von der Wiener Verkehrsſprache hätten demnach die *ui* keine Stütze erfahren. Aber bis vor die Tore Wiens haben im Norden der Stadt die Weinbauer von Grinzing und Sievering beſtimmt *ui* geſprochen, denn ganz alte Leute berichteten davon noch vor einigen Jahren als von einer altväteriſchen Sprechweiſe. Wenn aber in der Wiener Verkehrsſprache *ui* wirklich niemals üblich geweſen iſt, dann iſt das unbeirrte Feſthalten an der *ui*-Lautung ein Beweis für das Selbſtgefühl der Weinbauern, Markt- und Kleinſtadtbewohner des niederöſterreichiſchen Weinviertels und des ſüdmähriſchen Siedlungsraumes. Die Städte Retz, Horn, Miſtelbach, Znaim und Brünn waren wohlhabend und bildeten für die Umgebung Mittelpunkte, die ſehr wohl geeignet waren, die Einflüſſe abzuſchwächen, die von dem entfernteren Wien ausgingen.

---

[11] Vgl. auch A. Pfalz, Angebliche fränkiſche Mundarten in Öſterreich (Obd. Zeitſch, f. Volkskunde. Jg. 1927) und H. Weigl, Die niederöſterreichiſche ui-Mundart (Teuthoniſta I, S. 149 ff.).

[12] A. a. O., S. 30.

Eine andere Eigentümlichkeit der *ui*-Mundarten iſt die Entfaltung von Wucherſelbſtlauten zwiſchen *l*, *r* und folgenden Geräuſchlauten (*foliŋ* folgen, *fivriχtn* fürchten, *hivrikst* Herbſt, *bęvridoids* Perchtholz, DN.)[13]. Auch der Schwund auslautender etymologiſcher Reibe- und Verſchlußlaute iſt für die öſtlichen Mundarten des Norddonauraumes bezeichnend, alſo Formen wie *šui* Schuh, *grui* Krug, *šti* Stich, *la* Laub. Das Kerngebiet dieſes Mitlautſchwundes iſt der Nordoſten Niederöſterreichs und die Mitte des geſchloſſenen ſüdmähriſchen Raumes um Znaim, Frain, Zlabings[14]. Das Schwundgebiet war einſt viel größer. Es wird eingeengt durch das Eindringen von Formen der Verkehrsſprache, die den Schwund als bäueriſch empfindet und die Mitlaute daher einzuſetzen ſucht. Dieſes Wiederherſtellen geſchieht aber nicht ſo, daß für etymologiſches *g* nun wieder *g* erſcheint, ſondern es tritt dafür der Gaumen-Reibelaut *x* ein. Alte Formen wie *grui* Krug, *i sǫ* ich ſage, *dǫ* Tag werden verneuert zu *gruvx*, *i sǫx*, *dǫx*. Daſſelbe iſt im zwiſchenvokaliſchen Inlaut der Fall: älteres *i so-vd* ich ſagte (Konjunktiv) wird zu *i sǫxvd*, älteres *lǫ-v* Lager zu *lǫxv*, *ä-v* leihen zu *läxv*, *sui-v* ſuchen zu *suvxv*. Dieſe neuen „wiederhergeſtellten" Formen der oſtmittelbairiſchen Verkehrsſprache gewinnen mehr und mehr in den Mundarten des öſtlichen Norddonauraumes an Boden[15].

Mit der oſtmittelbairiſchen Verkehrsſprache des Donautales teilen die *ui*-Mdaa. die völlige Verſchmelzung des *l* mit vorausgehendem *d* und *r* und mit *g* ſo zwar, daß die Verbindungen *-dl* und *-rl* zu einem hohlen einſeitigen *l*-Laut werden, bei deſſen Bildung der Zungenſaum an den Zahnfleiſchwülſten oder auch an den oberſten Rändern der Schneidezähne liegt, während *-gl* einen *l*-Laut ergibt, deſſen Eigenart darin beſteht, daß der Zungenrücken gegen den harten (nach vorderen Vokalen) oder gegen den weichen Gaumen (nach hinteren Vokalen) gehoben wird, die Vorderzunge ſich gegen die Zahnfleiſchwülſte des Unterkiefers bewegt. Dieſelbe Bildungsweiſe kommt den *l*-Lauten auch dann zu, wenn die vorausgehenden Zahn- und Gaumenlaute erhalten bleiben. Wieweit dieſe eigenartigen *l* mit Gaumenartikulation nach Weſten reichen, iſt bisher nicht feſtgeſtellt worden. Nach den Unterſuchungen Beraneks (a. a. O. S. 164) kennen es von den ſüdmähriſchen Mundarten nur die der Pollauer Berge mit Garſchöntal, des Auſpitzer Ländchens, des Jaiſpitztales und des Znaimer Ländchens.

Sehr ohrenfällig iſt die den Mdaa. des öſtlichen Donauraumes eigentümliche Vereinfachung der gemeinbair. Zwielaute *ai*, *au* aus mhd. *î*, *û*, *ǖ*, *au*, *äu*, *eu*. Der Vorgang ſpielt ſich ſozuſagen vor unſeren Ohren ab, ohne daß wir ſagen könnten, von wo er ſeinen Ausgang genommen hat. Es entſtehen aus dieſen Zwielauten einfache Vokale von mehr oder weniger ſtarker palatovelarer (mittelzungig-mittelgaumiger) Färbung. Am ſtärkſten iſt dieſe Färbung in der unterſchichtigen Wiener Verkehrsſprache ausgeprägt. Gewiß iſt das Vorhandenſein dieſer gequetſchten Einlaute in der Wiener Verkehrsſprache der weiteren Ausbreitung förderlich. Aber dieſe Einlaute ſcheinen doch im ganzen oſtmittelbairiſchen Raum nördlich der Donau ſpontan, ohne Zuſammenhang mit Wien entſtanden zu ſein und fortwährend noch zu entſtehen. Sicher iſt, daß den Sprechern nicht bewußt iſt, daß ſie ſtatt *Weib, Haus, Bäurin* (mit Zwielauten) *wäb, hås, bärin* ſprechen. Sie ſind meiſt höchſt erſtaunt, wenn ſie darauf aufmerkſam gemacht werden. Um eine bewußte Übernahme einer fremden Sprachgewohnheit handelt es ſich daher beſtimmt nicht. Phonologiſch betrachtet ſtellt ſich der Sachverhalt ſo dar, daß für dieſe Sprecher *ä* und *å* die Realiſationen von *ei* und *au* ſind. Dieſe Einlautung reicht ſchon über die niederöſterreichiſche Landesgrenze hinaus und iſt beſonders in den ſüdmähriſchen Städten (Nikolsburg, Znaim, Zlabings) und deren näherer Umgebung zu hören, ſetzt ſich auch ſonſt, beſonders bei den jüngeren Leuten, im niederöſterreichiſch-mähriſchen Grenzgebiet durch, vor allem zwiſchen Freienſtein und Frain, dem gegen Niederöſterreich offenen Raum des Thayabogens. Sicherlich unabhängig davon iſt die Einlautung in der Wiſchauer Sprachinſel durchgeführt worden. Ihre Einlaute ſind nach Beraneks Angabe (a. a. O., S. 106) geſchloſſener als die nordniederöſterreichiſchen. Selbſtändige Sonderentwicklung der Zwielaute zu Einlauten liegt auch in der Neumarkter Gegend im Böhmerwald vor (ſ. Kubitſchek, a. a. O., S. 60) und im Bayriſchen Wald. Daraus geht hervor, daß die Neigung zu dieſer Ausſpracheänderung weit verbreitet iſt und ſich allenthalben z. T. ganz unabhängig voneinander Herde bilden, deren Entſtehung weder von Verkehrsvorgängen noch von Siedlungsvorgängen bedingt iſt[16].

---

[13] Vgl. Franz Freitag, Das Waldviertel als Sprachraum (Das Waldviertel, hrsg. von Stepan, 7. Bd.).

[14] Beranek, a. a. O., S. 267.

[15] A. Pfalz, Grundſätzliches zur deutſchen Mundartforſchung (Germaniſt. Forſchgg., Wien 1925).

Für die Gliederung des öſtlichen Sprachraumes nördlich der Donau iſt die Lautentſprechung für ahd. *ai* von Belang. Es kommen zunächſt die beiden Entſprechungen *qv* und *a* in Betracht. Es ſtehen einander z. B. gegenüber *lqvtv* und *latv* (Leiter). Im geſchloſſenen ſüdmähriſchen Gebiet treten die *a*-Entſprechungen in zwei voneinander getrennten Landſchaften auf: im Frainer Ländchen und durch das Znaimer Ländchen davon geſchieden in der Mundart der Pollauer Berge, des Jaiſpitz- und Iglatales und des Auſpitzer Ländchens[17]. Sonſt herrſcht der Zwielaut *qv*, der auch in den übrigen Mundarten des Norddonauraumes als die bodenſtändige Entſprechung für ahd. *ai* gilt. Nicht in Zuſammenhang mit den ſüdmähriſchen *a*-Entſprechungen ſteht die durchgängige Wiedergabe des ahd. *ai* mit *a* in der Wiener Verkehrsſprache, die ihre hellen *a* in die niederöſterreichiſchen Bauernmundarten hineinträgt, ſo daß die *a*-Sprecher in den alten *qv*-Gebieten ſtetig zunehmen. Es iſt durchaus möglich, daß ſchon nach drei Generationen die ſüdmähriſchen *a*-Gebiete mit den durch Verdrängung des *ǫv* infolge der Einwirkung der Wiener Verkehrsſprache neu entſtehenden oſt-niederöſterreichiſchen *a*-Gebieten zuſammengewachſen ſein werden. Aber man wird ſich dann daran erinnern müſſen, daß die ſüdmähriſchen *a*-Gebiete nicht durch Ausbreitung der Wiener Verkehrsſprache entſtanden ſind. Noch einer dritten Entſprechung für ahd. *ai* muß gedacht werden, des Zwielautes *ǫi*. Er erſcheint in der Wiſchauer Sprachinſel und im nördlichen Teil der Neuhauſer Zunge. Wir treffen ihn aber auch im nördlichſten Waldviertel (um Gföhl) und im Norden der Iglauer Sprachinſel. Damit ſtehen dieſe Mundarten in Verbindung mit Mundarten des weſtlichen Norddonauraumes und des Böhmerwaldes[18]. Hier im öſtlichen Teil haben wir in den *ǫi(oė)* Reſte einer einſtmals über weitere Gebiete gehenden Lautung zu ſehen. Urſprünglich — das zeigen Mdaa. des oberöſterreichiſchen Inn-, Hausruck- und Mühlviertels, des Böhmerwaldes, Niederbayerns und des nordbairiſchen Egerlandes — ſtand *ǫi* nur in mhd. mehrſilbigen Wörtern. In unſeren Reliktgebieten iſt es aber auch auf die einſilbigen übertragen worden. Der Zwielaut iſt ohne Zweifel alt, das geht ſchon aus ſeiner heutigen Rand- und Schollenlage hervor. Gegen Meinels Verſuch, die *ǫi* damit zu erklären, daß ſchwäbiſche Koloniſten ſie ins Egerland gebracht hätten, haben wir uns ſchon kurz in der Fußnote S. 661 gewendet. Wir müſſen es hier abermals tun, um zu verhindern, daß unſere mittelbairiſchen *ǫi* in derſelben Weiſe mißdeutet werden. Nach den Darlegungen Leſſiaks (Paul und Braune, Beiträge z. Geſch. d. dtſch. Sprache, 28. Band: Die Mda. von Pernegg in Kärnten, § 71) ſteht es außer Frage, daß ahd. *ai* ſich im Bairiſchen zu *ǫi* entwickelt hat. Von ſchwäbiſchem Import kann für den, der die bairiſchen Lautentwicklungen überſchaut, nicht die Rede ſein. *ǫi* iſt eine alte heute zurückgedrängte gemeinbairiſche Lautung. Die Entwicklungsgeſchichte des ahd. *ai* im Bairiſchen kann hier nicht erörtert werden. Eine gute Überſicht über den Stand der Frage gibt F. J. Beranek, a. a. O., S. 84 ff.

---

[16] Dieſe einwandfreien Beobachtungen mahnen zur Vorſicht bei der Ausdeutung dialektgeographiſcher Kartenbilder. Ich halte es z. B. für ganz unſtatthaft, die nordbair. *ou* und *ei* für ahd. *uo* und *ie* als Nachwirkung weſtmitteldeutſcher, die nordbair. *oi* für ahd. *ai* als Nachwirkung ſchwäbiſcher Koloniſten zu erklären, wie das Hans Meinel (Vogtländiſch und Nordbayeriſch) tut.

[17] Genauere Angaben über die Begrenzung bei Beranek, a. a. O., S. 82.

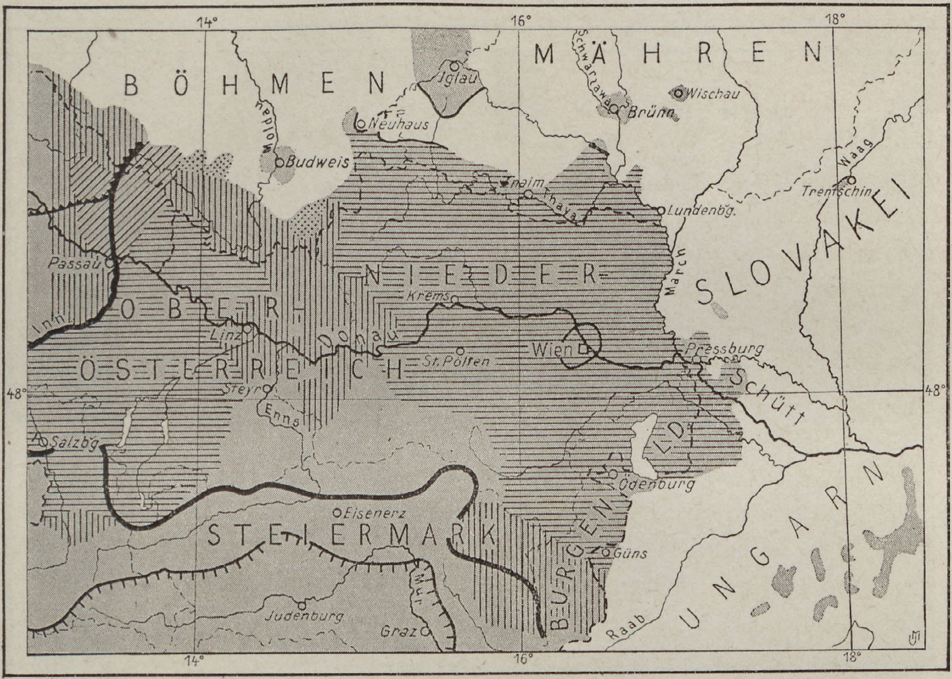
III.

Die Mundarten des weſtlichen niederöſterreichiſchen Norddonauraumes beſitzen eine Reihe von Merkmalen, durch die ſie mit den eben näher gekennzeichneten öſtlichen Mundarten verbunden erſcheinen. Damit treten die niederöſterreichiſchen Mdaa. nördlich der Donau insgeſamt in einen gewiſſen Gegenſatz zu den anrainenden Mdaa. des oberöſterreichiſchen Norddonauraumes. Wir müſſen uns hier auf einige dieſer Merkmale beſchränken. Freilich muß betont werden, daß die niederöſterreichiſch-oberöſterreichiſche Landesgrenze ſich nicht völlig mit den Lautgrenzen deckt. Einmal reicht „niederöſterreichiſches" über die politiſche Grenze nach Oberöſterreich hinein, ein andermal iſt es umgekehrt. Aber ein Blick auf unſere Skizzen zeigt, daß wir unter dieſem Vorbehalt doch an unſerem Sprachgebrauch feſthalten dürfen.

---

[18] Vgl. Haasbauer, Teuthoniſta I, S. 97. H. Micko, Die Mda. von Wadetſtift im Böhmerwald (Beiträge zur Kenntnis ſudetendeutſcher Mundarten 5) § 75. — R. Kubitſchek, a. a. O., S. 19, 42, 61. O. Eichhorn, Die Südegerländer Mundarten (Beiträge zur Kenntnis ſudetendeutſcher Mundarten 4) § 81.

Ein ſolches gegenſätzliches Merkmal bietet ſich in der verſchiedenen Behandlung der Lautverbindung *-rch*, z. B. im Wort *Furche* dar. (Vgl. Karte 4.) Im Oſten entwickelt ſich zwiſchen *r* und *ch* ein Zwiſchenvokal *i*, und der wortſchließende Reibelaut fällt ab: *fuvri*. Im Weſten kommt es nicht zur Bildung des Zwiſchenvokals, der Reibelaut aber ſchwindet, und es entſteht die Leitform *fuvr*. Dieſes *fuvr*-Gebiet reicht im Süden ein beträchtliches Stück über die Donau, überſchreitet im Weſten die Aiſt, biegt dann nach Nordweſten und umfaßt den Krumauer Raum und den Böhmerwald bis Prachatitz, läßt aber den ſüdlich an Böhmen anrainenden Teil Oberöſterreichs frei. Hier ſchiebt ſich von Süden her über die Donau ein breiter Streifen ein, in dem wieder *fuvri* gilt. Daran ſchließt ſich nach Bayern übergreifend ein kleines Gebiet, in dem die Form *furg* herrſcht. Vorgelagert iſt dem *fuvr*-Gebiet im Norden zwiſchen Prachatitz und Krumau nächſt der Sprachgrenze ein ſchmaler *furch*-Streifen. Auch im Weſten der *fuvri*-Grenze finden wir einen ſolchen Reliktraum. Denn es iſt wohl offenbar, daß *furch* die Ausgangsform für *furich* weiter dann *fuvri* iſt, ebenſo wie für die Form *fuvr*. Es liegt hier alſo wieder eine alte Form im Randgebiet. Solchen Sprach-

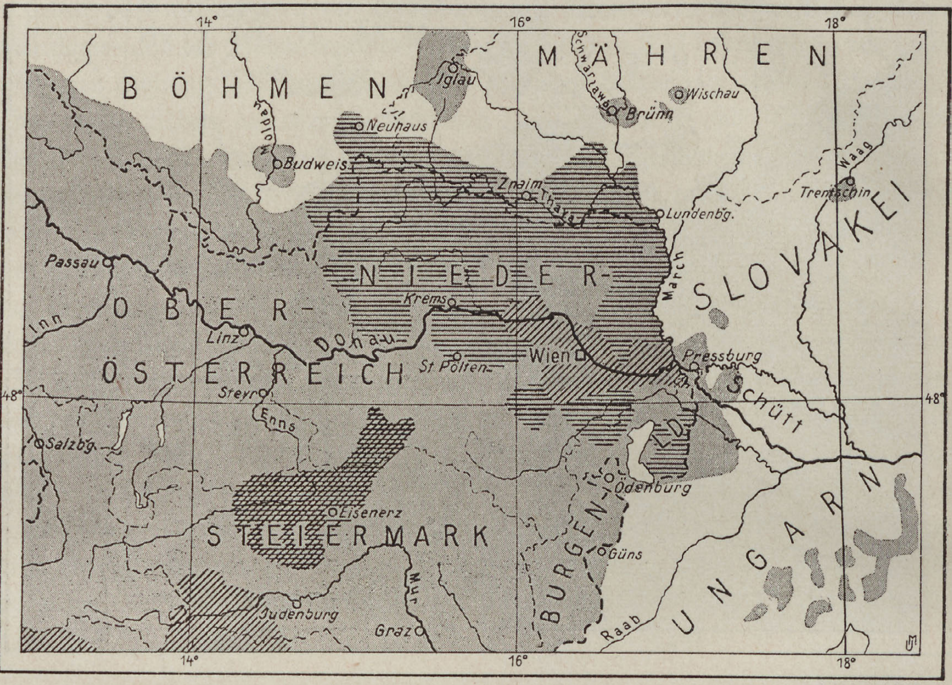

14°
16°
18°
BÖHMEN
MÄHREN
Iglau
Neuhaus
Budweis
Moldau
Schwarzawa
Brünn
Wischau
Znaim
Thaya
Lundenbg.
Waag
Trentschin
SLOVAKEI
March
Passau
Inn
NIEDER
OBER
ÖSTERREICH
Linz
Krems
Donau
St. Pölten
Wien
Pressburg
Schütt
Steyr
Enns
48°
Salzbg.
Ödenburg
Eisenerz
STEIERMARK
BURGENLAND
Güns
UNGARN
Mur
Judenburg
Graz
Raab

Karte 4

Die Lautungen des Wortes „Furche“: ▤ *furi*, ▥ *fur*, ▨ *furg*, ░ *furch*.
Die Lautverbindung *-irk-* im Worte „Birke“: nördl. und öſtl. der Linie ━ *-irv*, ſüdl. und weſtl. davon *-irch* oder *iəch*; ſüdl. der Linie ┸┸┸ *-irkch*; weſtl. der Linie ∿∿∿ *-iək*.

brücken, die das Südufer der Donau mit dem Nordufer verbinden, werden wir gerade in dieſem Abſchnitt noch öfter begegnen.

Ein anderes Merkmal, das in dieſem Zuſammenhang erwähnenswert iſt, entnehmen wir dem Kärtchen 5. Im niederöſterreichiſchen Donauraum lautet das Partizip der Vergangenheit „geweſen" *gwesd*, im oberöſterreichiſchen aber gilt die gemeinbairiſche Form *gwedn*.


14°
16°
18°
BÖHMEN
MÄHREN
Iglau
Moldau
Neuhaus
Budweis
Schwarzawa
Wischau
Brünn
Znaim
Thaya
Lundenbg.
Waag
Trentschin
SLOVAKEI
Passau
Inn
NIEDER-
OBER-
ÖSTERREICH
Linz
Donau
Krems
March
Wien
St Pölten
Pressburg
Schütt
Steyr
Enns
48°
Salzbg.
Eisenerz
STEIERMARK
Ödenburg
BURGEN-LAND
Güns
UNGARN
Judenburg
Mur
Graz
Raab

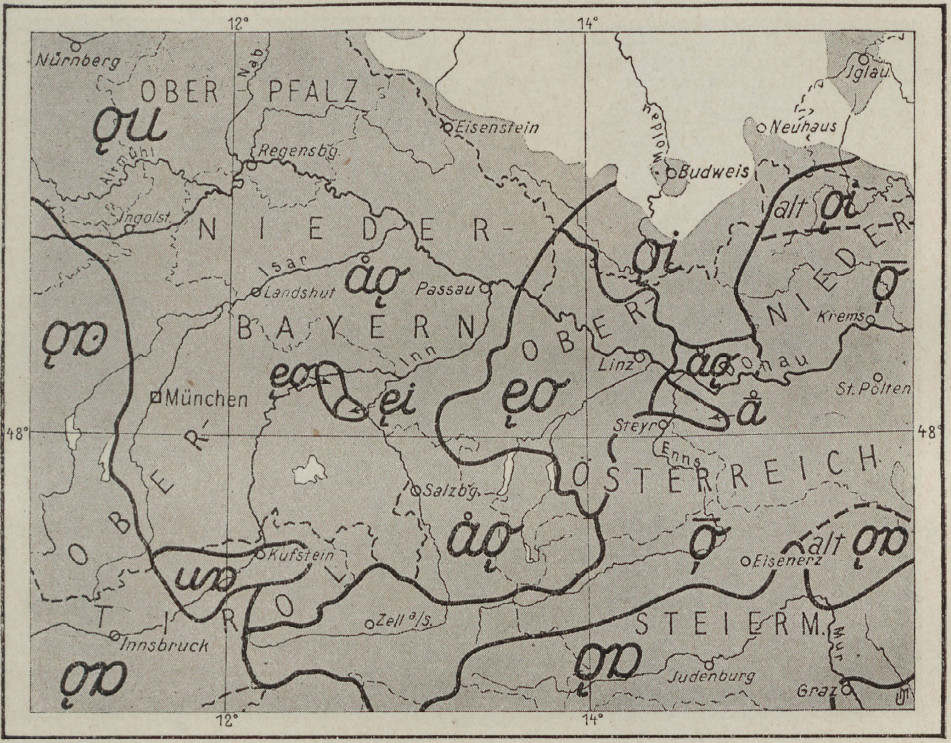
Karte 5

-wesen in „geweſen" (unbezeichnet), *-weden*, ▤ *-west*, ▨ *-wesen*.

IV.

Eine Einteilung der oberöſterreichiſchen Mundarten hat erſtmals Anton **Haasbauer** in der Zeitſchr. Teuthoniſta I. S. 81 ff. verſucht. Wir wollen ſeiner Einteilung zunächſt folgen und ſtellen ſie daher unſeren weiteren Ausführungen voran. Der oberöſterreichiſche Norddonauraum heißt nach der im Weſten von Norden nach Süden fließenden Mühl (in der Mundart *miχl*) Mühlviertel. **Haasbauer** unterſcheidet folgende Gruppen der Mühlviertler Mundart: Von der öſtlichen Landesgrenze bis zur Feldaiſt wird für ahd. nicht umgelautetes *iu* der Zwielaut *oi* geſprochen. Nördlich des Oberlaufs der Waldaiſt entſpricht dem mhd. *ô* der Zwielaut *ǫi*, ſüdlich des Oberlaufs der Waldaiſt aber *åǫ* (vgl. die auf breiterem Material beruhende Skizze 3 und 6). (Dieſes *åǫ* kennen in Oberöſterreich noch das Innviertel und die

Mundarten des nördlichen Salzkammerguts.) Weſtlich davon reicht ein Gebiet bis zur Großen Mühl, in dem mhd. *ô* der Zwielaut *ǫo*, ahd. nicht umgelautetem *iu* der Zwielaut *eo* entſpricht. Dort wird vor Naſenlauten mhd. *ë* und *e*, mhd. *a* und *â* verzwielautet, die Verkleinerungsſilbe lautet *-ai*. Die Mundarten weſtlich der Großen Mühl bis zur Landesgrenze teilt Haasbauer in zwei Gruppen. Das nordweſtliche Mühlviertel, um Aigen, Julbach, geht in einzelnen Erſcheinungen mit den anrainenden böhmerwäldiſchen Mdaa.: mhd. *a* wird zu ſtark geſchloſſenem *o*, inlautendes *r-* wird ſehr weit vorne gebildet und zeigt daher Neigung, in *-d-* überzugehen, im Auslaut iſt *-r* abgefallen. Mhd. *ô* iſt zu *ǫo*, ahd. *iu* zu *eo* geworden. Im Gebiet ſüdlich davon — die Grenze verläuft nach Haasbauer entlang dem Höhenrücken ſüdlich des Ortes Peilſtein, in nordweſtlicher Richtung — gilt *ǫi* für mhd. *ô* und *oi* für ahd. *iu*. Dieſer Teil kennt den Wandel von mhd. *a* zu *o* nicht. Auf unſerer Skizze iſt dieſes Gebiet nicht als Geltungsbereich von *oi* und *ǫi* für ahd. *iu* und mhd. *ô* gekennzeichnet, weil unſere Aufnahmen der dortigen Mda. gezeigt haben, daß den *oi*, *ǫi* faſt gleichviele *eo*, *ǫo* zur Seite ſtehen. Nur in der Mitte des Gebietes iſt ein kleiner geſchloſſener Raum, in dem ausſchließlich *oi*, *ǫi* herrſcht. Bei der Kleinheit unſerer

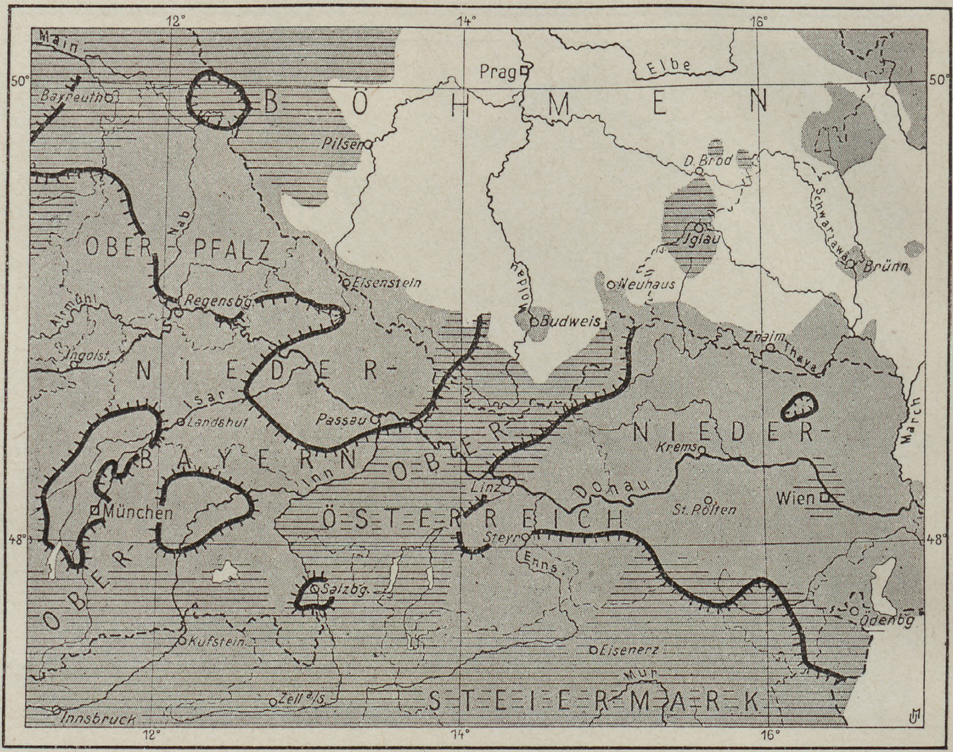

12°
14°
Nürnberg
OBER PFALZ
Nab
ǫu
Altmühl
Regensbg.
Eisenstein
Moldau
Iglau
Neuhaus
Budweis
Ingolst.
NIEDER-
Isar
åǫ
Landshut
Passau
ǫi
alt ǫi
NIEDER
ǭ
Krems
ǫo
BAYERN
Inn
OBER
eǫ
ǫi
ǫo
Linz
åǫ
Donau
München
Steyr
å
St. Pölten
48°
48°
OBER
Enns
ÖSTERREICH
Salzbg.
åǫ
ǭ
alt ǫo
Eisenerz
Kufstein
uǫ
TIROL
Zell a/S.
STEIERM.
Innsbruck
ǫo
ǫo
Judenburg
Mur
Graz
12°
14°

Karte 6

Mittelhochdeutſches *ô* im Worte „rot“

Skizze konnte er nicht zum Ausdruck gebracht werden. Es ſcheint ſich hier um ein Zurückweichen der älteren *oi*, *ọi* vor den *eo*, *ẹo* zu handeln, alſo um einen Vorſtoß vom Donautal her.

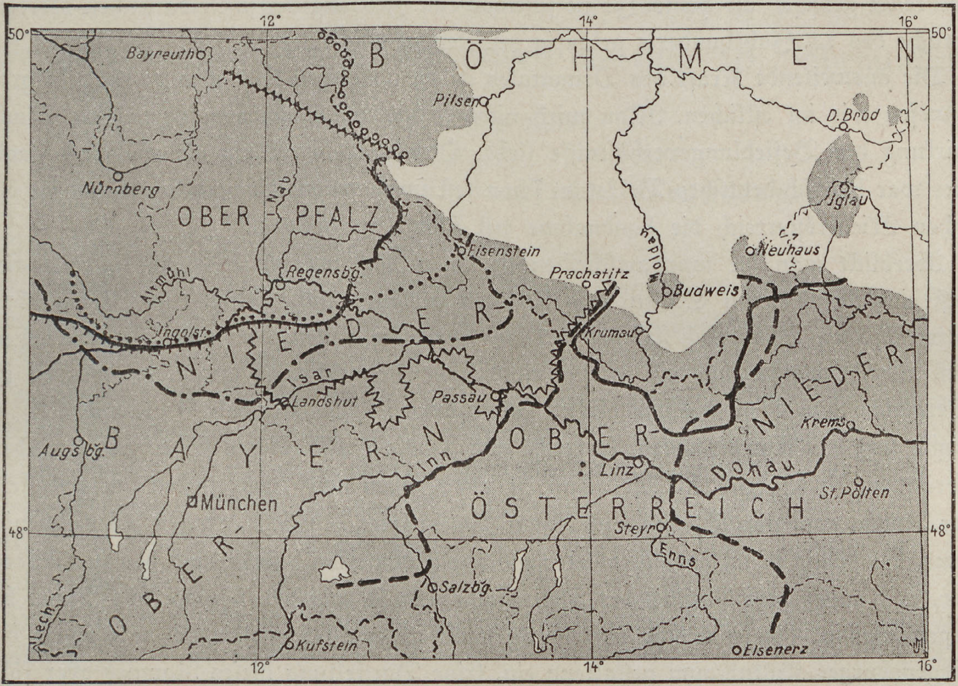
Für eine erſte Ordnung der in Fülle auftretenden Erſcheinungen iſt dieſe Art der Gruppenbildung von Wert. Aber es haftet ihr etwas Starres an. Wir wollen verſuchen, die Starrheit zu löſen, indem wir einige Lautentſprechungen ſo, wie wir dies bisher immer getan haben, in ihrem Verlauf auf weitere Strecken hin verfolgen. Da ergibt ſich nun ein bewegtes Bild. Die Donau iſt faſt nirgends Grenze der Sprachlinien. Sie teilt zwar Oberöſterreich in einen nördlichen und ſüdlichen Teil, aber den Sprachraum zerreißt ſie nicht. Die Entſprechung *eo* für ahd. *iu*, die für das weſtliche Mühlviertel als Merkmal gegenüber dem öſtlichen angeführt wird, und zwar mit Recht, greift in breitem Streifen nach Süden, umfaßt das ganze Einzugsgebiet der Traun und zerreißt den oberöſterreichiſchen Sprachraum von Norden nach Süden. Weſtlich und öſtlich dieſes *eo*-Streifens entſpricht dem ahd. *iu* der Zwielaut *oi*, jen-


12°
14°
16°
50°
48°
Main
Bayreuth
Prag
Elbe
BÖHMEN
Pilsen
D. Brod
Schwarzawa
Iglau
Brünn
Nab
OBER PFALZ
Eisenstein
Moldau
Neuhaus
Budweis
Regensbg.
Altmühl
Ingolst.
Znaim
Thaya
NIEDER-
Isar
Landshut
Passau
NIEDER-
Krems
March
BAYERN
OBER
Inn
Linz
Donau
München
ÖSTERREICH
St. Pölten
Wien
Steyr
Enns
OBER
Salzbg.
Ödenbg.
Kufstein
Eisenerz
Mur
Zell a/S.
STEIERMARK
Innsbruck

Karte 7

Die Endung *-en* im Worte „Ofen“: ▤ *-n* (> *m*), ſonſt *-ɒ*. Formen von „(ſie) ſtehen“: Innerhalb der Linie ┷┷┷ gilt *šten* oder *štent* oder *štenɒ*, außerhalb *šteyɒ* oder *šteyɒn* oder *šteyɒnd*.

ſeits der böhmiſch-oberöſterreichiſchen Landesgrenze liegt der geſchloſſene *ui*-Rand, deſſen Altertümlichkeit wir ſchon betont haben (S. 2). Ebenſo legt ſich, nur noch breiter, die Entſprechung *ęo* für mhd. *ô* über den Strom, und noch eine dritte und vierte Brücke verläuft in derſelben Richtung, mögen ſich auch die vier Gebiete nicht vollſtändig decken, von Süden nach Norden durch das Land (vgl. Karte 7). Denn daß alle dieſe Sprachwellen von Süden ausgegangen ſind, iſt ſchon durch den geſchichtlichen Ablauf der Beſiedlung des Landes gegeben. Ganz deutlich ſtellen ſich die breiten Brücken, die die ſüdlichen und zugleich älteren, gemeinbairiſchen Formen *ofn* Ofen und *stent* (ſie) ſtehen über den Strom führen, als ſolche Marſchſtraßen dar. Auch ſie teilen das Land, indem das gemeinmittelbairiſche *ofɒ*- u. *šteŋɒn(d)*-Gebiet durchſchnitten wird. Hält man dazu, was oben für das *fur*-Gebiet angemerkt worden iſt, ſo kann kaum bezweifelt werden, daß es ſich hier um eine Landſchaft handelt, deren



12°
14°
16°
50°
48°
B Ö H M E N
Bayreuth
Pilsen
D. Brod
Iglau
Nürnberg
OBER PFALZ
Nab
Eisenstein
Neuhaus
Prachatitz
Moldau
Budweis
Regensbg.
Altmühl
Ingolst.
N I E D E R
Krumau
Isar
Landshut
Passau
N I E D E R
Krems
Augsbg.
B A Y E R N
O B E R
Linz
Donau
Inn
München
Ö S T E R R E I C H
St. Pölten
Steyr
Enns
Salzbg.
O B E R
Lech
Kufstein
Elsenerz

Karte 8

▬ Südgrenze von *ǫi* < mhd. *ô* 〰. Nördl. und weſtl. dieſer Linie ſchwindet *-ch-* im Worte „Knecht“. ▬ ▬ ▬ Innerhalb der Linie gilt für „ſehen“ *sęhɒ*, außerhalb *sęŋ* oder *sęgn*. ▬•▬ ſcheidet nördl. und weſtl. *šnęi* (Schnee) von ſüdl. und öſtl. *šnę*. •••••• Nördl. und weſtl. dieſer Linie erſcheint mhd. *tuon* (tun) mit dem Zwielaut *ou*. ┬┬┬┬ Die öſtl. und ſüdl. dieſer Linie üblichen Formen für „(ich) habe“ gehn auf mhd. *hân* zurück, gegen *habe* im Weſten und Norden. ∘∘∘∘∘ Nördl. dieſer Linie lautet „Mann“ *mõu*. ⩘⩘⩘ Nördl. dieſer Linie wird mhd. *o* (z. B. im Worte „Ofen“) > *uɒ*.

beharrende Kraft tiefliegende Urſachen haben muß. Es iſt die Traunlandſchaft, von der dieſe Sprachwellen ausgehen, das Mittelſtück des Landes Oberöſterreich. Die politiſchen, ſiedlungsgeſchichtlichen und verkehrsgeographiſchen Urſachen für dieſe Beharrſamkeit und Strahlungskraft klar herauszuſtellen, iſt mir im Rahmen dieſes Aufſatzes nicht möglich. Vom Standort der Mundartforſchung im engeren Sinne ſei noch angemerkt: Die *eo* für ahd. *iu* und die *ęo* für mhd. *ô* ſind einmal ſicherlich weiter verbreitet geweſen als heute. Ja ſie ſcheinen eine Zeitlang der mittelbairiſchen Herrenſprache des 14. Jahrhunderts geläufig geweſen zu ſein[19].

Die ausweitende Kraft des Donautales iſt im weſtlichen Donauraum nicht ſo groß geweſen wie im öſtlichen. Man wird nicht fehlgehen, wenn man darin eine Nachwirkung der Beſiedlungsverhältniſſe ſieht. Oberöſterreich iſt ein altbeſiedeltes Land, hier war bairiſch-deutſches Volkstum ſchon feſt im Bauernland verwurzelt, als im öſtlichen Niederöſterreich die Landnahme erſt ſchüchtern begann.

Überblickt man die mundartſcheidenden Linien auf unſeren Skizzen, ſo fällt auf, daß eine Anzahl von Süden nach Norden verläuft, nicht ſelten den Strom überquerend. Von Oſten nach Weſten verlaufen nur die Linien, die davon Zeugnis geben, daß vom Donautal aus ein älterer einheitlicher Sprachraum zerſprengt worden iſt. Vergleicht man damit die ſprachlichen Grenzlinien im Böhmerwald[20] (Kärtchen 8), ſo ergibt ſich, daß dort die Linien ſenkrecht zum Kamm des Gebirges ſtehen und ihn überſchreiten. Die Böhmerwaldlandſchaft iſt von Süden nach Nordweſten hin geſtaffelt, der Donauraum von Weſten nach Oſten. Darin ſpiegelt ſich, in großen Zügen wenigſtens, der Gang der Beſiedlung. Der ſüdliche Böhmerwald ſteht, und das von altersher, noch unter dem Einfluß des Donautales ebenſo wie der ſüdmähriſche Raum bis gegen Brünn. Im mittleren und völlig dann im nördlichen Böhmerwald wirkt der Regensburger Kulturraum geſtaltend ein. Eine Darſtellung dieſes Raumes aber fällt aus dem Rahmen, den wir uns hier gezogen haben, heraus.

---

[19] Vgl. A. Haasbauer, Zur Geſchichte der oberöſterreichiſchen Mundarten (Prager deutſche Studien, 39. Heft) und dazu A. Pfalz im Anz. f. deutſches Altertum, Jg. 1926, S. 167.

[20] Dieſes Kärtchen beruht im weſentlichen auf der von R. Kubitſchek in ſeiner Darſtellung der Mundarten des Böhmerwaldes veröffentlichten Karte.

Die wirtſchaftliche und ſoziale Verflechtung zwiſchen Deutſchland und den Niederlanden bis zum 18. Jahrhundert

Von Bruno Kuske

1. Die allgemeinen räumlichen Grundlagen

Die deutſche Wirtſchaft[1] iſt mit keinem anderen Ausland verhältnismäßig ſo eng verwachſen wie mit den Niederlanden. Wir ſind außerhalb des Reiches rundum von etwa 460 Millionen Europäern in unſerem Erdteil umgeben, darunter von nur 8 Millionen Holländern. Aber mit dieſen wickeln wir etwa 11—12% unſeres Warenhandels mit Europa ab. Der Holländer hat demnach für uns eine 5—6mal größere Handelsbedeutung als andere Europäer. Aber auch für die Niederlande iſt der deutſche Wirtſchaftsraum von führender Bedeutung. Seine Stellung in ihrem Warenumſatz entſpricht dem Verhältnis des großen zum kleinen Lande und beträgt ein Viertel bis zu einem Drittel des holländiſchen Außenhandels; er ſteht darin an der Spitze.

Hiſtoriſch geſehen kommt hierin eine weit über 1000 Jahre alte, überaus enge Verflechtung zum Ausdruck, die ſich jetzt in den Milliardenwerten des Zeitalters der Maſſenumſätze äußert, aber im Verhältnis wohl immer ſo geweſen iſt.

Die Niederlande ſind ein wichtiger Ausſchnitt des von germaniſchen Stämmen beſetzten Niederungsbogen, der in Nordfrankreich beginnt und ſich bis nach der jütiſchen Halbinſel hinüberſchwingt. Dieſer Raum hat in ſeinen wirtſchaftlichen Möglichkeiten einen allgemeinen einheitlichen Zug, ſowohl zu Lande als auch zur See, der jedoch von Abſchnitt zu Abſchnitt gleichwohl in den Leiſtungsrichtungen ſo differenziert wird, daß er ſeit Jahrhunderten nicht nur nach außen, ſondern ſogar auch in ſich bemerkenswert zu Verflechtungen neigt. Mit der Oſtſeite der jütiſchen Halbinſel ſetzte ſeit dem früheren Mittelalter ein zweiter großer germaniſch erfaßter Küſtenabſchnitt ein, der bis zur Memel, ja in den deutſchen Siedlungsinſeln bis zum

---

[1] Unter „deutſch“ und „Deutſchland“ wird im folgenden immer der engere deutſche Lebens- und Raumzuſammenhang außerhalb der heutigen politiſchen Grenzen des Königreiches der Niederlande und Belgiens verſtanden. Die politiſchen Veränderungen, die ſich in der behandelten Zeit längs dieſer Grenze vollzogen, werden nicht berückſichtigt. Wenn gelegentlich für „Niederlande“, d. i. für deren heutigen politiſchen Raum, „Holland“ ſteht, ſo erklärt ſich das aus ſtiliſtiſchen Gründen und dem ſowohl bei uns als auch in den Niederlanden üblichen Sprachgebrauch. Wenn das engere „Holland“ gemeint iſt, ſo wird das ohne weiteres im Text aus dem Inhalt erſichtlich. Das Gleiche gilt gelegentlich für den Begriff „Niederlande“, wenn er heutige belgiſche Teile einbezieht.

Finniſchen Golf reichte und ſeine beſondere wirtſchaftsgeſchichtliche Miſſion hatte, dabei aber mit jenem Abſchnitt vom Kanal bis Jütland wechſelſeitig verflochten war.

Bei dem weſtlichen Küſtenabſchnitt bis Jütland liegt hier ein eng an die See anſchließender mehr oder weniger breiter Landſchaftsſtreifen vor, den das Klima ſeit vorgeſchichtlichen Zeiten auf Bevorzugung der Weidewirtſchaft weiſt und zwar ſowohl mit ergiebigem Graswuchs als auch dem Anbau von Futterpflanzen, die dem Seeklima beſonders gemäß ſind: von Hafer und Bohnen. Dieſe Hauptrichtung war durchſetzt von textilwirtſchaftlichen Grundlagen, die ſeit alters auf dem Flachs und dem Schaf beruhten und die im Süden des Küſtengürtels mit Leiſtungen nach außen hin ſchon in der Bretagne und Normandie zu beginnen pflegten.

Selbſtverſtändlich war überall die Bewirtſchaftung der See, ſei es in einer ſich ſeit dem ſpäteren Mittelalter in immer größere Fernen wagenden Fiſcherei und Seejagd oder in Seeverkehr, teilweiſe auch in der Salzgewinnung.

Die Differenzierung dieſer ganzen Front in ſich war entweder durch die Natur oder durch den ſich im Laufe der Jahrhunderte mit ſtändiger Vertiefung ſeiner Verbrauchs- und Arbeitsmethoden entwickelnden Menſchen bedingt. Sie kann namentlich von der allmählichen Entfaltung der Ausfuhrleiſtungen, d. h. von dem immerzu wachſenden Drang zur Verflechtung mit anderen Räumen abgeleſen werden. Hierbei geſtalten ſich die tragenden Kräfte ſo, daß der Menſch die von der Natur nahegelegten beſonderen Anſätze aufgriff und ſie unter der Anregung der auf ihn einwirkenden Marktmöglichkeiten immer feiner und plaſtiſcher ausgeſtaltete, oft zu ſehr hoher, kaum weiter zu treibender Vollendung brachte. Unverkennbar handelte es ſich dabei weit überwiegend um die beſonderen Methoden germaniſcher Völker, wenn auch die Erforſchung der Einzelheiten ſolcher Zuſammenhänge noch zahlreiche ungelöſte Fragen vor ſich hat[1a], [2].

[1a] Die nachfolgenden Anmerkungen können ſich nur auf eine Auswahl aus den durchgeſehenen Archivalien, Urkundenbüchern und zahlreichen Monographien über Länder, Landſchaften, Verwaltungsbezirke, Städte ſowie wirtſchaftliche und ſoziale Stoffe der hiſtoriſchen, wirtſchaftswiſſenſchaftlichen und geographiſchen Forſchung beſchränken. Eine umfänglichere Arbeit des Verfaſſers über ältere nordweſtdeutſche und niederländiſche Verflechtung mit dem Schwerpunkt für die Gebiete zwiſchen Rhein bzw. Zuiderſee und Weſer, bzw. zwiſchen Nordſee und Heſſen geht demnächſt in Bd. II des Werkes „Der Raum Weſtfalen" in Druck.

[2] Über die allg. Wirtſchaftsſtruktur ſiehe H. Pirenne, Histoire de Belgique 1900 ff. — P. J. Blok, Geſch. d. niederländiſchen Volkes, Gotha 1901 ff. — H. Blink, Opkomst van Nederland als economisch-geographisch gebied. Amſterdam 1925. — R. Häpke, Die Entſtehung der holländiſchen Wirtſchaft. Berlin 1928. — H. A. Poelman, Geschiedenis van den Handel van Noord-Nederland gedurende het merovingische en karolingische tijdperk. 's Gravenhage 1908. — H. C. Diferee, De geschiedenis van den nederlandschen handel tot den val der republiek. Amſterdam 1908. — H. A. Wijnne, Handel en ontwikkeling van stad en provincie Groningen. Groningen 1865. — W. Tuckermann, Länderkunde der Niederlande und Belgiens. Leipzig u. Wien 1931; — derſ. Drente in der A. Philippſonfeſtſchrift, Berlin 1930. — J. Dirks, Geschiedkundig onderzoek van den koophandel der Friezen. Utrecht 1846. — U. Emmius, Rerum Frisicarum historia. Leiden 1616. — P. C. J. A. Boeles, Friesland tot de elfde euw. 's Gravenhage 1927. — F. Arends, Oſtfriesland und Jever in geogr., ſtatiſt. und beſ. landwirtſch. Hinſicht. 3 Bde. Emden 1818 bis 1820. — B. Hagedorn, Oſtfrieslands Handel und Schiffahrt im 16. Jh., 2 Bde. Berlin 1910. — O. Wildfang, Das Reiderland.

In der Rinderzucht prägte ſich der nördliche Abſchnitt von der Maas- und Rheinmündung nach Dänemark hinüber als der aktivere aus. Das Land zwiſchen der Zuiderſee und der Nordſee — demnach „Holland" — ging ganz betont mit ſeinem ſchwarzbunten Vieh auf Molkereierzeugniſſe, alſo auf die Kühe. Öſtlich der Zuiderſee ſetzte eine ſich nach Holſtein und Dänemark ſtändig verſtärkende Produktion von Schlachtvieh, auf „Ochſen" ein. In der Pferdezucht ragte im Mittelalter Flandern mit ſeinen hochwertigen ſchweren Ritterpferden hervor, trat Holland zurück, und begann dann in Weſtfriesland die bedeutende Zone, die ihren Schwerpunkt in Oldenburg und Holſtein hatte[3]. Die exportierende qualifiziertere Textilzone reichte von Nordfrankreich bis nach Nordholland. Sie wurde ſichtlich begünſtigt durch die vom Seeklima veranlaßten ſehr feinen Faſern des Flachſes und durch die Möglichkeit feinerer Wollgarne und -tuche. Öſtlich von Nordholland beſtand wohl auch überall die Verarbeitung der in der Landſchaft erzeugten Flächſe und Wollen, aber ſie fiel hier infolge des nur gröber möglichen Rohſtoffes meiſt ſo aus, daß ſie der Selbſtverſorgung diente. Schon ſeit dem Mittelalter wurde dieſes Syſtem in Frankreich und Flandern durch Verbrauchs- und Arbeitsmomente ausdrücklich modifiziert: Man brachte die Flachsmöglichkeiten von den franzöſiſchen Modeanregungen und zwar namentlich des Pariſer Hoflebens aus in der Arbeit mit Damaſten, Battiſten, Schleiern, Spitzen ungeahnt zur Geltung. Flandern und Holland haben ihre Leiſtungen bei den Wollgeweben ſeit dem 12. Jahrhundert und wohl ſchon früher durch die regelmäßige Heranziehung beſſeren engliſchen Rohſtoffes in ſehr geſteigertem Maße vertiefen können. Nordholland kam ſeit dem 16. Jahrhundert auf organiſatoriſchem Wege zu ſeiner Bleicherei, bei der zwar die Eignung des Grundwaſſers der Dünen und die Verwendung von Molken auch wichtig waren, aber die Regelung der Arbeit doch den Ausſchlag gab[4].

Die landwirtſchaftliche Erzeugung des engeren Küſtengürtels wurde zu den Hauptrichtungen örtlich noch abgewandelt und zwar von ſehr alten natürlichen Anſätzen

---

Aurich 1920. — K. G. Böſe, Das Großherzogthum Oldenburg. Oldenburg 1863. — G. Rüthning, Oldenburgiſche Geſchichte. 2 Bde. Bremen 1911. — G. Sello, Öſtringen und Rüſtringen. Oldenburg 1928. — Vgl. über den Nordweſten beſ. die wirtſchafts- und ſozialgeſchichtlich ergiebigen Reiſebeſchreibungen: J. G. Hoche, Reiſe durch Osnabrück und Niedermünſter in das Saterland, Oſtfriesland und Groningen. Bremen 1800 und J. Gruner, Meine Wallfahrt zur Ruhe und Hoffnung. 2 Theile. Frankfurt a. M. 1802/03. — G. v. d. Oſten, Geſch. d. Landes Wurſten. Bremerhaven 1900. — Chr. L. A. Patje, Kurzer Abriß des Fabriken-, Gewerbe- und Handlungszuſtandes in den Chur-Braunſchweigiſch-Lüneburgiſchen Landen. Göttingen 1796. — H. Guthe, Die Lande Braunſchweig und Hannover. Hannover 1888. — Von den deutſchen Quellenpublikationen enthalten viel Material über die Küſtenländer das Hanſiſche Urkundenbuch, die Hanſerezeſſe und meine Quellen zur Geſch. des Kölner Handels u. Verkehrs i. Mittelalter, 4 Bde. (1917—1934).

[3] H. O. Feith, De veehandel en de ossen van Groningen: Bijdragen tot de Gesch. uſw. van Groningen. III (Groningen 1866). — Th. O. Achelis, Aus der Geſchichte des jütiſchen Ochſenhandels. Zeitſchr. d. Geſ. f. Schleswig-Holſt. Geſch. 60, S. 173f. — Über flandriſchen Pferdehandel nach Deutſchland ſiehe meine Quellen z. Geſch. d. Kölner Handels IV, S. 1—80. — L. Hofmeiſter, Die Pferdezucht d. Herzogtums Oldenburg. Oldenburg 1885.

[4] J. G. Krünitz, Enzyklopädie „Lein" uſw., Bd. 76 (1803), 795 S.

her oft unter ſtarker Beeinfluſſung durch Bedarfserforderniſſe, ſo wenn Flandern und Seeland ſeit dem Mittelalter auffallender — auch für die Ausfuhr — Karden und Krapp als Textilhilfsſtoffe anbauten, oder der heutige reichsdeutſche Küſtenabſchnitt ſchon in alter Zeit mehr auch Hafer und Gerſte aufbrachte. Die Teutonen und zwar beſonders die Sachſen, waren in der Brauerei dabei ſichtlich leiſtungsfähiger als die Frieſen[5]. In der Seewirtſchaft trat ſeit dem 12. Jahrhundert — und wohl ſchon früher — Holland ſehr aktiv hervor, ſo ſehr auch alle Anlieger der Küſte daran beteiligt waren. Die jetzt zu Frankreich gehörenden Teile, die mehr die Richtung auf den Atlantiſchen Ozean betonten, wirkten ſich nach Deutſchland hinüber dabei kaum aus. Die Flandrer hielten ſich mit größerem Nachdruck an die Überfahrt nach England, ein Umſtand, der heute noch das ſeit dem 14. Jahrhundert immer überlegener auf Koſten des urſprünglichen Haupthafens Brügge hochgekommene Antwerpen teilweiſe kennzeichnet. Mit dieſem erſt begann die Reihe der alten bedeutenden Fiſchereihäfen für das Hinterland, die zahlreich in der Schelde-, Maas- und Rheinmündung, aber auch an der holländiſchen Küſte und mit einer dritten Gruppe rund um die Zuiderſee lagen. Dieſe wurden durch die deutſchen Städte ergänzt. Da der Nordſeerichtung bis ins 16. Jahrhundert die zunächſt namentlich auch für den deutſchen Weſten wichtigeren Fiſchereigründe von Bohuslän und Schonen angegliedert waren, ſo ergaben ſich hier viel bedeutendere Entwicklungsmöglichkeiten, die ſich ſeit dem 16. Jahrhundert dazu auf der Doggerbank und ſonſt entfalteten. Daneben war mindeſtens ſeit dem 12. Jahrhundert nach Norwegen der deutſch-niederländiſche Seehandel im Gange, der unter anderem die dortigen Fiſchereiergebniſſe, namentlich Stockfiſch und Tran aufkaufte. Mit dem 16. Jahrhundert wurde dieſer Zug durch die ſelbſtändigen Fahrten der Holländer und Deutſchen in die Nordmeere ergänzt[6]. Von ſolchen Grundlagen aus aber entſtand die große weittragende weltwirtſchaftliche und kolonialpolitiſche Initiative des Mittelſtückes der ganzen Küſtenfront und zwar in ſeiner eigentlich holländiſchen Seite weſtlich der Zuiderſee, die ſeit Ende des 16. Jahrhunderts nach Indien, Amerika und Weſtafrika führte und auch auf die deutſchen Nachbargebiete ihre poſitiven Rückwirkungen hatte, wenn dieſe auch ſelbſt zu keinen dauernden ſelbſtändigen überſeeiſchen Einflußſphären zu gelangen vermochten. Demgegenüber blieben Flandern und Brabant erheblich zurück, und an Stelle von Brügge, bzw.

---

[5] B. W. van der Kloot Meyburg, Bijdrage tot de geschied. van de meekrapcultuur in Nederland in Econom.-Hist. Jaarboek 18 (1934). — W. Bing, Hamburgs Bierbrauerei vom 14. bis zum 18. Jh. Leipzig, Diſſ. 1909. — R. Schneiders, Bierhandel und Bierpolitik der norddeutſchen Städte vom 14. und 15. Jh. Köln, Diſſ. 1924.

[6] A. Beaujon, Overzicht van de Geschiedenis van de Nederlandsche Zeevischerijen. Leiden 1885. — M. Lindeman, Die arktiſche Fiſcherei der Deutſchen Seeſtädte 1620—1868 (Peterm. Mitt. Erg.-Heft 26). Gotha 1869. — W. Engels, Die Seefiſchereien der baltiſch-ſkandinaviſchen Meere zur Zeit der Hanſe im Zuſammenhange geographiſcher Bedingungen. Marburg, Diſſ. 1900. — Meinen Kölner Fiſchhandel vom 14.—17. Jh.: Weſtdeutſche Zeitſchr. f. Geſch. u. Kunſt Bd. 24 (1905) und die dort verzeichnete Literatur. — N. Gottſchalk, Fiſchereigewerbe und Fiſchhandel der niederländiſchen Gebiete im Mittelalter. Köln, Diſſ. 1927. — H. Entholt, L. Beutin, Bremen u. Nordeuropa. 1937.

Antwerpen wurde das im Mittelalter recht unſcheinbare Amſterdam der eigentliche neue Welthafen namentlich dabei für Nordweſtdeutſchland, während Bremen und Hamburg — wenn auch im Vergleich zum Mittelalter nun bedeutend wachſend — ſich wie Antwerpen mehr auf europäiſche Aufgaben beſchränkten und dabei zugleich die Vermittlung nach den das Überſeegeſchäft betreibenden Häfen — neben Amſterdam London, Le Havre, Liſſabon, Cadiz uſw. — der Kolonialmächte beſorgten[7].

Die Salzgewinnung trat an dieſem Küſtenbogen nur als eine Art Raumabſchluß zu den klimatiſch beſſergeſtellten weſtfranzöſiſchen und iberiſchen Küſten auf. Salz iſt bis gegen die öſtliche Nordſeeſeite hin örtlich immer irgendwie geſotten worden, wobei bis nach Friesland oft der mit ihm imprägnierte moorige Untergrund des Strandes, der Darrink, zuſtatten kam. Aber eine größere Bedeutung hatte hierin nur Seeland, das ſich im ſpäteren Mittelalter obendrein auf die Raffination franzöſiſchen oder ſpaniſch-portugieſiſchen rohen Seeſalzes verlegt, alſo auch eine beſondere Arbeitsorganiſation aufgepfropft hatte[8]. Im ganzen war das Salz aber für die Wirtſchaft der Küſtenländer ſelbſt ein ganz unentbehrlicher tragender Stoff, da es allein die maſſenhafte Entwicklung von ſo wichtigen Fernhandelswaren wie Fiſche, Butter und Käſe ermöglichte und die Verproviantierung der ſich ſeit dem 11. und 12. Jahrhundert immerzu vermehrenden Fiſcherei- und Handelsflotten mit Fleiſch ſicherte. In letzterer Hinſicht war ſein bedeutſames Seitenſtück das Bier der Seeſtädte und ihres Hinterlandes und der für deſſen Herſtellung dort arbeitende Getreide- und Hopfenbau.

Für die Wirtſchaftsmöglichkeiten und dabei vor allem für die Geſtaltung der perſönlichen deutſch-niederländiſchen Beziehungen darin war neben dieſer ſo ausgeſprochenen Eigenart der Küſtenzone ausſchlaggebend der Aufbau ihres Hinterlandes in den Niederlanden ſelbſt und tief nach Deutſchland hinein.

An die Küſtenländer legten ſich faſt durchweg zunächſt Gebiete an, die inſofern beachtlich waren, als ſie in der ganzen älteren Zeit bis zum 18. ja 19. Jahrhundert ſich nicht imſtande ſahen, von der Natur aus bemerkenswertere Leiſtungen nach außen zu entfalten. Erſt mit der im 12. Jahrhundert reger werdenden ſtädtiſchen Entwicklung ſchuf ſich der Menſch hier einige neue Arbeitsmöglichkeiten, indem er die von den Küſtenlandſchaften aus gebotenen Rohſtoffe oder deren Arbeitsverfahren aufgriff und gewerblich hier und da origineller vorging. Aber gegen den Norden hin, von Overijſel gegen Groningen und von den nördlichen Stiften Münſter und Osnabrück ab gegen die Küſte kam eine dichtere und blühendere ſtädtiſche Entfaltung überhaupt nicht zuſtande. Sie beſchränkte ſich auf einige bedeutendere, an die Jſſel, die Zuiderſee und an die Küſte, Lauwers, Ems, Hunte und Weſer, ja Elbe gebundene Städteinſeln.

---

[7] J. Janſſen verzeichnet i. d. Münſteriſchen Chroniken III, S. 173 i. J. 1601, daß im September in Amſterdam 8 Schiffe mit groißer ſpecerie und gute nach 3jähriger Reiſe aus Indien zurückgekehrt ſeien. — Über zeitgenöſſiſche Eindrücke von der Bedeutung des neuen Überſeehandels vgl. noch E. van Meteren, Historie der Nederlandscher ende haerder naburen oorlogen. s' Graven-Haghe 1614. Fol. 593f. — Vgl. E. Luzac, Betrachtungen über den Urſprung des Handels und der Macht der Holländer. 4 Bde. Greifswald 1788—1790, S. 516, 539. — H. Entholt, Bremen. Bremen 1924.

[8] G. O. v. Buſchman, Das Salz Bd. I (Europa), Leipzig 1909. — A. Agats, Der hanſiſche Baienhandel. Heidelberg 1904. — Salzgewinnung in Oſt- und Weſtfriesland ſ. Emdener Jahrb. 18, S. 137f.

Dieſe Zone war mit Heiden, Mooren, Brüchen und landwirtſchaftlich magerem Boden überzogen, der gegen die Küſte die Geeſt bilden konnte und dann ihre Landwirtſchaft gegenüber der einſeitigen Marſchenwirtſchaft beſonders mit Getreide und Flachs zu ergänzen vermochte, ohne jedoch den Mangel der Küſte beſonders an erſterem ausgleichen zu können. Beim Flachs trat nur Brabant leiſtungsfähiger in Erſcheinung, die anderen Teile dieſes Gürtels allenfalls darin nur mit Einzelheiten, die ſich zum Unterſchied zu den ſüdlichen Küſtenprovinzen bis tief nach Frankreich und zu dem, was im weiteren Hinterland, vor allem in Weſtfalen und Niederſachſen, möglich war, aber keineswegs in größerem Stil dauernd auszuwirken vermochten. Gelegentlich kamen, wie etwa in Brabant, Geldern oder Overijſſel, einige Wolltuchſpezialitäten in Betracht ſowie, auf den Weidegegenden aufbauend, beachtliche Ledergewerbe, z. B. ſeit dem ſpäteren Mittelalter in dem darin exportkräftigen Herzogenbuſch.

Im allgemeinen handelte es ſich um eine Brückenzone, die den Durchgang landeinwärts zu vermitteln hatte und zu wieder ausgeprägteren Leiſtungsgebieten hinüberführte. Sie begann im Süden mit Brabant, teilweiſe unter Beteiligung von Limburg; daran reihten ſich Geldern, Overijſſel und Drente, — auf der jetzt deutſchen Seite der politiſchen Grenze Kleve und Bentheim, die Niederſtifte von Münſter und Osnabrück, die Grafſchaften Diepholz und Hoya und die Gebiete der Lüneburger Heide. Das Ganze war eine Zone auffallender Quer- oder Längsſtraßen durch Heiden und Moore; teilweiſe bildeten Waſſerwege, wie Maas, Niederrhein, Jſſel, Berkel, Vechte, Ems, die Leda mit ihren Entſtehungsflüſſen, Unterweſer, Aller und Unterelbe die beſonderen Grundlagen der Brückenfunktionen oder flankierten mit ihren Leiſtungen das Durchgangsgebiet. Von Brüſſel, Löwen und Mecheln, Haſſelt und Maaſtricht an ſchwang ſich durch dieſes ein Bogen von Handelsſtädten und Märkten über Herzogenbuſch, die Jſſelſtädte Zutphen, Deventer, Kampen und Zwolle, über Nordhorn, Lingen und Meppen, über Frieſoythe, Kloppenburg, Damme, Vechta und Oldenburg hinüber nach Lüneburg und Stade. In Stadt und Land waren zum mindeſten rege tätig Tauſende von Fuhrleuten, Spediteuren und Herbergen ſowie von verkehrsverſorgenden Handwerkern — Schmieden, Wagenmachern, Sattlern,

---

[9] L. A. J. W. Baron Sloet, Bijdragen tot de kennis van Gelderland. Arnhem 1855. — W. Nagge, Historie van Overijsel. Zwolle 1908. — Z. W. Sneller, Deventer, die Stadt der Jahrmärkte. Weimar 1936. — H. Specht, Das Bentheimer Land. Nordhorn 1934. — E. Reining, Das ſüdliche hannoverſche Emsland. Pyrmont 1931. — J. Bröring, Das Saterland, Teil I. Oldenburg 1897. — G. Müller, Der Raum Weſer—Ems. Oldenburg 1932. — C. L. Niemann, Das oldenburgiſche Münſterland in ſeiner geſchichtlichen Entwicklung. 2 Bde. Oldenburg, Leipzig 1889, 1891. — A. Reinhold, J. Oltmanns, Der deutſche Handelskanal. Leer 1817. — E. Baaſen, Das Oldenburger Ammerland. Oldenburg 1927. — H. Menne, Die wirtſchaftliche Entwicklung des preußiſchen Anteils am Bourtanger Moor. Köln, Diſſ. 1922. — H. Gade, Beſchreibung der Grafſchaften Hoya und Diepholz. 2 Bde. Hannover 1905.

Bäckern, Metzgern, Brauern —, und zwar wirtſchafts- und ſozialgeographiſch jeweils um ſo auffallender, je weniger die betreffende Landſchaft an anderen wirtſchaftlichen Leiſtungen bot[9]. An den Flüſſen verknüpfte ſich dann die beſondere Tätigkeit der Brückenzone mit den übrigen, oft viel größeren des ganzen Waſſerweges, ſo bei Maastricht, Roermond oder Venloo, bei Weſel, Emmerich, Nimwegen, Arnheim, Deventer und Zwolle. Die Ijſſellinie war Fortſetzung der großen Rheinlinie. Aber kleinere Flüſſe wie die zwiſchen Zuiderſee und Münſterland oder die des Ledaſyſtems gingen ganz überwiegend in den engeren Brückenaufgaben auf. In gewiſſer Hinſicht galt das auch für die Ems, die meiſt nur von Rheine an befahren wurde, alſo von der Nordſeite des andersgearteten Oberſtifts Münſter aus nur wenig über die des Niederſtiftes hinaus an die plaſtiſche Leiſtungsfähigkeit von Oſtfriesland und Groningen heranführte[10].

Landeinwärts aber war ſolche Leiſtungsfähigkeit in eigenartigen Agrar- und Gewerbegebieten ausgebreitet, unter Umſtänden wie in dem ſchon tief im Mittelalter gewerblich ſehr vielſeitigen Köln, aber auch damals bereits z. B. in Aachen, Eſſen, Dortmund, Soeſt, Osnabrück oder Münſter ſtädtiſch konzentriert[11].

An den Heide- und Moorgürtel vom belgiſchen Kempenland bis nach Lüneburg legten ſich Agrargebiete an, die oft von ausgeprägter Richtung waren und darin erhebliche und wertvolle Überſchüſſe erzielten: ſo das Jülicher Land und ſeine gegen den Rhein ziehende kurkölniſche Nachbarſchaft mit Getreide- und Waidanbau- und ausfuhr. Nach dem Niederrhein gliederte ſich ein Flachsgelände an, das ſich in das obere Münſterland, in Tecklenburg, dem Oberſtift Osnabrück, in der Grafſchaft Ravensberg und dem Fürſtentum Minden ſowie nach Braunſchweig und Lüneburg zur Elbe fortſetzte. Die Flachsleiſtungen ſteigerten ſich in dieſem Raume beſonders in der Qualität im öſtlichen Weſtfalen, in Ravensberg, Lippe und den kleinen, weſtlich an dieſe anliegenden Territorien. Mehr quantitativ und mit gröberen Sorten breiteten ſie ſich jenſeits der Weſer bis zur Elbe und von der Lüneburger Heide bis zum Harz aus. In Tecklenburg und Osnabrück, in nachmittelalterlichen Jahrhunderten auch bis ins Weſergebiet, wurden ſie durch erheblichen Anbau und Verarbeitung von Hanf ergänzt. Neben dieſen Faſern waren namentlich Roggen und Gerſte die wichtigen Überſchußgetreide, jene beſonders im Münſterland, dieſe im Weſergebiet und oſtwärts. Seit dem 16. Jahrhundert wurde allerdings in Ravensberg und ſeiner

---

[10] H. Meidinger, Die deutſchen Ströme. 2 Bde. Frankfurt a. M. 1861. — G. A. Stratingh, De Eems, vooral de Beneden Ems als handel-en grensstroom beschouwd. Bijdr. usw. van der provincie Groningen Bd. II (1865). — K. Brix, Die Entwicklung der Emsſchiffahrt. Köln, Diſſ. 1925. — H. Knüfermann, Geſch. d. Max-Clemenskanals. Beitr. f. d. Geſch. Niederſachſens u. Weſtfalens, Heft 10. Hildesheim 1907. — W. Kliche, Schiffahrt a. d. Ruhr u. Lippe im 18. Jh. Zeitſchr. Berg. Geſch.-Ver. 37 — H. Münker, Die Weſeler Schiffahrt. Weſel 1908.

[11] Das Rheinland von den älteſten Zeiten bis zur Gegenwart, hrsg. von d. Geſellſch. f. Rheiniſche Geſchichtskunde. 2 Bde. Eſſen 1922. — B. Kuske, Die Volkswirtſchaft des Rheinlandes. Eſſen 1925. — Der Raum Weſtfalen, hrsg. von d. Provinzialverwaltung zu Münſter; bisher 3 Bde. Berlin 1931 f. — Der Rhein, hrsg. v. K. Haushofer, 3 Bde. Berlin 1928—1931. — Über den Niederrhein ſ. meine Arbeiten in Hanſ. Geſch.-Bl. 1909 u. Annalen d. Hiſt. Ver. f. d. Niederrh. 1929.

Nachbarſchaft, ebenſo wie in Tecklenburg und in osnabrückiſchen Gebieten unter dem Einfluß der Induſtrialiſierung faſt eine Monokultur der Faſern erſtrebt und Getreide dafür eingeführt. Im ganzen hob ſich mit dieſer neuen Einſtellung das nördliche weſtfäliſche Bergland, gebildet vom Teutoburger Wald und der Weſerkette, heraus, das ſich ſo an das zur Küſte führende Heide- und Moorgebiet des Überganges, das „weſtfäliſche Nordland“, ſüdlich in der gleichen Breite von der Ems bis zur Weſer anſchloß. Der Roggen herrſchte dagegen in der Bucht von Münſter vor. Seine Felder wurden hier durch große Eichenwälder und die „Eichhöfe“ der Bauern ergänzt. Sie ergaben neben dem Roggen die uralten berühmten weſtfäliſchen Schweineleiſtungen, für die das Oberſtift Münſter wohl im ganzen nordweſtlichen Deutſchland immer das führende Land geweſen iſt.

In den auf die Niederlande unmittelbarer gerichteten Zuſammenhang dieſer weſtdeutſchen Leiſtungsgebiete gehörten jedoch auch die fruchtbaren Getreideſtriche des Hellwegs, der verſchiedenen Börden gegen die Weſer hin (beſonders von Minden und Warburg), jenſeits des Fluſſes von Hildesheim, Magdeburg, dem Eichsfeld und dem nördlichen Thüringen, die oft namentlich gleich dem Jülicher Land der linken Rheinſeite auch durch den Weizen gekennzeichnet waren[12].

In weiterer ſehr ausgeprägter Weiſe gliederten ſich an die Agrarzone die Berg- und Waldländer an, die vom Hennegau und den Ardennen über Eifel und Hunsrück, die rechtsrheiniſchen Berge vom Taunus bis in das niederbergiſche Land, von Heſſen, dem Sieger- und Sauerland aus bis hinüber zum Harz und zum Thüringer Wald ziehen. Sie bildeten faſt alle auf der Grundlage der Wälder und der Erze ſeit älteſten Zeiten wirtſchaftlich eine Welt für ſich mit einer Einſeitigkeit, die an die der Küſtenzone erinnert, organiſch ihr Gegenſtück iſt; aber gerade dadurch drängten beide Gruppen ſchon tief im Mittelalter zu gegenſeitiger, räumlich breit angelegter Verbindung. In dieſer langen Gebirgszone war es der im Mittelalter bereits dichter werdenden Bevölkerung nicht möglich, ſich mit Hilfe der Landwirtſchaft einigermaßen ziviliſiert zu behaupten. Sie mußte oft ſogar ganz entſcheidend das Schwergewicht auf eine okkupatoriſche Wirtſchaft legen, bei der der Wald die Grundlage war. Mit Holzausfuhr oder der von Holzkohle, Aſche und anderen Holzderivaten war es bei der meiſt ſchlechten Verkehrslage nicht immer getan. Man baute daher auf dem Wald deſſen Verwertung zu Metallen oder zu Glas auf, wobei das Eiſen faſt auf dieſer ganzen Gebirgsfront immer mehr oder weniger das Hauptziel wurde, obendrein wegen ſeiner ſehr mannigfaltig abgewandelten Erzſorten ſehr verſchiedenartig ausfiel, alſo eine ſehr vielſeitige und oft höchſt qualifizierte Herſtellung ſowohl von Halbzeug als auch von Fertigwaren ermöglichte. Kupfer, Blei und Zink (Galmei) waren von Belgien bis nach Mansfeld wenigſtens in ſolchen Mengen möglich, daß ſich darauf weittragende gewerbliche und kommerzielle Beziehungen, ähnlich wie von Eiſen und Stahl her, ſogar für die europäiſche Wirtſchaft ſeit dem früheren Mittelalter ergeben konnten. Die Bergländer haben ſich aber namentlich gegen die Niederungen hin auch immer — bekanntlich mindeſtens unter römiſchem Einfluß ſchon im Altertum — mit ihren Steinen geäußert. Sie förderten für draußen aber auch Kalk und Ton, womöglich Sand; gaben ſolche Stoffe als Tonwaren und Glas ab. In dieſe langgezogene Lagerung von Sand- und Kalkſteinarten, untermiſcht mit Schiefern, kam obendrein beſonders durch den Vulkanismus am Mittelrhein mit ſeiner bunten und nützlichen Auswahl von Steinen und Erden noch ein ſehr ergiebiger weiterer Zug. Zu ihm gehörten auch Mineralwäſſer, die ſchon wenigſtens ſeit dem 17. Jahrhundert exportiert worden ſind[13].

---

[12] Allgemein über das ältere Weſtfalen ſiehe Wernerus Rolevinck, De Laude veteris Saxoniae, nunc Westphalia dictae. Köln 1478, ed. Troß 1865. — H. Hamelmann, Opera genealogico-historica de Westphalia et Saxonia inferiori hrsg. von E. C. Waſſerbach. Lemgo 1711. — P. F. Weddigen, Statiſtiſche Überſicht von Weſtphalen. Berlin 1791. — Geographiſch-ſtatiſtiſche Beſchreibung der Entſchädigungsprovinzen. Berlin 1802. — J. N. v. Schwerz, Beſchreibung der Landwirtſchaft in Weſtphalen u. Rheinpreußen. Stuttgart 1837. — G. v. Detten, Weſtfäliſches Wirtſchaftsleben im MA. Paderborn 1903. — F. Meeſe, Über den Hanfbau in Weſtfalen. Nürnberg 1794. — F. v. Reden, Das Königreich Hannover. 2 Bde. 1839. — C. Venturini, Das Herzogthum Braunſchweig in ſeiner vormaligen und gegenwärtigen Beſchaffenheit. 3. Aufl. Helmſtedt 1847. — H. Pieper, Der weſtfäliſche Hellweg. Münſter, Diſſ. 1928.

Dieſe ſo geſchilderte Raumkonſtellation iſt ein Schema im Hinblick auf die Verflechtung. Es wurde ergänzt durch die im Mittelalter überall vorhandene alltägliche örtliche Verſorgungswirtſchaft, die grundſätzlich in der Landwirtſchaft auf die vier Getreidearten, dazu auf Raps und Flachs und auf die vier Tierarten gerichtet war, allerdings hierin nicht überall befriedigend glückte. Am wenigſten geſchah das in den Bergländern. Aber in den Zwiſchengebieten und in den Niederungen war ſie auch meiſt irgendwie einſeitiger geſtaltet. Seit dem 16. Jahrhundert hatte die durchſchnittlich gehaltene Selbſtverſorgung die Neigung, in manchen Zweigen zu verfallen. Das war überall und beſonders auch in den Niederlanden beim Tuchgewerbe der Fall. In den

---

[13] Die Grafſchaft Mark, hrsg. von A. Meiſter. 1910. — E. Voye, Geſch. d. Induſtrie im märkiſchen Sauerlande. 4 Bde. Hagen i. W. 1908—1913. — A. Meiſter, Das Herzogtum Weſtfalen in der letzten Zeit d. kurköln. Herrſchaft. Münſter 1908. — H. v. Achenbach, Aus des Siegerlandes Vergangenheit. 2 Bde. Siegen 1895, 1898. — Siegen und das Siegerland, hrsg. von H. Kruſe, Siegen 1924. — Th. Kraus, Das Siegerland. Forſchgg. z. deutſchen Landes- und Volkskunde. Bd. XXVIII, 1931. — E. Klein, Studien zur Wirtſchafts- und Sozialgeſch. d. Grafſch. Sayn—Wittgenſtein—Hohenſtein vom 16. bis zum Beginn des 19. Jh. Schr. d. Inſtit. f. geſch. Landeskunde von Heſſen und Naſſau. Marburg 1935. — L. Curtze, Geſch. und Beſchreibung des Fürſtentums Waldeck. Arolſen 1850. — J. J. Winkelmann, Gründliche und warhafte Beſchreibung der Fürſtenthümer Heſſen und Hersfeld. Bremen 1697. — J. Arnoldi, Geſch. d. Oranien-Naſſauiſchen Länder. 4 Bde. Hadamar 1799—1816. — Zur Wirtſchaft der Bergländer noch: A. Seidenſticker, Rechts- und Wirtſchaftsgeſch. norddeutſcher Forſten. 2 Bde. Göttingen 1896. — A. Meiſter, Chronik des Matthias Dullaeus aus Altena. Dortmunder Beiträge 16 (1908). — F. L. Cancrinus, Beſchreibung der vorzüglichſten Bergwerke in Heſſen, in dem Waldeckiſchen, an dem Harz uſw. Frankfurt a. M. 1767. — E. A. Jägerſchmid, Bemerkungen über einige Metalliſche Fabriken in der Grafſchaft Mark. Durlach 1788. — J. Ph. Becher, Mineralogiſche Beſchreibung der Oranien-Naſſauiſchen Lande. 1789. — F. A. A. Eversmann, Die Eiſen- und Stahlerzeugung auf Waſſerwerken zwiſchen Lahn und Lippe und in den vorliegenden franzöſiſchen Departements. Dortmund 1804. — H. Schubert, Geſch. d. naſſauiſchen Eiſeninduſtrie v. d. Anfängen bis zur Zeit des 30jähr. Krieges. Marburg 1937 (Veröff. d. Hiſt. Kommiſſion f. Naſſau, Bd. IX). — M. Killing, Die Glasmacherkunſt in Heſſen. Marburg 1927. — H. A. Krawinkel, Die Lippiſchen Glashütten. Mitt. a. d. Lipp. Geſch. und Landeskunde. Bd. 14 (1933).

Flachsgebieten kam das Beſtreben auf, auch Baumwolle mit zu verarbeiten, ſo z. B. in den rechtsrheiniſchen Bergländern, am Niederrhein, im Münſterland oder in Twente. Das Schema wurde in den Brückengebieten oder in den Küſtenlandſchaften ergänzt etwa durch die Ausnutzung der Moore auf Torf zur Korrektur des Holzmangels, wie auch in der Nachbarſchaft der Wälder im Maasgebiet, bei Aachen, in der ſpäter „Ruhrgebiet“ genannten Gegend und an der Saar die wirtſchaftlich ſpürbarere Verwendung von Steinkohle im 12. und 13. Jahrhundert begann. Im Flachland erſetzte man das Defizit an Steinen und Erden mit Hilfe der Findlinge und der vereinzelt auftretenden Tonvorkommen oder aus der See mit Muſchelſchalen.

Gegenüber der erheblichen Bedeutung der Seewirtſchaft für die Aufbringung von Salz in der älteren Zeit beſtand im Binnenland doch ein gewiſſes Gegengewicht, das ſich der oben geſchilderten Raumordnung nicht fügte, da ſeine Vorkommen ähnlich wie die des Kalkes oder der Sandſteine ſich über verſchiedene der typiſchen Landſchaften zugleich verteilten. Mineralien lagern ſich oftmals anders als die Möglichkeiten der Landwirtſchaft und der menſchlichen Arbeitskraft. Es beſtand ein großer Salinenbogen, der — in der örtlichen Ausnutzung hiſtoriſch durch die Jahrhunderte ſehr wechſelnd — vom Stift Eſſen und der Grafſchaft Mark bei Schwelm, Werdohl und Unna beginnend, rund um die Bucht von Münſter, dabei die Weſer bei Rehme berührend ,bis nach Rheine und Bevergern d. i. beſonders auf der Innenſeite der Bergumrandung, daherzog. Er ſetzte ſich jenſeits der Weſer in Braunſchweig-Lüneburg, Hildesheim und Thüringen fort bis zur Elbe, wo er ſich von dem darin nach außen hin ſehr aktiven Lüneburg nach Holſtein und Mecklenburg erweiterte[14].

Von allergrößter Bedeutung aber war, daß dieſe kontinentale Anordnung der nordweſtdeutſch-niederländiſchen Wirtſchaftsmöglichkeiten von der Seeſeite aus ergänzt wurde. Damit gewann die Verflechtungsgeſtaltung vor allem der Küſtenlandſchaften eine großartige Zweiſeitigkeit. Nach Überſee lagen die großen verſchiedenen Wirtſchaftskörper England, Skandinavien und die oſtbaltiſchen Länder ſowie an der ſüdlichen Oſtſee die dortigen deutſchen Gebiete vor.

Alle dieſe Länder waren jedes nach ſeiner Eigenart imſtande, der Küſte der Nordſee und zumal den Niederlanden ähnliche Leiſtungen zu bieten wie ihr kontinentales Hinterland: England in der älteren Zeit Metalle, Wolle, Viehprodukte und Getreide, ſeit dem ſpäteren Mittelalter Tuche, ſeit dem 18. Jahrhundert Induſtrieerzeugniſſe, ſchon viel früher Steinkohle, und, mit dieſer geſotten, ſeit dem 16. Jahrhundert Salz. Von Skandinavien her ſpielte ein Wettbewerb mit Holz, Eiſen und Kupfer, aus dem Baltikum mit Einſchluß Oſtdeutſchlands mit Getreide, Flachs, Holz und Holzderivaten.

---

[14] F. Wiemers, Das Salzweſen an der Weſer und Ems, Münſter, Diſſ. 1915.

2. Der niederländiſche Wirtſchaftsraum

In dieſem Geſamtbereich und mit ihm ſeit alten Zeiten in ſeiner Weiſe in Beziehungen ſtehend heben ſich die Niederlande beſonders heraus.

Bei der Entwicklung der Verbindungen mit Deutſchland traten ſchon im Mittelalter Flandern, Hennegau und in mancher Hinſicht auch das Maasgebiet von Lüttich zurück, ſofern hier im Oſten nicht die engere und beſonders geartete, das alltägliche Leben betreffende Wirtſchaftsgemeinſchaft im Gange war, die auch den Produktionsprozeß bei Wollerzeugniſſen und Metallen zwiſchen dem Aachener Bezirk und dem nahegelegenen belgiſchen beſonders erfaßte. Die Verbindungen Deutſchlands mit den Wirtſchaftsgebieten in dem heutigen belgiſchen Staatsraum wurden gedämpft durch die der deutſchen Seite ähnliche Leiſtungsrichtung der belgiſchen Bergländer, ſo daß ſich hier im engeren Raum an der Weſtecke der ganzen Flucht von Ländern ein wirtſchaftliches Zuſammenleben geſtaltete, wie es heute noch im belgiſchen Staate üblich iſt.

Auf die beſondere Struktur von Brabant für deſſen deutſche Beziehungen wurde hingewieſen. Die daran nördlich anſchließenden Gebiete hießen auf der deutſchen Seite ſchon im Mittelalter „Niederlande“[15] und deren Bewohner entſprechend. Dabei waren Geldern und Kleve wechſelſeitig beſonders eng durchdrungen, eine Tatſache, die ſich auch im Verhalten der Bevölkerung beider Länder und im Bewußtſein einer wirtſchaftlichen Zuſammengehörigkeit äußerte.

Sehr weitgehend nahm an dieſer Intimität auch Overijſſel teil, das über den rundum und zugleich weit in die Ferne ausſtrahlenden großen Markt von Deventer verfügte. Von dieſem aus ergab ſich oſtwärts eine durch alle Zeiten laufende vielſeitige Verwachſung mit dem weſtlichen Münſterland, an der außer Münſter ſelbſt namentlich ausgeprägt Städte wie Coesfeld, Bocholt, Stadtlohn, Steinfurt beteiligt waren[16]. Dieſe Verbindung ſetzte ſich in den bentheimiſch-emsländiſchen Städten fort und geſtaltete ſich bis an die Zuiderſee heran zu einem engen Verkehrs- und Handelskomplex, der in dem alten Stile noch Ende des 18. Jahrhunderts beſtanden hat. Von großer Bedeutung war hierbei, daß das deutſche Hinterland am Rhein und in Weſtfalen in der Südoſt- und Oſtküſte der Zuiderſee zugleich ſeine beſondere Seeſeite beſaß, die ihm neben der Nordſee zur Verfügung ſtand und an der ſich ſeit dem 13. Jahrhundert ganz beſonders dringlich ihr Verkehr auf Zwolle und Kampen zuſpitzte, von da nach Amſterdam überſetzte oder den Weg in die Weiten der Nordſee ſuchte. Vorher hat, beſonders auch nach rheiniſchen Quellen zu urteilen, mehr ein Zug weiter nordwärts nach Stavoren beſtanden. Die Wandlung dürfte ſich wohl beſonders auch aus den hydrographiſchen Veränderungen an der Zuiderſee erklären[17].

---

[15] Städtechroniken XXIV: Soeſt 1424: nederlendsch. — Zu Nederlande ſiehe das Namenregiſter in Bd. IV meiner Quellen z. Geſch. d. Kölner Handels.

[16] Über die enge Verbindung Geldern-Kleve ſiehe Lacomblet, UB. II Nr. 268 (1242); IV Nr. 537 (1. Heft, 16. Jh.). — Weſtl. Münſterland und Overijſſel: Kunde von Weſtfalen, Jg. 13, S. 36. — F. Darpe, Coesfelder UB. I, S. 26: Vertrag zwiſchen Deventer und Coesfeld (1293). — F. Philippi, 100 Jahre preuß. Herrſchaft in Münſterland. Münſter 1904, S. 102ff. Vgl. auch E. O. Sigismund, Regierungsbezirk Münſter. Hamm 1819. — K. Rübel, Dortmunder UB. I, 2. S. 645 (1371). Ein Schmähbrief gegen die Stadt Recklinghauſen wird beſ. an die weſtfäliſchen Städte ſowie an Utrecht, Geldern, Kleve, Arnheim, Zutphen, Nimwegen, Deventer, Bentheim und Tecklenburg geſchickt. — Über die Verkehrsbedeutung der kleinen Flüſſe Berkel, Bocholter Aa u. Vechte für dieſe Verflechtung ſiehe L. A. J. W. Baron Sloet, Bijdragen tot de kennis van Gelderland, S. 197. — J. Hobbeling, Beſchreibung des ganzen Stifts Münſter (1655) hrsg. von J. D. v. Steinen, Dortmund 1742, S. 42. — E. O. Sigismund, a. a. O., S. 9, 117, 135. — Vgl. Specht, Bentheimer Land.

Eine ausgeprägte Gruppe bildeten Weſtfriesland und Groningen, teils wegen der landwirtſchaftlichen Leiſtungen, teils von ihrer Lage aus. Noch im 14. und 15. Jahrhundert wurden hier „Freſonen“, „Gronienſen“ und „Drenthonen“ voneinander unterſchieden. Aber alle drei zuſammen prägten ſich auch in gemeinſamer Geſchloſſenheit gegenüber Holländern und Seeländern aus, die im wirtſchaftlichen Verkehr minderen Rechtes im Lande waren. Sie ſtanden ſowohl feſter verbunden mit Oſtfriesland als auch mit Weſtfalen. Hierbei kam es dorthin auf die Notwendigkeit einer Verſtändigung über den Emsweg an, der als Parallele zu dem Landweg Groningen—Koevorden—Bentheim—Münſter von auf der Hand liegender Bedeutung war. Das äußerte ſich in den verſchiedenen Abmachungen zwiſchen Groningen, Oſtfriesland und dem Biſchof von Münſter über dieſe Verbindung, an der namentlich Groningen für die unbehinderte Paſſage an Oſtfriesland bzw. an Emden vorüber nach dem Münſterland hinauf immer viel gelegen war. Dabei beſtand aber auch unentwegt die ſcharfe Unterſcheidung zwiſchen Frieſen und Teutonen (bzw. Deutſchen) auf der Emslinie, wo die biſchöflich-münſteriſche Papenburg der letzte deutſche Vorpoſten gegen Friesland hin war[18]. Für die endgültige Entſcheidung über den politiſchen Verbleib von Groningen und Oſtfriesland hat die Zuteilung von jenem und der daran ſüdlich anſchließenden Länder bis nach Overijſſel hinauf an den Biſchof von Utrecht, von dieſem an den von Münſter als die kirchlichen Oberherren in der Karolingerzeit richtunggebend gewirkt. Der Abſchluß hing bekanntlich von der Reichspolitik des 16. Jahrhunderts ab. Dem Münſterland aber ſtand durch alle Jahrhunderte die Möglichkeit zur Verfügung, gegenüber den ihm an der Emsmündung für den wirtſchaftlichen Durchgang von Oſtfriesland aus etwa bereiteten Hemmungen wirtſchafts- und verkehrspolitiſche Auswege nach Zwolle anſtatt nach Emden zu ſuchen. Bau und Betrieb des Max-Clemens-Kanals für die Linie Münſter—Nordhorn—Zwolle waren noch im 18. Jahrhundert hiervon ein ſehr bezeichnender Ausdruck[19].

---

[17] Über den engen Zuſammenhang Stavoren—Koevorden—Köln ſiehe Poelman, a. a. O., S. 33f. P. C. J. A. Boeles, a. a. O., S. 152, 233 (7., 9. u. 10. Jh.); dgl. K. v. Richthofen, Unterſuchungen über frieſiſche Rechtsgeſch. I (Berlin 1880), S. 36. — Annales Stadensis auctore Alberto MG, S. XVI, 340: St. als wichtigſter Oſthafen der Zuiderſee noch im 13. Jh. — ſ. Diferee, S. 41.

[18] Oſtfrieſ. UB. I, S. 58f. 622, 627 (15. Jh.). — Bijdragen to de Geschied. v. Groningen III, S. 91, 121, 124f. — H. A. Wijnne, Groningen, S. 32, 58. — Die Unterſcheidung „Frieſen“ gegen „Deutſche“ oft in Oſtfrieſiſches UB.; auch Friſo gegen Saxo: ſo ebenda I, S. 27 (1276). — Über die Wirtſchaft der Frieſen im früheren MA. ſiehe noch H. Lübbing im Oldenburg. Jahrb. Bd. 31 (1927), S. 121ff.

[19] Vgl. Anm. 10. — Über den Plan und Baubeginn eines münſteriſchen Kanals von der Ems nach der Weſterwoldſchen Aa und dem Dollart in den 1480er u. 90er Jahren ſ. Bijdr. v. Groningen III, S. 82 u. 94f.

Die Verflechtung der öſtlichen und ſüdlichen Zuiderſeehäfen ſowie Groningens und der Jſſellinie mit den rheiniſch-weſtfäliſchen Nachbarländern hat ſeit dem ſpäteren 13. Jahrhundert auch dazu geführt, daß ſich jene eng an die deutſche Hanſa anlehnten, in ihr die Nordſeegruppe verſtärkten. Sie genoſſen daraus die Vorteile des begünſtigten Verkehrs mit den Hanſeſtädten des Hinterlandes bis nach Köln, nach dem Hellweg und nach Ravensberg hinüber, des Zuſammengehens mit den deutſchen Seeſtädten auf Schonen und in Norwegen und nicht zuletzt der Sicherung gegen den Seeraub der Oſtfrieſen von Emden und anderen Orten und Burgen der Häuptlinge bis zur Jade hin, der noch im 14. und 15. Jahrhundert für die Nordſeewirtſchaft eine beſchwerende Angelegenheit war. Stützten ſich doch die Vitalienbrüder jahrzehntelang auf die frieſiſchen Häuptlinge. Die nützlichen Beziehungen zur Hanſa haben dem allmählich von der Weſtſeite der Zuiderſee aus führend werdenden Amſterdam nicht wenig zu ſeinem Aufſtieg um die gleiche Zeit verholfen[20]. Für das deutſche Hinterland ſind unverkennbar bis zum Ende des 16. Jahrhunderts die öſtlichen Niederlande von größerer Bedeutung als Holland und Seeland geweſen, ſowie im Süden Brabant und Flandern teils ſelbſtändig, teils als Vermittler nach England, nach dem atlantiſchen Frankreich und der iberiſchen Halbinſel, an deren Außenſeiten in ihrer Weiſe im Vordergrund geſtanden haben. Über ſie hinweg liefen ſeit dem 13. Jahrhundert ſogar italieniſche Tatſachen nach Deutſchland herein, ſeitdem die innere kontinentale Linie über den Rhein und die Alpenpäſſe durch die Seefahrt um den Erdteil herum nach Brügge ſpürbar ergänzt worden war. Sinkfal und Weſterſchelde waren hierin die vielmehr gegebenen Vermittlungsgrundlagen als Maas- und Rheinmündung.

Seeland und Holland waren gleichwohl während des Mittelalters aus den ſchon geſchilderten ſee- und landwirtſchaftlichen Gründen für die deutſche Seite von erheblicher Bedeutung. Man kann wohl annehmen, daß es dieſe Länder waren, die weſentlich mit zur Ausbreitung des „Frieſen“-Handels beigetragen haben, da ſie bis zum Ende des 12. Jahrhunderts noch Friesland hießen und durch die See zu weittragender Raumbetätigung ihrer Bevölkerung angeregt wurden, viel mehr als die

---

[20] Über die Seefahrt von den Niederlanden nach Ripen im 11. Jh. ſiehe Adam v. Bremen. — D. Schäfer, Buch des lübiſchen Vogtes auf Schonen. Halle 1887. Desgl. Hanſiſches UB. I, S. 133 bis 135. — B. Kuske, Kölner Fiſchhandel S. 4: über die Verbindungen Schonen-Zuiderſeeſtädte-Rheinlande. — K. Rübel, Dortmunder UB. I, S. 106: Wismar nimmt im J. 1285 an, daß in Norwegen gleichzeitig Schaden erlitten neben Soeſt, Dortmund, Osnabrück, Münſter, Coesfeld, Stade auch: Stavoren, Leeuwarden, Groningen, Kampen, Deventer, Zwolle, Harderwyk, Muiden und Zutphen. — Über ſolche Zuſammenhänge oft z. B. in den Hanſequellen, desgl. z. B. Lübiſches UB. I, S. 672, Deventer in Norwegen (13. Jh.), desgl. Gruppe d. Nordſeeſtädte für Norwegen: Bremen, Kampen, Stavoren: Bremiſches UB. I (13. Jh.). — Über den Zuſammenhang gegen die Frieſen und die Vitalienbrüder ſiehe beſ. Oſtfrieſiſches UB. I u. II (14. u. 15. Jh.). Desgl. Rüthning, UB. der Grafen von Oldenburg, oft; desgl. in Hanſerezeſſe IV, S. 537ff., 679 uſw. — Über das Verhalten der holländiſchen Städte rund um die Zuiderſee uſw. urteilt Diferee, Gesch. v. d. Nederlandschen Handel I, S. 73f.: In de dagen,dat zij te zwak waren, om zich zelf handelsvrijheid en veiligheid te waarborgen, traden zij tot het Hanzeverbond toe, om later, wanneer zij in handelsgrootheid en macht waren geklommen, de ijverige concurrenten dierzelfde steden te worden.

Vlamen, für deren Gebiet trotz ihrer nach England, Deutſchland und Frankreich hin häufigen perſönlichen Aktivität doch die Vermittlung, namentlich durch Deutſche, viel ſtärker in Erſcheinung trat als für die nördlichen Nachbarn. Beſonders im 15. Jahrhundert wurden außer den Mündungsſtädten an Schelde, Maas und Rhein und deren vermittelnden Funktionen auch die nördlichere Reihe, wie Delft, Leiden, Haarlem, Amſterdam und die Plätze an der Weſtſeite der Zuiderſee für den Umgang mit Molkerei- und Seeprodukten auf der deutſchen Seite viel genannt, und ſie ſpielten darin auch wirtſchaftspolitiſch rege mit[21]. Gegen Ende des 16. Jahrhunderts ſetzten ſich dieſe eigentlichen Seeprovinzen zur groß geformten weltwirtſchaftlichen Betätigung durch, die ſich zu der Organiſation der großen Kompagnien für Indien und den Atlantiſchen Ozean in den erſten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts verdichtete und ſtärkſtens ſowohl auf das eigene Land als auch auf Deutſchland zurückwirkte. Dort ſcheint man um 1600 dieſe neuen Vorgänge in Holland auch aufmerkſam beobachtet zu haben, zumal die nahe benachbarten Gebiete öſtlich der Zuiderſee auch an der Entwicklung des neuen Überſeegeſchäfts irgendwie beteiligt waren. Die ſpäteren Rückwirkungen dieſer Vorgänge auf überſeeiſche Verſuche des Großen Kurfürſten und Friedrichs des Großen, namentlich von der dieſen zur Verfügung ſtehenden Baſis Oſtfriesland aus, ſowie die Beteiligung des Biſchofs von Münſter hieran von der Emslinie her ſind bekannt[22].

In den Niederlanden ſetzte ſich ſeit dem 16. Jahrhundert klarer als je die Einſicht durch, daß Land und Volk ihren Ausweg, um ziviliſiert weiter leben zu können, nur in Handel und Seefahrt finden könnten. Das wird ſowohl vom Großen Rat zu Mecheln an Kaiſer Karl V. im Jahre 1548 als auch im Jahre 1614 durch den Geſchichtsſchreiber van Meteren ausdrücklich geäußert[23]. Für das deutſche Hinterland in Rheinland-Weſtfalen und weit darüber hinaus, dazu für Nordweſt- und Mitteldeutſchland, ja für Schleſien ebenſowohl wie für ſüddeutſche Gebiete ergab ſich hieraus die Aufgabe, das ſich nun einſeitiger der Seewirtſchaft und der Viehzucht zuwendende Holland mit induſtriellen Erzeugniſſen zu verſorgen. In dieſem ſelbſt ſtagnierten ſeit dem 16. Jahrhundert unter dem Einfluß der neuen Sachlage, der ſich ſein arbeitendes und Unternehmergewinne ſuchendes Volk zuwandte, die Gewerbe und dabei ſogar eine früher ſo erfolgreiche Gruppe wie die Wollverarbeitung[24]. Dieſe geſteigerten Beziehungen Deutſchlands nach den Niederlanden hin wurden nicht wenig auch durch deren kolonialen Markt in Indien, Amerika und Weſtafrika veranlaßt, — ähnlich wie ſeit dem 17. Jahrhundert Deutſchland auch Anſchluß an die überſeeiſchen

---

[21] Vgl. meinen „Kölner Fiſchhandel": oft; desgl. meine „Quellen".

[22] Siehe Anm. 7. — R. Schück, Brandenburg-Preußens Kolonial-Politik unter dem Großen Kurfürſten und ſeinen Nachfolgern. 2 Bde. Leipzig 1889.

[23] E. Luzac, a. a. O., I, S. 418f. (1548): Das Land iſt unfruchtbar, mit Dünen und Sümpfen bedeckt, daher Seefahrt. — E. van Meteren, a. a. O., fol. 588a (1614): ons lant is veel te cleyn: maer dit alles moet comen uyter zee ende zeevaert.

[24] N. W. Poſthumus. Bronnen tot de Gesch. v. d. Leidsche Textielnijverheid. 6 Bde. 's Gravenh. 1910ff.

Gebiete der anderen weſteuropäiſchen Staaten unter deren Vermittlung über ihre Seehäfen hinweg fand. Deutſchlands Induſtrieentwicklung wurde ſeit dem 16. Jahrhundert ſehr vielſeitig und vor allem in der Maſſenleiſtung durch dieſe weſteuropäiſche koloniale Ausbreitung gefördert, wenn es auch zu dauernder eigener Kolonialpolitik nicht kommen konnte. Die weſtlichen Mutterländer ſahen ſich infolge ihrer gewerblichen Lücken genötigt, das deutſche Gewerbe als Ergänzung für die Verſorgung ihrer Überſeegebiete zu beanſpruchen, und für Holland galt das mehr als für alle anderen. Das hatte zur Folge ein Aufkommen nicht nur von neuen Induſtriebezirken, ſondern auch in dieſen von neuen Handels- und Unternehmerſtädten, von denen das der weſtdeutſchen — z. B. von Elberfeld, Remſcheid, Solingen, Iſerlohn, Altena, Lüdenſcheid, Krefeld, Düren, München-Gladbach, Bielefeld — von großer dauernder Bedeutung wurde. Die Aufgabe, Holland zu verſorgen, war bei ihnen überaus wichtig geworden, während die alten Handels- und Hanſeſtädte vor allem in Weſtfalen und am Niederrhein nunmehr verloren. Aber in dieſer Wandlung lag auf der deutſchen Seite ein innerer Ausgleich und nicht etwa ein abſoluter Verluſt, wie er manchmal zu einſeitig als „Verfall der Hanſe" angenommen worden iſt. Dem Aufſchwung der neuen, bei der uralten gewerblichen Betätigung der Bauern anknüpfenden Induſtriegebiete, teilweiſe unter holländiſcher Anregung, entſprach auch der der deutſchen Nordſeehäfen Bremen und Hamburg als der maritimen Vollzugsorgane des Hinterlandes. Sie arbeiteten zugleich eng zuſammen mit Amſterdam für die Niederlande in deren europäiſchem und überſeeiſchem Bereich, und zwar vor allem für das Weſer- und Elbehinterland[25].

Amſterdam jedoch entfaltete ſich ſeit dem 17. Jahrhundert dabei zum wichtigſten Aus- und Einfuhrhafen für weite Teile Deutſchlands, insbeſondere der Rheinlande und der Weſthälfte des großen weſtfäliſchen Raumes, in der Einfuhr nicht nur in den überſeeiſchen Kolonialwaren, ſondern dazu für Güter aus dem ſüdeuropäiſchen oder afrikaniſchen und levantiniſchen Mittelmeer und dabei auch z. B. für ſpaniſche Wolle, für Häute, Farbſtoffe, Kupfer uſw. Daneben vermittelte es die vorwiegend gewerblich geartete Ausfuhr Deutſchlands nach Frankreich, Spanien, Portugal und den geſamten Mittelmeerländern. Holland hat ſomit auf die gewerbliche und dazu auf die in dem Aufkommen der Induſtriearbeiter- und -unternehmerſchaft ſich ausdrückende ſoziale Neugeſtaltung Deutſchlands bedeutenden Einfluß beſeſſen. Das war auch der alten Zeit durchaus bewußt, wie z. B. ein Hinweis der kleve-märkiſchen Stände an die Berliner Regierung vom Jahre 1719 zeigt, der den engen Zuſammenhang mit Holland wegen deſſen Seewirtſchaft, Viehproduktion und Leinenwirtſchaft, ebenſo wie mit Belgien wegen ſeines Wollgewerbes als organiſch notwendig für die Weſtprovinzen darſtellte[26]. Allerdings ſteigerte ſich auf der anderen Seite im 18. Jahrhundert auf deutſcher Seite das Beſtreben, ſich von der holländiſchen Vermittlung zum wenigſten dritten Ländern gegenüber freizumachen, eine Tatſache, die in Holland damals auch erkannt worden iſt[27].

---

[25] J. Huizinga, Holländiſche Kultur d. 17. Jh. Schriften d. Deutſch-Niederländ. Inſtituts Köln. Heft 1 (Jena 1933). — H. Wätjen, Die Niederländer im Mittelmeergebiet. Berlin 1909. — H. J. Smit, De opkomst van den handel van Amsterdam. Amſterdam 1914. — Le Moine de L'Eſpine und Iſaac le Long, De koophandel van Amsterdam naer alle gewesten der waereld. 3 Bde. Rotterdam 1780. — J. G. van Dillen, Geſch. d. wirtſchaftl. Entwicklung der Niederlande. Amſterdam 1929. — T. P. van der Kooy, Hollands stapelmarkt en haar verval. Amſterdam 1931.

3. Verflechtungsſtränge und Verkehrslinien

Die geſamte Verflechtung mit dem deutſchen Raume wickelte ſich in beſtimmten Strängen oder über führende Verkehrslinien ab, die in ihren Erſtreckungen mehr oder weniger dicht mit ſachlichen und perſönlichen Beziehungen beſetzt waren, die der wechſelſeitigen Ergänzung beider Länder galten. Geht man von den erſten Kennzeichen der Niederlande, denen eines Küſtenlandes, aus, ſo iſt für die ganze ältere Zeit bis zum 18. Jahrhundert ſchwer zu entſcheiden, ob die Verbindungen des heutigen deutſchen Wirtſchaftskörpers mit ſeinen eigenen Küſtenlandſchaften an der Nord- und Oſtſee enger als die mit den Niederlanden waren. Beſonders gegen die Nordſee hin wurden ſie aus der naturgegebenen Struktur heraus von ganz ähnlichen Kräften getragen wie mit den Niederlanden. Nach der reichen Fülle von Nachrichten, die über die Verflechtung zwiſchen dem deutſchen Hinterland und den vorgelagerten Küſtenprovinzen ſeit dem früheren Mittelalter beſteht, könnte man ſogar geneigt ſein, die mit den Niederlanden für dichter als die mit der reichsdeutſchen Nordſeeſeite zu halten. Erſt im Verlaufe des 19. Jahrhunderts dürfte eine Verſchiebung zu deren Gunſten entſtanden ſein, ſo wie dieſe auch erſt ſeitdem endgültig die Oſtſeefront überflügelte. Politiſche Vorgänge wie die Entwicklung des Zollvereins und die Beſeitigung der ſtaatlichen Zerſplitterung gegen Hannover und Schleswig-Holſtein hin ſowie der große Aufſchwung der deutſchen weltwirtſchaftlichen Aktivität haben hierbei den Ausſchlag gegeben.

Der ſtrukturelle Unterſchied zwiſchen den Küſtenlandſchaften und dem Hinterland war gegen die Niederlande und die deutſche Nordſeeküſte aber, wie geſchildert, ſo geartet, daß er einen ſehr weitſchichtigen und vor allem tief in die Lebensnotwendigkeiten gehenden gemeinſamen Ausgleich hervorrief. Ohne dieſen wären beide Teile nur ſehr erſchwert in der Lage geweſen, ſich als höher ziviliſierte Länder ſeit dem frühen Mittelalter zu entwickeln. Zwiſchen beiden handelte es ſich nicht nur um eine gegenſeitige Ergänzung in irgendwelchen Güterſorten zwecks willkommener Bereicherung der Lebenshaltung an deren Peripherie. Es kam vielmehr eine organiſche Lebensgemeinſchaft in Betracht, die auch fortgeſetzt wurde, als Ende des 16. Jahrhunderts die politiſche Trennung endgültig geworden war. Welche Partei in dieſem Verhältnis die abhängigere wurde, kann nicht ohne weiteres geklärt werden. Wenn an der Küſte Seefahrt, Fiſcherei, Städte-, Deich- und Mühlenbau zunahmen, ſo ſtieg damit ihre Abhängigkeit vom Hinterland, da ſie nicht in der Lage war, die hierzu erforderlichen Rohſtoffe aus eigenem Boden zu gewinnen. Die Küſte und namentlich die Niederlande waren hierin an das Hinterland gebunden und zwar ſogar für die Verproviantierung, Bekleidung und Ausrüſtung der Beſatzung der Fiſcher-, Handels- und Kriegsflotten. Aber es wurde ſchon auf den Ausweg hingewieſen, den ſie hierin, ähnlich wie auch die deutſche Nordſeeküſte, nach der Seeſeite ſelbſt hatten, indem ſie ſich von England bis zum Baltikum in ähnlicher Weiſe wie von der kontinentalen Nachbarſchaft aus eindecken konnten. Dieſe wurde daher in ihrer ſtarken Stellung zur Küſte doch gedämpft. Allerdings hatte ſie gegenüber den Seeländern den Vorteil, die für die Küſte erforderlichen Mittel aus einem konzentrierteren Raum aufzubringen, während an der Seefront die einzelnen Gütergattungen räumlich weit auseinanderklafften. England kam z. B. für die Lieferung eines ſo wichtigen Stoffes wie Holz für die Niederlande nicht in Frage. Es war daran noch ärmer als dieſe, wenn man ihnen ihre heutigen Oſtprovinzen zurechnet. Skandinavien fiel für Getreide aus, das in zuverläſſigem ſtetigen Umfang nur aus Oſtdeutſchland und den nördlich anſchließenden Gebieten des öſtlichen Baltikums zur Verfügung ſtand. Für Metalle kamen ſicherer nur Schweden und Norwegen, England und Rußland in der älteren Zeit aber abgeſchwächt in Betracht. Durch alle Jahrhunderte haftete dieſen Seeverbindungen eine Unſicherheit an, die nicht nur in der Natur ihres Verkehrs, ſondern auch im normanniſchen, ſlawiſchen, frieſiſchen und ſonſtigen Seeraub und in den häufigen „legalen“ Seekriegen lag. Hat doch der Seeraub von der oſtfrieſiſch-oldenburgiſchen Küſte aus noch im 14. und 15. Jahrhundert jahrzehntelang in ſtark organiſierter Form beſtanden, die ſelbſt den Kräften der Hanſa zu ſchaffen machte. Sie hat bezeichnenderweiſe jene enge Entente zwiſchen den niederländiſchen und den deutſchen Hanſeſtädten verurſachen helfen, die ſich gegen die ſtörende, zwiſchen ihnen befindliche Mittelſtellung der Frieſen richtete.

---

[26] Staatsarchiv Münſter Kleve-Mark, L.-A. 76, fol. 8ff., 81b.

[27] E. Luzac, a. a. O., IV, S. 342: Die deutſchen Nordſeehäfen werden ſeit der erſten Hälfte des 18. Jhs. auf Koſten der holländiſchen ſtärker durch dichteren Verkehr beſ. mit Weſt- und Südeuropa; ebenda S. 330 (1790): Das Anwachſen des Hauſes Brandenburg und „Preußens ſchnell entſtandene Größe" laſſen Holland für die Zukunft eine Vergrößerung der Macht dieſer Nachbarn beſorgen, („welche der unſrigen gar bald gefährlich werden kann.")

Für das deutſche Hinterland waren die Niederlande mit ihren eigenen produktionellen Leiſtungen von großer Bedeutung. Hinzu kamen für uns die aus der wirtſchafts-ſtrategiſchen Lage dieſer Nordweſtecke des Kontinents ſich ergebenden Tatſachen: alſo aus der Nachbarſchaft der großen britiſchen Inſel und daraus, daß die Niederlande ſeit der Zeit der Kreuzzüge die maritime Lötſtelle des nordiſch-ſüdeuropäiſchen Güteraustauſches zur See wurden.

Dieſe Eigenſchaft hatte ſich ſchon von der großen ſüdnördlichen inneren Verkehrslinie, von der des Rheines aus vorbereitet, die von Süden her in den Niederlanden endigte. Sie kam aber erſt zur vollen Entfaltung, ſeitdem ſich der zu jener Linie wettbewerbende Seeverkehr um Europa zu ſtändiger Leiſtungsfähigkeit entwickelte und zudem Portugal, Spanien und das atlantiſche Frankreich mit ihren eigenen Produktionen nach Norden hin lebendiger wurden. Dieſer Vorgang ſtützte ſich aber gleichzeitig auf das Aufblühen der deutſchen Seeinitiative an Nord- und Oſtſee, die eine ihrer Hauptaufgaben darin ſah, nach den Niederlanden zu fahren und ſich in die dortige neue weltwirtſchaftliche Verknotung einzufügen. An dieſer Entwicklung ſind aber die ſüdlichen Frieſen bis zum Zwin, die ſpäteren Seeländer und Holländer, zum mindeſten dabei als Reeder nicht wenig beteiligt geweſen. Sie waren darin geſchichtlich noch älter als die Deutſchen. Wie ſich beide Gruppen im Laufe der ſpäteren Jahrhunderte über den Fernhandel zur See in der Richtung auf den Norden und im Baltikum auseinanderſetzten, iſt bekannt.

Demgegenüber aber prägte ſich inhaltlich viel ſchwerwiegender für das gegenſeitige Verhältnis die viel ſyſtematiſcher geartete Wirtſchafts- und Lebensgemeinſchaft aus, die von den Niederlanden aus im deutſchen Raume bis zum Oberrhein und in das Weſer- und Elbegebiet über Land reichte.

Am älteſten und ſtärkſten verlief ſie auf der Rheinlinie. Gleichgültig, welche bedeutenderen Ausgangspunkte die Ausführung dieſer Gemeinſchaft in den Niederlanden hatte — ob ſie in Durſtede, Tiel, Utrecht oder ſeit dem 13. Jahrhundert immer endgültiger in Dordrecht, — in Stavoren, Kampen, Zwolle, Muiden oder anderen Städten der Zuiderſee, — und des ferneren auf der Jjſſellinie lagen —, ſie drängte ſtets in den Rheinſtrom hinein. Dieſer mochte mit Zöllen und Stapelrechten und den zünftleriſchen Bindungen ſowie mit einer beiſpielloſen deutſch-ſtaatlichen Zerſplitterung belaſtet ſein, die deutſch-niederländiſchen Beziehungen über ihn waren unverwüſtlich. Schon der alte naturgegebene Strom war für jene Zeiten im Vergleich zu den Landlinien trotz der hohen Unkoſten ſeiner Befahrung ſtets ökonomiſch ergiebig. Er war ſicherer und klarer verwendbar als die durch zahlloſe Landherrſchaften gehenden ſchlechten Straßen. Der Schiffer, der meiſt zugleich Kaufmann war, berechnete ſich — wie er als Partikulier noch heute tut — ſeine Arbeit niedrig. Beſaß — was im Rheingebiet und auch ſonſt in der Binnenſchiffahrt ſeltener war — der Kaufmann eigene Schiffe, ſo ſpielte die Kalkulation mit dieſen eine untergeordnete Rolle gegenüber den Gewinnen mit den Waren. So iſt es nicht verwunderlich, daß der Rhein ſo unveränderlich der große Verkehrsweg blieb, der ſpäter in manchen Zuſammenhängen nur durch die See beeinträchtigt werden konnte. Daher aber war der Strom bis hinauf zum Elſaß und zum Schwarzwald — alſo auf etwa 800 km Länge — der wirkungsvolle Vermittler deutſch-niederländiſcher Beziehungen. Von den alten Frieſen bis zur Entſtehung des jungen Mannheim im 17. und 18. Jahrhundert hat die oberrheiniſche Stadtentwicklung auch unter ihren Einflüſſen geſtanden. Aber ihren eigentlichen Sinn fand ſie darin, daß die Landſchaften am Oberrhein über dieſe Städte hinweg den Bedarf der Niederlande in deren Lücken erheblich auszugleichen hatten und daß ſie umgekehrt die niederländiſchen charakteriſtiſchen Güter ins Land verteilten, — ſo wie das in der Gegenwart auf der Baſis moderner Maſſenleiſtung meiſt anderer Art immer noch geſchieht[28]. Hierbei iſt gegenüber den auch in neueſter Literatur unausrottbaren Legenden darauf hinzuweiſen, daß ſeit dem ſpäteren Mittelalter ein direkter Rheinſeeverkehr von wirtſchaftlichem Werte nicht beſtand. Er wurde ſowohl durch den Tiefgang der Seeſchiffe jener Zeit in dem unregulierten Strome als auch durch das ſeit dem 13. Jahrhundert endgültig wirkſame Dordrechter Stapelrecht verhindert. Damit waren die Niederlande unumgängliche Baſis auch für den Durchgangsverkehr zu Waſſer in der Rheinrichtung geworden.

---

[28] G. Gothein, Wirtſchaftsgeſch. d. Schwarzwaldes I. — F. Bothe, Geſch. d. Stadt Frankfurt a. M. 1913, S. 362 u. oft. — A. Dietz, Frankfurter Handelsgeſch. II, S. 40f.

Auf der linken Rheinſeite verzweigten ſich die niederländiſchen Beziehungen über den Moſel- und Saarweg in die dortigen Bergländer. Hier liefen aber auch Landverbindungen von Limburg und Brabant aus ſüdwärts parallel zum Rhein und ſchräg durch die Eifel[29]. Für die Abwicklung des alten Verkehrs muß immer bedacht werden, daß ſich dieſer trotz der Bindung an beſtimmt vorgeſchriebene, polizeilich geſicherte und daher mit Zöllen beſetzte Straßen doch gegenüber den häufigen Störungen eine Auswahl vorbehielt, wie ſie im Zeitalter der Eiſenbahnen nicht mehr beſteht. Dazu lagen ſchräg auf Köln zielende Wege im Anſchluß an die Maasſchiffahrt von Venloo und Roermond her vor, wie auch eine Verbindung von Nimwegen auf Aachen unabhängig von Rhein und Maas wohl immer beſtand. Von Köln aus benutzte man die im Mittelalter ſogenannte „Rynſtraße“ zu Lande über Neuß, dann den Rheinbogen abſchneidend nach Nordbrabant. Vor allem aber diente auch die bedeutendſte Landlinie der linken Rheinſeite von Köln über Jülich und Maastricht nach Brabant und Flandern auf die führenden Emporien Brügge, Antwerpen und Bergen op Zoom zugleich den nördlich niederländiſchen Beziehungen. Auch hier war Aachen bei ſeinen ſtarken weſtlichen Verflechtungen immer mit im Zuſammenhang[30].

Auf der rechten Rheinſeite zielte der niederländiſche Strang vor allem auf Frankfurt, das mittelalterliche Meſſeziel des vlaemiſch-holländiſchen Handels, das ſeit dem 16. Jahrhundert ähnlich wie ſpäter Mannheim ganz beſonders eindringlich in ſeiner Entwicklung durch die Niederlande beeinflußt wurde. Auch dieſes wurde nicht nur über den Strom erreicht, ſondern auch durch die dieſen rechts flankierenden Straßen. Sie ſetzten z. T. in Köln ein, — gingen von da über das Bergiſche Land, Siegen, den inneren Weſterwald und durch die Wetterau, — teils liefen ſie, in dieſe Linie im Süden einmündend, über die Höhen des weſtlichen Herzogtums Weſtfalen und der Mark vom Hellweg her, zu dem hin eine Diagonale von der Baſis Weſel aus ſtieß[31]. Die niederländiſch-bergiſch-märkiſchen Verbindungen wickelten ſich im Mittelalter vorwiegend über Köln ab. Je mehr ſich aber mit der Steigerung der induſtriellen Produktion in dieſen Berglandſchaften dort auch eine eigene Handelsaktivität entwickelte, deſto mehr gingen ſie daneben noch ſelbſtändig nordwärts, bedienten ſich dann der auch durch dieſe Aufgaben aufblühenden rechtsrheiniſchen Plätze wie Düſſeldorf, Duisburg und Mülheim am Rhein. Die Hellwegſtädte von Eſſen bis hinüber nach Paderborn ſahen ſchon im 12. und 13. Jahrhundert in den Niederlanden wie in Flandern für ſie führende Ziele ihrer auswärtigen Betätigung, wobei der Durchgang nach England und über die Zuiderſee nach Nordeuropa die anderen Aufgaben waren[32].

---

[29] Saarland, Zeitſchr. d. Ver. f. Denkmalpflege d. Rheinprovinz, Bd. 22 (1929). — B. J. Kreuzberg Die polit. und wirtſchaftl. Beziehungen d. Kurſtaats Trier zu Frankreich. 1932.

[30] Vgl. Hanſiſches UB. I, S. 99, 122 (13. Jh.) — Meine Quellen, Bd. 1—4 oft. — J. Corneliſſen, Uit de Geschiedenis van Bergen-op-Zoom in de 15 de eeuw. ’s Gravenhage, 1923.

[31] P. F. Weddigen, Neues Weſtphäl. Magazin 1799, S. 475.

Dieſer weſtfäliſch-niederländiſche Strang ergänzte ſich nordwärts recht bedeutſam. Man darf für ſeine wirtſchaftliche Durchführung die Lippe als Waſſerweg nicht unterſchätzen. So unſicher der auf den oberen Strecken nur ſaiſonmäßig verwendbare Fluß war, er arbeitete durch alle Zeiten irgendwie mit, und ſei es auch nur mit ſeiner ſehr bedeutſamen Flößerei. Aber er diente einem vielſeitigen Wechſelverkehr auch zu Schiff mit Weſel-Holland für das Münſterland, den Hellweg, die Mark und wohl auch für Paderborn und Lippe[33]. Die Ruhr kam erſt ſeit der Eröffnung ihrer Schiffahrt im Jahre 1780 in Betracht. Dieſer Vorgang war jedoch für die künftige Geſtaltung der deutſch-niederländiſchen Beziehungen deshalb von größter ſymptomatiſcher Bedeutung, weil damit nun das werdende Ruhrgebiet gegenüber dem ſchon im Mittelalter nach Holland über die Maas Steinkohlen liefernden Lütticher Becken und gegenüber dem ſie über See zuführenden England wettbewerbsfähig wurde, eine Tatſache, die ſich dann im 19. Jahrhundert groß auswirkte. Die innige Verbindung des weſtlichen Münſterlandes mit den Niederlanden und die Bedeutung der Vechte- und Emslinie nach dieſen hin wurden ſchon feſtgeſtellt, wie auch der ſehr alte Verkehrszug von Stavoren und Groningen aus durch Drente, Twente und Overijſel oder über Koevorden-Bentheim nach Münſter und von da entweder nach Dortmund oder Weſel mit den Zielen Köln oder der rechtsrheiniſchen Bergländer und weiter nach dem oberrheiniſchen Süden ſich ſtets ununterbrochen heraushob. Zu Lande umgingen die Oſt-Weſtverbindungen die Zuiderſee und ſtießen dort über Deventer auf Amersfoort, einem ſehr wichtigen Übergangsplatz nach Süd- und Nordholland hinüber, beſonders weil dort auch der öſtliche Landverkehr auf die inneren Waſſerwege nach Amſterdam überging[34].

Der weſtfäliſche Raum war der Träger von ſehr bedeutenden Durchgangsſtraßen, die als große Diagonalen in Erſcheinung traten. Die eine ſetzte in Zwolle ein und zog über Enſchede und Gronau nach Münſter, von dort über Warendorf nach Paderborn. Es war der „Heſſenweg“, der nach Kaſſel und von da nach Leipzig bzw. Nürnberg ſtrebte, in Paderborn auf den Hellweg ebenſo wie auf den Landweg Bremen—Minden—Heſſen ſtieß, — eine von Tauſenden von Fuhrwerken aus Weſtfalen, Nord- und Mitteldeutſchland und den Niederlanden ſtändig befahrene Linie, auf der ſich ſeit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts immer dichter ausgebaut auch Poſtſtrecken abwickelten und von der wichtige Zwiſchenſtraßen abzweigten, die z. B. Holland auch an die weſtfäliſchen Leineninduſtriebezirke anſchloſſen. Von dieſem Zug aus ergab ſich die bedeutende Stellung, die bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts Zwolle als vermittelnder Platz für Deutſchland nach Amſterdam hinüber hatte. Wenn ſich im Jahre 1469 Amſterdam und Zwolle gegenſeitig Zollfreiheit zugeſtanden, ſo zielte das auf dieſe große deutſche Linie und ihre Verzweigungen. Sie iſt mit der zunehmenden Induſtrialiſierung Weſtfalens, Heſſens und Mitteldeutſchlands auch im Dienſte der holländiſchen Verſorgung von ſteigender Bedeutung namentlich in Ergänzung zu der des Rheines ſeit dem ſpäteren Mittelalter geweſen.

---

[32] Über die Hellwegſtädte und die Niederlande; beſ. auch Deventer ſiehe Deutſche Städtechroniken XX, oft (15. Jh.), XXI 2, S. 87f. — XXIV, S. LXV. — Kunde v. Weſtfalen 12, S. 19. — v. Steinen, Weſtphäl. Geſchichte III, 3, S. 172 (18. Jh.). — K. Ribbeck, Eſſen I, S. 450.

[33] Städtechron. XX, S. 98. — Veſtiſche Zeitſchr. 3, S. 45. — F. Philippi, 100 Jahre, S. 102; vgl. oben Anm. 10. — G. Strotkötter, Beſtrebungen zur Verbeſſerung der Schiffbarkeit der Lippe in Veſtiſche Zeitſchr. IV (1894) S. 53ff. — Vgl. noch Averdunk-Ring, Geſch. d. Stadt Duisburg. Eſſen 1927.

[34] Über Amersfoort ſiehe Le Moine, a. a. O., II, S. 332. — Sneller in Bijdr. Vaderl. Geschiedenis 1935. — J. A. P. G. Boot, De Twentsche Katoennijverheid. Amsterdam 1935, S. 9.

Von Münſter aus hatte ſie übrigens eine Verzweigung über Dülmen—Bocholt—Arnheim—Amersfoort—Naarden nach Amſterdam, die beſonders im 18. Jahrhundert als Poſtverbindung hervortrat[35].

Ihr Seitenſtück war die große nordweſtdeutſche „vlaemiſche Straße“. Sie zog von Bremen — im Hintergrund mit Hamburg und Lübeck — durch das weſtfäliſche Nordland von Wildeshauſen über Cloppenburg—Löningen—Haſelünne—Lingen—Nordhorn—Ootmarſum nach Deventer; von dort über Arnheim und Herzogenbuſch nach Antwerpen. Auf ihr und ihren Verzweigungen, unter denen auch hier Münſter und neben ihm Osnabrück alte hervorragende Knotenpunkte waren, baute ſich die wechſelſeitige Betätigung von Brabant und Geldern auf der einen Seite ſowie der deutſchen Nordſeeſtädte Bremen und Hamburg auf der anderen in dem ganzen nordweſtlichen Gebiete bis Flandern hinüber zu Lande ſehr weſentlich auf. Sie lief ſo ſicher lebhafter ſchon im 12. Jahrhundert[36].

Die vlämiſche Straße zog im Nordoſten durch den dritten großen deutſch-niederländiſchen Überlandſtrang, den man als den der wirtſchaftlichen Seeprovinz bezeichnen kann. Dieſe kam beſonders bis zur Weſer, im Oſten, eingeengt durch die Lüneburger Heide, auch bis Hamburg in den der Nordſee näher liegenden Landſchaften inſofern ausgeprägt zur Geltung, als dieſe nordſüdlich mit der Küſte auf das allerengſte in wechſelſeitiger Verſorgung zuſammen arbeiteten. Aber auch weſtöſtlich zog ſich durch das Ganze eine enge Verbindung, auf der die in dieſer Richtung laufende und oben geſchilderte Differenzierung der Leiſtungen ausgeglichen wurde, ſo wie das in der Gegenwart mit moderner Steigerung geſchieht. Das Mittelalter hatte bereits ein Bewußtſein von der Bedeutung dieſes Stranges, wenn z. B. im Jahre 1422 Weſt- und Oſtfriesland ſich über den ſicheren Verkehr „zwiſchen der Zuiderſee und der Weſer" verſtändigten, eine Parallele zu der Landfriedens- und Verkehrspolitik des Mittelalters mit der Formulierung „zwiſchen dem Rhein und der Weſer" im Süden. Die führenden tragenden Gebiete dieſes Stranges waren Weſtfriesland, Groningen, Oſtfriesland, Oldenburg in ſeinem damaligen nördlichen Umfange ſowie Land und Stadt Bremen. In der Verlängerung ſchloß ſich Hamburg an, das an der Unterelbe durch den linksufrigen bremiſchen Seehafen Stade ergänzt wurde, über den ein Teil des ganzen nordweſtlichen und auch rheiniſchen Seeverkehrs nach der öſtlichen Nordſee und Skandinavien führte. Dieſe enge Querverbindung über Land iſt ſeit dem 11. Jahrhundert mit ſteigender Häufigkeit nachweisbar; ſie war aber ſchon infolge der ſeit dem 5. Jahrhundert von der jütiſch-holſteiniſchen Halbinſel nach Holland und England gehenden Bewegungen der deutſchen Stammesgruppen ſehr viel älter. Die Hauptſtraße Hamburg—Amſterdam (ſpäter die „Hamburg—Amſterdamer Börſenpoſtſtraße") lief weſtwärts über Bremervörde — Rekum — Elsfleth — Elmendorf—Apen—Hengſtförde—Stickhauſen—Leer—Nieuwe Schans nach den niederländiſchen Wegen hinüber, ſich nach Groningen, Zwolle und ſüdwärts über Amersfoort verzweigend. Sie hatte nordweſtwärts Anſchlüſſe nach Aurich und Emden uſw. In den Strang waren im Weſten die Waſſerſtraßen der Saterems von Ellerbruch und Utende ab eingegliedert, deren Fahrzeuge über Leer nach den Niederlanden durchfuhren. Vor allem hatten die Landwege noch ihre Parallelen in der Wattenfahrt von Weſtfriesland nach Bremen, Oldenburg und Hamburg mit ihren kleinen Fahrzeugen. Naturgemäß kam erheblich die eigentliche Seefahrt über die Nordſee hinzu[37].

---

[35] Scotti, Münſter, S. 322ff. (17. Jh.). — Le Moine de L'Eſpine, a. a. O., I, S. 10f. (1469). — II, S. 169 (1780). — H. Knüfermann, Max-Clemenskanal, S. 14. — Zeitſchr. d. Ver. f. heſſiſche Geſch. NF. 17, S. 307; 44, S. 83 (Poſtlinien). — A. J. Völker, Friedr. Chriſtian v. Plettenberg, Münſt. Diſſ. 1908. S. 135. — F. Wiemers, Salzweſen, S. 146. — J. C. Overvoorde, Geschiedenes van het postwezen in Nederland voor 1795. Leiden 1902.

[36] H. Lübbing, Oldenburg. Jahrb. 31, S. 170. — A. Kleene nach G. Sello. In: Studien u. Vorarbeiten z. Hiſt. Atlas v. Niederſachſen (1917), Heft 3, S. 90. — Über Geldern und Brabant in nordöſtl. Richtung ſiehe z. B. Hanſiſches UB. I, S. 24 (1196); 28 (1200). — Oſtfrieſiſches UB. II, S. 636, 648, 649, 698f., 744 (in Oſtfriesland). — Flandrer in Bremen: Bremer UB. I, S. 304f. (1255). — Bremer in Holland u. Seeld., ebenda S. 294 (1252); Bremen u. Deventer, ebenda II, S. 464 (1340). — H. J. Seeger, Weſtfäliſcher Handel u. Gewerbe v. 9.—14. Jh. (1926), S. 41.

Die Seewirtſchaftsprovinz war die Grundlage für die Verlängerung der niederländiſchen Beziehungen landeinwärts auf dem Weſer- und teilweiſe dazu auf dem Elbwege mit deren Verzweigungen in ihre Nebenflüſſe. Die Weſer kam oft und zwar ähnlich wie die Ems als Wettbewerber zur ganzen Rheinlinie nach Heſſen, Frankfurt und dem heutigen Süddeutſchland auf, beſonders ſpürbar in der Zeit der niederländiſchen Freiheitskriege und der weiteren kriegeriſchen Störungen in den Rheinlanden während des 17. und 18. Jahrhunderts. Sie konnte ſich jedoch nie dauernder durchſetzen und beſchränkte ſich ganz vorherrſchend auf ihre Teilnahme an dem bezeichnenden deutſch-niederländiſchen Ausgleich in den Räumen Oſtweſtfalens, Heſſens, Thüringens und Braunſchweig-Lüneburgs. Ihr Waſſerverkehr reichte bis Kaſſel und Wanfried ſowie über die Aller nach Celle. An Stelle der im früheren Mittelalter einmal tätigen Schiffahrt über Leine und Oker nach Hannover und Braunſchweig vermittelten dorthin und zum Harz Landſtraßen die Verbindungen. Jedenfalls bog ein beachtlicher Teil der bis zum Thüringer Wald aufkommenden Ausfuhrgüter in die niederländiſchen Linien weſtwärts ein[38].

---

[37] Zur Seeprovinz ſiehe z. B. Oſtfrieſiſches UB. I, S. 5ff. (11. Jh.). 19 u. oft. 267 (1422), 361, 643, II, S. 656; desgl. im UB. von Oldenburg. — Hanſiſches UB. I, S. 24, 241. — Vgl. Kieſſelbach in Zeitſchr. d. Hiſt. Ver. Niederſachſen 1912, S. 235f. — G. Rüthning, Oldenburg. Geſch. I, S. 90, 149f. — J. A. Feith u. H. Brugmanns, De kroniek van Abel Eppens (Amſterdam 1911) II. S. 124. — Gertrud Lübben, Beitr. z. Verkehrsgeogr. v. Oldenburg. Köln, Diſſ. 1935, S. 68. — A. Kleene, a. a. O., S. 79. — Reinhold-Oltmanns, a. a. O., S. 104, 180f. — H. A. Wijnne, Groningen, S. 107. — J. G. Hoche, a. a. O., S. 200 (Schiffahrt a. d. Saterems). — Über die Poſt ſ. J. C. Overvoorde a. a. O. S. 181ff.

4. Die ſachliche Verflechtung

Die wirtſchaftliche Verflechtung der Niederlande mit Deutſchland war am umfaſſendſten mit den drei geſchilderten Hauptrichtungen: der Rheinlinie, Weſtfalens und der Seeprovinz mit deren Verlängerung auf der Weſer und Elbe. Auf ſie trifft die enge organiſche Lebensgemeinſchaft beider Länder am meiſten zu. Gegen den deutſchen Oſten, nach dem öſtlichen Mittel- und Süddeutſchland bezogen ſich die perſönlichen und ſachlichen Verbindungen auf Einzelheiten, nicht auf eine ganze Syſtematik von Gütergattungen.

Die naturgegebenen Lücken der Niederlande erſtreckten ſich zudem zu einem ſehr großen Teile auf ſchwere Maſſengüter, die Beförderungsſchwierigkeiten bereiteten. Daher mußten abgelegenere Lieferungsgebiete ausſcheiden, und oft war die Heranführung überhaupt abhängig von Waſſerwegen. Daher neigten die Niederlande beſonders zu Verbindungen mit der Rheinlinie, die vermöge des großen Stromes und ſeiner ſtärkeren Nebenflüſſe Moſel, Neckar und Main ſich tief landeinwärts verzweigte.

Die Güterbeziehungen zwiſchen Deutſchland und den Niederlanden ordneten ſich nach verſchiedenen Rückſichten, die ſich bei den einzelnen Gattungen nach den Möglichkeiten wiederholten. Deutſchland lieferte z. B. aus Steinen, Erden, Metallen, Holz völlig fertige Erzeugniſſe. Daneben behielten ſich aber die Niederlande ebenſo oft die Weiterverarbeitung vor, indem ſie dann Rohſtoffe oder wie namentlich bei den Metallen Halbzeug nahmen. Sie gaben dieſem entſprechend ihren ganz beſonderen Bedürfniſſen die Form und konnten daher manchmal eigene Fertigwaren ſolcher Art nach anderen Ländern und womöglich nach Deutſchland ausführen. Eine dritte Richtung beſtand darin, daß ſie von ihrer wirtſchaftlichen Eigenart aus auf Gebrauchszwecke kamen, für die ſie aus beſtimmten Gründen die nötigen Güter, Geräte, Werkzeuge, Apparate nicht ſelbſt wirtſchaftlich befriedigend herzuſtellen vermochten. Das galt oft namentlich für die verſchiedenſten Gegenſtände zur Durchführung der Seewirtſchaft. Seit dem 17. Jahrhundert kamen ſolche der überſeeiſchen Kolonialwirtſchaft, zumal in den Tropen hinzu. Seitdem nahmen die Holländer von dort her aber auch früher als die deutſchen Nachbarn neue Gebrauchsformen auf, z. B. bei Tabak, Kaffee, Kakao u. dgl. Die Herſtellung des hierzu nötigen Geräts (Tabakspfeifen, Kaffeemühlen uſf.) regten ſie dann im Hinterland an, das ſeinem bisherigen gewerblichen Syſtem damit neue Zweige eingliederte. Der weitere Fall war der, daß beide Partner ſich wechſelſeitig nachahmten, alſo jeder beſtrebt war, das Beſondere oder Neue, auf das der andere gekommen war, auch herzuſtellen, um ſich hinfort darin ſelbſt zu verſorgen, alſo die Einfuhr vom andern auszuſchalten. Das konnte dann auch Verſchiebungen in den betreffenden Zuſammenhängen in der Weiſe ergeben, daß der Nachahmer nun vom andern ſtatt der fertigen Ware die entſprechend nötigen Halbzeuge, Roh- und Hilfsſtoffe bezog. Womöglich lieferte er ihm ſogar danach deſſen eigene fertige Muſterware in Ausfuhr. Die enge nationale Verwandtſchaft beider Völker hat beide mit ungefähr gleicher Arbeitspſychologie und gleichen Arbeitsmethoden verſehen, ſo daß dieſes gegenſeitige Geben und Nehmen nur um ſo reger war.

---

[38] Bremer UB. V, Nr. 433: Zuiderſeeſchiffer auf der Unterweſer (um 1430). — J. J. Winkelmann, Heſſen (17. Jh.): Weſerausfuhr nach Holland. — P. F. Weddigen, Ravensberg II, S. 149: Vlotho und Holland. — Vgl. noch beſ. die Handelsbilanzen der preußiſchen Weſtfalenländer mit Holland im 18. Jh. im Staatsarchiv Münſter.

Bei den Steinen und Erden war die Sachlage ſo, daß ſich die Niederlande darin möglichſt mit ihren Backſteinen und Tonen behalfen. Aus Friesland wurden im 18. Jahrhundert ſogar Tonwaren nach Bremen ausgeführt. Für die repräſentableren Bauten ſowie für die feſteren Teile an Backſteinhäuſern, wie Fenſterkreuze und -umrahmungen, Treppenſtufen uſw., dazu für Spezialaufgaben, Mühlen-, Feſtungs- und Waſſerbauten, bezogen ſie das Erforderliche aus dem deutſchen Hinterland. Hierbei waren aus dem Rheinland die vulkaniſchen Sorten wichtig: Säulenbaſalt zu Bauzwecken, ebenſo Baſaltlava aus der Vordereifel und dazu vor allem für Mühlſteine, Tuffſtein zu Bauten, dazu dieſe Sorte zu Zement beſonders für Waſſerbau. Dieſer Stein wurde in ſpäteren Jahrhunderten in Holland beſonders z. B. in Dordrecht erſt gemahlen und teilweiſe ſogar nach England ausgeführt[39]. Für Bauzwecke war der rheiniſche Dachſchiefer vom Mittelrhein und der Moſel eine weitere eigenartige Sorte. Die verſchiedenen Tongewerbe der Rheinlande arbeiteten wohl ſeit dem ſpäteren Mittelalter alle für die Niederlande und zwar teils beſonders mit höheren künſtleriſchen Leiſtungen, wie im 15. und 16. Jahrhundert Siegburg, teils mit ausgeprägteren Zweckſetzungen, wie der vordere Weſterwald ſein ſtarkes, graues, blau dekoriertes Tonzeug[40]. Zu der ſchon um 1600 beginnenden kölniſchen Tabakpfeifeninduſtrie dürfte Holland die Anregung gegeben haben, das auch große Poſten davon danach aus anderen rheiniſchen Landſchaften abnahm.

---

[39] Siehe z. B. Blok, Geſch. d. niederländ. Volkes I, S. 430. Über den Steinhandel in Deventer und Utrecht. Desgl. A. Kieſſelbach in Schlesw.-Holſtein. Zeitſchr. 37, S. 155f. und meine Quellen mehrfach; vgl. auch Nemnich, Reiſen I, S. 220, II, S. 233f.

[40] Zu Butter- und Milchbehältern; vgl. auch meine Abhandlung „Köln" in Jahrb. d. Köln. Geſchichtsvereins Bd. 17 (1935): keulsche potten. Dort noch zahlreiche Beiſpiele von kölniſchen Markenwaren der älteren Zeit auch in den Niederlanden. Viele Sorten — z. B. auch Steinarten vom Mittelrhein — hießen im Ausland „kölniſch", weil ſie durch den Kölner Handel liefen. — Vgl. Econ.-Hist. Jaarboek 19, S. 202ff. über Porzellan.

Später bezog Holland zu eigener Herſtellung von dort den Ton, ſo wie auch Delft rheiniſchen Rohſtoff mit holländiſchem vermiſcht verbrauchte. Dafür regte es im 18. Jahrhundert die Fayenceinduſtrie der Rheinlande mit ſeinen Muſtern an, wie dort auch die holländiſchen Wandplatten Eingang fanden. Aber das niederländiſche Tonwarengewerbe erhielt die Bleiglaſur und die blaue Smalte ebenfalls aus den links- oder rechtsrheiniſchen Bergländern. Im 18. Jahrhundert wurde dagegen die Entwicklung der Porzellaninduſtrie in den Niederlanden durch Deutſche maßgeblich beeinflußt.

Mit Weſtfalen und den Weſerländern lag dieſe ganze Beziehungsgruppe ähnlich. Die Niederlande nahmen Kalk aus den Ruhrgegenden und dem Münſterland. Sie bauten viel mit Sandſteinen aus dem Sauerland und namentlich aus den Baumbergen des Münſterlandes ſowie von Bentheim. Das Saterland exportierte Findlinge nach den Niederlanden. Das in Weſtfalen nicht allzuhäufige Tonwarengewerbe war gleichwohl nicht unerheblich beteiligt, zumal es dichter im weſtlichen Münſterland und ſeiner Nähe, in Vreden, Stadtlohn, Ochtrup ſaß[41]. Im Weſergebiet liefen Bau- und Mühlſteine, teilweiſe mindeſtens ſeit dem 12. Jahrhundert — wie allerwärts auch hier zu Waſſer — von der Oberweſer über Kaſſel, von Beverungen, vom Bückeberg, von der Porta und ſonſt aus dem Weſergebirge bis Holland, Seeland und Brabant. Im 18. Jahrhundert beſtand eine anſcheinend ſehr rege Ausfuhr von Topfwaren aller Art in gleicher Richtung von dem rechtsweſeriſchen Amt Lauenſtein aus.

Das Glas war ein wichtiges Ausfuhrgut des Saargebiets nach den Niederlanden zum mindeſten bald nach dem Dreißigjährigen Kriege. Hierin hatte beſonders das klaſſiſche, ſeit dem 15. Jahrhundert ſchon rege tätige Glasmachergebiet von Heſſen, Paderborn und Lippe ſowie auf der rechten Weſerſeite ſtändig große Bedeutung. Als um 1720 in Königsſteele an der Ruhr die Glasinduſtrie auf der Steinkohlenbaſis begann, geſchah das alsbald auch, indem ſie holländiſche und belgiſche Flaſchenformen aufnahm[42].

---

[41] Vgl. Werner Rolevinck, a. a. O., I, 1 (um 1470). — J. B. Nordhoff, Städt. u. ländl. Bauweſen i. Altweſtfalen. In: Weſtfäl. Zeitſchr. 58, I. — H. A. Mijnne, Handel uſw. von Groningen (1865), S. 8 (13. Jh.). — Vgl. auch Staatsarchiv Münſter Ld. Münſter 61, 1—4 (17. u. 18. Jh.): Eine deutſch-holländiſche Compagnie mit dem Sitz in Nordhorn und Zwolle erhält Steinausfuhrkonzeſſion für ganz Holland für Bentheimer Sandſtein. — Ein deutliches Bild von den Beziehungen geben beſ. die ſeit dem 16. Jh. ergangenen Acciſetarife rheiniſcher und weſtfäliſcher Landesregierungen für die Durchfuhr. — Bröring, Saterland, S. 50. — A. Wormſtall. In: Quellen u. Forſchgg. d. Stadt Münſter I, S. 204. — E. O. Sigismund, Reg.-Bez. Münſter S. 129, 145 f. — Über die Tontabakpfeifeninduſtrie zu Bottrop (um 1800), ebenda S. 116.

[42] Heinr. Tribbe, Beſchreibung v. Stadt u. Stift Minden (um 1460), hrsg. von Kl. Löffler, Minden 1932, S. 5. — J. J. Winkelmann, a. a. O., S. 325 (17. Jh.). — v. Detten, Wirtſchaftsleben, S. 132 (12. Jh.). — Patje, a. a. O., S. 128 uff. — Glas: ſiehe Ruppersberg, Geſch. v. Saarbrücken II, S. 125, 392. — v. Steinen, Weſtphäl. Geſch. III, 1, S. 281 f. — G. Landau. In: Zeitſchr. d. Ver. f. heſſ. Geſch. III, S. 289. — Weſtphäl. Zeitſchr. 70, II, S. 33. — Lippiſche Mitt. 14, S. 66. — Osnabrücker Geſch.-Quellen III, S. 146: Eine im J. 1674 gegr. Hütte in Iburg ſtellte ſich ſofort auf Hohlglas für Amſterdam ein, verfiel aber aus Holzmangel bald wieder.

Die deutſch-niederländiſchen Eiſen- und ſonſtigen Metallbeziehungen lagen ſo, daß die Niederlande für ihren gewerblichen Bedarf beſonders Stahl und Schmiedeeiſen aus den deutſchen Bergländern von der Eifel bis zum Harz und dem Thüringer Wald erhielten. In den Rheinlanden reichte ihr Bezugsgebiet bis zum Weſterwald, Taunus, Hunsrück und dem Saargebiet. Im Mittelalter und ſpäter war für dieſe Gebiete Köln das große vermittelnde Zentrum, das auch für das Siegerland, das weſtliche Herzogtum Weſtfalen und die Mark nach den Niederlanden arbeitete. Vermutlich wird „Eifeleiſen" auch über Aachen gelaufen ſein, das märkiſch-ſauerländiſche wurde von den Hellwegſtädten Eſſen, Dortmund und Soeſt und den übrigen kleineren Plätzen nordwärts weiter vertrieben. Nach dem Nordweſten hin waren Münſter und Osnabrück weitere Stützpunkte. Dorthin liefen auch die Sendungen von Heſſen, Waldeck und Thüringen auf dem „Heſſenwege". Seit dem 16. Jahrhundert gingen die alten Eiſenhandelsplätze zurück zugunſten der ſich kräftig entwickelnden Städte der Metallgebiete wie Solingen, Remſcheid, Elberfeld, Lüdenſcheid, Altena und Iſerlohn. Die Weſergegenden arbeiteten über ihren Strom und Bremen nach den Niederlanden; in dieſen Verlauf mündeten auch die Sendungen von Schmalkalden und aus dem Harz ein[43].

Unter den übrigen Metallen gingen aus der Aachener und Iſerlohner Gegend Galmeierz ſowie von den vielen und im Laufe der Jahrhunderte vielfach wechſelnden Einzelgebieten der Bergländer beſonders Blei und Kupfer hinaus, wobei jenes von der Eifel und dem Sauerlande aus eine dauernde betonte Stellung hatte. Kupfer mußte Weſtdeutſchland ſelbſt noch meiſt einführen. Galmei vermittelte Holland von Aachen und dem Maasgebiet nach Norddeutſchland für Meſſingzwecke, ebenſo von England her Zinn und ſeit dem 18. Jahrhundert dazu Zinnwaren. Seit der gleichen Zeit dürfte der eigene, auf Niederländiſch-Indien fußende Zinnhandel Hollands nach Deutſchland begonnen haben.

Nach den Niederlanden ſind wohl faſt alle deutſchen Metallwaren in größeren Anteilen gegangen[44]. Unter den Gattungen, die z. T. ſchon ſeit dem früheren Mittelalter anfingen, eigene Induſtriebezirke zu bilden, traten beſonders hervor Klingen, Schwerter, Meſſer und andere Schneidewaren und für die Grasfelder der Niederlande und Frieslands namentlich auch Senſen. Für letztere hatten ſich neben den alten bergiſch-märkiſchen Zentren auch ſolche im Nordland gebildet: ſchon im 14. Jahrhundert nachweisbar in Frieſoythe, im 17. in Liebenau in der Grafſchaft Hoya und in Sulingen in Diepholz. Vielleicht ſind dieſe iſolierten Zentren auch durch die nach den Niederlanden wandernden deutſchen Schnitter angeregt worden (vgl. unten Abſchnitt 5). Schneidewaren und Sicheln exportierte im Mittelalter auch ſchon Thüringen. Für den Seebedarf Hollands lieferte der deutſche Nordweſten Schiffsmetallzubehör aller Art, Geräte, Ketten, Fiſchangeln, Heringsmeſſer, Matroſenmeſſer und -waffen, — für die Kolonialwirtſchaft Plantagengerät. Eine wichtige Gruppe waren Waffen in allen Formen, zu denen ſeit dem 15. Jahrhundert die Eſſener Feuergewehre kamen. Kölner und Eſſener Kaufleute übernahmen ſeit dem 16. Jahrhundert auch für die Niederlande die Sortimente ganzer Heereswaffenlieferungen, die ſie aus den verſchiedenſten deutſchen Gegenden und Lüttich zuſammenzogen. Je nach der Beſchaffenheit ihrer Eiſenſorten brachten die deutſchen Eiſenlandſchaften z. B. Drahtwaren, Nägel, Nadeln oder dazu auch ſeit dem 15. Jahrhundert eiſerne Gußwaren (Öfen, Töpfe, Platten, Röhren) uſw. Aktive holländiſche Anregungen ſcheinen ſeit Anfang des 18. Jahrhunderts zur Entwicklung einer Kaffeemühleninduſtrie in Eſſen ſowie in Bochum, an der Enneper Straße und ſonſt im bergiſchen und märkiſchen Land beigetragen zu haben, ebenſo zu der der Fingerhüte im weſtlichen Herzogtum Weſtfalen. Vermutlich waren ſie auch an der Einführung des Baues von Pumpen in Weſtdeutſchland beteiligt, die ſie für ihre Schiffe und ihre Waſſerbautechnik ſchon im 15. Jahrhundert wohl ſelbſt gebaut hatten[45].

---

[43] Vgl. zu den Metallen die oben genannte Landesliteratur; zahlreiche Fälle in meinen Quellen Bd. 1—4. — Städtechron. XX, S. 447. — Vgl. ferner die Arbeiten von Eversmann u. Voye.

[44] A. Meiſter. In: Weſtfäl. Zeitſchr. 71, I (1914), S. 226f. — Senſeninduſtrie in Frieſoythe: J. Göken, Oldenburg. Jahrb. 36, S. 42f., ferner i. Norden: H. Gade, Hoya u. Diepholz I, S. 578, II, S. 297. — K. Mewes, in Eſſener Beitr. 31, S. 15, 20ff. und Eſſener Waffenlieferungen an Holland; ſiehe noch ebenda 18, S. 137; 30, S. 202. — Zeitſchr. d. Berg. Geſch.-Ver. 19, S. 116: Feuerwaffeninduſtrie i. Burg a. d. Wupper. — Über Seegeräte ſiehe R. Buſchmann, Wetter a. d. Ruhr, S. 375. — v. Steinen, Weſtphäl. Geſch. I, 2, S. 910. — Giffenig, Iſerlohn, S. 134f. — Über Guß z. B. H. v. Achenbach, a. a. O., I, S. 278ff. — Vgl. W. Wick, Eiſenhütten in Kurheſſen, S. 19.

Die Waldarmut der Niederlande ſtand in Widerſpruch dazu, daß ihr alltägliches und wirtſchaftliches Leben gerade viel Holz erforderte, wollte ſich ihr Volk auf dieſem Boden behaupten. Der Heizbedarf konnte zwar mit Hilfe des einheimiſchen und aus dem Emsgebiet auf Flüſſen und Kanälen zugeführten Torfs gedeckt werden; hat doch deſſen Beförderung nicht wenig zur Entwicklung des Kanalſyſtems im Lande beigetragen. Aber die Waſſerwirtſchaft mit ihren vielen unentbehrlichen Deichen, Uferbefeſtigungen, Schleuſen und Brücken war ohne Holzeinfuhr unmöglich. Dieſe war eine Lebensnotwendigkeit allererſten Ranges allein ſchon, was den Boden betraf. Das gleiche galt für die Verſorgung des Waſſerverkehrs im Binnenland und zur See, alſo von Schiffsbau und -ausrüſtung. Bei dem ſelbſtverſtändlichen Bauholzbedarf trat der der Mühlen noch beſonders hervor. Der Holzmangel hatte dazu die ſchon geſchilderte Wirkung, daß die Niederlande alle Gewerbe nur gedämpft zu betreiben vermochten, die erheblicher mit Feuer arbeiten mußten. Daher waren ſie gezwungen, Metalle und Metallwaren oder Glas ſehr betont zu importieren. Der Ausweg, manche Gewerbe mit Waſſerwerken betreiben zu können, wie das in Deutſchland ſeit dem 14. Jahrhundert immer maſſenhafter geſchah, ſtand dem Lande trotz ſeiner Überfülle an Waſſer nur wenig zur Verfügung; denn die Waſſerläufe hatten zu wenig Gefälle. Die Waſſerkraft, dieſer bedeutende Wirtſchaftsfaktor früherer Jahrhunderte, fiel faſt aus. Sie trug in Holland nur zahlloſe Schiffe. Hinzu kam, daß auch für die Wirtſchaft ſehr wichtige aus dem Wald ſtammende Hilfsſtoffe nicht im Lande aufgebracht werden konnten, z. B. die für die Seefahrt unentbehrlichen Teer und Pech und für die in der ganzen älteren Zeit ſtark betriebene Textilwirtſchaft Pottaſche. Die Holzfrage war eines der am ſchwierigſten zu löſenden Probleme beim ganzen Aufbau dieſes Landes und ſeiner Wirtſchaft.

---

[45] Funcke-Pfeiffer, Geſch. Eſſens, S. 217: Kaffeemühlen. Vgl. F. Darpe, Bochum, S. 392. — Fingerhüte ſiehe Eversmann, S. 280. — 72. Ärztefeſtſchr., S. 174: Feuerſpritzen in Aachen 17. Jh. ſiehe Rechtsbronnen d. ſt. Amſterdam S. 366: Pumpe (um 1500). — Über holländ. Waffenlieferungen nach Rußland (1. Hälfte 17. Jh.), ſiehe Economisch. Hist. Jaarboek II, S. 281. — In Köln wurden Anf. 18. Jhs. „holländiſche Nadeln“ neben den „gemeinen“ hergeſtellt: Stadtarchiv Köln Z 241. — Die Behauptung A. Thuns i. ſ. Hausinduſtrie am Niederrhein über die Einführung der Waſſerhämmer im Bergiſchen Lande durch niederländ. Flüchtlinge iſt eine der legendenhaften Übertreibungen über die Bedeutung der Réfugiés; vgl. hierzu ſchon Schmertoſch i. d. Zeitſchr. d. Berg. Geſch.-Ver. 49 (1916), S. 95ff.

Der holländiſche Holzbedarf mußte zum größten Teil dazu auf ſehr dauerhaftes und feſtes Holz gehen, alſo vor allem auf die Eiche. Das bewirkte eine beträchtliche Bindung an Deutſchland, da hier die großen kontinentalen Eichenwälder begannen, während der Norden und Oſten Europas dieſe weniger darzubieten vermochten.

An Rhein, Neckar, Main, Moſel und Saar waren Aufbringung, Flößerei und Handel des „Holländerholz“ vom früheren Mittelalter bis in unſere Zeit eine ſehr bedeutende Angelegenheit, die ſich dort parallel zu Weinbau und Weinhandel ausprägte. Städte wie Mainz, Koblenz, Trier, Saarbrücken u. a. waren damit ſtark beſchäftigt. Oberdeutſchland ſandte beſonders vom Schwarzwald aus Nadelholz, während dort mindeſtens im 18. Jahrhundert die Eichen zurückgegangen waren, vermutlich vom Main her noch betonter auftraten. Das Moſel- und Saargebiet vermittelte dagegen die Eiche und zwar für Schiffsbauzwecke noch immer bedeutend, wie ſich auch von dieſen Breiten an die Buche zur Geltung brachte[46]. Mit der Eiche ſtand aber wohl führend Weſtfalen zur Verfügung mit ſeinen Beſtänden der nördlichen Mark, des ganzen Münſterlandes, des Teutoburger Waldes und des Weſergebirges. Holzhandel und Flößerei wurden hier in allen Städten betrieben, führend in Weſel, daneben in Dorſten, in Münſter, Greven, Nordhorn, Emsdetten, Emden uſf. Auf der niederländiſchen Seite traten Deventer, Dordrecht und Groningen als Empfänger hervor. Im Jahre 1560 hielten aber die Holzhändler und Flöſſer von Weſel, Arnheim, Dordrecht, Deventer, Zutphen, Tiel, Zaltbommel, Nimwegen ſowie von Emmerich, Kleve, Kalkar und Xanten zu Emmerich eine Proteſttagung gegen die Erhöhung des Zolles zu Dorſten a. d. Lippe ab! Nordwärts waren ſeit dem Mittelalter auch das Ammerland und Oldenburg an der Ausfuhr beteiligt[47].

Das Weſergebiet bildete eine dritte Gruppe. Von den Bergländern an der Fulda und Werra an erſtreckte ſich die Holzausfuhr nach den Niederlanden weit über die Landſchaften zu beiden Seiten des Fluſſes nordwärts über Paderborn, Lippe, Braunſchweig, Hildesheim und Lüneburg. Im Süden und von der ganzen rechten Seite vom Thüringer Wald bis zur Lüneburger Heide ſtanden neben Eiche und Buche hier wie am Oberrhein Nadelhölzer zur Verfügung. Der Handel erfaßte viele Städte: Melſungen, Rotenburg, Kaſſel, Münden, Rinteln, Minden, Hannover und alles zuſammenlaufend auf Bremen[48]. Die Nadelhölzer waren dabei für den Schiffsbau wegen der Maſten wichtig.

---

[46] E. Gothein, Wirtſchaftsgeſch. d. Schwarzwaldes I. — J. J. Scotti, Kurtrier II, S. 918. — Mitt. d. Hiſt. Ver. f. d. Saargegend VIII, S. 151. — Berichte d. Handelskammer Trier für 1865. — B. J. Kreuzberg, Polit. u. wirtſch. Beziehungen d. Kurſtaates Trier zu Frankreich. In: Rhein. Archiv Bd. 21 (1932), S. 125, 130. — Lang, Reiſe a. d. Rhein. — E. Luzac, a. a. O., II, S. 337.

[47] H. Münker, Weſeler Schiffahrt, S. 40f. — K. Hartl, Kreis Recklinghauſen, S. 126. — Osnabr. Mitt. 53, S. 84. — Veſtiſche Zeitſchr. 7, S. 120. — Staatsarchiv Münſter, Land Münſter, Nr. 38. — „Lippholz“ war beſ. für die Niederlande beſtimmtes geflößtes Eichenholz. — J. Ficker, Münſter. Biſchofschroniken I, S. 138 (14. Jh. Deventer). Über Groningen ſiehe Bijdragen v. Groningen III (1866), S. 98, 115; VIII, S. 173 (Holzmarkt von G. um 1250). — F. Arends, Oſtfrieſl. I. — G. Rüthning I, S. 210f.

Daß dazu der deutſche und baltiſche Oſten ſowie Skandinavien für die holländiſche Holzwirtſchaft von großer Bedeutung waren, wurde ſchon angedeutet. Da ſie namentlich Nadelholz erbrachten, ſo bezogen die Niederlande, ähnlich wie übrigens auch große Teile Deutſchlands, Holzderivate wie Pech, Teer, Ruß und beſtimmte Pottaſcheſorten beſonders aus der gleichen Richtung, da ſie hierin ergiebiger als die weſtlichen Laubwaldländer war. Dieſe haben dagegen neben großen Mengen Pottaſche beſonders Lohe an Holland abgegeben.

Da das Holländerholz zum großen Teile als Rundholz lief, ſo entſprachen deſſen Zufuhren zahlreiche Sägewerke im Verbrauchsland, und Holland hat in der Entwicklung der Sägereitechnik Vervollkommnungen — die Gatterſäge — gefunden, die im 19. Jahrhundert von der deutſchen Holzinduſtrie übernommen wurden.

Sehr viel Holz ging aber aus den abgelegeneren Wäldern bereits auf die verſchiedenen Bauformen zugeſchnitten hinaus. Dazu waren Faßdauben („Klappholz") überall ein großer Artikel, den Holland für ſeine Fiſcherei- und Molkereigewerbe unumgänglich benötigte. Die unzugänglichſten Waldgebiete und zumal die Buchen- und Ahorngegenden von den Rheinlanden bis zum Harz haben ſeit dem Mittelalter zahlreiche Holzwaren für Haushaltungen für die Niederlande hergeſtellt. Hauptgebiete waren hierin beſonders das Sauerland und Wittgenſtein. Die Kleinſtädte und Dörfer des weſtlichen Münſterlandes haben wohl auch bereits in alten Zeiten, beruhend auf ähnlichen, im feuchten Boden begründeten Gebrauchsformen, Holland mit Holzſchuhen verſorgt[49].

Die Niederlande mußten bei ihrer unbequemen Verſorgungslage mit Brennſtoffen, die durch den Torf nicht befriedigend ausgeglichen werden konnte, ähnlich wie England ſehr früh bereit ſein, auf die Steinkohle einzugehen. In der Tat lief dieſe ſchon im 13. Jahrhundert von der Maas, — alſo wohl vom Lütticher Revier aus durchs Land. Man kann annehmen, daß die im gleichen Jahrhundert bekannte nordengliſche Ausfuhr auch die holländiſchen Häfen erreichte. Deutſche Sorten ſind wahrſcheinlich zuerſt von der Ruhr aus ins Land gelangt, und zwar entweder über die Lippe oder über den Umſchlagsort Ruhrort auch ſchon vor der Eröffnung der Ruhrſchiffahrt ins Innere Weſtfalens[50].

---

[48] J. J. Winkelmann, a. a. O., S. 391: Flöße gehen „haufenweiſe" von Fulda, Werra, Weſer nach Bremen (1670er Jahre). — Über die Tätigkeit Amſterdamer Kaufleute an der Fulda um 1700 ſiehe Zeitſchr. d. Ver. f. Heſſ. Geſch. N. F. 16, S. 238. — A. Seidenſticker, a. a. O. I, S. 199: Kauffunger Wald und Holland. Mit nordiſch-baltiſchen Hölzern handelten die Seehäfen landeinwärts.

[49] C. C. Voigt in Seibertz, Quellen II, S. 141 (17. Jh.) Holzwarenhandel von Winterberg. — v. Schrötter, Kreis Wittgenſtein, S. 79. — P. Heymer, Weſtfäl. Waldwirtſchaft. Köln, Diſſ. 1934, S. 20f. — C. O. Sigismund, Reg.-Bez. Münſter, S. 7: Anbau von Pappeln für Holzſchuhe. S. 89: Aufkauf der Händler für die Niederlande in den Holzſchuhdörfern. — Veſtiſche Zeitſchr. 28, S. 60: Holzſchuhe in Bottrop.

Ganz unüberſehbar mannigfaltig waren die deutſchniederländiſchen Beziehungen in der Textilwirtſchaft. Beachtlich iſt hierbei, daß ſie von der gleichen bodenſtändigen Grundlage der Schafzucht und des Flachs- und Hanfbaues ausgingen. Aber ſchon ſeit dem Mittelalter riefen hier ſoziale Abſtufungen ſowie die praktiſche Differenzierung im Verbrauch und die ſich von dieſem ableitende, immer feiner ausgeſtaltende Technik auf allen Stufen der Produktion vom Rohſtoff bis zur Färberei und der letzten Appretur eine erſtaunliche Fülle von Leiſtungsſchattierungen der beteiligten Länder hervor. Die Verflechtungen zwiſchen ihnen wurden dadurch um ſo vielſeitiger. Dazu ſpielten in dieſen Zuſammenhang noch die Äußerungen von anderen Gebieten — Belgien, England, Frankreich und bei den Rohſtoffen Spanien und das Baltikum — herein. Auf der Seite Deutſchlands blieb im Laufe der Jahrhunderte wohl kaum eines ſeiner Einzelgebiete von den Textilbeziehungen mit den Niederlanden unberührt. Vor allem gilt das ſeit dem 16. Jahrhundert für die Leinenwirtſchaft.

Bei der gemeinſamen Entwicklung der wollgewerblichen Verbindungen waren die Niederlande bis zum 16. Jahrhundert der aktivere Teil, wenn ſie auch nicht die volle Leiſtungsfähigkeit Flanderns und ſeit dem ſpäteren Mittelalter Englands erreichten. Die holländiſchen Sorten ſtanden in Deutſchland in Wert und Anſehen zwiſchen den engliſchen bzw. flandriſchen und den beſſeren rheiniſchen und weſtfäliſchen. Insbeſondere gilt das für die aus Leiden, denen die von Amſterdam, Delft, Haarlem, Utrecht und anderen Plätzen Hollands, Seelands und Brabants naheſtanden. Sie liefen auf allen Straßen neben den Herkünften minderen Ranges beſonders aus den inneren Gebieten Brabants, Gelderns, Overijſſels und Frieslands über die deutſchen Märkte. Es war eine wichtige Aufgabe der Hanſa, ſie neben den anderen weſteuropäiſchen Tuchen dem ganzen faſerarmen europäiſchen Norden und Oſten zuzuführen. Die beſſeren Marken wurden, ähnlich wie das zum Teil auch im Rheinland und in Weſtfalen geſchah, mit engliſcher Wolle hergeſtellt. Ausſchlaggebend für ihren Ruf war aber, ähnlich wie für die Kölner, Aachener und niederrheiniſchen Tuche, ihre echte Färberei und anſprechende Appretur. Anſcheinend beſtanden in deren Techniken ſeit dem Mittelalter enge Anregungen beſonders zwiſchen Rheinländern und Niederländern, die ſich auf deutſcher Seite vor allem auf Köln, Aachen, teilweiſe auf Weſel verdichteten. Niederländiſche Sorten wurden z. B. im 15. Jahrhundert in

---

[50] Hanſiſches UB. I, S. 249: „Steinkohlen" zu Schiff im Zolltarif für die Venlooer in Lithoye i. J. 1272. — Über Ruhrkohle neben belgiſcher und ſchottiſcher in Amſterdam im 18. Jh. und zwar vor der Ruhrregulierung ſiehe Le Moine le L'Eſpine, a. a. O. I, S. 543: kolen van . . . de Roer. — Deutſche und Amſterdamer Beſtrebungen des 18. Jahrh., Kohle von Ibbenbüren in Holland einzuführen, ſchlugen fehl, ſiehe G. Jacobi, Der Steinkohlenbergbau i. d. Grafſch. Tecklenburg u. Lingen (1909), S. 46ff.

Niederſachſen — Hameln, Göttingen — nachgeahmt, ebenſo in Süddeutſchland —, Leidener Tuch im 17. Jahrhundert in Weſel und ſonſt am Niederrhein[51]. Umgekehrt liefen vom Mittelalter bis zum Ende des 18. Jahrhunderts die verſchiedenſten deutſchen Sorten und zwar anſcheinend beſonders aus dem Rheinland und Weſtfalen über die holländiſchen Märkte; im 17. und 18. Jahrhundert traten hierin Aachen und das bergiſche Land mit Qualitäten in den Vordergrund. Im Jahre 1614 wurden Aachener Tuchfabrikanten in Amſterdam mit dortiger amtlicher Förderung angeſiedelt, eine Tatſache, die dort wohl mit dem im 16. Jahrhundert ebenſo wie in manchen Teilen Deutſchlands ſich ausbreitenden Verfall des Wollgewerbes zuſammenhing[52]. Die gröbere weſt- und nordweſtdeutſche Wollverarbeitung ſetzte in Holland große Mengen an Haardecken und gröberen Strickwaren für Schiffs- und Soldatenbedarf ab. Beide Länder tauſchten auch Wollſorten aus, wobei ſeit dem 17. Jahrhundert Amſterdam der maßgebende Vermittler der feinen ſpaniſchen Wolle wurde, eine Tatſache, die ſich auch auf die Baumwolle übertrug, die urſprünglich für das ſchon im 12. Jahrhundert einſetzende rheiniſche Baumwollgewerbe über Italien und die Rheinlinie gekommen war.

Im Leinengewerbe vertraten die Niederlande in ihren ſüdlichen Teilen und daneben Brabant und Flandern die feinen Leiſtungen, Deutſchland die der feſten und dichten Sorten. Seit dem 16. Jahrhundert bahnten ſich hierin aber auf der deutſchen Seite unter der Führung von Ravensberg und ſpäter teilweiſe von Schleſien Verſchiebungen auch in der Qualität an, die auf die Verbindungen mit Holland beſondere Wirkungen haben ſollten[53]. Alle deutſchen, einigermaßen zu Überſchüſſen fähigen Leinengebiete und dabei beſonders die vom linken Rheinufer bis zur Elbe nahmen daran teil. Der niederländiſche Handel vermittelte die deutſchen Sorten in den Verbrauch ſeines Landes, das nicht genügende Mengen aufbringen konnte; er leitete ſie nach England und ſonſt auf den Weltmarkt weiter, zu dem ſeit dem 17. Jahrhundert die holländiſchen Kolonien kamen. Die ſchon mit dem 16. Jahrhundert einſetzende Erweiterung des Marktes regte in Nord- und Mitteldeutſchland, bald auch in

---

[51] Die Quellen zu den deutſch-niederländiſchen Textilbeziehungen ſind ſo beträchtlich, daß nur auf die allgemeinen handelsgeſchichtlichen Urkundenpublikationen hingewieſen ſei. — Für die Nachahmungen holländiſcher Tuche ſiehe z. B. E. Fink UB. v. Hameln II, S. 475 (15. Jh.): Deventerer Sorten; dieſe auch in Göttingen, das in ſpäteren Jh. beſ. Uniformtuche machte. Hannov. Magazin 1836, Nr. 9. — H. Münker, Weſeler Schiffahrt, S. 188f. In Süddeutſchland i. 15. Jh. ſiehe Wielandt, In: Oberrhein. Zeitſchr. N. F. 46, S. 585f. — Nach Patje, a. a. O., S. 341 wurde noch Ende des 18. Jhs. in Lüneburg ein Wollſtoff „Bergopzoom“ hergeſtellt.

[52] Vgl. E. Luzac I, a. a. O. I, S. 390. Über den Verfall ſiehe N. W. Poſthumus Bronnen tot de Gesch. v. de Leidsche Textielnijverheid I, S. X und E. Luzac II, S. 388f. — Dagegen galt Leiden z. B. im Rheinland weiter als Sitz einer Wollfeinſpinnerei und -ſtrickerei, ſiehe Stadtarchiv Köln. Z. 438: aus Leiden kommen „reine kleine ſachen, ſo zart ſein“ (2. Hälfte d. 18. Jahrh.).

[53] Vgl. beſ. Krünitz, Enzyklopädie Lein uſw. und F. A. A. Eversmann, Technolog. Bemerkungen auf einer Reiſe durch Holland, 1792. — Nemnich, Reiſen. — Die Arbeiten von P. F. Weddigen über Ravensberg und in ſeinem Weſtfäl. Magazin — desgl. die verſch. Darſtellungen in der Zeitſchr. d. Berg. Geſch.-Ver. — A. Zimmermann, Blüthe und Verfall des Leinengewerbes in Schleſien. Oldenburg u. Leipzig, 2. Aufl. 1885.

Schleſien eine Vermehrung der Sorten an. Teils handelte es ſich um grobe Arten, teils fand eine Verfeinerung ſtatt. Bei den erſteren kamen beſonders die hanfleinenen Sorten des Nordweſtens, aus dem Teutoburger Wald und dem Weſergebirge, d. i. den Ländern Osnabrück und Tecklenburg, in Betracht, die auf dem Markt berühmten über Osnabrück gehandelten Löwendlinnen, geeignet für Arbeits- und Matroſenkleider, für Tropenuniformen, die Plantagengebiete, für grobes Bettzeug, beſonders des Maſſengebrauchs und zu Segeln, alſo im ganzen für die Eigenart ſowohl des holländiſchen als auch des engliſchen Bedarfs. Aus dem Emsgebiet und beſonders aus den Ländern zwiſchen Weſer und Elbe ergaben ſich Überſchüſſe an gröberen Flachs- und Hedeleinen beſonders für Verpackungszwecke. Dagegen ging Ravensberg mehr und mehr auf feine und dichte Sorten bis zum Luxuscharakter. Die Anregungen nicht wenig dabei des niederländiſchen Handels, deſſen Vertreter auch perſönlich als Aufkäufer in den norddeutſchen Städten und Dörfern tätig waren, haben die Zahl der Sorten erheblich vermehren helfen. Aus den Sorten der einfach gegliederten bäuerlichen Selbſtverſorgung des Mittelalters entſtand die Fülle der neuzeitlichen Marktgewebe, zugleich für alle möglichen internationalen Bedarfsfälle.

Die Niederlande ſelbſt entwickelten ihr Leinengewerbe mit deutſcher Hilfe weiter, indem ſie viele Sorten deutſcher Ketten- und Schußgarne aufnahmen, teils mit ihren eigenen Garnen, teils unvermiſcht verarbeiteten. Sie trieben Ausfuhrhandel mit deutſchen Garnen, beſonders auch nach Lancaſhire. Im 17. und 18. Jahrhundert wurden z. B. die Leinen- und die Baumwollinduſtrie im Gebiet von Trente ſowie von Amersfoort weſentlich mit weſtfäliſchen Flachsgarnen neuartig entwickelt[54]. Seit dem 16. Jahrhundert wurde Haarlem wichtig mit ſeiner Garn- und Leinwandbleicherei, der große Mengen deutſchen Materials zufloſſen. Aus den gebleichten Ravensberger feinen Garnen entſtanden dann Haarlemer Spitzen, die deutſchen Gewebe gingen als „holländiſches Leinen" weiter. In Ravensberg war die Feinweberei weit über die Leiſtungsfähigkeit der einheimiſchen, für einfache Zwecke beſtimmten Bleicherei hinaus gediehen, ſo daß das Rohleinen der verfeinerten, auf beſonderen natürlichen und Arbeitsvorteilen beruhenden holländiſchen Bleicherei zugeführt werden mußte. Nach dem Siebenjährigen Kriege aber war man in Weſtfalen bemüht, dieſe Bleicherei nachzuahmen und die entſprechenden eigenen Stoffe auch als „holländiſches Leinen" auszuführen.

Die Bleicherei konzentrierte ſich im 17. und 18. Jahrhundert mit Anfuhrbeziehungen von nordweſtdeutſchen Bezirken her und der Ausfuhr auf den holländiſchen ſowie durch dieſen den internationalen Markt auch auf noch andere Orte, wie Warendorf a. d. Ems, Herford, Hamm a. d. Lippe, Almeloo in Twente und ſonſtige Spezialiſten.

Seit dem ſpäteren Mittelalter ſchon ſtellten ſich in Deutſchland weithin Überſchüſſe an Leinengarn heraus, die zu einem vielſeitigen Garnhandel führten. Die geſteigerten Qualitätsanſprüche der Märkte hatten dabei die weitere Folge, daß beſtimmte Gebiete, die durch Waſſer und andere Hilfsſtoffe hervorragend dazu geeignet waren, ſich auf die Bleicherei legten und darin obendrein verfeinerte Arbeitsverfahren entwickelten. Im Nordweſten geſchah das im Wuppertal und dem benachbarten weſtfäliſchen Gebiet von Schwelm, die in dieſem Gewerbe ſchon im 15. Jahrhundert arbeiteten. Im 16. Jahrhundert war dieſes ſicher ſo entfaltet, daß bis nach Schleſien ſowie zur Unterweſer und Unterelbe hin, ebenſo wie von Heſſen die Rohgarne dahin vertrieben wurden, um von da veredelt nach den führenden Märkten des Weſtens, nach Frankfurt und Köln, ebenſo wie nach Antwerpen und Amſterdam, mit Einſchluß der Zeug- und Spitzenwebereien Brabants und der übrigen Niederlande zu gehen. Verarbeitet oder unverändert leitete deren Handel die bergiſch-märkiſchen Garne weiter, ähnlich wie die nach Haarlem gerichteten deutſchen Sendungen. Hinzu kam, daß dieſe deutſche Garnbleicherei ſeit dem 16. Jahrhundert unmittelbar mit Weiterverarbeitung verbunden wurde, mit der Herſtellung von Zwirnen, Bändern und Zeugen, die darauf weſtwärts die gleiche Richtung nahmen[55].

---

[54] Boot, Twentsche Katoennijverheid, S. 4. 15.

Umgekehrt wurden über die deutſchen Märkte niederländiſche Leinenſorten zahlreich während der ganzen älteren Zeit eingeführt. Von beſonderer Bedeutung waren hierbei die brabantiſchen Herkünfte, die zu einem großen Umfang über Köln vertrieben wurden, das ſeit dem ſpäteren Mittelalter ein beſonderes „Flachs“- bzw. „Leinenkaufhaus“ für den Großhandel hatte. Die brabantiſche Elle, die im ganzen deutſchen Textilverkehr bis ins 19. Jahrhundert ſo lange ein wichtiges Maß war, hat ſich wohl in Verbindung mit dieſem Leinenhandel vor allem einzubürgern vermocht.

Der Austauſch von rohem Flachs und Hanf ſowie von Saatgut der beiden Faſern hat ſich zwiſchen den beiden beteiligten Ländergruppen vermutlich ſchon im Mittelalter vollzogen. Eingehender wurde er aber wohl erſt ſeit der im 16. Jahrhundert beginnenden Ausgeſtaltung der Intenſivierung, die den Sortenaustauſch förderte. Beim Saatgut verurſachte ſie ein erhebliches Einfuhrbedürfnis, weil man den Flachs z. B. im öſtlichen Weſtfalen oft vor der Körnerreife erntete, um feinere Faſern zu erzielen. In Nordweſtdeutſchland nahm man dann auch ſeeländiſche Saat, ſo wie dort die in der Regel aber über Hamburg—Bremen eingehenden baltiſchen Sorten aus Riga, Windau, Libau oder Memel, doch auch über Amſterdam und

---

[55] F. A. A. Eversmann, Technol. Bem. S. 92f.: Haarlem hatte um 1790 zehn Garn- und acht Leinenbleichen, die neben niederrheiniſcher, nordweſtdeutſcher und ſchleſiſcher Leinwand auch flandriſche und engliſche behandelten. — Daß ſich von Holland aus die „Kenntnis“ des Bleichens über Norddeutſchland verbreitet habe, wie A. Overmann in ſ. Entwicklung d. Leinen- uſw. Induſtrie i. d. Grafſch. Mark S. 74 meint, iſt ein ſtarker Irrtum! — Es handelt ſich bei einer Übertragung von Haarlem nur um beſtimmte Vervollkommnungen; über letzteren Vorgang ſiehe Schlözer, Staatsanzeiger IX (1783). S 361. — Weddigen, Weſtphäl. Mag. I, 4, S. 104f. behauptet ſogar (übertreibend), daß ſeit den 1780er Jahren überhaupt keine weſtfäliſche Leinwand mehr zum Bleichen nach Haarlem gegangen wäre! — Über die Bleicherei nach holländiſchem Muſter in der Stadt Hannover im ſpäteren 18. Jh. ſiehe Patje, a. a. O., S. 242f. — Die Garnbleicherei uſw. i. Wuppertal ſ. beſ. die Literatur über Barmen u. Elberfeld bzw. die Zeitſchr. u. Monatsſchr. d. Berg. Geſch.-Vereins.

Zwolle in die deutſchen Anbaugegenden laufen konnten. Auch der Hanfbau bediente ſich dort manchmal niederländiſchen Samens[56].

Enge Verbindungen ergaben ſich ſeit dem 16. und 17. Jahrhundert mit den Niederlanden im Baumwollgewerbe, und zwar namentlich im deutſchen Weſten. Baumwolle wurde hier ſchon im Mittelalter auf Grund der alten italieniſchen Rohſtoffzufuhren über Süddeutſchland verarbeitet und in Geweben ausgeführt, wie auch die ſüddeutſchen Sorten u. a. über Köln auch nach den Niederlanden gegangen ſind. Seit der Verſchiebung des Rohbaumwollhandels nach den nordweſtlichen Seehäfen und deren unmittelbarer Verbindung mit den Produktionsgebieten im ganzen Mittelmeer ſowie im 17. und 18. Jahrhundert mit den wachſenden amerikaniſchen Herkünften, wurde die Verarbeitung außer in den alten Städten auch in zahlreichen neuen Orten aufgenommen und in die des Flachſes eingegliedert. Das geſchah z. B. ſchon im 16. Jahrhundert in den Kleinſtädten des weſtlichen Münſterlandes, von denen Baumwollwaren auch nach den Niederlanden vertrieben wurden, ſowie auch Leinengarn an die ſich gleichzeitig entwickelnde holländiſche Baumwollinduſtrie. Nach dem Siebenjährigen Kriege gingen vermutlich aus den Niederlanden ſtammende Unternehmer z. B. in Gronau mit neuen Gründungen vor. Bezeichnend aber war zugleich, daß drüben in Twente in den 1790er Jahren die Entwicklung der Maſchinenbaumwollſpinnerei ſchon mit Spinnmaſchinen ſtattfand, die in Weſtdeutſchland gebaut worden waren[57].

Die erheblich mit Grasflächen, Moor, Dünen und Waſſer bedeckten Niederlande mußten zu allen Zeiten, ſeitdem ihre Bevölkerung dichter geworden war, Getreide einführen. Unter den deutſchen Bezugsgebieten darf man dabei die Rheinlande nicht überſchätzen, wenngleich ſeit dem 12. Jahrhundert Zufuhren von dort überliefert wurden. In Weſtdeutſchland entſprach der Getreidearmut der Niederlande die der Bergländer und zumal der rechten Rheinſeite, die ſich ſeit den Höhezeiten des Mittelalters immer ſtärker „induſtrialiſierten“ und daher dichter bevölkerten, demnach ſteigende Lebensmittelzuſchüſſe, z. B. von Heſſen, dem Jülicher Land, dem Hellweg und Münſterland brauchten. Ausſchlaggebender waren für die Niederlande, ſofern ſie ſich nicht noch im Mittelalter mit engliſchen und franzöſiſchen Bezügen helfen konnten, die aus Nordweſt- und Oſtdeutſchland, wobei ihnen die Oſtſeeſtädte zugleich Sendungen aus dem ſlawiſchen Hinterland vermittelten. Auch hierin traten die Zuiderſeehäfen und ſchließlich ganz überragend Amſterdam hervor. Es gab Jahre, in denen ſie auch dem deutſchen Hinterland kräftig aushalfen, wenn dieſes von Mißernten betroffen wurde. Das geſchah bereits im Mittelalter, wie überhaupt der ganze ältere nördliche Getreidehandel je nach den vielen allgemeinen und örtlichen oft recht ſtarken Ernteſchwankungen und zudem bei ſeinen vier verſchiedenen Getreidearten, dieſe ſeit dem 14. Jahrhundert noch ergänzt durch den Buchweizen, ein unüberſehbares wechſelndes Geflecht von Ausgleichsbeziehungen darſtellte. Eng und ſozuſagen alltäglich wickelten ſie ſich von den Niederlanden aus auch hierin beſonders mit Weſtfalen und den inneren Weſerländern ſowie mit dem ſüdlicheren Niederſachſen und im Verkehr über Lippe, Niederrhein, Ems, Weſer und Elbe ab. An der Spitze ſtand der Roggen, wie denn das niederländiſche Volk nach ſeiner älteren geographiſchen Verſorgungslage in der Hauptſache Roggeneſſer ſtändig bleiben mußte und damit an die deutſchen Gewohnheiten gebunden worden iſt. Weizen wurde ihm ähnlich wie die Gerſte teils vom Hellweg, teils von den ſchweren Böden zwiſchen Weſer und Elbe in Braunſchweig, Hildesheim, Magdeburg und Thüringen geliefert, der Hafer aus den Marſchlandſchaften der deutſchen Nordſee. Aus dem mit Sand- und Heideboden überzogenen weſtfäliſchen Nordland wurde neben etwas Roggen Buchweizen zugeführt. Das Münſterland und die deutſche Oſtſeeſeite ſtanden aber als Roggenquellen durch alle Zeiten ſeit dem Mittelalter wohl weitaus an erſter Stelle. Ähnlich wie beim Holz mußte in Holland auch die Müllerei des Getreides infolge der Verſorgung durch den Handel und zudem über die Seehäfen und Waſſerwege in z. T. anderer Weiſe als z. B. in Deutſchland, wo die örtliche Selbſtverſorgung weitaus überwog, organiſiert werden, ein Zuſtand, der zur Folge hatte, daß beſonders das weſtdeutſche Hinterland oft die niederländiſche Mühlentechnik übernahm.

---

[56] J. Möſer, Patriot. Phantaſien I, S. 61. — Le Moine de L'Eſpine II, S. 318. — Krünitz, Lein S. 415f. — H. Potthoff i. Ravensberg. Jahresb. 35, S. 30f. — A. K. Holſche, Grafſch. Tecklenburg S. 101, 113ff.

[57] Über die alte weſtdeutſche Baumwollinduſtrie ſiehe z. B. H. v. Loeſch, Kölner Zunfturkunden, 2 Bde., 1906. — Kuske, Quellen oft; desgl. in Jahrb. d. Köln. Geſch.-Ver. Bd. 17 (1935). — R. Krumbholtz, Gewerbe der Stadt Münſter. 1898. — Vgl. ferner F. Th. Drachter in Coesfeld, hrsg. von E. Stein, S. 13, 20. — O. Jeſſe, Geſch. v. Gronau, S. 135, 145. — Boot, Twentsche Katoennijverheid. Die Annahme Boots über die Gründung der weſtfäliſchen Baumwollinduſtrie von Weſel aus dürfte im Hinblick auf das ſehr alte Kölner u. anſcheinend auch Münſterer Gewerbe nicht richtig ſein. — Vgl. noch Reigers, Bocholt S. 907f. — Bei der Maſchinenentwicklung liefen die Einflüſſe anſcheinend vom Wuppertal und von Ratingen (der Brügelmannſchen erſten mechaniſchen Spinnerei Deutſchlands von 1783) nach Bottrop uſw. und von da im Bau nach Twente ſiehe Veſtiſche Zeitſchr. 28, S. 63 und Boot, a. a. O., S. 17. — Für die ältere deutſche und nordweſteuropäiſche Baumwollinduſtrie iſt zu beachten, daß dieſe größtenteils Baumwollgarn noch mit Leinengarn im Gewebe miſchte.

Der Getreidemangel und die oft ungünſtigen Trinkwaſſerverhältniſſe bewirkten, daß die Niederlande auch Bier und andere Getränke einführen mußten. Die Brauerei haben ſie in der Weiſe der anderen germaniſchen Länder ebenfalls ſeit älteſten Zeiten betrieben und zwar wohl ganz vorwiegend in den teutoniſchen, nicht ſo ſehr in den engliſchen Sorten. Im 14. Jahrhundert lief über Amſterdam nach Overijſel ein Handel mit Gagelkraut und Porſch, den maßgebenden Gewürzen für das nordweſtdeutſche Grutbier, die aus den nord- und nordweſtdeutſchen Heiden und Sümpfen ſtammten. In Weſtfalen wird daneben das aus Weizen, Gerſte, Hopfen, Gewürznelken und Zucker gebraute Keutbier als cerevisia Batavica mehrfach überliefert und vom „Altbier“, der cerevisia Saxonica, unterſchieden. Sicher iſt, daß die früher ſo berühmte „Keut“ ſeit dem ſpäteren Mittelalter in Deutſchland anſcheinend im Rheinland bis Köln und im weſtlichen Weſtfalen beſonders häufig und reichlich hergeſtellt worden iſt.

Schon im 13. Jahrhundert war aber die Einfuhr von Bier aus Bremen in den

Niederlanden eine geläufige Sache, wie die Sorte auch in jener Zeit dort ſchon in Zolltarifen ihre Poſition hatte. Das Hamburger geſellte ſich bald hinzu und ſpäter die verſchiedenen bekannten Arten aus den Städten zwiſchen Rhein und Elbe. Schon im Mittelalter arbeitete dieſer deutſch-holländiſche Bierhandel mit ganzen Schiffsladungen. Es verlautet aber kaum etwas davon, daß niederländiſche Sorten ſpürbarer nach Deutſchland gehandelt worden wären[58].

Bis zum Ende des 18. Jahrhunderts blieben die Niederlande ſtets ein Hauptmarkt für die deutſchen Weine bis zum Elſaß und zur oberen Moſel hinauf und in den Richtungen auf den geſchilderten Verkehrslinien bis hinunter nach Groningen und Stavoren laufend.

Sie nahmen ebenſo deutſche Branntweine, anſcheinend reger einſetzend ſeit dem 15. Jahrhundert, auf. Auf dieſem Gebiete entwickelten ſie jedoch ſehr bald, beeinflußt durch den ſchnell wachſenden Bedarf des zahlloſen Schiffsperſonals in Binnen- und Seeſchiffahrt, eine ſehr rege eigene Initiative, die darauf beiſpielgebend nach Deutſchland hinein wirkte. Die beachtliche Folge war aber, daß die Niederlande, abgeſehen von der entſprechenden Getreidezufuhr aus Deutſchland, für ihre Geneverbrennereien in großem Umfange ſtändig Wachholderbeeren aus dem Rheinlande, Weſtfalen und den nordweſtdeutſchen Heiden anforderten und darin einen bedeutenden Handel veranlaßten[59]. Daß Holland ein ſehr einflußreicher Vermittler der infolge der Entdeckungen neu aufkommenden Genußmittel Tabak und Kaffee und ſpäter auch für Kakao nach Deutſchland herein werden mußte, liegt auf der Hand. Tabak und Kaffee verbreiteten ſich daher auffallend ſchnell beſonders in den Rheinlanden und in Weſtfalen in breite Volkskreiſe und auf dem Lande. Holländer regten Mitte des 17. Jahrhunderts den Tabakbau in der Pfalz an und dürften dazu an deſſen ſchneller Ausbreitung am Niederrhein und quer durch Weſtfalen und Niederſachſen beſonders im 18. Jahrhundert beteiligt geweſen ſein[60]. Daß der Handel mit Kolonialwaren für den deutſchen Markt ſeit dem 17. Jahrhundert ſehr umfänglich auf Holland überging, nachdem es bereits vorher mit ſeinen iberiſchen und Mittelmeerbeziehungen ſich in dieſen eingegliedert hatte, entſprach nur ſeiner neuen weltpolitiſchen Stellung.

---

[58] H. Hamelmann, Opera, S. 83 (16. Jh.): in Münſter coquunt cerevisiam, quam Batavicam dicimus, koith, ex tritico, admodum similem Hamburgensi cerevisiae. Siehe a. Krumbholtz, a. a. O., S. 198, 488. — H. J. Smit, Opkomst S. 32, 71 f., 93. — v. d. Bergh, Oorkondenboek I, 2, S. 121 (13. Jh.); desgl. Hanſiſches UB. I, S. 260: Zolltarif von Haarlem (1274). — H. A. Wijnne, Groningen, S. 25 f., 125. — Oſtfrieſ. UB. II, S. 128: beerschippe zur See. — v. Detten, Wirtſchaftsleben, S. 60 f. — E. M. M. Timmer, Vier Brouwerscontracten in Econ.-Hist. Jaarboek IV, S. 84 f. — Siehe oben Anm. 5.

[59] Vgl. meine Abh. in Jahrb. d. Köln. Geſch.-Ver. 17, S. 108 f.

[60] E. Gothein, in Zeitſchr. f. d. Geſch. d. Oberrheins. N. F. IV, S. 179 f. Derſ. i. Wirtſch. u. Geſch. d. Schwarzwaldes S. 787 f. — A. Dietz, Frankfurter Handelsgeſch. IV, S. 58. — A. Boerner, Der Kölner Tabakhandel. Köln 1912. — O. Terpoorten, Niederrhein. Tabakind. ſeit ihrer Entſtehung. Köln. Diſſ. 1929. Nach T. wurde die niederrhein. Tabakinduſtrie bis Ende des 18. Jhs. vom deutſchen Handel und nicht durch perſönliche niederländ. induſtrielle Gründungen veranlaßt; der Tabakanbau am Niederrhein jedoch nach dem Muſter des Anbaues von Amersfoort, der ſchon in den 1610er Jahren entſtand. — Auch bei der Entwicklung des Kartoffelanbaues mit Frühſorten war Holland ſchon im 18. Jh. z. B. in Oſtfriesland beteiligt: F. Arends, a. a. O., III S. 150 f. — Kleeſaat aus Holland in Ravensberg, 2. Heft, 18. Jh., ſiehe Weddigen, Magazin 7, S. 250.

Seit dem Altertum ſehr aktiv waren die Niederlande mit ihrer Weidewirtſchaft. Im Ochſenhandel ragten beſonders die Gebiete öſtlich der Zuiderſee hervor unter der Führung von Groningen, deſſen Händler zugleich in Oſtfriesland aufkauften, wo Aurich das Seitenſtück zu Groningen als zentraler Viehmarkt geworden war. Aber an den Vertrieb ſüdwärts nach den Rheinlanden und den rheiniſch-weſtfäliſchen Bergländern waren noch zahlreiche Städte, Zwolle, Kampen, Deventer, Arnheim, Münſter, Osnabrück und noch andere bis nach Vechta und nach Hamm und Ahlen hinüber beteiligt. Ihre Teilnahme im Mittelalter wird z. B. aus den Vorgängen auf dem großen Kölner Viehmarkt erſichtlich. So wie dieſer weſtfrieſiſche Ochſenhandel nach den deutſchen Ländern arbeitete, ſo aber auch der deutſche nach den Niederlanden; denn bedeutende Herden liefen nach Geldern, Brabant und Flandern, ja quer weſtlich zu Waſſer und zu Lande nach Holland hinüber und kamen aus den Zuchtgegenden von Oſtfriesland bis nach Dänemark her. Auch niederländiſche Kaufleute waren zu dem Zweck auf den norddeutſchen, holſteiniſchen und däniſchen Märkten zu finden. Es ſcheint, daß der Seebedarf und die allgemeine Zunahme des Wirtſchaftslebens in Nord- und Südholland und zumal in Amſterdam ſeit dem 17. Jahrhundert dieſe Zufuhr an Schlachtrindern von der deutſchen und däniſchen Seite der Nordſee her noch geſteigert haben. Wenn Anfang des 17. Jahrhunderts auf dem weſtfäliſchen Hellweg von ſchwarzfleckigen Rindern in der dortigen Viehhaltung die Rede iſt, ſo könnte das darauf ſchließen laſſen, daß die holländiſche Milchraſſe mindeſtens ſchon damals in die deutſche Zucht eingeführt war.

Die Niederlande zu beiden Seiten der Zuiderſee, und beſonders gilt das für die weſtliche, ergänzten die deutſche Verſorgung mit Molkereiprodukten ganz bedeutend. Regelmäßige Butter- und Käſeſendungen waren von da aus für weite Teile Deutſchlands bei dem geringen Ertrag der älteren Rinderzucht faſt unentbehrlich. Das galt im ſpäteren Mittelalter z. B. ſelbſt für ein ſo ergiebiges Agrargebiet wie den weſtfäliſchen Hellweg, mehr aber noch für die Bergländer und beſonders, als ſich dieſe teilweiſe ſchon im Mittelalter induſtrialiſierten und in ihrer Bevölkerung entſprechend zunahmen. In Dortmund wurden in der erſten Hälfte des 15. Jahrhunderts die Butter- und Käſepreiſe von Zwolle und Deventer ausdrücklich notiert. Die Sturmflut der See in Holland und Friesland von 1570 verurſachte im deutſchen Hinterland eine Butter- und Käſeteuerung. Schon im 15. Jahrhundert waren deutſch-niederländiſche butterpolitiſche Verhandlungen, bei denen der Schwerpunkt im eigentlichen Holland lag, eine wichtige Handelsangelegenheit[61].

---

[61] Hanſ. UB. I. S. 28, 144f.: Ochſen und Pferde aus Friesland und Dänemark im Zolltarif zu Damme in Flandern von 1252. Vgl. ebd. III, Nr. 645. O. Feith, Bijdragen v. Groningen III, S. 247ff., 271, 278. — Diepenbrock, Meppen. S. 251f. — Zeitſchr. d. Ver. f. Geſch. Soeſts 1890/91, S. 34ff. — Vgl. meine Quellen; desgl. die Geleitsregiſter im Stadtarchiv Köln, 15. Jh. — Th. O. Achelis, in Zeitſchr. f. Schlesw.-Holſt. Geſch. Bd. 60. — Städtechron. 20, 21 II. —

Bei den Schweinen lagen die deutſch-holländiſchen Beziehungen umgekehrt wie bei den Rindern. Mindeſtens ſeit dem 14. Jahrhundert wird die Ausfuhr von Schweinen, Zucht- und Maſtferkeln, Speck und Schinken aus den norddeutſchen Ländern nach den Niederlanden bis nach Flandern ſtändig überliefert, wobei das Münſterland und ſeine nächſten Randgebiete wohl immer führend geweſen ſind.

Der gegenſeitige Umſatz der Pferde war ähnlich wie der der Rinder. Er ging ſowohl von den Zuiderſeeländern, geſtützt auf Märkte wie Groningen und Deventer, nach Deutſchland hinüber oder zog von deutſchen und däniſchen Nordſeelandſchaften nach Geldern, Brabant und Flandern. Flandern dagegen vertrieb ſeit dem Mittelalter ebenfalls ſeine wertvollen Tiere oſtwärts nach Deutſchland, wobei Köln beſonders in ſüdlicher Richtung vermittelte. Aus dem 16. Jahrhundert wird die Heranziehung holländiſcher Pferde in der heſſiſchen Zucht berichtet.

Die holländiſche Seefiſcherei vor allen des Herings und ſeiner Verwandten iſt wohl ſeit der Zeit, da ſie mit dem Handel landeinwärts verbunden wurde, alſo dem früheren Mittelalter, ſofort für weite Gebiete Weſt- und Süddeutſchlands von maßgebender Bedeutung geworden. Sie wurde ſchon im ſpäteren Mittelalter ein bevorzugter Gegenſtand namentlich von rheiniſch-holländiſchen Verträgen und Vereinbarungen über die Standardiſierung der Ware, ihre Konſervierung und Verpackung in einer Weiſe, die bis Anfang des 19. Jahrhunderts in Geltung blieb. Auf deutſcher Seite trat bei der Entwicklung dieſer Organiſation die Stadt Köln führend hervor. Parallel dazu liefen auch die nördlichen Seegüter wie z. B. Stockfiſch, Tran uſw. immer durch niederländiſche Hände nach den gleichen Teilen Deutſchlands heran[62].

Die gegenſeitigen Güterbeziehungen beider Länder erſtreckten ſich noch auf zahlreiche andere Tatſachen. Sie bauten ſich nicht nur auf den ſtarken natürlichen Unterſchieden auf, ſondern auch auf den ähnlichen Arbeitsmethoden beider Völker, die leicht bereit ſind, aufeinander einzugehen, wie ſich das auch in der allerneuſten Wirtſchaftsentwicklung vielfach nachweiſen läßt.

5. Die perſönlichen Beziehungen

Die gegenſeitigen perſönlichen Beziehungen zwiſchen Deutſchland und den Niederlanden ſind ſtets durch ihre völkiſche Verwandtſchaft begünſtigt worden, die noch durch die ſeit der Völkerwanderung einſetzende enge frieſiſch-ſächſiſch-fränkiſche Durchdringung geſteigert wurde. Das erfuhr eine weitere Förderung durch die allen germaniſchen Stämmen gemeinſame pſychiſche und körperliche Aktivität gegenüber fremden Räumen, und zwar dabei beſonders mit wirtſchaftlichen Abſichten. Sie muß ſchon ihre eigenen

---

H. Ramſauer in Oldenburg. Jahrb. 35. — B. Hagedorn I. — J. Janſen, Münſteriſche Chroniken III, S. 45. — K. Guthe, a. a. O. S. 581. Über frieſ.-oldenburg.-däniſchen Pferdehandel nach Geldern u. der Zuiderſee ſ. Nijhoff, Gedenkwaardigheden uit de gesch. van Gelderland I, S. XXV, XXVIII (um 1300). — Siehe oben Anm. 3.

[62] Vgl. meine Abh. Kölner Fiſchhandel bis z. 17. Jh. Weſtd. Zeitſchr. f. Geſch. u. Kunſt Bd. 24.

Verbindungen untereinander geſteigert haben. Bei den Frieſen wurde ſie ähnlich wie bei den Normannen durch die See noch lebendiger gemacht. Die Durchdringung dürfte weiter vermehrt worden ſein infolge des Überganges der Sachſen nach England, der nicht nur über die Nordſee zu Waſſer ſtattfand, ſondern auch dauernde Landverbindungen von den Sitzen der Sachſen in Holſtein aus quer durch die ſpätere Seewirtſchaftsprovinz nach der Zuiderſee und der Rheinmündung hervorrief. Er hat zu der Verkehrsgeſtaltung dieſer Landſchaften ſeit dem 5. Jahrhundert ſehr beigetragen und ſtützte ſich dazu auf eine entſprechende Landlinie von Sachſenkolonien. Daß das niederländiſche Miſchvolk von ſich aus oſt- und ſüdwärts in die ſächſiſchen und fränkiſchen Zuſammenhänge, alſo quer nach der Elbe hinüber und rheinaufwärts ſtrebte, iſt ſelbſtverſtändlich. Soweit in dieſen Verbindungen ſeit der Merowinger- und Karolingerzeit „Frieſen" auffallender in Erſcheinung traten, dürften ſie auf jenen allgemeinen Grundlagen beruhen. Aber es iſt ſeit dieſen Zeiten für ſie wohl von beſonderer Bedeutung ihr allmähliches Hereinwachſen ſowohl in den fränkiſchen und deutſchen Reichsverband als auch ihr Übergang zur Reichsreligion geweſen, ähnlich wie bald nach ihnen im ſpäteren 8. und im 9. Jahrhundert die Falen und Sachſen in ganz gleicher Weiſe als wirtſchafts- und handelsgeſchichtlich aktiv ſichtbar geworden ſind. Vermutlich wurden die frieſiſchen Einwanderer in die deutſchen Länder während der Karolinger- und Sachſenzeit auch durch die Normannengefahren an den Küſten obendrein angeregt. Sie wichen ihnen als Emigranten ins Binnenland aus. Vor allem wurde die Nordweſtecke des Kontinentes bis zum Beginn der umfaſſenderen Deichorganiſationen — alſo in der Terpenzeit, das iſt bis zum 11. Jahrhundert —, ſtets auf weite Siedlungsgebiete durch die See angegriffen und verheert. Die Nordſee verjagte Tauſende von Menſchen aus dem ganzen Küſtenland und veranlaßte ſie zur Abwanderung vor allem nach Norddeutſchland, wobei ihnen die Bevorzugung des Nordweſtens bis zur Weſer und zur Elbe am nächſten gelegen haben mußte. Einen beſonders großen Anreiz zur Zuwanderung aus den deutſchen Landſchaften können in jenen älteren Jahrhunderten die der See beſonders ausgeſetzten Niederlande ſchwerlich gegeben haben[63].

An der niederländiſchen Einwanderung nach den deutſchen Ländern waren Bauern, Kaufleute und Handwerker nebeneinander beteiligt. Die Bauern ſind vermutlich hauptſächlich durch die Unſicherheit des Landes gegenüber der See zur Abwanderung veranlaßt worden, die auch mit der ſeit dem 11. Jahrhundert wirkſamer werdenden Deichorganiſation gleichwohl fortbeſtand und ſich noch im ſpäteren Mittelalter z. B. in der Entſtehung der größeren Zuiderſee und des Dollart ſowie in den bis in neuere Jahrhunderte reichenden verheerenden Sturmfluten äußerte. Der niederländiſche Bauer nahm von ſolchen Tatſachen her neben dem deutſchen an der Koloniſation des deutſchen Oſtens teil. Aber vor allem ſetzte er ſich mit Vorliebe in die

---

[63] Zu Vorſteh. ſiehe beſ. Poelman u. Boeles, a. a. O., desgl. Chr. J. Klumkers Zuſammenſtellung über die Frieſen in Deutſchland in Emdener Jahrb. Bd. 13 (1899), S. 54ff. — Adam v. Bremen II, 15. — Dietr. Schäfer in Zeitſchr. d. Hiſt. Geſ. f. Niederſachſen 1909 ü. die Sachſen.

Moore und Heiden des deutſchen Nordweſtens, wo er von den Landesherren ausdrücklich als Siedler gefördert worden iſt, da er ſchwierigen, vom Waſſer behelligten Boden erfahrungsgemäß gut zu meiſtern wußte. Noch im 17. und 18. Jahrhundert richteten ſich die Siedlungsbeſtrebungen in den nordweſtlichen Mooren nach den holländiſchen Erfahrungen, und ſie bedienten ſich holländiſcher Kräfte. Das zog ſich durch alle die einzelnen Länder hin oſtwärts bis nach Hoya, Wurſten, Hadeln und zur Unterelbe[64].

Der Frieſe in ſeiner frühmittelalterlichen Form, die ſich auf die ſchon genannten Länder bis zum Zwin gründete, fand als Händler und Handwerker ſeit dem 12. und 13. Jahrhundert ſeine Nachfolger auf deutſchem Boden in den Zuwanderern, die nun nach den politiſchen Einzelländern und nach den Städten der geſamten Niederlande benannt wurden und die beſonders in den rheiniſchen und weſtfäliſchen Städten des Mittelalters ſehr zahlreich nachgewieſen werden können. Die bedeutende Regſamkeit der weſtdeutſchen ſpätmittelalterlichen Wirtſchaft übte eine beträchtliche Anziehungskraft auf die Bevölkerung der Länder von Flandern bis nach Friesland aus, die eine lebhafte Einwanderung vor allem in die Städte zur Folge hatte. Eine ſo führende Handelsſtadt wie z. B. Köln wurde in ihrem Bevölkerungsaufbau immerzu von der niederländiſchen Nachbarſchaft aus ergänzt, wobei ſich Brabant, Limburg, Geldern, Overijſel und die öſtlichen Zuiderſeegebiete beſonders betonten. Das wurde gefördert durch die Sprache und die gemeinſame Reichszugehörigkeit. Aus ſolchen Gründen war dieſe Einwanderungsrichtung nach Rheinland und Weſtfalen viel bedeutender als die Zuwanderung von den walloniſchen oder gar franzöſiſchen Ländern aus[65]. Mittelalterliche kölniſche Zunftſtatuten lehnten z. B. den „Walen“ für die Aufnahme ins Handwerk ausdrücklich ab, während ſie gegen den Niederländer keine Bedenken hatten. Die Niederländer traten auf deutſchem Boden nicht nur als Einwanderer auf, ſondern vor allem auch als Händler, die gleich den Deutſchen ſich auf Geſchäftsreiſen bewegten. Trotz der Häufigkeit ihres Vorkommens beſonders in den ihnen entſprechenden Handelszweigen oder ihres Beſuches der periodiſchen deutſchen Meſſen erſcheint doch, daß die Deutſchen im ſpäteren Mittelalter und noch im 16. Jahrhundert die aktivere Partei geweſen ſind.

---

[64] Über die Ausbreitung d. ländl. Siedelung d. Niederländer ſiehe d. Einzelliteratur ü. Nordweſtdeutſchland; z. B. ſchon Helmold Chronikon Slavorum I, 88. — A. v. Werſebe, Über niederländ. Kolonien im nördl. Deutſchland, 2 Bde., Hannover 1815/16. — O. Borchling, Die älteren Rechtsquellen Oſtfrieslands. Aurich 1906, S. 8f. — H. Entholt, Bremen, S. 7. — Rüthning, Oldenb. Geſch. I, S. 34. — Rüther, Hadler Chronik (1932), S. 51. — Bröring, Saterland I, S. 27. — J. S. Seibertz, Landes- u. Rechtsgeſch. v. Weſtphalen III (1864), S. 185. — Bremer UB. I, S. 28f. (um 1100). — Schweckendieck i. Emden. Jahrb. 6, S. 103f. — Über Seefluten ſiehe H. A. Wijnne, Groningen, S. 98. — Kanalbauten i. Holland i. 12. Jh. ſiehe Hanſ. UB. I, S. 11. — Oſtfrieſ. UB. II, S. 729ff.: Deichordnung v. 1428. — J. J. Winkelmann, a. a. O. S. 390 weiſt im 17. Jh. auf das „Sprüchwort“ hin: „Wo Heſſen und Holländer verderben, wer wolte da Nahrung erwerben“!

[65] Hoeniger, Kölner Schreinsurkunden, 2 Bde. Bonn 1884ff. — S. Bd. 4 meiner Quellen, beſ. das Namenregiſter u. die einleitenden Ausführungen im Vorwort. — A. Knieke, Die Einwanderung in den weſtfäl. Städten. Münſter 1893. — F. Darpe, Coesfelder UB. II, S. 1ff. — Hanſiſches UB. I, S. 80: mercatores Reni von Utrecht (1233).

Bekanntlich wurde dieſe holländiſche Einwanderung zumal im deutſchen Weſten ſeit dem Ende der 1520er Jahre durch religiöſe Beweggründe neuartig gefördert, die bis tief in die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts hinein immer wieder ihre Wellen oſtwärts ſchlugen, — bis ins innere Deutſchland ſpürbar waren. Da in dieſen Fällen zum Unterſchied vom Mittelalter die wirtſchaftlichen Erwägungen nicht ausſchlaggebend waren, ſo beteiligten ſich am Emigrantentum zahlreiche Leute, die ſonſt nicht nach Deutſchland gekommen wären. Dazu gehörten unter anderem Handwerker, die aber nun manchmal dauernd eine beſondere niederländiſche Arbeitsweiſe übertrugen. Das geſchah namentlich in der Textilwirtſchaft, ähnlich wie dieſe noch auffallender bis zum Anfang des 18. Jahrhunderts durch die franzöſiſchen Flüchtlinge in den Einzelzweigen beeinflußt worden iſt[66].

Weitere Zuſammenhänge entſtanden für die aktive Betätigung der Niederländer in Deutſchland ſeit der Zeit des weltwirtſchaftlichen Aufblühens Hollands im 17. und 18. Jahrhundert. Sie iſt dadurch gekennzeichnet, daß der Holländer auf der Rheinlinie und in ganz Nordweſtdeutſchland ſich aktiv um den Abſatz ſeiner neuen überſeeiſchen Kolonialwaren bemühte. Das ſpielte ſich zugleich ſehr oft im deutſchen Einzelhandel wieder, in dem hier Spezialgeſchäfte für „holländiſche Waren" aufkamen und bis ins 19. Jahrhundert beſtanden. Sie vertrieben nicht nur das überſeeiſche, ſondern auch das Fiſcherei- und Molkereiſortiment. Dazu gehörten noch z. B. eigenartige holländiſche Papierſorten, Anſtrichfarben, Liköre, Zigarren uſw. Daneben betätigte ſich der Holländer als Aufkäufer deutſcher Erzeugniſſe. Hierbei ließ er ſich beſonders von den geſchilderten ausgeprägten Lücken ſeines Landes, ſeit dem 17. Jahrhundert dazu von den Bedürfniſſen des kolonialen, ja des Weltmarktes leiten. Er begnügte ſich nicht mit der üblichen Handelsſtellung, ſondern ging oft auch gründend und finanzierend vor: ſo ſchon im 16. Jahrhundert in der mittelrheiniſchen Steininduſtrie, wo er die Traßvermahlung entwickelte. Er war Verleger in der Tonwareninduſtrie des Weſterwaldes. Er beteiligte ſich in den Bergländern bis hinüber nach der Weſer an der Errichtung von Erzbergwerken, Metall- und Glashütten. Zwar gelangen ihm, wie es übrigens auch dem deutſchen Unternehmer jener Zeiten erging, darin keine auffallenden bedeutenderen Dauergründungen, aber zum mindeſten waren ſeine verſchiedenen Bemühungen in den Berg- und Waldinduſtrien doch bemerkenswert[67]. Erfolgreicher war er wohl aber in dem werdenden deutſchen Induſtrieſyſtem mehr als Anreger neuer Produktionsaufgaben von ſeinen beſonderen Marktbedürfniſſen aus, eine Tatſache, die manchmal mit dem angeblich beſonders erfolgreichen großen Einfluß der niederländiſchen Réfugiés verwechſelt worden iſt. Es wurde ſchon feſtgeſtellt, daß die Niederländer dieſe Anlehnung an die deutſche und zumal rheiniſch-weſtfäliſche Induſtrie mit dem Verzicht auf eine eigene ſyſtematiſche Induſtrieentwicklung bezahlten, zu der ſie von ihren arbeitenden Menſchen aus ſchon auch gemäß ihrer Verwandtſchaft mit den Deutſchen wohl befähigt geweſen wären. Allerdings fielen nun angeſichts des gewaltig ſteigenden Bedarfs die genannten Rohſtoffſchwierigkeiten ihres Landes um ſo mehr ins Gewicht.

---

[66] Siehe die Zuſammenſtellung über niederländ. Emigration von G. Witzel in Weſtd. Zeitſchr. f. Geſch. u. Kunſt, Bd. 29, S. 118ff. — W. Sarmenhaus, Niederländ. Religionsflüchtlinge in Weſel. Kiel. Diſſ. 1913 — H. Keuſſen, Geſch. v. Crefeld. 1865.

[67] Über holl. Unternehmer i. d. Bergländern, ſiehe z. B. Weſtfäl. Zeitſchr. 70, II, S. 294ff. — Süderland V, S. 99. — Eſſener Beitr. 17. — Nemnich, Reiſen I, S. 205 (an der Lahn). — W. Eſſer, Bergbau i. Berg. Land i. 18. Jh. Köln. Diſſ. 1923. — Staatsarchiv Münſter, Kleve-Mark L.-A. 62:

Seit dem 11. und beſonders dem 12. Jahrhundert nahm gegenüber der frieſiſch-niederländiſchen perſönlichen Aktivität die deutſche ſichtlich zu, um ſie auf lange inſofern zu überflügeln, als die deutſchen Kaufleute überall in den Niederlanden mit Einſchluß von Flandern häufiger tätig waren als umgekehrt die Niederländer in Deutſchland. Deren Einwanderung in Rheinland und Weſtfalen hatte wohl oft den Sinn, unmittelbar perſönlich an die deutſche Baſis heranzukommen, welch letztere dabei durch die Organiſation der Hanſa in Deutſchland noch ſehr geſtärkt worden iſt. Die zugewanderten Niederländer aber halfen die perſönlichen Verbindungen der deutſchen Gebiete nach den weſtlichen Nachbarn hin nur noch vermehren. Im ſpäteren Mittelalter und 16. Jahrhundert fällt dabei auf, daß außer den unmittelbar auf der See tätigen Händlern und Schiffern der deutſchen Küſtenſtädte in den Niederlanden auch Rheinländer und Weſtfalen an Seehandelsunternehmen durch Beſitz von Schiffen und Schiffsparten beteiligt waren. Sie müſſen ſich hierbei auf die niederländiſchen Hafenſtädte von Brügge bis zur Zuiderſee geſtützt haben; denn es wurde ſchon erwähnt, daß der Rhein in jenen Jahrhunderten mit den damals üblich gewordenen großen wirtſchaftlichen Schiffstypen der Koggen und Hulks wegen deren Tiefgangs von drei bis vier Metern nicht befahren werden konnte. Von der Ems und den kleinen weſtfäliſchen Flüſſen nach der Zuiderſee kamen erſt recht nur ganz gelegentliche unmittelbare Seefahrten in die offene Nordſee und nach England hinüber in Frage. Im allgemeinen hat die Handelstätigkeit deutſcher Perſonen auf niederländiſchem Boden auch ſeit dem ſpäteren 16. Jahrhundert nie aufgehört, obwohl dann die Holländer nach dem europäiſchen und überſeeiſchen Weltmarkt hin ungleich rühriger als die Deutſchen werden konnten. Gerade dieſe Tatſache hat trotz des Verfalles der Organiſation der Hanſa auch wieder anregend auf die deutſche Seite zurückgewirkt. Das zeigt ſich in der Steigerung der Beziehungen der deutſchen Nordſeehäfen unter der Führung von Bremen und Hamburg nach den Niederlanden, hinter der die geſchilderte lebhaftere Entwicklung der deutſchen induſtriellen Tätigkeit im ganzen Hinterland geſtanden hat. Dort kamen teilweiſe unter Überflügelung der früheren Hanſeſtädte die neuen Vertriebszentren der Induſtriewaren in den niederrheiniſchen, den bergiſch-märkiſchen und weſtfäliſchen Landſchaften auf, deren Unternehmer nun ebenſo aktiv nach den Niederlanden wurden wie die holländiſchen Einkäufer auf

---

desgl. Herzogtum Weſtfalen, Landſtände III. — Oberrhein. Zeitſchr. 4, S. 182 (i. Schwarzwald). Trieriſches Archiv 24/25, S. 154 (Weſterwald). — Die Behauptung E. Voye's, a. a. O. I, S. 114, daß die Papierfabrikation Deutſchlands aus den Niederlanden ſtamme, iſt ein Irrtum.

deutſchem Boden. Wie ſehr aber holländiſche perſönliche Einflüſſe nach Deutſchland hin ſpielen konnten, zeigen vom 16. bis 18. Jahrhundert Städte wie Frankfurt am Main und Mannheim, deren moderne Entwicklung doch erheblich davon bedingt worden iſt[68].

Bei der gegenſeitigen perſönlichen Durchdringung im Handel iſt das uralte Hauſierertum nicht zu unterſchätzen, das manchmal eng mit Wanderhandwerk verknüpft war. Z. B. liefen deutſche Keſſelhändler und -flicker ebenſo durch die Niederlande wie brabantiſche durch Deutſchland[69]. Hierin trat wohl aber mindeſtens ſeit der Zunahme der Induſtrie in den verſchiedenen deutſchen Landſchaften mit Einſchluß der textilwirtſchaftlichen Niederungen Nordweſtdeutſchlands das deutſche Element ungleich ſtärker hervor. In den kargen Bergländern gehörte es ſeit dem Mittelalter zum ſtändigen wirtſchaftlichen Brauch, daß deren Männer und oft auch Frauen die Ergebniſſe ihrer eigenen Heimarbeit oder die ihrer Dorfgenoſſen in der Landſchaft — Holz-, Metall-, Glaswaren — weithin durch Europa trugen und dabei die Niederlande beſonders erſtrebten, eine Tatſache, die auch hier durch die ſprachliche Verwandtſchaft gefördert wurde, obwohl ſich der berühmte deutſche Hauſierer, ähnlich wie der Handwerksburſche auch nicht ſcheuten, in fremdſprachliche Gebiete bis zum Orient hinunter zu wandern. Es gehörte aber in der Zeit vom 16. bis 18., ja noch im 19. Jahrhundert, zu den Eigentümlichkeiten der jungen Induſtrieunternehmungen, ebenſo wie auch des Großhandels, das ſie ſich zahlreicher, von ihnen auch wirtſchaftlich abhängiger Hauſierer für den Einzelvertrieb bedienten. So verfuhren Metallverleger ebenſo wie Textilgroßhändler oder Glashütten. Daß die Niederlande hiervon reichlich mit erfaßt wurden und zwar namentlich von den rheiniſch-weſtfäliſchen Induſtrielandſchaften aus war ſelbſtverſtändlich. In verwandter Weiſe ſchwärmten die deutſchen Hauſierer von den großen Meſſen, im Weſten beſonders von Frankfurt aus, dort ihre Kollektionen zuſammenſtellend, die ſie ins benachbarte weſtliche Ausland fuhren und trugen.

Außerordentlich wichtige Beziehungen perſönlicher und ſozialer Art erwuchſen zwiſchen beiden Ländern in der Wanderarbeit, die ſich wohl in vollem Umfang ſowie in ihrer ganzen ſyſtematiſchen Anlage auch erſt ſeit dem 16. und 17. Jahrhundert entfaltete, wenigſtens ſoweit auch das vorläufig aus den Quellen erſehen werden kann. Nach den eindringlichen Äußerungen Werner Rolevincks über den den Weſtfalen maſſenhaft auferlegten Wanderzwang im 15. Jahrhundert dürften die Anfänge ähnlich wie beim Hauſierertum wohl weit zurückliegen[69a]. Jedoch ſcheint einleuchtend, daß die großen Wandlungen, die das holländiſche Wirtſchaftsleben ſeit dem 16. Jahrhundert durchmachte, auch in dieſen Verbindungen auf Deutſchland ſtärker zurückwirkten. Die Holländer wandten ſich ſeit dieſen Zeiten viel entſchiedener den Wirtſchaftszweigen zu, die ſich auf der See betätigten und auf dem Lande ſolchen, die mit dieſer Aufgabe beſonders eng verflochten waren. Sie betonten zugleich mehr die ihnen von der Natur ihres Bodens ſehr nahegelegten leiſtungsfähigen Spezialitäten wie Molkereiwirtſchaft, Gartenbau oder Bleicherei. Das alles geſchah jetzt in einem Umfang, der mit den einheimiſchen Arbeitskräften nicht mehr erledigt werden konnte. Und ſo blühten deutſche Holland- und Frieslandgängerei von der Saar bis hinüber zur Unterelbe auf. Sie zielte von Brabant bis nach Oſtfriesland. Sie wurzelte in den linksrheiniſchen Bergländern in deren allgemeinwirtſchaftlicher Rückſtändigkeit, zumal es hier nicht gelungen war, zum Unterſchied von den Berglandſchaften auf der rechten Rheinſeite eine ausfuhrkräftige vielſeitige Fertiginduſtrie aufzubauen. Die rechtsrheiniſchen Gebiete ſind daher kaum ſtärker ſpürbar an dieſen Vorgängen beteiligt geweſen, da ſie ihre Menſchen während des ganzen Jahres mit intenſiver Induſtriearbeit an die Heimat zu feſſeln wußten. Dagegen wurde der allergrößte Teil der Arbeitswanderer von den Heide- und Moorgegenden des Nordweſtens geſtellt; vom Emsland durch das weſtfäliſche Nordland bis nach den Ländern Bremen und Lüneburg und vor die Tore der Nordſeehäfen. Aber auch die an ſich reger entwickelten Textilgebiete des Münſterlandes, von Tecklenburg, Osnabrück, Minden, Ravensberg und Lippe ſtellten beachtliche Anteile. Im ganzen wurde die Zahl allein der nordweſtlichen Wanderarbeiter im 18. Jahrhundert auf 50 000 Menſchen geſchätzt. Ein beſonderer Zuſammenhang beſtand hierbei zum Einzelhofſyſtem und ſeinem Anerbenrecht, die viele Arbeitskräfte aus den bäuerlichen Familien frei machten. Und wenn dieſe in großem Umfang auch als Verwandtengeſinde oder als mit eigenem Haushalt beim Bauernhof angezweigte Heuerlinge in den bäuerlichen Betrieben die Arbeitsgrundlage geworden waren, ſo lag es in ihrem Weſen, daß ſie auf die Arbeitsnachfrage der weſtlichen Nachbarländer leicht eingingen. Sehr oft regelte ſich dann die Verwendung ihrer Kräfte ſo, daß ſie ſich ganz überwiegend in der warmen Jahreszeit für entſprechende Verrichtungen darboten, und daß ſie ſich im Herbſt und Winter in der Heimat dem Leinen- oder Hanfgewerbe, der Herſtellung von Holz- oder Tonwaren widmeten. Frauen und Kinder hielten die Arbeit zu Hauſe beſonders im Leinengewerbe während des ganzen Jahres durch. Nach den ſtärkeren Anſätzen im 16. Jahrhundert ſcheint der Dreißigjährige Krieg auf der deutſchen Seite wegen ſeiner ſchweren wirtſchaftlichen und ſozialen Folgen den Zug zur Wanderarbeit nach dem Weſten beſonders gefördert zu haben. In den preußiſchen Provinzen Weſtfalens kam im 18. Jahrhundert die Flucht der jungen Männer vor der gewaltſamen Werbung zum Heeresdienſt hinzu, die auch ein Ausweichen nach den von der Werbung freibleibenden deutſchen Nachbarländern zur Folge gehabt hat. Die preußiſche Politik ſah ſich daher mehrfach genötigt, ihre Weſtprovinzen von der Werbung zu entlaſten, um den männlichen Nachwuchs nicht einzubüßen.

---

[68] Siehe die Hanſiſchen UB. — H. A. Poelman, Bronnen tot de geschiedenis van den Oostzeehandel 2 Bde. (1917). — Meine Quellen z. Geſch. d. Kölner Handels. — Über die Zuwanderung Deutſcher in niederl. Städten im 14. u. 15. Jh. ſ. z. B. H. J. Moerman in Econ. Hist. Jaarb. VI, S. 168ff. (in Kampen); vgl. ebd. S. 265f.: Deutſche Namen bei bedeutenden Firmen in Amſterdam und Rotterdam um 1800.

[69] Staatsarchiv Münſter Kleve-Mark L.-A. 80. (1613 u. 1696); Brabanter aus Overpelt. — Über niederländ. Muſikanten in Deutſchland ſ. K. Ribbeck Eſſen I, S. 428 (ſpäter. MA.).

[69a] W. Rolevinck III, 1. 2. u. 7.

An dieſer jahreszeitlichen Wanderarbeit war zum großen Teil eigentümlich, daß ſie „gelernte“ Arbeit geworden war, geübte und geſchickte Arbeiter erforderte. Mindeſtens beruhte ſie auf einer überlieferten landwirtſchaftlichen Schulung der Teilnehmer. Zu jener Gruppe gehörten die ſchon Mitte des 17. Jahrhunderts in die Tonwerke Hollands und Frieslands gehenden Ziegler aus Lippe. Neben ihnen kamen Maurer und Zimmerleute aus den ſüdlichen weſtfäliſchen Bergländern oder aus der Grafſchaft Tecklenburg in Betracht. Tauſende der Wanderer ließen ſich in den Niederlanden bis hinüber nach Nordholland als Schnitter in der Zeit der Heu- und der Getreideernte anwerben ſowie als Torfgräber, deren Hauptarbeit ebenfalls in die Sommermonate fiel. Andere wurden bei dem in den Niederlanden ſtets im Gange befindlichen Waſſer-, Deich- und Schleuſenbau angeſetzt. An den Wanderungen nahmen auch Frauen teil, die in den Haarlemer Bleichereien beſchäftigt wurden, deren Durchführung übrigens zugleich auch auf männlichen deutſchen Arbeitern beruhte. Deutſche Frauen waren dazu zahlreich in den ſee- und holländiſchen Gärtnereien und Salzraffinerien beſchäftigt. Die Wanderer drängten ſich im 18. Jahrhundert zu beſtimmten Zeiten an Übungsorten, z. B. den Städten an der Ems, zuſammen und verſammelten ſich an Anwerbeplätzen, wo ſozuſagen Arbeitsbörſen abgehalten wurden[70].

Überaus bezeichnend war noch, daß die niederländiſche Seewirtſchaft ſeit dem ſpäteren Mittelalter auf die Arbeitshilfe der nordweſtdeutſchen Gebiete angewieſen wurde. Das galt für die Bemannung der Handels-, Kriegs- und Fiſchereiflotten, ebenſo für die ſeit dem 17. Jahrhundert ſich lebhaft entfaltende Seejagd auf Wale. Ganz beſondere Anſprüche ſtellten dabei die Heringsfänger der Maas- und Rheinmündung und der Zuiderſee[71].

Dieſe vielſeitige Wanderarbeit wurde im 18. Jahrhundert in den beteiligten deutſchen Ländern viel erörtert und oft dazu umſtritten. Im allgemeinen wurde ſie von den Regierungen als eine poſitive bevölkerungspolitiſche Erſcheinung bewertet, als Mittel, die Vermehrung der Bevölkerung und ihren wirtſchaftlichen Stand im Lande zu fördern und dieſem obendrein jährlich bedeutende Summen von Löhnen in barem Gelde einzubringen. Naturgemäß war aber die Wanderarbeit doch auch nicht unerheblich die Veranlaſſung dazu, daß die daran beteiligten Leute, beſonders, ſoweit ſie unverheiratet waren, in den Niederlanden dauernd verblieben oder durch den Seedienſt hindurch zur Auswanderung ſogar in die außereuropäiſchen Erdteile gelangten. Erhöht wurden ſolche Wirkungen noch durch den Umſtand, daß ſich die deutſchen Arbeitswanderungen nicht nur nach den Niederlanden, ſondern auch nach England richteten.

---

[70] J. Tack, Die Entſtehung des Hollandganges. Leipzig, Diſſ. 1901. — E. v. Brieſen, Geſch. d. Kreiſes Merzig i. Rgb. Trier. Saarlouis 1863. S. 180f. — Auf die Hollandgängerei geht die örtliche Einzelliteratur mannigfach ein; vgl. die genannten Werke von F. Arends, A. K. Holſche, H. Gade, G. Rüthning, Patje, Schwanold, J. G. Hoche, E. O. Sigismund, Specht, Venturini, beſ. J. Möſer in Patriot. Phantaſ. I. — J. Gruner, Wallfahrt I, S. 301. — Staatsarch. Münſter, Fürſt. Minden Kr.-Dom.-K. XVIId, 49a, fol. 294. — J. E. Stüve, Hochſtift Osnabrück, S. 20. — Weddigen Magazin 4, S. 52, 55f. — Über die Bleicherei ſiehe F. A. A. Eversmann, Technol. Bemerkungen (1792), S. 94. Krünitz, Leingarnbleiche in Enzyklopädie, S. 282. — F. A. A. Eversmann, Technol. Bem. S. 35f.: In den Ankerſchmieden zu Amſterdam wird deutſches Eiſen mit Hilfe deutſcher Arbeiter geſchmiedet (18. Jh.).

[71] Über den Seedienſt ſiehe noch Luzac, a. a. O. — Oſtfrieſ. UB. II S. 697 (1400) — L. Brinner, Deutſche Grönlandfahrt (1913). — K. G. Böſe, Großherzogt. Oldenburg, S. 583.

Das Geſamtbild, das die älteren Beziehungen zwiſchen Deutſchland und den Niederlanden bieten, iſt demnach auffallend ſyſtematiſch ſowohl nach der perſönlichen als auch nach der ſachlichen Seite hin geformt geweſen, wobei in den dinglichen Zuſammenhängen obendrein ſeit dem Mittelalter noch recht lebhafte und vielgeſtaltige Verflechtungen in ſo wichtigen tragenden wirtſchaftlichen Kräften ſpielten, wie ſie z. B. in der Währungs-, der Kapital- und der Kreditgeſtaltung zwiſchen beiden Parteien lagen. Ihre nähere Darſtellung kann hier nicht verfolgt werden, würde jedoch bedeutungsvolle und die Grundzüge beſtätigende Parallelen zu jenen anderen Seiten ergeben[72]. Das alles fand ſehr bedeutende Beſtätigungen dazu in den geiſtigen und den künſtleriſchen Verbindungen beider Länder. Dieſe Verwachſung mit den Niederlanden in der Wirtſchaft und in deren perſönlichen Begleiterſcheinungen dürfte das ſtärkſte geweſen ſein, das Deutſchland hierin bei ſeinen geſchichtlichen Zuſammenhängen mit anderen Ländern jemals aufzuweiſen hatte. Aber es wurde ſchon darauf hingewieſen, daß die Niederlande auch in der Gegenwart darin für uns verhältnismäßig an erſter Stelle ſtehen.

---

[72] Entgegen den unter dem Einfluß veralteter Theorien beſonders in der deutſchen Nationalökonomie entwickelten Meinungen ſei beſ. auf die grundſätzlich ſtarke Betonung des Kredits ſchon tief im Mittelalter hingewieſen ſowie auf ſeine erhebliche raumverflechtende Kraft zumal auch mit den Niederlanden; vgl. meine Abhandlung „Die Entſtehung der Kreditwirtſchaft und des Kapitalverkehrs“ in „Die Kreditwirtſchaft“ (Kölner Vorträge) hrsg. v. d. Wirtſchafts- und Sozialwiſſ. Fakultät der Univ. Köln (Bd. I, Leipzig 1927, S. 1—79). — Vgl. ferner die bekannten Einflüſſe der Bank von Amſterdam auf die von Hamburg.

Der niederländiſche Einfluß in die Baukunſt des Deutſchordenslandes Preußen

Von Karl Gruber

Mit zwölf Abbildungen auf 2 Bildtafeln

Die Baukunſt des Ordenslandes Preußen iſt ein Beiſpiel dafür, mit welcher Offenheit Anregungen vom Weſten und vom Süden her von dieſem Kolonialland aufgenommen und zu eigener Geſtaltung umgeformt wurden. Der Herr des Landes, der Deutſche Ritterorden, war an ſich ſchon in ſeiner Herkunft und ſeiner Geſchichte, in ſeinem Weg, der ihn vom Heiligen Land an die Küſten des Mittelmeeres, nach Venedig und an die äußerſte Südoſtecke mittelalterlich deutſchen Lebensraumes, nach Siebenbürgen gebracht hatte, ein Bauherr von weltweiter Geſinnung. In ihm findet die Welt des frühen Mittelalters, die Welt des Ritters und des Mönches noch einmal am Ende ihres Zeitalters eine ſtolze, kraftvolle Zuſammenfaſſung. Dieſe findet nicht nur in ſeiner Baukunſt ihren Ausdruck; auch in ſeinem politiſchen Leben ſchafft der Deutſche Ritterorden einen Staat, der mit Recht als die in ihrer Zeit modernſte und großzügigſte Organiſation ſtaatlichen Lebens bezeichnet werden kann. Es iſt kein Zufall, daß aus dieſem größten zuſammenhängenden Territorium des deutſchen Mittelalters die politiſchen Kräfte gewachſen ſind, die ein ſtarkes Preußen geſchaffen haben, jenen Staat, der allein die politiſche Kraft hatte, die bunt zuſammengeflickte Landkarte des Weſtens zuletzt im Bismarckſchen Reich zu korrigieren. Der mächtige Ordensſtaat hätte aber jene für die deutſche Entwicklung ſo bedeutſame Leiſtung nicht vollbracht, wenn dem Ritter und dem Mönch nicht Bürger und Bauer in dem großen Zug nach Oſten gefolgt wären. Für den Beſtand der deutſchen Kultur war der Bauer der wichtigſte; wo er nicht mitgeſiedelt hat, ſind die urſprünglich deutſchen Stadtgründungen vom Slawentum überwachſen worden, weil der friſche Zuſtrom neuen deutſchen Blutes vom Lande her der Bevölkerung der deutſchen Stadt gefehlt hatte.

Die ſtädtiſche Bevölkerung des deutſchen Oſtens brachte die baukünſtleriſchen Gewohnheiten ihres Heimatlandes mit, die ſeefahrenden Kaufleute der großen Städte Danzigs und Elbings die Kenntnis und Erfahrungen, die ſie auf ihren Reiſen geſammelt haben. Es ſind wohl vor allem drei Einflußgebiete, die ſich in der Baukunſt des Ordenslandes geltend machen, Weſtfalen, Schleſien und ſehr ſtark auch Flandern und die Niederlande. Von Weſtfalen kommen die Hallenkirchen mit dem dicken, ſtrebepfeilerloſen Weſtturm. Von Schleſien dringt das ſteinerne Laubenhaus in die Landſtädte des Ordenslandes.

In dieſen Zeilen ſoll vor allem von dem niederdeutſchen Einfluß die Rede ſein, der außerordentlich ſtark dem Stadtbild von Danzig ſeinen Stempel aufdrückt, und zwar eindringlicher als den weſtlicheren Hanſeſtädten — wie ſo oft wirkt auch hier ein ſtarkes Vorbild in die Ferne ſtärker als in ſeine unmittelbare Umgebung. Von welcher Seite man auch Danzig ſich nähert, ob vom Tiefland der Weichſelniederung oder zu Schiff über See, immer bleibt das beherrſchende Wahrzeichen der hohe Turm von St. Marien (Abb. 1). Er iſt anders als alle Kirchtürme des Ordenslandes, aber auch anders als alle Kirchtürme der übrigen deutſchen Oſtſeeſtädte.

Er iſt der einzige Weſtturm dieſer Gegenden, der von unten an mit Strebepfeiler-Paaren an den Ecken hochgemauert iſt. Dieſe Art von Kirchtürmen kennen wir vom Weſten etwa vom Freiburger Münſter, es iſt der Turmtyp, der mit der Gotik nach Deutſchland gekommen iſt, zunächſt als Turmpaar der Kathedralenfront, ſpäter als mächtiger Einzelturm. Er hat ſich in der Normandie und in England ausgebildet und hat ſeinen Weg über die Niederlande nach der Stadt an der Weichſelmündung gefunden. Der Turm von St. Marien iſt einer der klotzigen Türme, wie wir ſie im Krieg aus der flandriſchen Ebene emporragen ſahen, in Damme und Liſſenweghe (Abb. 2), in Dünkirchen und Mecheln.

Die geſamte kirchliche Baukunſt der deutſchen Oſtſeeländer ſteht unter dem Zeichen eines fortwährenden Ringens der einheimiſchen weſtfäliſchen Hallenkirche mit der von Weſten von Soiſſons über Brügge eindringenden Baſilika.

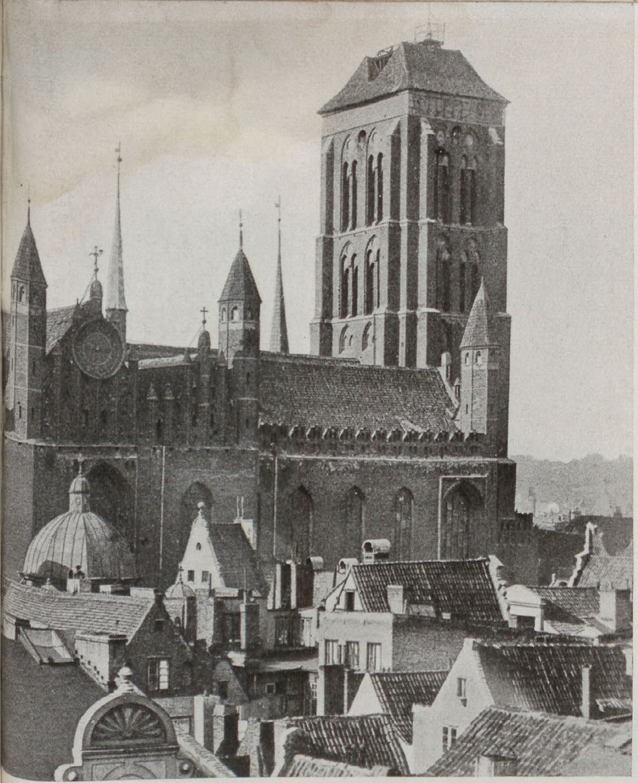
Die Lübecker Marienkirche, als romaniſche deutſche Gewölbebaſilika begonnen, wird zunächſt als weſtfäliſche Hallenkirche weitergebaut mit einem dicken ſtrebepfeilerloſen weſtfäliſchen Weſtturm, ebenſo alle Pfarrkirchen Lübecks und der anderen Oſtſeeſtädte.

Dann dringt um 1300 die Baſilika mit Kapellenchor und zweitürmiger Weſtfront in die Hanſeſtädte der Oſtſee in Lübeck, Wismar, Roſtock und Stralſund ein.

Die Kirchen werden umgebaut und die Weſtfaſſade wird zweitürmig umgeſtaltet, die als Hallenkirchen begonnenen Bauten als Baſiliken weitergeführt.

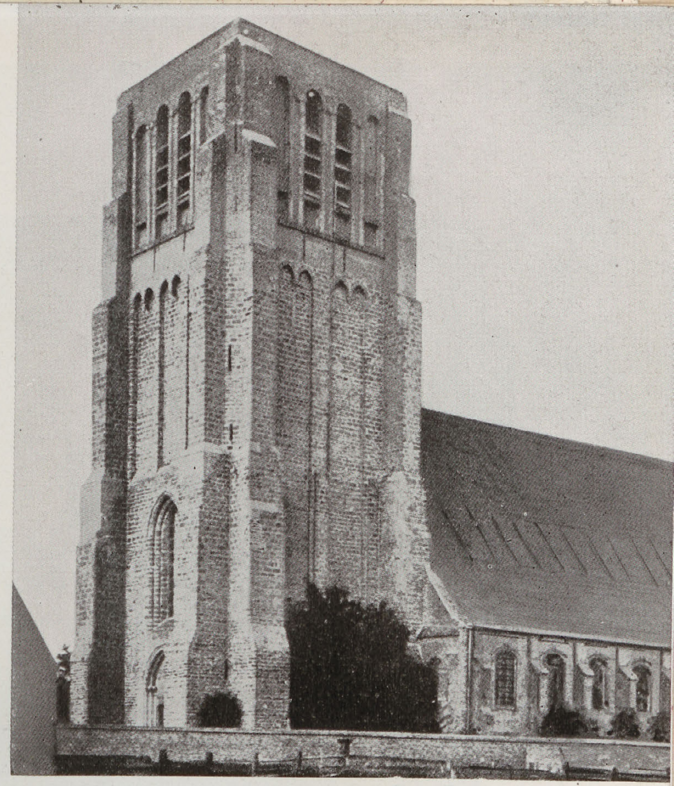
Wenn die Baukunſt des Ordenslandes dieſe Entwicklung auch mitmacht, ſo zeigt ſie doch inſofern ihre eigenen Züge, als ſie zwar auch den baſilikalen Bautyp zunächſt übernimmt, aber mit wenigen Ausnahmen bei der eintürmigen Weſtfront bleibt und den Kapellenchor der Lübecker Marienkirche zugunſten des ſchlichten, geraden Chorſchluſſes ablehnt.

In Thorn wird die Johanneskirche, ebenſo wie die Pfarrkirchen im älteſten Teil des Ordenslandes, dem Kulmerland, als weſtfäliſche Hallenkirche errichtet. Aber die um 1300 begonnene Pfarrkirche St. Jacobi in der Thorner Neuſtadt (Abb. 5) wird als Baſilika mit Strebeſyſtem angelegt, mit einfachem Weſtturm und geradem Chorſchluß. Dies iſt der Bautyp, den wir in der älteſten Faſſung, der Nicolaikirche in Elbing wiederfinden. Auch dieſe Kirche war zunächſt eine Baſilika mit gerade ge-



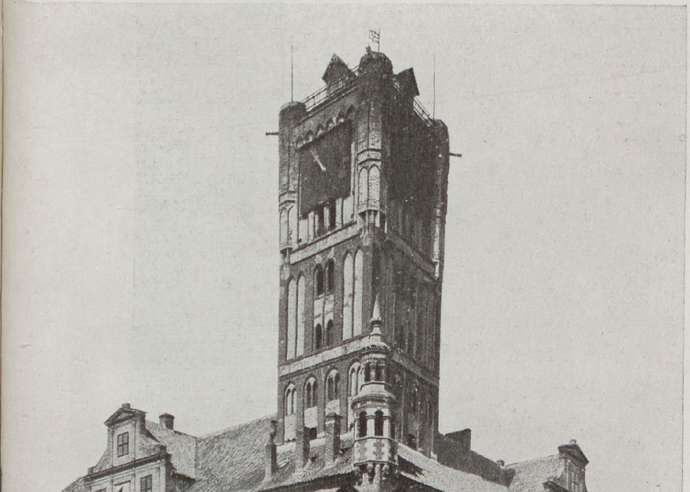
Aufn. Staatl. Bildſtelle, Berlin

Abb. 1. Marienkirche in Danzig



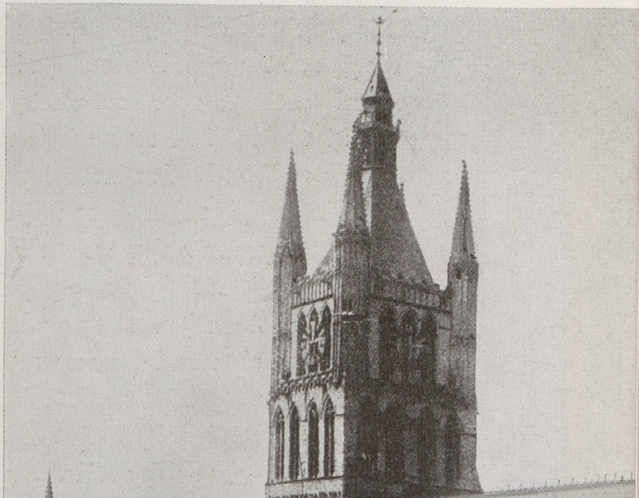
Aus: R. Graul, Alt Flandern. 1

Abb. 2. Liſſenweghe bei Brügge



Aufn. Staatl. Bildſtelle, Berlin

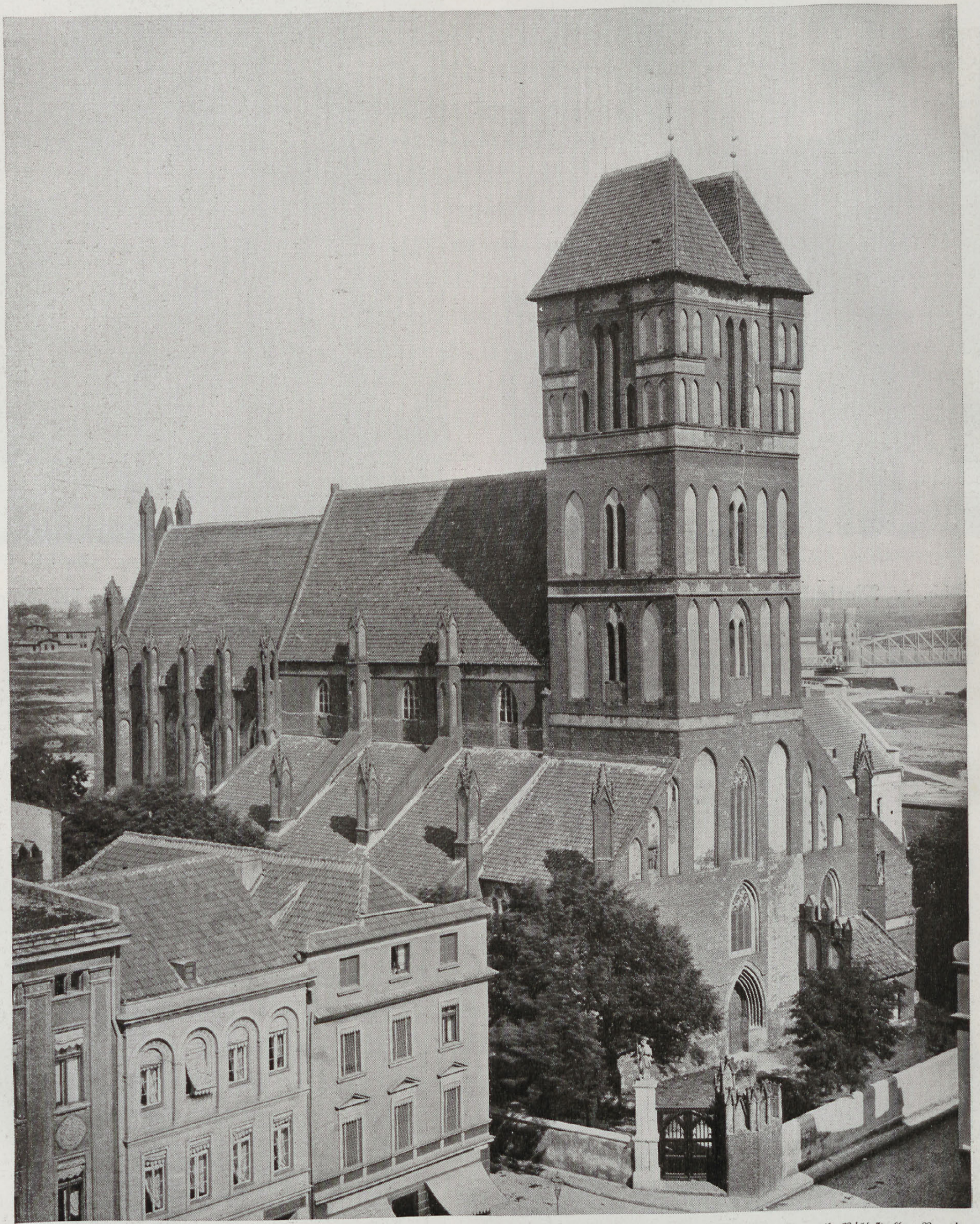
Abb. 3. Rathaus in Thorn



Aus: R. Graul, Alt Flandern. 1

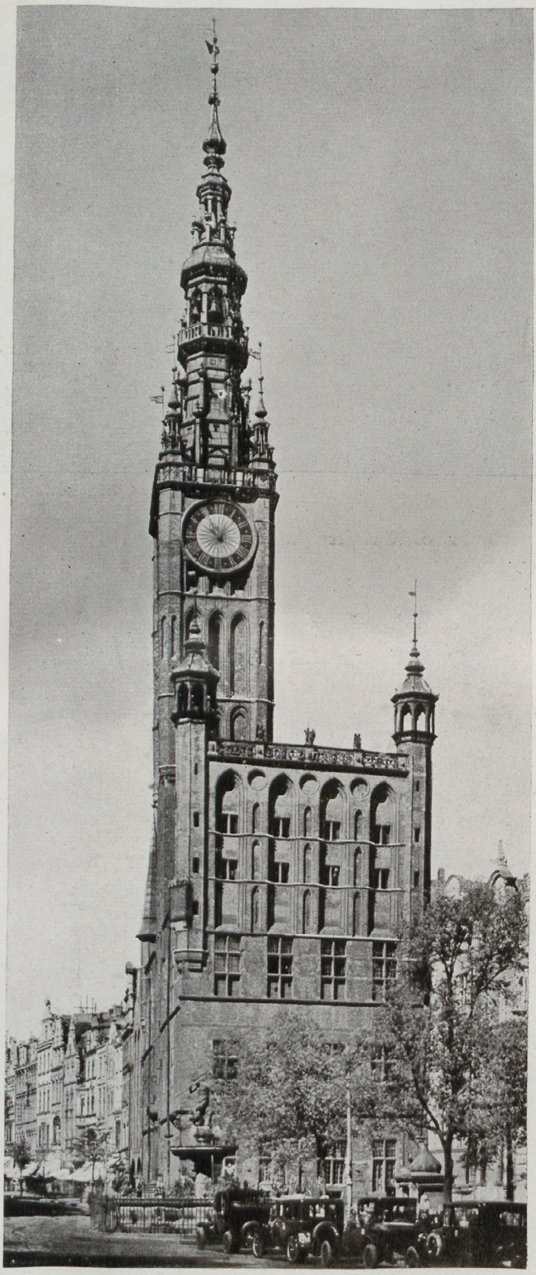
Abb. 4. Rathaus in Ypern

Verlag von S. Hirzel in Leipzig.



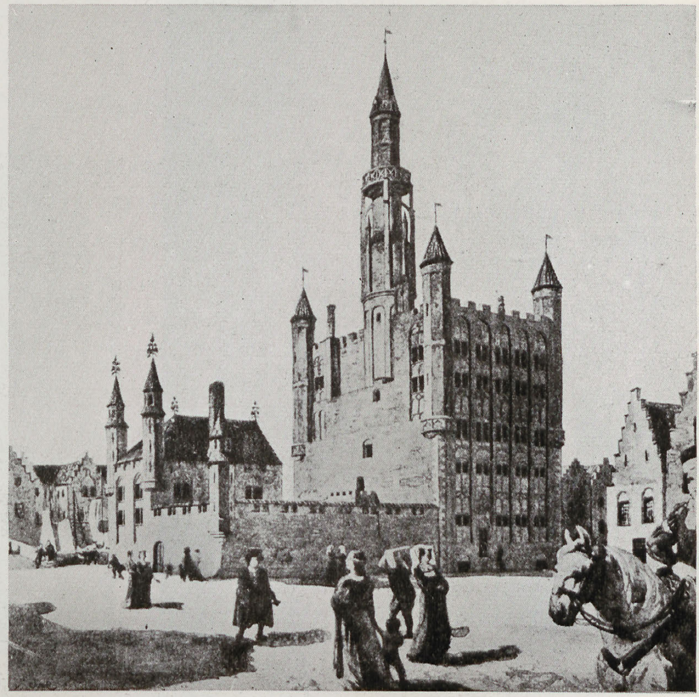
Aufn. Staatl. Bildſtelle, Berlin

Abb. 5. St. Jakobi Kirche in Thorn



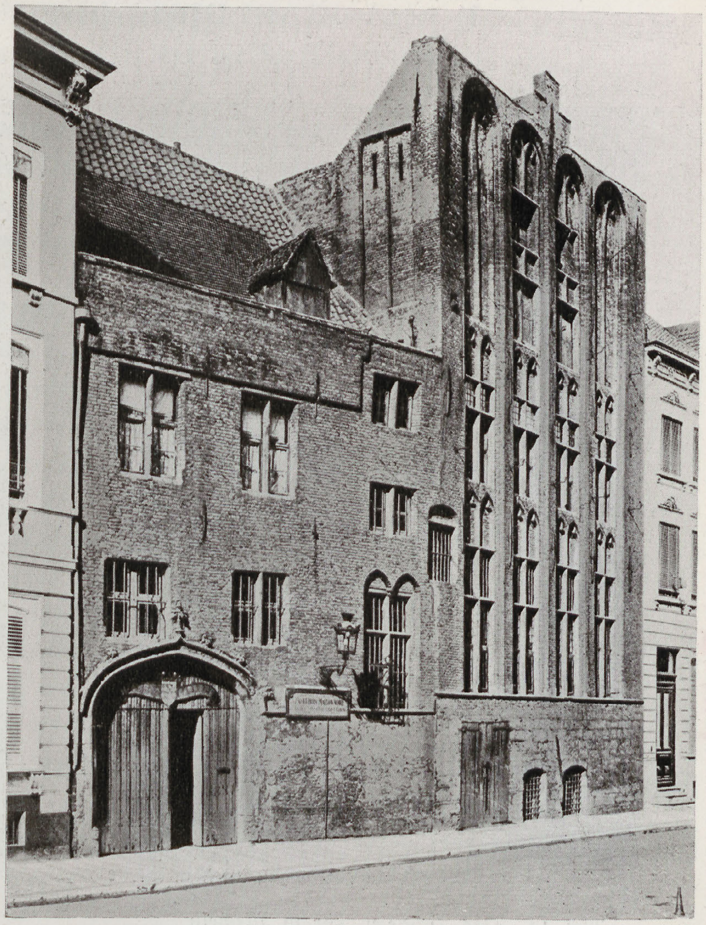
Aufn. Staatl. Bildſtelle, Berlin

Abb. 6. Rathaus in Danzig, Oſtfront



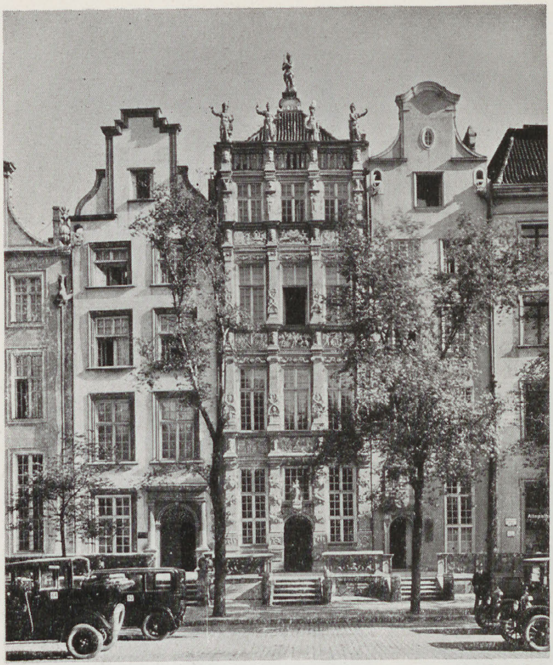
Aus: C. Gurlitt, Hiſt. Städtebilder, Brügge. 1912

Abb. 7. Haus der Oſterlinge in Brügge



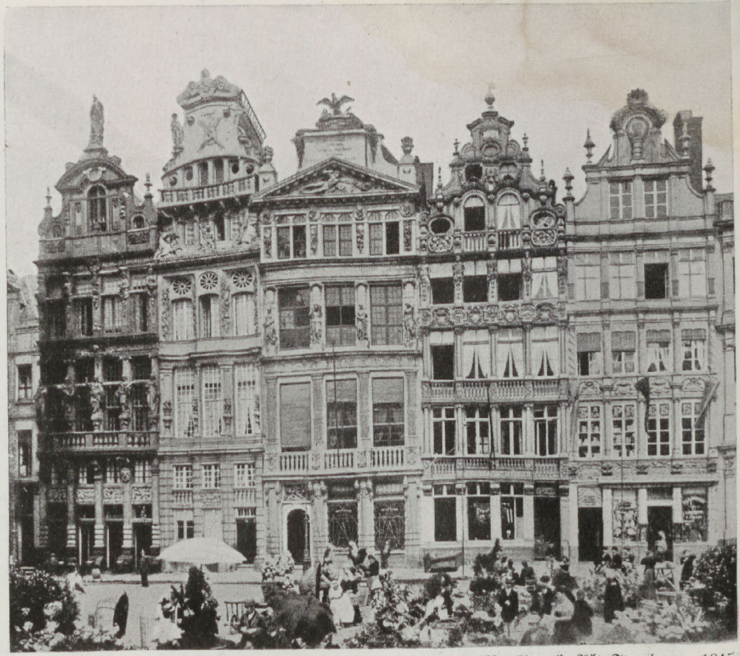
Aus: C. Gurlitt, Hiſt. Städtebilder, Brügge. 1912

Abb. 8. Schwarzes Haus in Brügge



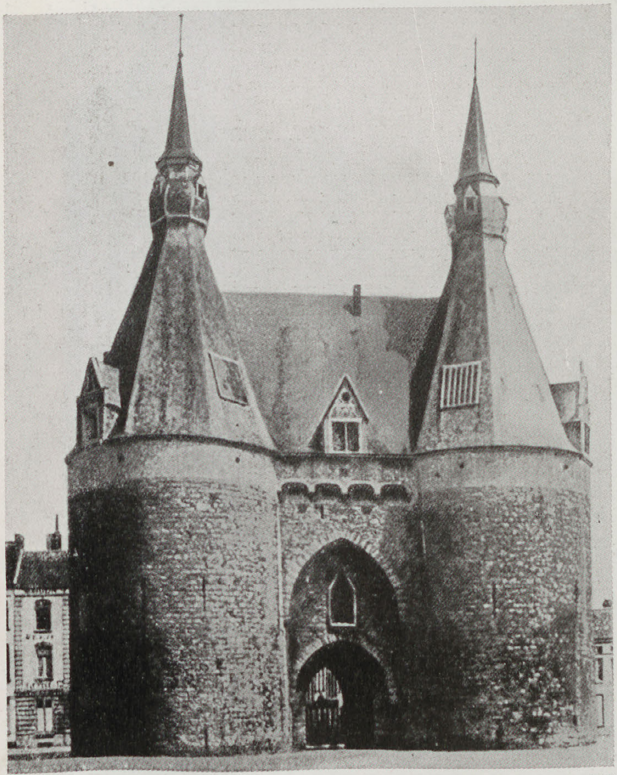
Aufn. Staatl. Bildſtelle, Berlin

Abb. 9. Langer Markt in Danzig



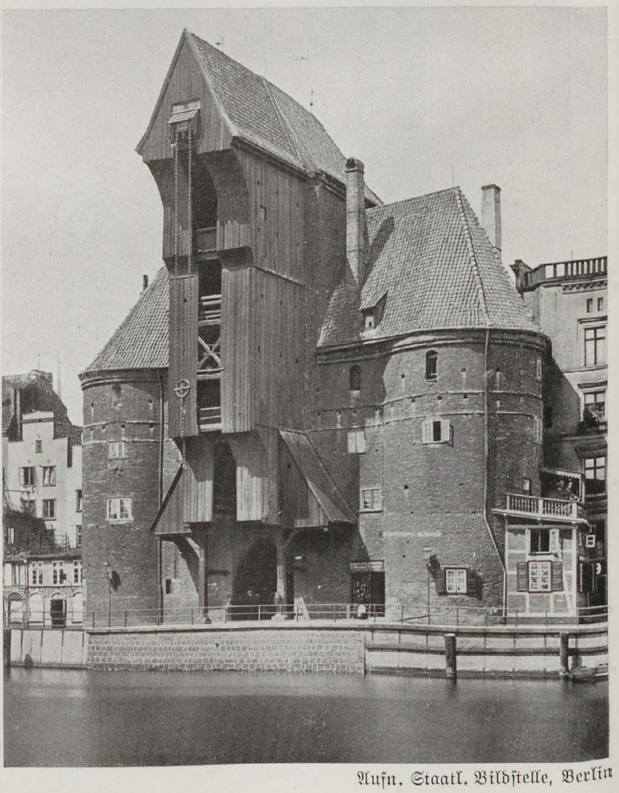
Aus: R. Graul, Alt Flandern. 1915

Abb. 10. Großer Platz in Brüſſel



Aus: R. Graul, Alt Flandern. 1915

Abb. 11. Das Brüſſeler Tor in Mecheln



Aufn. Staatl. Bildſtelle, Berlin

Abb. 12. Krantor in Danzig

ſchloſſenem Chor, den wir als eine dem Ordensland eigentümliche Überlieferung betrachten müſſen. Demſelben Typ gehört wohl auch die älteſte Danziger Marienkirche von 1343 an. Daß ſie eine Baſilika war, iſt einwandfrei feſtgeſtellt. Unklar bleibt die älteſte Faſſung ihrer Oſtteile, die dem zu Beginn des 15. Jahrhunderts einſetzenden Umbau zur Hallenkirche zum Opfer gefallen ſind. Ich neige zur Auffaſſung, daß der älteſte Chorſchluß der Danziger Marienkirche dem der Nicolaikirche in Elbing oder der Jacobikirche in Thorn geglichen hat.

Nach dem wechſelvollen Ringen endet der Kampf zwiſchen der einheimiſchen Überlieferung der weſtfäliſchen Hallenkirche und dem weſtlichen Import der Baſilika in Preußen mit einem vollen Sieg der Hallenkirche, der im Abſchluß des Umbaues von St. Marien in Danzig ſeinen letzten großen Triumph feiert. In den weſtlichen Hanſeſtädten der Oſtſee bleibt dagegen die Baſilika der dominierende Bautyp der großen Stadtkirchen.

In der für das Stadtbild ſo wichtigen Dachbildung der Hallenkirchen finden wir im Ordensland die beiden deutſchen Löſungen, die des rieſigen Einheitsdaches über allen drei Schiffen in St. Katharinen in Danzig und in zahlreichen Pfarrkirchen der oſtpreußiſchen Städte. Daneben als ſeltene Ausnahme die heſſiſch-weſtfäliſche Löſung, bei der die Seitenſchiffe durch einzelne mit Giebeln abgeſchloſſene Querdächer abgedeckt ſind, z. B. an der Pfarrkirche von Wormditt und an der Pfarrkirche von Kulm.

In den Küſtenſtädten iſt jedoch die überwiegende Dachlöſung die niederdeutſche mit drei in der Längsrichtung parallel gerichteten Einzeldächern über jedem Schiff. Dieſe Dächer werden dann mit Giebeln abgeſchloſſen, die dem Bauwerk jene wundervolle Auflöſung nach oben geben, wie wir ſie an den Chor- und Querſchiffſchlüſſen der Danziger Kirchen finden.

Die Baukunſt Danzigs hat dieſe Giebelabſchlüſſe des Kirchendaches von St. Marien, St. Katharinen und St. Trinitatis zu einer Vollendung gebracht, die an Reichtum und Eigenart von keiner anderen Landſchaft übertroffen wird.

Bei St. Marien in Danzig (Abb. 1) iſt der breitgelagerte Bau außerdem noch zuſammengehalten durch die den Ecken des Bauwerks aufgeſetzten Pfeilertürme, die wie ſteile Lanzen den ganzen Bau umſtellen. Dieſe Pfeilertürme ſind letzten Endes wieder weſtlicher Herkunft. Wir finden ſie an franzöſiſchen Profanbauten, vor allem aber auch in Flandern, dann wieder in Lübeck am Rathaus und Heilig-Geiſt-Hoſpital, an den Querſchiffen von St. Jürgen in Wismar, an den hanſeatiſchen Rathausfronten und in Danzig ſelbſt wieder am Rathaus. Im deutſchen Binnenland finden ſich dieſe Pfeilertürme meines Wiſſens bloß am Pallasbau der Marburger Landgrafenburg. Aber an den Danziger Kirchen wird der von außen angeregte Baugedanke ebenfalls in der ſelbſtändigſten Weiſe aufgefaßt und auf die mannigfaltigſte Weiſe abgewandelt.

In der Profanbaukunſt ſind es vor allem die Rathaustürme, die ihre niederdeutſche Herkunft als „beffroi“ eindeutig zu erkennen geben. Der ſtolze Turm des Thorner

Rathauſes (Abb. 3), heute ſeines hohen Daches beraubt, ſteht wie ein ferner Vorpoſten nordweſtdeutſchen Volkstums am fernen Weichſelſtrande. Er iſt älter als das mächtige Rathaus aus der Mitte des 14. Jahrhunderts. Seine Gliederung, die 4 Ecktürme, die ihn nach oben auflöſen, erinnern ſtark an ſeine flandriſchen Brüder in Brügge und Ypern (Abb. 4). Wir müſſen uns ihn wohl als urſprünglich freiſtehend zwiſchen den niederen Krambuden und Tuchhallen denken, die der geniale Plan des ſpäteren Rathauſes dann in deſſen Erdgeſchoß zuſammengefaßt hat.

Der Danziger Rathausturm (Abb. 6) verrät ſchon in ſeinem äußeren Aufbau den niederländiſchen Einfluß, der in Danzig bis ins ſpäte 18. Jahrhundert gleich ſtark geblieben iſt. Die nahe Verwandtſchaft mit Flandern verrät auch die hohe Oſtfront des Danziger Rathauſes, deren Ähnlichkeit mit dem Haus der Oſterlinge (Abb. 7) und dem ſog. Schwarzen Haus in Brügge in die Augen fällt (Abb. 8).

Die Aufteilung des Stadtgrundriſſes, das Syſtem der Erſchließung folgt bei den Küſtenſtädten Danzig und Elbing dem lübiſchen Vorbild, eine Rückgratſtraße entſendet nach der Schiffslände ihre Rippenſtraßen, von denen jede durch ein Tor abgeſchloſſen iſt. Die Hausgrundſtücke ſind ſchmal wie am Niederrhein, die Häuſer ſelbſt in ihrem Grundriß und bis in die Einzelheiten ihrer handwerklichen Durchbildung niederdeutſch. In der Renaiſſance tritt auch der kleine holländiſche Backſtein in Erſcheinung, wie überhaupt in dieſer Zeit der niederdeutſche Einfluß, wie das Auftreten holländiſcher Künſtlernamen beweiſt — Antony von Oppergen — Abraham v. d. Blocke — Vredeman de Vries —, beſonders ſtark war. Die Häuſer am Langen Markt in Danzig könnten auch am großen Platz in Brüſſel ſtehen (Abb. 9 u. 10).

Im Binnenland finden wir einen grundſätzlich anderen Typ des Stadtgrundriſſes, nämlich den der öſtlichen Kolonialſtadt mit dem „Ring", dem quadratiſchen von Lauben umgebenen Marktplatz, auf deſſen Mitte oft das Rathaus ſteht, wie etwa in Wormditt, Heilsberg, Friedland, Bartenſtein und Mohrungen. Wir finden dieſen Typ wieder in Schleſien, Böhmen und den deutſchen Marktgründungen Polens. Die binnenländiſchen Siedler des Ordenslandes waren vielfach Schleſier. Sie haben auch das ſteinerne Laubenhaus nach dem Ordensland gebracht. Damit hat der Bogengang der ſteinernen Laube, urſprünglich ein am ſpätrömiſchen Wohnungsbau ausgebildeter, durchaus ſüdlich-romaniſcher Baugedanke, einen ſeiner weiten Wege zurückgelegt, einen Weg, den wir verfolgen können von Oſtpreußen über Schleſien und Böhmen über das öſtliche Bayern bis an die Brennerſtraße. Ein anderer Weg führt vom Süden auch nach dem Nordweſten zum Prinzipalmarkt nach Münſter und zum großen Markt von Arras.

Mit der hölzernen Vorlaube der oſtdeutſchen und ſlawiſchen Bauernhäuſer hat dieſe ſteinerne Laube nichts zu tun, denn jene hölzerne Vorlaube etwa der prächtigen Bauernhäuſer des Danziger Werders iſt oſtgermaniſches Erbe, wie Otto Kloeppel überzeugend nachgewieſen hat.

Die Danziger Stadttore weiſen den Tortyp auf, wie wir ihn von der Stadtbefeſtigung Kölns und Aachens, Mechelns (Abb. 11) und Brügges her kennen. Zwei dicke

Tortürme ſind dem eigentlichen Torhaus vorgelagert. Im Oſten hat er ſich nur erhalten im Krantor von Danzig (Abb. 12) und im Hohen Tor von Heilsberg. In den weſtlichen Oſtſeeſtädten wäre das Holſtentor in Lübeck als ein Hauptvertreter dieſes niederdeutſchen, im letzten Grunde ſpätrömiſchen Tortyps zu nennen. Auch der Kran im Danziger Krantor mit ſeinen beiden Treträdern hat ſeine Brüder in den Niederlanden.

Schließlich findet auch die Zuſammenfaſſung der Lagerräume des Handels in den Speicherreihen von Danzig und Königsberg ihre Parallelen in den niederländiſchen Hafenſtädten. Auch Lübeck hat ſeine Speicher, doch wurde dort auch der Dachboden der Wohnhäuſer mit zum Lagern der Warenvorräte hinzugezogen und durch eine alle Stockwerke durchſchneidende Luke zugänglich gemacht. Dieſe Einrichtung fehlt in Danzig, da ſie durch die beſonderen Verhältniſſe des Danziger Handels überflüſſig wurde. Handelt es ſich doch bei der Danziger Speicherinſel um den Umſchlagsplatz eines Maſſengutes, nämlich der geſamten Maſſe des öſtlichen Getreides, das auf dem Floß die Weichſel hinab verfrachtet, dann in den Danziger Speichern gelagert und ſchließlich zu Schiff über See weiterbefördert wurde.

Wenn wir hier von Einflüſſen und Beziehungen redeten, ſo ſollte damit keineswegs die Baukunſt des Ordenslandes als nur abhängig von außen hingeſtellt werden. Wie in jedem Einwanderungsland kamen die Anregungen zunächſt von außen. Bei aller Offenheit ſeiner weitgeſpannten Beziehungen entwickelt das Ordensland durchaus ſeine eigene Baukunſt. Der Stil der Kirchen mit dem Reichtum ſeiner Giebel, ſeiner ſpitzen Pfeilertürme und Dachreiter, ſeiner zinnenbekrönten Wehrgänge iſt eigener Stil des Oſtens. Ebenſo auch die flächenhafte Durchbildung der hohen Wände, die erſt den ganzen Reichtum der oberen Zone zur Geltung bringt. Die herbe knappe Geſchloſſenheit der Baukunſt des Binnenlandes, der Ordensburgen und Ordensſtädte Oſtpreußens, iſt eigentlicher preußiſcher Stil, der in keiner deutſchen Landſchaft einen ſo monumentalen Ausdruck gefunden hat wie im Thorner Rathaus.

Das Ordensland Preußen iſt ein Schmelztiegel aller deutſchen Stämme. Hier miſchten ſich Flamen mit Weſtfalen und Schleſiern; im Deutſchen Orden iſt die Ritterſchaft ganz Deutſchlands vertreten. Auf dem Boden des deutſchen Nordoſtens treffen ſich zwei Großmächte des Mittelalters, der ſeefahrende deutſche Kaufmann und der Rittermönch des Deutſchen Ordens, der hier nach einem Jahrhundert voller Kriegszüge in fernen Ländern ſeine bleibende Stätte gefunden hat, in der er allen Erfahrungen einer weltweiten Politik Geſtalt geben konnte. Nichts anderes als der ſteingewordene Ausdruck dieſer Mächte iſt die Baukunſt des deutſchen Ordenslandes Preußen.

Eine Karte der ſteiriſchen Sprachgrenze

Von Max Schmidt und Walter Neumann

Mit einer Karte

In Jahrhunderten friedlicher Zuſammenarbeit lebten Deutſche und Slowenen in dem Gebiete der Unterſteiermark, die 1919 ohne Befragung der Völker aus der natürlichen Verbindung mit dem Norden geriſſen wurde. Im hohen Mittelalter ſiedelten deutſche Bauern neben den ſloweniſchen, gründeten deutſche Handwerker die Städte und Märkte. Als die deutſche Oſtwanderung zum Stillſtand gekommen war, vollzog ſich langſam der Vorgang der Angleichung, im deutſchen Mehrheitsgebiete gingen die ſloweniſchen Bauern langſam im deutſchen Volkstum auf, im ſüdlichen Raum bis hin zur Save wurden allmählich die deutſchen Bauern ſloweniſiert. Zahlreiche Ortsnamen, vor allem aber die Haus- und Familiennamen, zeugen auf beiden Seiten von dieſem Vorgang, der auf beiden Seiten friedlich vor ſich ging. Die Städte und Märkte waren deutſch, was nicht nur die Sprache der Urkunden zeigt, ſondern was vor allem die deutſchen Bürgernamen beweiſen, die wir ſchon früh im Mittelalter faſt ausſchließlich vorfinden. Sloweniſche Bauernſöhne, die in der Stadt ein Handwerk erlernten, gingen von ſelbſt im deutſchen Volkstum auf. So bildete ſich verhältnismäßig früh die Grenze des geſchloſſenen deutſchen Sprachgebietes heraus, die nur geringe Verſchiebungen in den letzten Jahrhunderten mitgemacht hat, und daran ſchloß ſich ein anfänglich breiter, ſpäter immer ſchmäler werdender Gürtel, in dem deutſches Bauerntum nur in geringer Zahl zwiſchen dem ſloweniſchen Bauerntum ſiedelte, in dem aber die Städte und Märkte anfänglich rein-, ſpäter vorwiegend deutſch waren. Der völkiſche Kampf war auch in dieſem Grenzgürtel unbekannt und iſt erſt in der Mitte des 19. Jahrhunderts entſtanden, alſo noch nicht hundert Jahre alt. Deutſche und ſloweniſche Volkskraft haben ſich wechſelſeitig befruchtet, die raſſiſchen Unterſchiede wurden faſt völlig verwiſcht, während die deutſche Kultur die allgemein herrſchende war. Aber auch das erwachende Nationalbewußtſein und der damit beginnende Kampf der letzten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts hat an dieſen Grundverhältniſſen nichts Weſentliches zu ändern vermocht; noch im Weltkriege kämpften die Slowenen des Unterlandes Schulter an Schulter treu mit den Deutſchen und hielten dieſe Treue bis zum Zuſammenbruch.

Die Darſtellung der ſprachlichen Verhältniſſe ſtößt in dieſem völkiſch gemiſchten Raum auf mannigfache Schwierigkeiten. Vor 1880 ſind wir ſchon in der Erfaſſung der Zahl ſelbſt auf Schätzungen angewieſen, von 1880 bis 1910 beſitzen wir die Ergebniſſe der vier amtlichen öſterreichiſchen Volkszählungen. Nach dem Kriege wurden von Südſlawien in den Jahren 1921 und 1931 Volkszählungen veranſtaltet, deren Durchführung aber in dem Grenzgebiet nicht einwandfrei war, ſo daß ſie nicht als Grundlage zur Darſtellung der Sprachenverteilung dienen können. Die wiſſenſchaftliche Auswertung der verſchiedenen Volkszählungen erfolgte durch Gerhard Werner[1], der auch im Jahre 1928 eine private Volkszählung in Unterſteiermark durchgeführt hat, deren Ergebniſſe abſchließend neben die des Jahres 1910 als Vergleich geſtellt werden ſollen.

Hier ſoll der Verſuch gemacht werden, die Ergebniſſe der letzten öſterreichiſchen Volkszählung von 1910 ſo darzuſtellen, daß ſie ein wahrheitsgetreues Bild der ſprachlichen Verhältniſſe des ſteiriſchen Unterlandes unmittelbar vor dem Kriege geben. Die Zeichnung eines einfachen Sprachenkartogrammes wie es von Richard Pfaundler[2] vorgelegt worden iſt, genügt hier nicht. Sie iſt an das Areal der Ortſchaften gebunden und gibt dadurch ein vollkommen falſches Bild. Die deutſchen Siedlungen ſind vorwiegend Städte und Märkte, bei denen auf einer kleinen Fläche eine große Zahl deutſcher Bewohner ſiedelt, was durch die Darſtellung gar nicht zur Geltung kommt, während die faſt unbeſiedelten Gebiete am Bachern, in denen oft nur wenige hundert, vorwiegend ſloweniſche Bauern ſiedeln, Flächen einnehmen, die ein Vielfaches der ſtädtiſchen Areale ausmachen. Dieſes Kartogramm benachteiligt das Deutſchtum um ein Vielfaches ſeiner wahren Bedeutung und iſt daher vollkommen unbrauchbar. Eine flächenhafte Darſtellung iſt in dieſem gemiſchtſprachigen Raum nur dort anzuwenden, wo nicht die Bevölkerungszahl, ſondern der völkiſche Bodenbeſitz eingetragen wird. Dadurch würde eine Karte des Volksbodens im wahren Sinne des Wortes entſtehen, wie ſie grundſätzlich vor kurzem von A. O. Isbert[3] gefordert worden iſt. In einer Volksbodenkarte würde aber der deutſche Beſitzſtand ganz große Flächen einnehmen. Robert Sieger verſuchte dem Mangel des Pfaundlerkartogrammes dadurch abzuhelfen, daß er der „Denkſchrift des akademiſchen Senats der Univerſität Graz“[4] außer dem Kartogramm noch eine Siedlungskarte des ſteiriſchen Draugebietes von R. Wiegele beigab, die die verſchiedene Siedlungsdichte zeigt. Aber auch dieſes Nebeneinander kann nicht den bildlichen Eindruck der wahren Bevölkerungslage vermitteln. Andreas Lutz ſtellt in ſeiner Karte[5] nur die deutſchen Sprachangehörigen dar, durch flächenentſprechende Kreiſe. Dadurch, daß er das geſchloſſene deutſche Sprachgebiet einheitlich rot anlegt, entſteht der Eindruck, als wäre das im gemiſchtſprachigen Teil weiß gelaſſene Gebiet ſlawiſch in demſelben Flächenverhältnis, in dem die Deutſchen dargeſtellt ſind. Wären durch Kreisſignaturen auch die Zugehörigen der ſloweniſchen Sprache dargeſtellt worden, ſo wäre ein bedeutend richtigeres Bild entſtanden. So bildet die Karte zwar eine gute Grundlage, wenn man ſich lediglich über Zahl und Lage des Deutſchtums in Unterſteiermark unterrichten will, über das Sprachenverhältnis zwiſchen Deutſchen und Slowenen ſagt ſie nichts aus, im Gegenteil, ſie erweckt durch die unterſchiedliche Darſtellung des geſchloſſenen deutſchen Sprachgebietes und des Deutſchtums im gemiſchtſprachigen Raum einen falſchen Eindruck.

---

[1] Gerhard Werner, Sprache und Volkstum in der Unterſteiermark, Forſchgg. zur Deutſchen Landes- und Volkskunde, 31. Bd., 3. Heft. Stuttgart 1935.

[2] In: Die Südgrenze der deutſchen Steiermark, Denkſchrift des akademiſchen Senats der Univerſität Graz. Graz 1919. [3] A. O. Isbert, Volksbodenkarten. In: Nation und Staat, Mai 1937.

[4] In: Die Südgrenze der deutſchen Steiermark. Graz 1919.

[5] Andreas Lutz, Verbreitungsgebiet der Staatsangehörigen mit deutſcher Umgangsſprache in Unterſteiermark, entworfen auf Grund der Volkszählung vom Jahre 1910; 1:200000.

Auf der vorliegenden Karte iſt nun der Verſuch gemacht worden, die Schwächen der genannten Darſtellungen zu beſeitigen und ein wahrheitsgetreues Bild zu zeichnen. Dazu iſt nur eine Verbindung von Karte und Kartogramm tauglich. Der dargeſtellte Raum greift im Oſten über die Grenze des ehemaligen Herzogtums Steiermark hinaus und ſchließt auch den angrenzenden Teil von Weſtungarn ein, beſonders das nördlich von Radkersburg gelegene Übermurgebiet, heute ein Teil Südſlawiens, das in ſeinem reindeutſchen Gebiet noch zum geſchloſſenen deutſchen Volksboden gehört. Die ſprachlichen Verhältniſſe des Übermurgebietes ſind gleichfalls von Gerhard Werner[6] unterſucht worden. In der Art eines Kartogrammes ſind die Einwohner zu je 25, bzw. 250 und 2500 zuſammengefaßt; in den größeren Einheiten aber nur dort, wo ſie geſchloſſen ſiedeln. Die Städte und Märkte ſind durch die Quadratſignatur von den ländlichen Siedlungen unterſchieden. Schließlich ſind die beiden autonomen Städte Marburg und Pettau, die den Raum der Gemeindegrenzen ſprengen, durch eigene Signaturen ausgedrückt. Methodiſche Schwierigkeiten hat die Darſtellung der Marburger Sprachinſel gemacht, da durch die große Bevölkerungsdichte der Stadt die Stadtfläche bei weitem zu klein iſt. Deshalb ſoll eine Nebenkarte, bei der auf die flächengleiche Darſtellung der Marburger Einwohnerzahl verzichtet wird, die topographiſch richtige Verteilung der Umgebungsgemeinden zeigen. Die Verteilung der ſchwarzen und blauen Kreiſe innerhalb der Gemeinde erfolgte nach Ortskenntnis, in vielen Gemeinden aber auch willkürlich. Vom geographiſchen Geſichtspunkt aus wurden die Signaturen verteilt, ſo daß ſie der tatſächlichen Lage entſprechen, die aus der Spezialkarte ermittelt wurde. Beſonders wurde zwiſchen Einzelſiedlung und geſchloſſener Siedlung unterſchieden und die Verteilung nach den Angaben in den Volkszählungsverzeichniſſen durchgeführt[7].

Durch dieſe Darſtellungsmethode wurde folgendes erreicht: Auf den erſten Blick überſieht man die Verteilung der Bevölkerung. Nur in der Ebene finden wir geſchloſſene Ortſchaften, wie im Leibnitzer Feld nördlich der Mur, dem reindeutſchen Abſtallerfeld ſüdlich des Fluſſes ſowie im oberen und unteren Pettauer Feld. Im Hügelland der Windiſchen Büheln, die ſich von weſtlich von Ehrenhauſen an quer hinunter nach Südoſten bis über Pettau hinaus erſtrecken, herrſcht ausſchließlich der Einzelhof. Nur wenige Marktorte, wie St. Leonhard, haben geſchloſſene Ortsanlage. Dasſelbe gilt auch von den Siedlungen im Gebiete der Ausläufer des ſteiriſchen Randgebirges, am Poßruck, Bachern und im Drautal. Auch hier herrſcht der Einzelhof. Geſchloſſene Siedlungen treten nur im Drautal oberhalb Marburg auf, in der Tertiärmulde, die ſich parallel zum Draudurchbruch ins Gebirge hineinzieht, mit dem Markt St. Lorenzen am Bachern und im Becken von Mahrenberg und Hohenmauthen; ebenſo im ſtark beſiedelten Mießlingtal mit Windiſch-Graz. Beſonders aber zeigt die Karte die äußerſt dünne Beſiedlung im Poßruck-Bachern-gebiet, vor allem im Drauwald. Durch Überlegen der Waldkarte hebt ſich der Charakter des Draudurchbruches noch deutlicher heraus, der in der ganzen Geſchichte eine trennende Funktion innehatte, wie auch urſprünglich die Unterſteiermark die Mark „hinter dem Drauwald“ geheißen hat. In der Erhebung des Bachern ſetzen die Siedlungen vollkommen aus, der Wald tritt zurück, Almland und Moore bedecken die höchſten Teile des Gebirges.

---

[6] Gerhard Werner, Das Deutſchtum des Übermurgebietes, Geogr. Jahrber. aus Öſterreich, 17. Bd. Leipzig und Wien 1933.

[7] Spezialortsrepertorium von Steiermark, bearbeitet auf Grund der Ergebniſſe der Volkszählung vom 31. Dezember 1910. Wien 1917; Volkszählung in den Ländern der ungariſchen Krone 1910, Ungar. Statiſtiſche Mitteilungen. Neue Serie Bd. 42.

Dadurch, daß dieſe ſiedlungsgeographiſchen Tatſachen in die Karte eingetragen ſind, iſt es möglich, ein wahrheitsgetreues Bild der ſprachlichen Verteilung zu erhalten. Beſonders tritt die Sprachinſel Marburg in ihrer wahren Bedeutung für das Unterland hervor ſowie der ſprachlich gemiſchte Charakter der Windiſchen Büheln zwiſchen Spielfeld und Marburg. Es geht aus dieſer Darſtellung auch die Tatſache eindeutig hervor, daß in dem gemiſchtſprachigen Gebiet zwiſchen Poßruck und Bachern mit dem Draudurchgang, einſchließlich der Marburger Sprachinſel und von hier nördlich bis St. Egidi in den Windiſchen Büheln das Deutſchtum nach der Volkszählung von 1910 das Slowenentum überwiegt. In dieſem Grenzgürtel, der nach Süden durch den ſiedlungsleeren Raum des Bachergebirges begrenzt wird, wurden 1910 40080 Deutſche (52%) und 36310 Slowenen gezählt. Dadurch, daß die heutige Staatsgrenze eingetragen wurde, erſieht man auch die Abſchnürung des reindeutſchen Abſtallerfeldes ſüdlich der Mur vom geſchloſſenen deutſchen Sprachgebiet und die Ausdehnung des überwiegend deutſchen, ſchmalen Grenzſtreifens längs der Mur. In dieſem Gebiete wohnten 1910 7551 Deutſche. In dem ſloweniſchen Gebiet aber bedeuten die deutſchen Städte und Märkte die wirtſchaftlichen und kulturellen Sammelpunkte, deren zahlenmäßige Bedeutung auch durch dieſe Darſtellung gegenüber dem flachen Land deutlich wird. Die Reihe dieſer deutſchen Siedlungen, Pettau, Windiſch-Graz, Windiſch-Feiſtritz, läßt ſich in der ſüdlichen Randfurche des Bachern über Gonobitz (1154 Deutſche), Weitenſtein (332 D.) nach Wöllan (379 D.) und Schönſtein (874 D.) fortſetzen und auch ſüdlich des Weitenſteiner Zuges ſind die größeren Orte, deren Sammelpunkt Cilli im Sanngau iſt, überwiegend deutſch geweſen. Insgeſamt betrug die Zahl des Deutſchtums in der heutigen Unterſteiermark 73950.

Zum Schluſſe ſei noch feſtgeſtellt, daß die heutige Stärke des unterſteiriſchen Deutſchtums nicht mehr den Zahlen von 1910 entſpricht. Durch Vertreibung und zwangsweiſe Abwanderung von Beamten, die durch ſüdſlawiſche Beamte, z. T. aus dem Küſtenland erſetzt wurden, ſowie durch die, leider ſehr große, freiwillige Abwanderung in den erſten Nachkriegsjahren, verlor das unterſteiriſche Deutſchtum etwa die Hälfte ſeines Beſtandes. Trotzdem ſteht es noch hoch über den Zahlen, die die amtlichen Erhebungen angeben, die 1931 in der ganzen Unterſteiermark, einſchließlich dem Mießtal, nur noch 7440 Deutſche, alſo ein Zehntel des Standes von 1910, der Volkszugehörigkeit nach gelten laſſen. In dem gemiſchtſprachigen Raum zwiſchen der Staatsgrenze und dem Bachergebirge, einſchließlich der Marburger Sprachinſel, ſind es nach Angaben G. Werners noch über 20 000, im Abſtallerfeld und ſeiner Umgebung 4800, in Pettau 1100, Windiſch-Graz 220 uſw., insgeſamt 32 578 Deutſche.

Überſicht über die in der Karte eingetragenen Gemeinden nach der Volkszählung 1910.

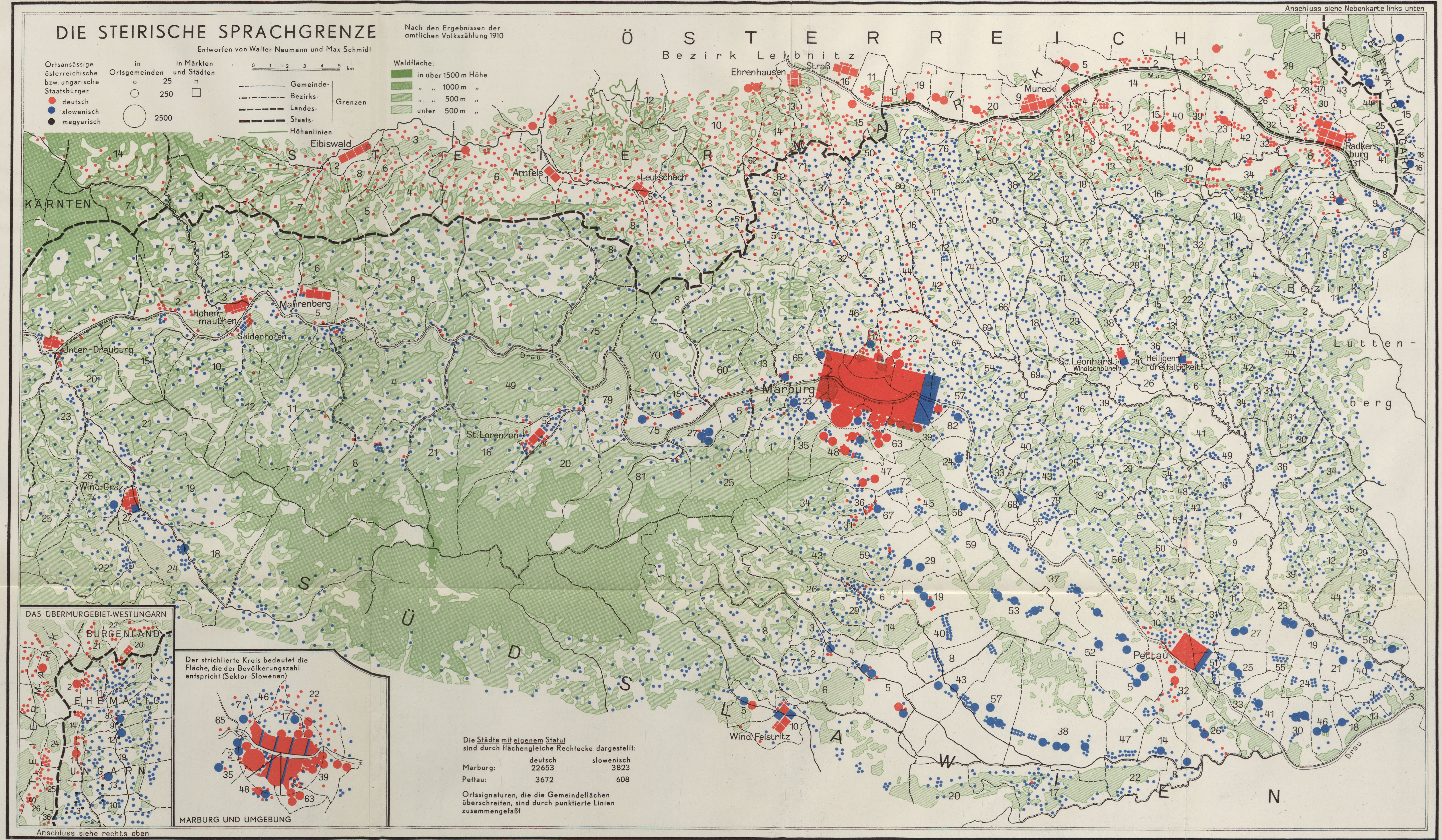
		Fläche in ha	Einwohner	Deutſche	Slowenen
	Städte mit eigenem Statut				
	Marburg	705	27994	22653	3823
	Pettau	344	4631	3672	608
	Politiſcher Bezirk Deutſchlandsberg				
	Ger.-Bez. Eibiswald				
1	Aibl*	2003	1584	1527	39
	Aibl		507	483	15
	Aichberg		549	535	10
	Hadernigg		355	341	13
	Staritſch		173	168	1
2	Eibiswald	240	1023	1001	—
3	Feiſternitz	239	287	276	—
4	Kleinradl	1058	544	464	74
	Kleinradl		126	125	1
	Pongratzen . . .		243	176	63
	Wuggitz		175	163	10
5	Kornriegl	516	118	99	19
6	Oberlatein	267	240	237	—
7	Stammeregg . . .	2 073	818	812	5
	Bachholz		319	317	2
	St. Lorenzen . . .		299	296	3
	Stammeregg . . .		200	199	—
8	Sterglegg	214	192	192	—
	Pol. Bez. Leibnitz				
	Ger.-Bez. Arnfels				
1	Arnfels	136	571	558	—
2	Eichberg-Trautenburg	2117	1173	1149	20
	Eichberg-Trautenburg		764	757	3
	Krannach		409	392	17
3	Glanz	2202	1703	749	952
	Fötſchach		469	324	145
	Glanz		438	62	376
	Pößnitz		796	363	431
4	Kappel	3053	1222	23	1196
5	Leutſchach	112	573	546	19
6	Oberhaag* . . .	3783	2793	2760	28
	Altenbach		370	343	27
	Hardegg		263	263	—
	Kitzelsdorf		231	231	—
	Kraſt		189	189	—
	Lieſchen		381	381	—
	Maltſchach . . .		225	225	—
	Oberkrait		474	472	1
	Oberhaag		660	656	—
7	St. Johann in Saggauthale* . . .	2802	2539	2539	—
8	Schloßberg . . .	4351	2409	1188	1198
	Großwalz		712	5	707
	Remſchnegg . . .		610	330	280
	Schloßberg . . .		1 087	853	211
	Ger.-Bez. Leibnitz				
9	Ehrenhauſen . . .	830	1252	1189	14
	Ehrenhauſen . . .		782	742	2
	Ewitſch		182	181	—
	Wielitſch		288	266	12

Von den mit * bezeichneten Gemeinden iſt nur ein Teil auf der Karte eingetragen.

DIE STEIRISCHE SPRACHGRENZE

Nach den Ergebnissen der amtlichen Volkszählung 1910

Entworfen von Walter Neumann und Max Schmidt


Anschluss siehe Nebenkarte links unten
Ortsansässige österreichische bzw. ungarische Staatsbürger
in Ortsgemeinden
in Märkten und Städten
deutsch
slowenisch
magyarisch
25
250
2500
0 1 2 3 4 5 km
Gemeinde-
Bezirks-
Landes-
Staats-
Grenzen
Höhenlinien
Waldfläche:
in über 1500 m Höhe
„ „ 1000 m „
„ „ 500 m „
unter 500 m „
ÖSTERREICH
Bezirk Leibnitz
STEIERMARK
KÄRNTEN
SÜDSLAWIEN
EHEMALIG UNGARN
Bezirk Luttenberg
Ehrenhausen
Straß
Mureck
Radkersburg
Eibiswald
Arnfels
Leutschach
Mur
Hohenmauthen
Mahrenberg
Saldenhofen
Unter-Drauburg
Drau
Marburg
St. Lorenzen
St. Leonhard in Windischbüheln
Heiligen dreifaltigkeit
Wind. Graz
Wind. Feistritz
Pettau
DAS ÜBERMURGEBIET-WESTUNGARN
BURGENLAND
EHEMALIG UNGARN
Anschluss siehe rechts oben
Der strichlierte Kreis bedeutet die Fläche, die der Bevölkerungszahl entspricht (Sektor-Slowenen)
MARBURG UND UMGEBUNG

Die Städte mit eigenem Statut sind durch flächengleiche Rechtecke dargestellt:

	deutsch	slowenisch
Marburg:	22653	3823
Pettau:	3672	608

Ortssignaturen, die die Gemeindeflächen überschreiten, sind durch punktierte Linien zusammengefaßt

Kartographie und Druck Bibliographisches Institut AG., Leipzig
Verlag von S. Hirzel in Leipzig

STADTBIBLIOTHEK ELBING

		Fläche in ha	Einwohner	Deutſche	Slowenen
10	Gamlitz*	3454	3177	3142	1
11	Gersdorf	467	422	413	—
12	Oberfahrenbach*	1006	599	594	—
13	Ottenberg	253	191	191	—
14	Ratſch	543	423	419	—
15	Spielfeld	962	1050	977	45
	Graßnitzberg		226	209	6
	Obegg		150	123	26
	Spielfeld		674	645	13
16	Straß	406	1012	934	5

Politiſcher Bezirk Luttenberg

Ger.-Bez. Oberradkersburg

		Fläche in ha	Einwohner	Deutſche	Slowenen
1	Eibersdorf	558	493	—	482
2	Iswanzen	996	552	2	545
	Iswanzenberg		101	—	101
	Kanadorf		173	—	173
	Oberiswanzen		114	—	114
	Unteriswanzen		164	2	157
3	Kerſchbach	527	628	184	437
4	Negau	1020	833	8	812
	Lukatz		190	—	190
	Negau		410	8	395
	Windiſch-Radersdorf		233	—	227
5	Nußdorf	504	437	59	363
	Krottendorf		33	10	23
	Nußdorf		60	22	38
	Pettauſtraß		145	11	126
	Preßberg		199	16	176
6	Oberradkersburg	392	837	508	246
	Herzogberg		519	334	128
	Oberradkersburg		318	174	118
7	Pöllitſchberg	539	721	15	692
	Fahrenbüchl		142	12	121
	Haſenberg		109	—	108
	Pöllitſchberg		470	3	463
8	Radein	500	573	21	534
	Kleinjaniſchberg		156	—	156
	Radein		238	17	209
	Radeinberg		179	4	169
9	Schrottendorf	568	298	1	269
	Kellerdorf		175	—	166
	Schrottendorf		123	1	103
10	Stainzthal	976	660	8	615
	Plipitzberg		80	—	80
	Sagaiberg		191	—	183
	Stainzthal		389	8	352
11	Sulzdorf	661	522	2	513
12	Weigelsberg	503	480	—	479

Politiſcher Bezirk Marburg

Ger.-Bez. Marburg:

		Fläche in ha	Einwohner	Deutſche	Slowenen
1	Bergenthal	996	680	40	640
2	Brunndorf	255	3605	2825	663
3	Dobreng	575	497	12	468
4	Feiſtritz bei Lembach	308	347	27	319
	Feiſtritz bei Lembach		200	26	173
	Lasnitz		147	1	146
5	Feiſtritz bei Mariaraſt	352	342	29	311
	Feiſtritz bei Mariaraſt		174	19	155
	Hollern		168	10	156
6	Frauheim	544	751	65	680
7	Gams	542	668	141	520
8	Goritzen	561	412	—	412
9	Gradiſchka	299	253	15	238
10	Gruſchau	487	440	3	436
	Gruſchau		122	—	122
	Ruppersbach		318	3	314
11	Heiligenkreuz	2981	1027	2	1020
	Fürſt		289	—	289
	Heiligenkreuz		401	1	399
	Schober		337	1	332
12	Jahring	621	619	9	607
	Jahringberg		192	—	192
	Jahringthal		237	9	225
	Weigen		190	—	190
13	Jellowetz b. Gams	524	215	18	196
14	Jeſchenzen	542	330	6	324
	Jeſchenzen		245	6	239
	Poſcheg		85	—	85
15	Johannesberg	383	628	7	621
16	Kaniſcha	121	134	22	112
17	Kartſchowin	449	1294	943	321
18	Krätzenbach	1466	337	14	323
19	Kranichsfeld	845	868	96	751
20	Kumen	4096	578	20	556
21	Lechen b. Reifnig	1551	508	6	502
22	Leitersberg	1181	1825	1358	445

		Fläche in ha	Einwohner	Deutſche	Slowenen
23	Lembach	407	482	9	472
24	Lendorf	757	409	—	409
25	Lobnitz	1693	408	14	394
	Laak		102	6	96
	Lobnitz		306	8	298
26	Loka	909	529	—	529
	Kopiunig		171	—	171
	Loka		213	—	213
	Planitzen		145	—	145
27	Maria Raſt	451	938	34	889
28	Mauerbach	343	441	—	441
29	Nußdorf	657	639	—	637
	Nußdorf		332	—	332
	Ottendorf		307	—	305
30	Oberjakobsthal	1301	1172	24	1138
	Kleinthal		53	—	53
	Oberjakobsthal		405	11	394
	Oberklappenberg		252	11	231
	Patſchenberg		183	2	181
	Trankowetz		114	—	114
	Unterklappenberg		165	—	165
31	Oberkötſch	164	239	124	115
32	Ober Sankt Kunigund	1330	1029	327	690
33	Obertäubling	658	646	—	646
34	Pachern	1148	357	7	350
35	Pickerndorf	613	419	58	354
36	Pivola	425	386	35	350
37	Platſch	409	398	122	270
	Platſch		263	77	185
	Podigraz		135	45	85
38	Ploderberg	596	612	45	566
	Georgenthal		87	—	87
	Obergradiſche		155	4	150
	Schönwarth		209	36	173
	Unterploderberg		161	5	156
39	Poberſch	562	2471	2219	204
40	Podova	865	556	5	551
	Neubraunſchweig		116	—	116
	Podova		228	5	223
	Wreſula		212	—	212
41	Pöllitſchdorf	477	516	41	475
	Pöllitſchberg		260	3	257
	Pöllitſchdorf		256	38	218
42	Pößnitzhofen	903	793	200	572
	Gatſchnig		399	46	350
	Jellentſchen		268	96	160
	Pößnitzhofen		126	58	62
43	Rantſche	1479	573	—	573
	Pachern Schleinitz		258	—	258
	Pollana		132	—	132
	Rantſche		183	—	183
44	Ranzenberg	335	328	233	95
45	Rogeis	518	244	21	215
46	Roßbach	1001	875	93	774
47	Roßwein	677	656	530	126
48	Rothwein	1030	1868	1216	634
	Neudorf		715	341	360
	Oberrothwein		585	459	88
	Unterrothwein		568	380	186
49	Rottenberg	2905	783	180	575
50	St. Egidi in Windiſchbüheln	1006	1176	201	898
	Altenberg		86	8	55
	Graßnitz		306	74	195
	St. Egidi in Windiſchbüheln		784	119	648
51	St. Georgen a. d. Pößnitz	1389	1266	404	858
	Georgenberg		262	105	157
	Gruſchenberg		214	62	152
	Jedloneg		170	10	160
	Langegg		186	74	110
	Pößnitz		303	128	173
	Tremelberg		131	25	106
52	St. Lorenzen ob Marburg	314	1278	793	466
53	St. Margarethen am Draufelde	1546	1115	4	1111
	Prepola		423	—	423
	St. Margarethen am Draufelde		394	4	390
	Ternitſchen		298	—	298
54	St. Margarethen a. d. Pößnitz	668	520	11	508
	Laſach		128	—	128
	Mutſchen		151	5	146
	Pernitzen		241	6	234
55	St. Martin bei Wurmberg	346	315	—	312
56	St. Nikolai	385	413	11	398
57	St. Peter b. Marburg	1183	1560	6	1541
	Ebenkreuz		135	1	134
	Krönich		146	—	146
	Maletſchnig		248	4	232

		Fläche in ha	Einwohner	Deutſche	Slowenen
	Mettau		340	—	340
	Tepſau		316	—	316
	Wadlberg		176	1	175
	Zelleſtrin		199	—	198
58	Schleinitz	955	765	81	673
	Radiſell		330	26	304
	Schleinitz		283	45	232
	Tſchretten		152	10	137
59	Skoggen	766	538	3	529
60	Slemen	1106	460	78	380
61	Speiſenegg . . .	292	286	52	229
62	Sulzthal	576	473	340	125
	Sulz		235	189	39
	Sulzthal		238	151	86
63	Theſen	161	874	781	61
64	Tragutſch	435	356	2	350
65	Treſternitz	586	611	122	489
66	Unterjakobsthal . .	1051	978	1	976
	Flekuſcheg		112	—	112
	Georgenthal 2. Ant.		45	—	45
	Kuſchernig		131	—	131
	Rothſchützen . . .		241	—	240
	Slateneg		79	—	79
	Unterjakobsthal . .		370	1	369
67	Unterkötſch . . .	474	638	209	399
68	Untertäubling . .	357	449	2	446
69	Wachſenberg . . .	849	567	6	560
	Kobriwnig		33	—	33
	Wachſenberg . . .		183	3	180
	Willkomm		351	3	347
70	Walz	1845	512	70	442
71	Witſchein	515	511	220	275
	Witſchein		294	112	167
	Zieregg		217	108	108
72	Wochau	357	231	7	224
73	Wörtitſchberg . .	344	286	140	146
74	Wolfsthal	489	488	3	485
	Wolfsberg		206	2	204
	Wolfsthal		282	1	281
75	Zellnitz a. d. Drau .	2463	1210	188	1020
	Unterzellnitz . . .		717	155	561
	Wurmath		493	33	459
76	Zellnitz a. d. Mur .	893	1026	129	895
	Lillachberg		175	1	174
	Zellnitz a. d. Mur .		851	128	721
77	Zierberg	602	508	57	451
	Koßjeg		162	8	154
	Zierberg		346	49	297

		Fläche in ha	Einwohner	Deutſche	Slowenen
78	Ziglenzen	299	270	—	270
79	Zinſath	1031	558	72	470
80	Zirknitz	505	538	190	325
	Strichowetz. . . .		372	131	238
	Zirknitz		166	59	87
81	Zmollnig.	3226	627	35	578
82	Zwettendorf . . .	482	386	9	374

Ger.-Bez. St. Leonhard in Windiſchbüheln

		Fläche in ha	Einwohner	Deutſche	Slowenen
1	Andrenzen	378	376	—	371
	Andrenzen		287	—	285
	Sandberg		89	—	86
2	Götſch	446	319	—	314
3	Hanau	393	219	1	213
	Oberhanau . . .		177	1	171
	Unterhanau . . .		42	—	42
4	Heiligendreifaltigkeit in Windiſchbüheln	120	351	66	282
5	Heiligendreikönig in Windiſchbüheln .	287	365	—	362
	Heiligendreikönig in Windiſchbüheln .		43	—	43
	Negauberg . . .		43	—	43
	Stangelberg . . .		145	—	142
	Trixenberg		134	—	134
6	Heudorf	513	373	22	346
	Oberheudorf . . .		201	22	178
	Unterheudorf . . .		171	—	168
7	Jablanach	468	405	—	402
	Ameisgaſſe . . .		171	—	171
	Jablanach		234	—	231
8	Kremberg	234	255	14	241
	Kleinberg		87	2	85
	Kremberg		98	10	88
	Wölling		70	2	68
9	Ledineg	342	332	2	330
10	Mallenberg . . .	445	330	1	329
11	Meichendorf . . .	332	339	—	338
12	Mittergaſterei . .	378	311	—	305
	Mittergaſterei . .		111	—	111
	Obergaſterei . . .		200	—	194
13	Oberburgſtall . .	266	355	27	328
14	Oberrothſchützen .	589	465	3	462
	Frolach		120	—	120
	Kriechenberg . .		84	3	81
	Oberrothſchützen .		261	—	261
15	Oberſcheriafzen . .	574	377	5	372
16	Oberwellitſchen . .	776	515	1	513

		Fläche in ha	Einwohner	Deutſche	Slowenen
17	Oſſeg	595	531	—	531
18	Partin	912	874	4	864
19	Ragosnitz	263	182	—	182
20	Samarko	676	243	2	236
	Armsdorf		121	2	118
	Samarko		122	—	118
21	St. Anton in Windiſchbüheln	291	292	4	288
	Kadrenzen		37	—	37
	Kirchberg		90	4	86
	Stanetinzen		165	—	165
22	St. Benedikten in Windiſchbüheln	753	554	3	544
	Obratten		104	—	99
	St. Benedikten in Windiſchbüheln		370	3	366
	Schönjak		80	—	79
23	St. Georgen Wb.	787	472	3	468
	Georgenthal		317	1	315
	Navarda		155	2	153
24	St. Leonhard Wb.	249	637	323	302
25	Schikarzen	673	474	7	467
	Langenacker		92	—	92
	Schikarzen		382	7	375
26	Schiltern-Radach	521	227	1	225
	Radach		138	1	136
	Schiltern		89	—	89
27	Schittanzen	486	373	1	371
28	Schützen	432	314	—	314
29	Selzaberg	646	558	—	557
	Selzaberg		447	—	446
	Straſche		111	—	111
30	Smolinzen	354	333	—	331
31	Supetinzen	283	260	—	258
32	Triebein	544	412	7	403
	Triebein		186	—	184
	Watſchkau		226	7	219
33	Tronkau	331	311	—	311
	Altenberg		35	—	35
	Lotſchitſchberg		118	—	118
	Tronkau		158	—	158
34	Tſchaga	337	281	—	278
35	Tſchermlenſcheg	543	707	1	703
	Gradenſcheg		61	1	60
	Nadwiſchetz		131	—	131
	Sauerberg		294	—	291
	Tſchermlenſcheg		221	—	221
36	Unterburgſtall	526	300	—	292
37	Untergaſterei	427	396	5	390
38	Unterſcheriafzen	243	275	5	270
39	Unterwellitſchen	549	460	—	453
40	Wintersbach	406	462	1	460
41	Wiſch	685	312	1	310
42	Wranga	611	578	—	560
	Wanetina		134	—	130
	Wranga		378	—	367
	Zenka		66	—	63
43	Wurz	576	703	6	697
44	Zoggendorf	523	469	—	465
	Gomarenzen		25	—	25
	Grabonoſchenberg		93	—	93
	Iswanzenberg		66	—	66
	Zoggendorf		285	—	281

Ger.-Bez. Windiſch-Feiſtritz

		Fläche in ha	Einwohner	Deutſche	Slowenen
1	Freiheim	1469	403	—	403
2	Gabernig	196	172	—	172
3	Kohlberg	264	253	1	252
	Kohlberg		143	1	142
	Kotſchno		110	—	110
4	Oberpulsgau	446	518	54	455
	Oberpulsgau		378	54	319
	Seldorf		140	—	136
5	Oberfeiſtritz	451	574	254	313
6	Pokoſche	461	183	—	183
7	Rittersberg	211	238	3	235
8	St. Martin am Bachern	894	576	2	574
9	Unterpulsgau	1220	1300	367	864
	Freiſtein-Pragahof		610	296	249
	Unterpulsgau		690	71	615
10	Windiſch-Feiſtritz	588	1627	939	649

Ger.-Bez. Friedau

		Fläche in ha	Einwohner	Deutſche	Slowenen
57	Samuſchen	595	614	—	591

Politiſcher Bezirk Pettau

Ger.-Bez. Pettau

		Fläche in ha	Einwohner	Deutſche	Slowenen
1	Deſtinzen	254	134	—	132
	Deſtinzen		61	—	59
	Gomilzen		73	—	73
2	Dragovitſch	512	352	—	351
	Dragovitſch		173	—	173
	Gerlinzen		179	—	178
3	Formin	315	255	—	250
4	Gajofzen	427	365	—	365
	Gajofzen		228	—	228

		Fläche in ha	Einwohner	Deutſche	Slowenen
	Platzerndorf		137	—	137
5	Haidin	781	877	5	872
	Oberhaidin		376	5	371
	Unterhaidin		501	—	501
6	Hirſchendorf	555	411	—	409
	Gomila		86	—	86
	Hirſchendorf		325	—	323
7	Janſchendorf	587	412	6	404
	Janſchendorf		87	—	87
	Platzern		325	6	317
8	Jurovetz	356	411	—	409
	Jurovetz		148	—	148
	Markldorf		263	—	261
9	Juvanzen	679	259	—	256
	Juvanzen		156	—	155
	Obervelovlek		103	—	101
10	Kartſchovina	550	1003	312	658
	Kartſchovina		298	53	234
	Nußdorf		153	74	70
	Rabeldorf		171	35	136
	Stucken		166	37	120
	Weitſchach		215	113	98
11	Kitzaberg	250	532	—	528
12	Klappendorf	649	477	—	468
	Klappendorf		283	—	279
	Rottenmann		194	—	189
13	Kleindorf	254	242	—	241
14	Lanzendorf	441	462	—	460
15	Lotſchitſchdorf	418	373	—	371
	Lotſchitſchberg		242	—	241
	Lotſchitſchdorf		131	—	130
16	Maria Neuſtift	2092	1382	15	1359
	Dokletzen		142	—	137
	Johannesberg		202	—	202
	Maria Neuſtift		168	6	160
	Podloſch		482	—	481
	Slape		134	9	125
	Stacheldorf		216	—	216
	Woletendorf		38	—	38
17	Meretinzen	353	291	—	288
18	Meskovetz	277	252	—	251
19	Monsberg [1]	1721	1312	18	1291
	Koritno		114	—	114
	Leſchie		207	—	206
	Medvetzen		120	—	120
	Monsberg		177	12	165
	Preſcha		110	—	110
	Randorf		79	6	71
	Seſterſche		309	—	309
	Skerble		134	—	134
	Steindorf		62	—	62
20	Moſchganzen *	542	457	—	454
21	Oberpriſtova	730	381	5	375
	Oberpriſtova		220	5	214
	Popendorf		161	—	161
22	Patzing	1223	1034	11	1011
	Dornau		595	11	573
	Patzing		213	—	212
	Untervelovlek		226	—	226
23	Pervenzen	535	457	—	453
	Pervenzen		131	—	129
	Sagoitſchen		117	—	117
	Sobetinzen		155	—	153
	Strelzen		54	—	54
24	Pichldorf	468	638	—	633
25	Pobreſch	826	885	99	779
	Pobreſch		686	45	635
	St. Veit		116	53	62
	Sturmau		83	1	82
26	Podvinzen	601	580	—	570
27	Polanzen	768	585	—	580
	Breſovetz		95	—	95
	Laſigovetz		94	—	94
	Polanzen		193	—	193
	Prerath		203	—	198
28	Polenſchak	552	432	—	430
	Polenſchak		172	—	171
	Wratislavetz		260	—	259
29	Puchdorf	675	712	—	708
30	Ragosnitz	648	903	27	857
	Krottendorf		210	—	197
	Neudorf		411	4	402
	Ragosnitz		282	23	258
31	Rann	1043	1380	824	483
	Draſendorf		285	24	258
	Oberrann		344	316	15
	Unterrann		751	484	210
32	Sabofzen	486	430	—	430
33	Sagoretz	459	322	—	322
34	Sakuſchak	719	590	—	589
	Sakuſchak		273	—	272
	Sentſchak		135	—	135

---

[1] Von der Gemeinde Monsberg ſind nur die Ortſchaften Medvetzen und Seſterſche in der Karte eingetragen.

		Fläche in ha	Einwohner	Deutſche	Slowenen
	Wotkovez		182	—	182
35	St. Andrä in Windiſchbüheln .	1340	1189	—	1178
	Arjaſzen		116	—	112
	Gibina		130	—	129
	Hvaletinzen . . .		149	—	146
	Slaſſchina		223	—	222
	Trepetniz		250	—	250
	Wittmanndorf . .		321	—	319
36	St. Johann am Draufelde . . .	1794	1180	—	1177
	Golldorf		474	—	474
	Lak		205	—	202
	Raſt		210	—	210
	St. Johann am Draufelde . . .		291	—	291
37	St. Lorenzen am Draufelde . . .	3096	1558	1	1539
	Amtmannsdorf . .		422	—	408
	Pleterje		372	—	368
	St. Lorenzen am Draufelde . . .		495	1	494
	Saukendorf . . .		269	—	269
38	St. Lorenzen in Windiſchbüheln .	1338	903	11	887
	Brückldorf		60	—	60
	Gabernik		254	—	253
	Graduſchak . . .		47	—	47
	Jurſchinzen . . .		262	11	247
	Kukowa		280	—	280
39	St. Margarethen .	335	422	—	411
	Goriſchnitz		422	—	411
40	St. Marxen . . .	926	766	—	764
	Neudorf		389	—	387
	St. Marxen . . .		377	—	377
41	St. Urban . . .	524	558	—	555
	Deſternigberg . . .		152	—	152
	Janſchenberg . . .		202	—	200
	Saſadi		40	—	40
	Swetinzen		164	—	163
42	Schikola	1193	750	—	741
	Schikola		411	—	408
	Straßgoinzen . .		339	—	333
43	Slomdorf	603	179	—	178
44	Stadtberg	528	521	1	516
45	Steindorf	479	585	—	577
46	Ternovetz	499	411	—	410
	Sela		184	—	183

		Fläche in ha	Einwohner	Deutſche	Slowenen
	Ternovetz		109	—	109
	Variſeldorf		118	—	118
47	Ternovetzberg . .	279	280	—	280
	Skrinjaberg . . .		4	—	4
	Stermetzberg . . .		60	—	60
	Ternovetzberg . .		216	—	216
48	Ternovetzdorf . .	599	263	—	257
49	Triſteldorf	285	246	—	244
50	Werſtje	222	490	32	449
	Werſtje		157	4	153
	Wudina		333	28	296
51	Windiſchdorf . . .	1861	1431	2	1421
	Gersdorf		303	—	303
	Niverzen		247	2	243
	Siebendorf . . .		312	—	312
	Skorba		272	—	266
	Windiſchdorf . . .		297	—	297
52	Winterdorf . . .	312	299	—	299
53	Wiſchberg	474	389	—	388
	Sofjak		82	—	82
	Tſchermla		90	—	90
	Tſchermlenſchak . .		45	—	45
	Wiſchberg		172	—	171
54	Worovetz	156	225	—	225
55	Wurmberg . . .	1979	1489	5	1482
	Grajena		130	—	130
	Grajenaberg . . .		443	—	443
	Kartſchovina . . .		678	—	678
	Wumbach		238	5	231
56	Zirkovetz	2459	1448	1	1446
	Draſendorf . . .		175	—	175
	Micheldorf . . .		285	—	285
	Oberjabling . . .		144	—	144
	Pongerzen		160	—	160
	Staroſchinzen . . .		187	—	187
	Unterjabling . . .		248	1	246
	Zirkovez		249	—	249

Politiſcher Bezirk Radkersburg

Ger.-Bez. Mureck

		Fläche in ha	Einwohner	Deutſche	Slowenen
1	Absberg	135	187	181	—
2	Diepersdorf . . .	427	274	269	—
	Diepersdorf . . .		176	173	—
	Fluttendorf . . .		98	96	—
3	Frattenberg . . .	78	211	206	—
4	Frattendorf . . .	243	231	215	16
	Frattendorf . . .		129	122	7
	Neuberg		102	93	9

		Fläche in ha	Einwohner	Deutſche	Slowenen
5	Gosdorf	1075	855	844	—
6	Graben	217	290	290	—
7	Lichendorf	569	539	516	—
8	Lugatz	289	263	252	4
9	Mureck	503	1541	1448	15
10	Naſſau	592	386	221	163
	Jauchendorf		113	111	2
	Naſſau		273	110	161
11	Oberſchwarza	229	213	212	—
12	Proskersdorf	449	438	422	—
	Anblick		127	127	—
	Miehtsdorf		169	162	—
	Proskersdorf		142	133	—
13	Roſengrund	354	248	179	60
14	Roßhof	662	268	264	1
	Au		80	80	—
	Roßhof		188	184	1
15	Seibersdorf b. Abſtall	276	355	343	—
16	Stanz	1295	945	92	833
	Kriechenberg		145	8	137
	Stainzthal		727	78	629
	Watſchkoberg		73	6	67
17	Süßenberg	553	508	466	41
	Rabenberg		172	155	16
	Siegersdorf		89	84	5
	Süßenberg		247	227	20
18	Traſſenberg	531	404	86	318
19	Unterſchwarza	337	307	297	—
20	Weitersfeld	735	574	553	—
21	Wieſenbach	447	329	321	6
22	Wölling	1424	1172	113	1055

Ger.-Bez. Radkersburg

		Fläche in ha	Einwohner	Deutſche	Slowenen
23	Abſtall	452	480	444	13
24	Alt- und Neudörfl	475	1040	684	97
25	Dedenitz	225	140	15	83
26	Dietzen	346	294	273	1
27	Donnersdorf	600	275	241	6
28	Dornau	125	113	86	—
29	Halbenrain	977	520	415	—
30	Hummersdorf	146	129	95	7
31	Laafeld	549	409	210	21
32	Leitersdorf	436	290	235	25
33	Pfarrsdorf	144	128	112	—
34	Plippitz	722	751	569	132
	Deutſch Radersdorf		257	158	96
	Plippitz		175	115	26
	Windiſchhaſeldorf		319	296	10
35	Plippitzberg	171	178	20	143
36	Pölten	256	181	173	—
37	Pridahof	94	145	140	—
38	Radkersburg	191	2739	1766	49
39	Schirmdorf	689	528	407	—
	Marchersdorf		173	124	—
	Schirmdorf		355	283	—
40	Schöpfendorf	493	516	454	2
41	Sicheldorf	384	241	80	68
42	Sögersdorf	483	254	220	6
43	Windiſchgoritz	441	234	61	75
44	Zelting	242	174	102	18

Politiſcher Bezirk Windiſchgraz.

Ger.-Bez. Mahrenberg

		Fläche in ha	Einwohner	Deutſche	Slowenen
1	Freſen	2248	803	137	657
	Freſen		268	61	207
	Jaunegg		257	63	185
	St. Oswald im Drauwalde		278	13	265
2	Gegenthal	1173	657	479	178
	Obergegenthal		335	253	82
	Thörl		143	89	54
	Untergegenthal		179	137	42
3	Hohenmauthen	369	1083	946	122
4	Johannesberg	3003	1178	26	1150
	Arlberg		496	12	484
	Johannesberg		682	14	666
5	Mahrenberg	470	1091	953	87
	Dobrova		56	38	18
	Mahrenberg		1035	915	69
6	Oberfeiſing	2603	1161	564	562
	Heiligendreikönig		211	64	142
	Oberfeiſing		260	155	99
	St. Johann am Zeichenberge		376	130	245
	St. Lorenzen		97	88	9
	Unterfeiſing		217	127	67
7	Pernitzen	1895	480	110	370
	Laaken		218	89	129
	Pernitzen		262	21	241
8	Reifnig	4438	1464	134	1294
	Böſenwinkel		916	49	833
	Reifnig		548	85	461

		Fläche in ha	Einwohner	Deutſche	Slowenen
9	Remſchnig	3278	1553	147	1403
	Dörfl		357	32	323
	Koſiberg		272	23	249
	Radlberg		240	19	221
	Remſchnig		330	18	311
	Wrießnig		354	55	299
10	Saldenhofen	3349	1704	273	1423
	Drautſch		175	1	174
	Saldenhofen-Gegend		181	78	101
	Saldenhofen-Markt		331	149	180
	St. Johann ob Drautſch		541	30	507
	St. Veit		476	15	461
11	St. Anton a. Bachern	2146	736	2	733
	Alpen		272	—	272
	St. Anton a. Bachern		464	2	461
12	St. Primon am Bachern	1653	448	32	416
13	St. Primon ob Hohenmauten	2372	974	183	791
	Rothwein		179	56	123
	St. Barthelmä		336	78	258
	St. Primon ob Hohenmauthen		459	49	410
14	Soboth*	3473	708	670	38
15	Trofin	1517	709	23	686
	St. Daniel b. Trofin		493	8	485
	Trofin		216	15	201
16	Wuchern	516	490	45	438
	Ger.-Bez. Windiſchgraz				
17	Altenmarkt	711	669	2	660
18	Golavabuka	1391	708	1	707
	Golavabuka		448	1	447
	Werde		260	—	260
19	Lechen	2928	1361	64	1289
	Gradiſch		491	4	482
	Lechen		598	40	557
	Rottenbach		272	20	250
20	Ottiſchnigberg	1391	806	164	642
	Mieß I. Ant.		173	111	62
	Ottiſchnigberg		633	53	580
21	Pametſch	1532	679	2	670
22	Podgorje	2555	1112	—	1112
	Oberpodgorje		599	—	599
	Raduſch		262	—	262
	Unterpogdorje		251	—	251
23	St. Johann bei Unterdrauburg	1042	687	12	672
	Buchdorf		157	4	153
	Mieß II. Ant.		54	3	51
	St. Johann bei Unterdrauburg		190	5	182
	Selouz		286	—	286
24	St. Martin bei Windiſchgraz	1403	1041	8	1026
	Dobrova		305	1	297
	St. Martin bei Windiſchgraz		623	7	616
	Türkendorf		113	—	113
25	Siele*	1155	312	1	311
26	Werche	1536	705	4	701
	Gmajna		304	4	300
	Werche		401	—	401
27	Windiſchgraz	142	1186	906	256

Zur Seitenkarte: Übermurgebiet-Weſtungarn.

Ungarn: Geſpannſchaft Eiſenburg.

		Joch	Einwohner	Deutſche	Slowenen	Madjaren
	Bezirk Olsnitz					
1	Füchſelsdorf	484	397	382	10	5
2	Guizenhof	520	315	311	4	—
3	Jörgelsdorf	970	696	24	544	128
4	Kaltenbrunn	617	515	29	461	24
5	Karlsdorf	905	308	—	308	—
6	Kraina	819	245	—	238	7

		Joch	Einwohner	Deutſche	Slowenen	Madjaren
7	Kusdoblan (Kuzma)*	631	586	53	523	10
8	Nuskowa	488	499	52	447	—
9	Rogaſchatz	519	526	37	446	43
10	Ropresca	574	381	—	364	17
11	Rottenberg	874	737	263	466	8
12	St. Georgen	664	626	33	577	15
13	St. Helena	825	597	16	566	15
14	Sinnersdorf	378	258	225	5	28
15	Skakofzen	944	349	1	316	32
16	Sodesinzen	496	261	—	256	5
17	Stadelberg	755	620	118	501	1
18	Stanapruck	305	181	3	160	18
19	Wetſcheslafzen	900	715	7	700	8

Bezirk St. Gotthard

		Joch	Einwohner	Deutſche	Slowenen	Madjaren
20	Bonisdorf	589	241	236	5	—
21	Kalch*	744	332	326	6	—
22	Krottendorf	551	249	243	5	1

Steiermark: Politiſcher Bezirk Feldbach

Ger.-Bezirk Fehring

		Joch	Einwohner	Deutſche	Slowenen	Madjaren
23	Aigen	377	442	412	—	—

Politiſcher Bezirk Radkersburg

Ger.-Bez. Radkersburg

		Joch	Einwohner	Deutſche	Slowenen	Madjaren
24	Deutſch Haſeldorf	387	277	263	—	—
25	Gruisla	242	259	251	—	—
26	Klöſch	415	313	284	—	—

Die Zahlen der Deutſchen und Slowenen beziehen ſich auf die Staatsangehörigen nach der Mutterſprache, die „Anderen“ und „Staatsfremden“ ſind nicht angeführt. Die Statiſtik gibt nur bei den Ortsgemeinden (auf Karte und Überſicht übereinſtimmend mit Kennziffern bezeichnet) die Fläche an.

Um die deutſche Volksgrenze in den Alpen

Von Hans Bobek

Mit einer Textkarte

Mit Recht wird immer wieder der große Unterſchied in der geſchichtlichen, geographiſchen und volkspolitiſchen Beſchaffenheit der deutſchen Weſt- und Oſtgrenze hervorgehoben. Weiten deutſchen Volkskreiſen im Reich ſind die daraus entſpringenden Fragen zum ſelbſtverſtändlichen Gedankengut geworden. Es ſcheint, als ob die deutſche Südgrenze demgegenüber einer ähnlich umfaſſenden und eindringenden Betrachtungsweiſe entbehre. Hier bleibt die Aufmerkſamkeit der weiteren Kreiſe auf mehrere herausleuchtende Brennpunkte (Kärnten, Südtirol) beſchränkt, wogegen der Reſt und die Zuſammenhänge des Geſamten im Halbdunkel verbleiben. Auch in der wiſſenſchaftlichen Literatur wird gewöhnlich der Südgrenze ein eigener Charakter nicht zuerkannt; man teilt ſie vielmehr zumeiſt, auf unleugbaren Gemeinſamkeiten fußend, in ihrem romaniſchen Anteil der Weſtgrenze, in ihrem ſlawiſchen der Oſtgrenze zu. Daneben mag ganz allgemein noch das Gefühl größerer Sicherheit an dieſer an die gewaltigen Alpenkämme geklammerten Front ſowie der Umſtand, daß die Reichsgrenze durch die zwei vorgelagerten deutſchen bzw. teildeutſchen Staaten Öſterreich und Schweiz der unmittelbaren Beziehung zur Volksgrenze entzogen iſt, dazu beitragen, dieſe Grenze etwas in den Hintergrund zu rücken.

In Wirklichkeit iſt die volksdeutſche Südgrenze wegen der Beſonderheit ihres geſchichtlichen Schickſals und der Eigenart ihrer geographiſchen Verhältniſſe als ſelbſtändige Front mit eigentümlichen Problemen der Oſt-, Weſt- und Nordfront gegenüberzuſtellen.

Ein Vergleich des Verhaltens und der Beziehungen von politiſcher und Volksgrenze an den drei Fronten beſtätigt dieſe Auffaſſung. Er kann hier nur ganz andeutungsweiſe durchgeführt werden.

Wir ſehen im Weſten die urſprünglich weit über den Volksboden vorgeſchobene Reichsgrenze ſtändig zurückweichen, während die Volksgrenze, ſeit ſie ſich einmal als Ergebnis einer jahrhundertelangen Ausgleichsentwicklung faſt linienhaft ſcharf feſtgelegt hatte, im ganzen letzten Jahrtauſend nur mehr unweſentlichen Änderungen — zu unſeren Ungunſten — unterlag[1]. Erſt ſeit die politiſche Hoheitsgrenze auch deutſchen Volksboden preiszugeben begann, ſetzte die allmähliche Entfremdung ganzer großer — politiſch umgrenzter — Randteile des deutſchen Volkskörpers ein. Nicht bei allen iſt es bis zur Entwicklung eines eigenen Volkstums wie in den Niederlanden gekommen. Die Schweiz nimmt als ſüdweſtlicher Eckpfeiler ſowohl an dieſer Entwicklung wie an der der volksdeutſchen Südfront teil, von der ſie, in ihrem deutſchen Anteil noch völlig ungebrochen deutſch, ein wichtiges Glied darſtellt.

---

[1] Vgl. F. Steinbach, Die weſtdeutſche Volksgrenze als Frage und Forſchungsaufgabe der politiſchen Geſchichte, ſiehe oben Heft 1, S. 25.

Die weit aufgelöſte volksdeutſche Oſtgrenze iſt dagegen in Weiterbildung bis an die Gegenwart heran, fern jedem Ausgleich, fern aber auch jeder freiwilligen kulturellen Entfremdung. Zahlreiche Wellen des Vordringens wurden hier ebenſooft abgelöſt von Zeiten der Rückbildung. Im ganzen erkennen wir eine bemerkenswerte Unabhängigkeit von dem ſtark wechſelnden Verlauf der politiſchen Grenzen. Nur die ganz großen Rückſchläge ſtanden meiſt im Zuſammenhang mit weitreichenden politiſchen Zuſammenbrüchen. Es iſt für die Oſtfront bezeichnend, daß ſich die politiſchen Grenzlinien in einem Spielraum von ganz gewaltiger Spannweite mehrfach vor- und zurückbewegten.

Demgegenüber zeigt ſich die Alpengrenze als die ſtabilſte der volksdeutſchen Landgrenzen. Hier bleibt im Gegenſatz zum Weſten der Vormarſch des Deutſchtums noch lange im Fluß, doch kam es, im Gegenſatz zum Oſten, wenigſtens im romaniſchen Anteil zu einem gewiſſen Ausgleich der wildgezackten Siedlungsgrenzen inſofern, als die allzuweit in italieniſches Gebiet vorgeworfenen Inſeln wieder verlorengingen[1a].

Der ſeit dem 17. Jahrhundert immer fühlbarer werdende Rückſtoß der Italiener vermochte ferner wohl die äußerſte Spitze des Deutſchtums vom Eveys (Aviſio) auf Salurn zurückzudrücken, nicht aber das höhere deutſche Etſchland mit ihren zahlreich einſtrömenden Landsleuten ſtärker zu durchſetzen, geſchweige zu erobern. Bis auf wenige Inſeln wurden ſie fortdauernd und je länger deſto ſtärker ins deutſche Volkstum eingeſchmolzen[2]. In der Schweiz hemmten die geographiſchen Verhältniſſe einen ſolchen Vorſtoß der Italiener. Die Vorkriegsmaſſeneinwanderung war hauptſächlich induſtriell-ſtädtiſcher Natur und verſtreute ſich über das ganze Gebiet der Schweiz. Gegenüber den Räteromanen ſetzte ſich der deutſche Raumgewinn ſowohl in Tirol wie in der Schweiz bis in die jüngſte Zeit fort, ebenſo gegenüber den Slowenen in Kärnten und Steiermark, während die meiſten vorgeſchobenen Inſeln in Krain, ſoweit ſie ländlich waren, ſchon früher, ſoweit ſtädtiſch, im letzten halben Jahrhundert verlorenzugehen begannen.

So ſehen wir, wie das Alpendeutſchtum das ſtarke Abwehr- und Beharrungsvermögen des deutſchen Weſtens mit der angleichenden Kraft des deutſchen Oſtens in glücklicher Weiſe verbindet. Dazu trug zweifellos das außerordentlich feſte politiſche Baugefüge der deutſchen Südfront entſcheidend bei. Wo hatte das deutſche Volk ſonſt eine ſo zähe Linie feſtgefügter Länder wie ſie die Eidgenoſſenſchaft (ſamt Wallis und Graubünden), Tirol und die engverbundenen inneröſterreichiſchen Erbländer Kärnten, Steiermark und Krain durch Jahrhunderte darſtellten? Wenn man von kurzen Zwiſchenſpielen abſieht (z. B. der napoleoniſchen Zeit), iſt die Front dieſer Länder in den letzten 400 Jahren nicht erſchüttert worden[3]. Es tat dabei kaum etwas zur Sache, daß die Eidgenoſſenſchaft inzwiſchen aus dem Reichsverband ausſchied und nicht ſelten außenpolitiſch mit den Gegnern des Reichs gemeinſame Sache machte. Sie blieb, auch nach der Erteilung der Gleichberechtigung an die welſchen Gebiete, ein weſentlich deutſch beſtimmtes Staatsgebilde oder wirkte doch ſo kraft dem natürlichen Gewicht ihrer nationalen Anteile.

[1a] O. Stolz, Der deutſche Raum in den Alpen nnd ſeine Geſchichte, Zeitſchr. d. D. u. Ö. Alpenvereins 1932/33, vgl. 1932, S. 26f.

[2] Vgl. O. Stolz, Die Ausbreitung des Deutſchtums in Südtirol, 3 Bde. in 4 Teilen, München 1927 bis 1932, I. Bd., S. 144ff.; S. 196ff.

So war hier im Süden eine feſte politiſche Sperrmauer vor der Volksgrenze gezogen, die unmittelbare volkstumsbedrohende Eingriffe fremder Staatshoheit durch lange Jahrhunderte ausſchloß, die aber gegen ſtarke Feinde immer wieder neu erkämpft und verteidigt werden mußte. Dadurch blieb hier das Grenzbewußtſein wach und ſpannkräftig.

Erſt der Weltkrieg hat dieſe Mauer zerbrochen. Südſlawien griff bis zur Mur, Italien beſetzte den Brenner. Die alten Linien blieben nur in den Teilabſchnitten der Schweiz und Kärntens (im weſentlichen) erhalten. Die geſamtdeutſche Südfront gleicht dadurch einer Stellung, in die dem Gegner zwei tiefe Frontaleinbrüche gelungen ſind.

Die mehrfachen Verſuche der Südſlawen zur Verbreiterung ihres Einbruchs haben wir erlebt und die heldenhafte Verteidigung der Kärntner, an der dieſe Beſtrebungen ſcheiterten. Es fragt ſich, wieweit auch Italien ſeine neue Stellung auszubauen gedenkt. Italien war mit den Zielen des Irredentismus in den Weltkrieg eingetreten. Sie wurden, ſoweit ſie die alte öſterreichiſch-ungariſche Monarchie betrafen, genau im Umfang des Mazziniſchen Programms von 1866 erfüllt[4]. Unerfüllt blieben aber die Wünſche nach Eingliederung des Kantons Teſſin, womit erſt das Ideal der rundadriatiſchen Waſſerſcheidengrenze zugleich mit der Vereinigung aller italieniſchen Gebiete (in dem hier betrachteten Abſchnitt) erreicht wäre.

Inzwiſchen iſt aber das neue, faſchiſtiſche Italien an die Stelle des alten liberalen getreten. Eine neue Viſion italieniſcher Sendung wächſt hinter den verblaſſenden, erfüllten oder unerfüllten Zielen des 19. Jahrhunderts mächtig empor. An die Stelle des Nationalſtaats iſt als Wunſchbild das Imperium getreten. Welche Bedeutung mißt die imperiale Idee der Alpengrenze zu?

Die Antwort auf unſere Frage können wir einem mit bemerkenswerten Freimut geſchriebenen Werke des jungen Faſchiſten Paolo Drigo entnehmen[5]. Es wurde 1934 verfaßt und es iſt wohl anzunehmen, daß die ſeitherige außenpolitiſche Entwicklung zur Milderung oder Unterdrückung verſchiedener ſcharfer Ausfälle gegen Deutſchtum und Nationalſozialismus geführt hat. Daß der ganze Sinn des Buches deswegen eine weſentliche Änderung erfahren hätte, iſt nicht wahrſcheinlich. Es gehört anſcheinend zu jener Gattung politiſch-wiſſenſchaftlicher Veröffentlichungen, die ein neues, im großen bereits feſtgelegtes Aktionsprogramm im einzelnen nach dieſer oder jener Richtung zu beeinfluſſen ſuchen. Auch das Vorwort von G. del Vecchio zeigt, daß der Verfaſſer nicht ein beliebiger politiſcher Schriftſteller iſt, der mit unverantwortlichen Phantaſtereien an die Öffentlichkeit tritt (wie wäre dies — bei der Bedeutung des Gegenſtandes — auch in einem autoritären Staate möglich!), ſondern ein Aktiviſt der vorderſten Kampflinie, deſſen Hauptbetätigung bisher gerade dem uns intereſſierenden alpinen Grenzabſchnitt gewidmet war. P. Drigo war Frontkämpfer, dann 1921/22 Mitglied des Regionalen Nationaliſtiſchen Rates des Veneto, er gründete die erſte italieniſche landwirtſchafltiche Kolonie im Vintſchgau, wirkte 1927/28 als Amtsbürgermeiſter in Klauſen, war nachher bis 1931 Sekretär des Instituto di Studi per l'Alto Adige und Hauptſchriftleiter des bekannten Archivio per l'Alto Adige ſowie Mitarbeiter verſchiedener Kampfblätter.

---

[3] Das Veltlin allerdings ging 1797 endgültig verloren.

[4] Vgl. M. Mayr, Der italieniſche Irredentismus, Innsbruck, 2. A., 1917, S. 286ff.

[5] P. Drigo, Claustra Provinciae. Con prefazione di G. del Vecchio, Mantero, Tivoli, o. J. (1935). — Der Titel entſtammt einem als Leitſpruch gewählten Satz Caſſiodors: Raetiae namque munimina sunt Italiae et claustra provinciae. Das Buch iſt 1937 in zweiter Auflage erſchienen.

So wie an den anderen Fronten des Deutſchtums geht auch an dieſer — darüber muß in weiteſten Kreiſen unſeres Volkes Klarheit herrſchen — der unabläſſige, zähe Kampf um den völkiſchen Lebensraum, um die Grenzen des Volksbodens weiter, unabhängig von außenpolitiſchen Verſtändigungen, unabhängig auch von weltanſchaulichen Gemeinſamkeiten. Das Werk Drigos kündigt dieſen Kampf offen genug an.

Sein Buch iſt zugleich wiſſenſchaftliche Vorbereitung und Unterbauung wie ein Abriß von Strategie und Taktik dieſes Kampfes — das Werk eines leidenſchaftlichen Kämpfers, der nach dem Zeugnis G. del Vecchios ein beſonders „typiſcher Vertreter der neuen Jugend Italiens" iſt. Es verdient auf jeden Fall die ſorgfältigſte Prüfung und Beachtung, nicht wegen der nicht immer neuen Einzelheiten, ſondern wegen der großzügigen, wiſſenſchaftlich begründeten Zuſammenſchau der Einzelprobleme und ihrer eindringlichen Behandlung. Nur in den Abſchnitten über die Oſtfront, die der Verfaſſer offenbar nicht ſelbſt kennt, verliert er den Boden der Wirklichkeit. Sie wird uns hier aber auch nicht beſchäftigen. Es wäre falſch, an der häufig bis zur Beſchimpfung des Gegners geſteigerten Leidenſchaftlichkeit der Argumentation oder an manchen Unrichtigkeiten hängen zu bleiben und darüber die große Sachlichkeit zu überſehen, die an jeder Stelle die unmittelbarſte Auswirkung in die Praxis anſtrebt und — wie man ſehen wird — z. T. ſchon gefunden hat.

P. Drigo iſt durch die geopolitiſche Schule gegangen. Er ſieht die Grenze dynamiſch als breiten Saum, der alle Möglichkeiten der Entwicklung in ſich birgt. Je nach geographiſcher Vorzeichnung und außenpolitiſcher Lage fallen ihren verſchiedenen Abſchnitten verſchiedene Funktionen zu. Die Alpengrenze hat die Aufgabe der Rückendeckung für die imperiale Ausdehnung, die (1934) vor allem nach dem öſtlichen

Mittelmeer und Afrika zielt, fallweiſe aber auch nach Weſten oder Oſten gerichtet ſein mag. Sie iſt demnach als eine Grenze der Stabilität zu betrachten.

Dies bedeutet aber nicht die Beſcheidung auf das alte irredentiſtiſche Programm der Waſſerſcheide. Schon dieſes griff an mehreren Stellen (Südtirol, Trieſtiner Hinterland) bewußt über die Volksgrenze hinaus. Dieſer merkwürdige Mangel an Folgerichtigkeit hatte ſeine Wurzeln in weitzurückreichenden Vorſtellungen von einem naturgegebenen geographiſchen Raum „Italien“, deſſen „natürliche Grenzen“ im Norden eben auf den waſſerſcheidenden Kämmen verliefen. Solche Vorſtellungen verquickten ſich in den maßgebenden Führern des Irredentismus mit der Nationalſtaatsidee in ſeltſamer Weiſe. Doch gab es dabei auch Ausnahmen[6]. Neben den z. B. von Mazzini zur Begründung ins Treffen geführten phyſiſch-geographiſchen Unterſchieden zwiſchen Alpenſüd- und -nordflanke[7] ſpielten ſeit jeher eine große Rolle die rein ſtrategiſchen Geſichtspunkte, ſo z. B. bei G. Durando[8], aber auch ſchon, und zwar praktiſch-politiſch, bei den Plänen und Verhandlungen Napoleons zur Teilung von Tirol[9]. Drigo verurteilt nun die Waſſerſcheidentheorie in ſcharfer Weiſe als „unheilvolle Dogmatik“ oder „lähmende Doktrin von der Waſſerſcheide“, er macht ſich luſtig über den „ſtatiſchen Patriotismus der Waſſerſcheide“, demgegenüber die neuen Ziele allerdings einen etwas weniger „häuslichen Charakter“ hätten. Der Irredentismus war angekränkelt geweſen von „Demokratiſchen Sentimentalitäten“, die letzten Endes die Mitſchuld trügen an dem ſchmählichen Zuſammenbruch ſo vieler berechtigter Hoffnungen bei den Friedensverhandlungen.

Wie bei der Wiederaufnahme der imperialen Miſſion, ſo ſind auch bei der unerläßlichen Sicherung der Nordgrenze die alten Römer beiſpielhaft. Sie hatten ſich in den rätiſchen Alpen ein ſtarkes Bollwerk geſchaffen, und ſeither haben dieſe Gebirge „von der Furca bis zur Albula, Tödi, Brenner und bis zu den Hohen Tauern durch fünfzehn Jahrhunderte abwechſelnd bald die Waffen, bald die Tugenden der zivilen, wirtſchaftlichen, ſprachlichen und religiöſen Abwehr und Ausdehnung des Lateinertums und des Deutſchtums ſich meſſen ſehen. Nach der letzten blutigen Probe erwartet dieſer Raum im Intereſſe der Handlungsfreiheit, aber auch der Zuſammenarbeit der beiden alten Gegner für fernere Ziele von Italien eine ſtabile, defenſive Ordnung, die ſich auf ſeinen urſprünglichen, d. h. Italien zugehörigen Werten aufbaut“[9a]. In dieſem bedeutſamen Satz ſind in gedrängteſter Form die wiſſenſchaftliche Auffaſſung, die politiſche Grundhaltung und das Aktionsprogramm Drigos enthalten. Auf dieſe prägnante Faſſung wird ſpäter bei dem Verſuch einer abſchließenden Würdigung und Kritik noch zurückzukommen ſein.

---

[6] Vgl. die diesbezüglichen Ausführungen bei H. Raſchhofer, Der politiſche Volksbegriff im modernen Italien, Berlin 1936, S. 183ff.

[7] Dazu vgl. man z. B. J. Sölch, Die Brennergrenze, eine „natürliche“ Grenze? Tiroler Heimat V/VI, Innsbruck 1924, S. 58—96.

[8] G. Durando, Della Nazionalità Italiana. Saggio politico militare, Paris (Leipzig) 1846, nach Raſchhofer, a. a. O. S. 188.

[9] M. Mayr, Der italieniſche Irredentismus, S. 20ff.

[9a] P. Drigo, S. 13.

Die Überzeugung von der Einheitlichkeit, Untrennbarkeit und Kontinuität des nördlichen alpinen Grenzraumes ſpielt für Drigos weitere Folgerungen eine große Rolle. Dieſer Raum umfaßt nach ihm außer dem rätiſchen Kernſtück (Graubünden und Südtirol) im Weſten den Teſſin, der mit Graubünden über Miſox und St. Gotthard und Oberalppaß verbunden iſt, im Oſten die Hohen Tauern und die Karniſche Durchgangslandſchaft. Der geſicherte Beſitz von Südtirol ſetzt auch die Beherrſchung Graubündens und der karniſchen Längstäler voraus. Um dies zu beweiſen, fügte Drigo ſeinem Werk eine Abhandlung über „Militäriſche Unternehmungen in Südtirol ſeit der römiſchen Eroberung bis zur italieniſchen Wiedereroberung“ an, aus der die ſtrategiſche Bedeutung der Übergänge nach Graubünden und Kärnten erhellen ſoll. Bei der grundlegenden Wichtigkeit dieſes Punktes in Drigos Gebäude muß eine Überprüfung der angeführten Tatſachen und der daraus gezogenen Schlußfolgerungen von fachmänniſcher Seite als erwünſcht bezeichnet werden.

Die Bedingungen für die Wiedererrichtung der alten „Riegel“ (claustra) — wenn auch in einem gegenüber der Römerzeit verringerten Umfang — ſind nun in jedem der genannten Teilabſchnitte verſchieden je nach den gegebenen geographiſchen Verhältniſſen und den geſchichtlichen Schickſalen, die ſie erlitten haben. Damit ändern ſich die zu fordernden Maßnahmen und die einzuſchlagende Taktik.

Der Teſſin iſt italieniſcher Boden, der dem Königreich politiſch „derzeit noch nicht“ angehört. Seine Zugehörigkeit zur Schweiz bringt gegenwärtig zwei Gefahren mit ſich: rein ſtrategiſch geſehen iſt er eine Wiederholung des alten Tiroler Keils, der einen ſo furchtbaren militäriſchen Druck auf Italien ausgeübt hat. Wenn auch Italien nichts von der Schweiz ſelbſt zu befürchten hat, ſo ſei doch die Schweiz nicht imſtande, einem mächtigen Angreifer den Weg zu verſperren. Drigo zitiert dazu eine ähnlich lautende Erklärung General Willes vor der Schweizeriſchen Bundesverſammlung[10]. Die andre Gefahr beſteht in der wirtſchaftlichen und in Folge davon auch ſprachlich blutsmäßigen Durchdringung des Teſſin durch die Deutſchen, die, auch wenn ſie nicht planmäßig vor ſich geht, doch eine faſt notwendige Auswirkung ihrer zahlenmäßigen und wirtſchaftlichen Überlegenheit in der Schweiz darſtellt. Zuſammen mit der Entvölkerung ſchwächt ſie die Widerſtandskraft des Italienertums, das im Teſſin ohnehin ſeiner hochwichtigen Grenzfunktion nicht genügend bewußt ſei, ihr vielmehr in großen Teilen — unter dem Einfluß des Helvetismus und antifaſchiſtiſcher Beſtrebungen — verſtändnislos gegenüberſtehe. Es iſt deshalb die dringendſte Aufgabe, ein ſtarkes nationales und Grenzlandbewußtſein im Teſſiner Volk zu wecken, eine Wiedergeburt aus dem Geiſte des neuen Italien herbeizuführen, wozu erſt geringe Anſätze zu verzeichnen ſeien. Die Schaffung einer ſtarken nationalen (faſchiſtiſchen) Partei, die Reform des Schulunterrichts im nationalen Sinn, die Erſchwerung des Eindringens fremder Elemente durch Einſchränkung der Arbeitslizenzen, die Erklärung des Teſſin zur zolltechniſchen Freizone ſind anzuſtreben. Es liege im ureigenſten Intereſſe der Schweiz, das Gleichgewicht der Nationen wiederherzuſtellen (durch Gewährung freier Hand im Teſſin an Italien), da man ſonſt „das hiſtoriſche Experiment der Eidgenoſſenſchaft als geſcheitert anſehen müßte". Noch ſei jedoch nichts wirklich verloren. Drigo weiſt auf Südtirol hin, wo die „Überfremdung" viel tiefgehender war und wo es doch möglich war, noch unter den Augen der öſterreichiſchen Regierung die kulturelle Wiedereroberung erfolgreich zu organiſieren.

---

[10] Wiedergegeben nach C. Rocca, Italia e Svizzera nei loro rapporti politico militari, „Augustea“, 30. April 1932.

Bedeutend ſchwieriger iſt das Problem „Graubünden — eine italieniſche Grenzmark" zu löſen. Während die Italianität des Teſſin weder von den Teſſinern ſelbſt noch von den andern angezweifelt wird, iſt das italieniſche Recht auf den romaniſchen Boden Graubündens — auch allein in kultureller Hinſicht — auf das heftigſte beſtritten und zwar nicht nur von den Gegnern, ſondern von den Betroffenen ſelbſt. Drigo rollt hier das Problem der Zugehörigkeit oder Unabhängigkeit der rätoromaniſchen und ladiniſchen Volksteile in den Alpen zur italieniſchen Kulturnation in ſeiner ganzen Breite auf. Er verwertet eine reiche, aber ziemlich willkürlich ausgewählte Literatur. Uns ſcheint freilich, daß das Problem ſchließlich nicht durch philologiſche Unterſuchungen, ſo günſtig ihr Ergebnis auch lauten mag — Drigo ſelbſt muß die Schweſternatur des Rätoromaniſchen und Ladiniſchen gegenüber dem Italieniſchen zugeben —, ſondern weſentlich durch das lebendige Bewußtſein und den ſelbſtbeſtimmenden Willen der betroffenen Volksgruppen jene vorläufige Entſcheidung findet, die endgültig erſt durch das weitere politiſche Schickſal gefällt werden dürfte.

Nach der gültigen italieniſchen Auffaſſung ſtehen die Alpenromanen nur am äußerſten Rand einer kontinuierlichen Dialektabſtufung und ſeien daher mit Fug und Recht als Glieder der italieniſchen Kulturnation zu beanſpruchen. Es iſt nach Drigo eine lächerliche und verhängnisvolle Anmaßung, ihren zweitrangigen Dialekt zur Kulturſprache erheben zu wollen. Sie könnten niemals hoffen, dem ungeheuren kulturellen Druck des Deutſchtums wirkſam zu begegnen, ſofern ſie ſich nicht hinter dem ſtarken Schild der italieniſchen Kulturſprache verſchanzten. Doch ſeien leider die leitenden Stellen von dem ſchleichenden Gift einer ſchmeichleriſchen, in Wahrheit aber germaniſierenden Wiſſenſchaft durchdrungen.

Drigo glaubt an die Möglichkeit der Wiedererweckung eines lateiniſchen Grenzbewußtſeins bei den Bündner Romanen, das ſie vertrauensvoll in den Schutz Italiens führen ſoll, um dafür die Anerkennung ihrer Sprache als alpenitalieniſcher Dialekt zu empfangen. Ob darin die Duldung, wenn ſchon nicht Förderung ihrer Mundart inbegriffen wäre, muß allerdings nach dem Vorgang des Faſchismus in Südtirol mehr als zweifelhaft erſcheinen. Denn dort war es eine ſeiner erſten Taten, Begriff und Sprache des Ladinertums aus den Volkszählungsliſten wie aus dem Schulunterricht auszulöſchen. Was Italien verlangt, iſt bedingungsloſe Selbſtaufgabe des Rätoromanentums zugunſten der um einen Schritt vorrückenden Italianität.

Allerdings ſind die Rätoromanen von entſcheidender Bedeutung für die Wiederaufrichtung des rätiſchen Bollwerks. Denn ſie ſind hier wie in Südtirol die einzig bodenſtändige Schicht, auf die man aufbauen könnte. Bemerkenswert iſt der volkspolitiſche Optimismus Drigos, wenn er ſagt, daß die heute noch vorhandenen 49 v. H. der Geſamtbevölkerung, Italiener und Romanen zuſammengenommen, „mehr als genügen, um, wenn ſie nur wollen, die Wiedereroberung des verlorenen Geländes zu beginnen". Ob ſich dieſer Optimismus auch außerhalb der Grenzen der italieniſchen ſtaatspolitiſchen Macht ſo ſicher bewähren würde, mag aber zweifelhaft bleiben.

Als Wunſchgrenze der graubündiſchen Grenzmark iſt die Linie Furca—Tödi—Silvretta—Finſtermünz in Ausſicht genommen (wobei wohl an den Verlauf über den Rätikon gedacht iſt). Erſt ſie biete genügenden Schutz für die heute bedrohten Gaue Teſſin, Veltlin, Hochetſch. Als kleine Feinheit dieſer äußerſt agreſſiven Grenzführung erſcheint die Einverleibung des Urſerentals als Vorfeld für den St. Gotthard.

Die vorläufige Realpolitik hat folgende Ziele anzuſtreben: Die deutſche Sprache muß, um der weiteren Zerſetzung des Romanentums Einhalt zu tun, in die Rolle einer bloßen Hilfsſprache zurückgedrängt werden, dafür iſt das Italieniſche als Kulturſprache einzuführen[11], womöglich neben dem Romaniſchen auch als Amtsſprache. Der „eſelhafte" Leitſpruch Profeſſor Peider Lanſels „Ni Tudaischs, ni Italians", muß vorher allerdings zu Fall gebracht werden. Zahlreiche Stipendien für Studien an italieniſchen Hochſchulen ſind einzurichten. Eine regere Beteiligung der italieniſchen Literatur am wiſſenſchaftlichen wie am lokal-politiſchen Büchermarkt des Kantons iſt vonnöten. Man muß ſich bemühen, den Handel und die bündneriſche Auswanderung nach Süden zu ziehen, wobei die letztere bei der Aſſimilierung des oberen Vintſchgau mithelfen könnte. Dem Projekt der Stilfſerjochbahn kommt in dieſer Hinſicht Bedeutung zu.

Hier wie im Falle des Teſſin deckten ſich die wahren Intereſſen der Schweiz (Aufrechterhaltung des Romanentums) mit denen Italiens. Vorausſetzung für eine Verſtändigung ſei allerdings die Aufgabe des Mißtrauens, das die Schweizer Regierung und Bevölkerung gegenüber Italien an den Tag lege. Dieſe Forderung ſcheint uns freilich ſchwer erfüllbar angeſichts des beiſpielhaften Vorgehens Italiens in Südtirol.

Die Ausführungen Drigos über Südtirol ſind um ſo bedeutſamer, als er ſelbſt lange Jahre in der faſchiſtiſchen Kampftruppe in dieſem Lande tätig war.

Die moraliſche Untergründung der italieniſchen Maßnahmen in dieſem Lande iſt bekannt: Es handle ſich hier nur um die Wiederherſtellung der alten Latinität dieſes Gebietes. Drigo gibt ſich viel Mühe um den wiſſenſchaftlichen Nachweis, daß die Deutſchheit weiter Teile des Landes erſt ſehr jungen Datums ſei und daher gegenüber der langen und ununterbrochenen Latinität nicht ins Gewicht fallen dürfe. Er ſtützt ſich dabei u. a. auf die Forſchungen C. Battiſtis[12], daneben auf eigene Studien, Übertreibungen und einfache Behauptungen, die größtenteils ihre Widerlegung oder Einſchränkung bereits in dem grundlegenden Werk von O. Stolz[13] gefunden haben. Darauf näher einzugehen, fehlt hier der Raum. Tendenziös und durchaus fehlerhaft wird der ſpäten öſterreichiſchen Zeit (18. und 19. Jahrhundert) große Bedeutung für die endgültige Eindeutſchung zugemeſſen, obwohl die damaligen Maßnahmen ausſchließlich der Abwehr des damals neu vordringenden Italienertums galten[14].

---

[11] So wie es im Bergell, Bivio und Puſchlav der Fall iſt.

Auch Drigo muß übrigens zugeben, daß die Eindeutſchung Südtirols in großem Umfang durch mühevolle Kultivierung weiter bis dahin unbeſiedelter Gebirgsflächen, auf Hängen, Terraſſen und in Seitentälern zuſtande kam, die im Zuge des gewaltigen mittelalterlichen Siedlungsbaues des deutſchen Volkes erfolgte. Sehr viele deutſche Menſchen ſind im Laufe mehrerer Jahrhunderte eingeſtrömt und haben ſich nicht an die Stelle, ſondern neben die zahlenmäßig noch ſchwache *vordeutſche* Bevölkerung geſetzt. Demgegenüber mag es angebracht ſein darauf hinzuweiſen, daß die von den Italienern als Quelle und Ausgangspunkt ihres „Rechts“ auf Südtirol betrachtete Romaniſierung Rätiens nach den Forſchungen C. Battiſtis im weſentlichen ohne koloniſatoriſche Erweiterung des Siedlungsraums, durch allmähliche kulturelle und ſprachliche Angleichung der beſtehenden Bevölkerungszentren vor ſich ging. Eigentliche Koloniſation erfolgte nach gegenwärtiger Kenntnis nur im Etſchtal zwiſchen Bozen und Meran, im Gebiet des Munizipiums Trient und offenbar zur Sicherung ſeiner Nordgrenze (Namen auf -anum, vgl. Appianum-Eppan uſw.)[15].

Drigo bezeichnet die in kurzen 10 Jahren des neuen Regimes erzielte Umwandlung Südtirols als einfach bewundernswert. Er erinnert in kurzem Rückblick an die hauptſächlichen Maßnahmen, denen der Erfolg zu verdanken ſei: Der ausſchließlich italieniſche Schulunterricht (mit Verbot ſelbſt des Privatunterrichts im Deutſchen), die Einführung der Gemeindeſekretäre und Amtsbürgermeiſter, die beſonderen Vollmachten für den Provinzpräfekten, die Kontrolle der landwirtſchaftlichen Verbände, die Teilung der Provinzen und die dadurch bewirkte Verdoppelung des leitenden Beamtenapparates. Dennoch dürfe man ſich nicht darüber täuſchen, daß die bisherigen Erfolge im allgemeinen mehr politiſch-adminiſtrativer Natur ſeien. Sehr günſtig ſei zwar die Entwicklung der Parteiorganiſationen[16]. Die Wirtſchaft habe ſich gehoben und werde durch zahlreiche öffentliche Arbeiten gefördert. Aber der letzten Endes ausſchlaggebende demographiſche Erfolg ſei doch nicht völlig befriedigend — abgeſehen etwa von der Provinzhauptſtadt, in der ſich der Anteil der Italiener von einem Sechſtel 1918 auf über ein Drittel 1934 gehoben habe. Die Geſamtzahl der Italiener (ſamt Ladinern) in Südtirol betrage gegenwärtig (1934) rund 75000, das ſind 30 v. H. der Geſamtbevölkerung gegen 55000 1918 (einſchließlich der „germaniſierten Italiener"). Die Zunahme von 20000 ſei um ſo wertvoller, als es ſich dabei um reinblütige Italiener handelt[17].

---

[12] C. Battiſti, Popoli e lingue nell' Alto Adige, Florenz 1931.

[13] O. Stolz, Die Ausbreitung des Deutſchtums in Südtirol im Lichte der Urkunden, 3 Bde. in 4 Teilen, München 1927—1932.

[14] O. Stolz, a. a. O.

[15] C. Battiſti, a. a. O., S. 35ff.

[16] In der Provinz Bozen gab es im Oktober 1934: Mitglieder der Faſchiſtiſchen Partei 11170, des Frauenfaſchio 1500, der Jungfaſchiſten 2800, der Balilla 38119 (gleichzeitig ſuchten 27000 Kinder um deutſchen Schulunterricht an). Deutſche Arbeit 1936, S. 490.

Das Problem liege aber nicht in der Zahl, ſondern in der Bodenverhaftung des italieniſchen Elements. Es zeigt ſich nämlich, daß die Aſſimilierung des Südtiroler Deutſchtums, das einen „durch Überlieferung, Geſchloſſenheit und Selbſtzucht furchtbaren geſellſchaftlichen Block" darſtellt, erſt in ſehr langer Zeit zu erhoffen iſt. Um, wie es die Lage erfordert, raſche Erfolge zu erzielen, ſei die planmäßige Überflutung und Sprengung der geſchloſſenen deutſchen Volksgruppe durch Einpflanzung bodenſtändiger italieniſcher Bevölkerungsteile notwendig. Dieſe müſſen freilich auch die nötige moraliſche und ſoziale Qualität beſitzen, um ihre Aufgabe erfüllen zu können. Gerade dieſe mangelte der zahlenmäßig nicht unbedeutenden italieniſchen Einwanderung vor dem Kriege, die gleichſam an einem Minderwertigkeitsgefühl litt und darum großenteils der Verdeutſchung erlag — ein bemerkenswertes Eingeſtändnis, daß nicht ſo ſehr Regierungsdruck als vielmehr die ſozialen Verhältniſſe eindeutſchend wirkten.

Heute ſeien nur etwa 25000 Italiener als bodenſtändig anzuſehen. Das ſind die alten Trientiner Kolonien im Etſchtal (Pfatten, Branzoll uſw.), die paar Venezianer Familien der Neuſiedlung bei Sinich[18], ferner eine Anzahl meiſt Trientiner Handwerker und Kleinkaufleute in den größeren Orten, dazu die Belegſchaft der beiden großen Werke (S. J. D. J. am Untereiſack und Montecatini bei Meran) und eine Anzahl frei Berufstätiger, die ſich mühſam durchſetzen müſſen. Die große Hauptmaſſe der genannten Zahl entfällt aber auf die Ladiner, deren ausſchlaggebende Bedeutung für die Italianiſierung dadurch klar wird. Nur ein Sechſtel der Bodenſtändigen befindet ſich in gehobenen Stellungen, während dies bei dem wechſelnden Element in weit größerem Maß der Fall iſt (Offiziere, Beamte, Lehrer uſw.).

Von einer volkstumsmäßigen Eroberung Südtirols könne alſo derzeit noch keine Rede ſein. Zur wirkſamen Sicherung ſeines Beſitzes ſei eine wirkliche Beſitzergreifung des Bodens auf zweifache Weiſe nötig: 1. Durch Errichtung weiterer induſtrieller Niederlaſſungen mit rein italieniſcher oder ladiniſcher Gefolgſchaft im Weichbild der größeren Städte; 2. durch ausgiebige landwirtſchaftliche Siedlung. Die bisherigen Anſätze dazu (z. B. was von dem großen Etſch-Meliorierungsplan ausgeführt wurde, der 1500 ha für 300 Familien vorſah) befriedigen nicht. Großzügigere Maßnahmen ſowohl geſetzlicher als finanzieller Art ſeien erforderlich, ſo die Gründung eines zentralen Kreditinſtituts und die ſorgfältige Überwachung und Ausnützung des geſamten Grundſtücksverkehrs (bekanntlich beſteht ſeit 1922 die „Ente per la Rinascita Agraria delle Tre Venezie, die eine ſehr beachtenswerte Ankaufstätigkeit entfaltet). Darüber hinaus ſei eine Stelle zur wiſſenſchaftlichen Erforſchung der geeigneten Anſiedlungsgebiete vonnöten. Denn die topographiſche und allgemeine Lage zu Städten und Straßen, die militärgeographiſche Seite uſw. ſeien zu beachten.

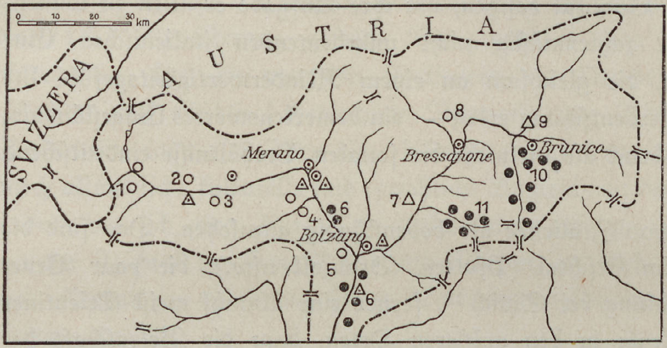
---

[17] Eine Stellungnahme zu dieſen Zahlen iſt nicht möglich, da im unklaren bleibt, welches Gebiet Origo im Auge hat.

[18] Vgl. darüber F. Dörrenhaus, Das deutſche Land an der Etſch, Innsbruck-München 1933, S. 163.

Drigo fordert zur Sicherung Südtirols eine rein italieniſche Maſſe von 130 000 bis 140 000 Köpfen und allein 50 000—60 000 Familien landwirtſchaftlicher Beſitzer. Das wären nach Abzug der bereits vorhandenen (Ladiner uſw.) noch mindeſtens 40 000 Familien, die im deutſchen Südtirol neu anzuſiedeln wären[19]. Er weiſt auch bereits die Gegenden nach, die dafür hauptſächlich in Betracht kommen: 1. der obere Vintſchgau von Tſchars—Kaſtelbell bis zur Malſer Heide, 2. die weitere Umgebung Merans, 3. die Umgebung Bozens, 4. die Hochfläche von Schabs (vgl. das Kärtchen). Man erkennt die neurömiſche Syſtematik: Anſchluß an die Graubündener Romanen, Einkreiſung Merans und Bozens, Blockierung von Puſtertal und Ober-Eiſack, die, an ſich klimatiſch wenig einladend, auch die am reinſten deutſch beſiedelten Gebiete darſtellen. Übrigens iſt gegen das mittlere Puſtertal bereits eine ſelbſtändige ladiniſche Ausdehnung merkbar (um St. Lorenzen).

Die Durchdringung Südtirols mit anſäſſigen iltalieniſchen Elementen (nach dem Original von P. Drigo)



◬ Starke ſchon beſtehende Induſtriearbeiterkerne,

△ Empfehlenswerte Standorte f. neuzuerrichtende induſtrielle Kerne,

● Ladiniſche und Trientiner ländliche Anſiedlungen der Vorkriegszeit,

⊙ Landwirtſchaftliche Siedlungen der Nachkriegszeit,

○ Empfehlenswerte Standorte für weitere landwirtſchaftliche Anſiedlungen.

1. Becken von Glurns; 2. Terraſſe von Laas; 3. Schwemmkegel von Tarſch; 4. Ebene von Lana; 5. Überetſch; 6. Bozner Unterland; 7. Klauſen; 8. Terraſſe von Schabs; 9. Becken von Bruneck; 10. Enneberg; 11. Grödental.

(Den Zeichen kommt kein beſtimmter zahlenmäßiger Wert zu.)

Der Plan zielt, wie wohl deutlich wird, nicht ſo ſehr auf den Siedlungsausbau (der wohl hie und da noch möglich wäre), als gerade auf die Beſetzung der am dichteſten beſiedelten und ſtrategiſch bedeutſamſten Zentren des Landes und folgt damit der Tradition altrömiſcher Koloniſation in unterworfenen Gebieten. Um hier ſolche Maſſen anzuſiedeln (und ſeien es auch nur Bruchteile der genannten Zahlen) muß allerdings erſt Platz geſchaffen werden.

---

[19] Eine phantaſtiſche Zahl angeſichts der Geſamtbevölkerung der Provinz Bozen, 1931: 261700.

Der zufällige Grundſtücksverkehr dürfte dafür nicht genügen. Drigo ſchweigt ſich darüber aus. Die Frage iſt aber inzwiſchen bereits beantwortet worden: Geſetzesdekret vom 7. 1. 1937 Nr. 82: Der (halbſtaatlichen) Bank Ente per la Rinascita Agraria delle Tre Venezie wird die Ermächtigung erteilt, jedweden Grundbeſitz in den drei Venetien zu enteignen durch Antrag beim Land- und Forſtwirtſchaftlichen Miniſterium. Das Miniſterium hat über den Antrag nach Anhören einer Schiedskommiſſion innerhalb 120 Tagen zu entſcheiden. Falls genehmigt, wird die Enteignung in weiteren 45 Tagen rechtskräftig[20]. Wir ſehen damit die geſetzlichen Grundlagen für eine planmäßige Zwangsausſiedlung deutſchſüdtiroler Bauernfamilien geſchaffen. Die Zukunft wird lehren, in welchem Umfang davon Gebrauch gemacht werden wird.

Auch der Ausbau der Induſtriezone, namentlich der um Bozen, iſt mit rückſichtsloſer Entſchloſſenheit in Angriff genommen worden, nachdem die rechtlichen Grundlagen dazu durch das Dekret vom 28. 9. 1934 geſchaffen worden ſind[21].

Im Gegenſatz zu den bisher behandelten Gebieten iſt das Intereſſe Italiens an dem öſtlichſten, karniſchen Abſchnitt der Alpengrenze zumindeſt vorläufig ein rein ſtrategiſch-politiſches. Es iſt mit dem Geſamtproblem Öſterreich—Italien eng verknüpft, das Drigo in einem eigenen Abſchnitt wenigſtens hinſichtlich der ſtrategiſchen Seite ſehr offen behandelt. Die ſtrategiſche Wertung hat vor der politiſchen auch den großen Vorzug, von dauerhafterer Gültigkeit zu ſein.

Dieſem karniſchen Abſchnitt eignet eine entſcheidende Flankenſtellung ſowohl gegenüber der Nord- als der Oſtfront Italiens. Von ihm kann nach Drigos Meinung ein entſcheidender Vorſtoß ſowohl gegen Südtirol als gegen die Flanke oder gar den Rücken der italieniſchen Stellung auf Juliſchen Alpen und Karſt ausgeführt werden. Dies iſt um ſo bedrohlicher, als durch den Einbruch Südſlawiens nach Inneröſterreich die Draulinie ſeinem Vormarſch offen daliegt. Dieſe Umſtände verlangen die Kontrolle des Villacher Beckens durch Italien. Gegenüber einem militäriſch viel gefährlicheren, möglichen Gegner aus dem Norden bildet nicht die gegenwärtige Grenze, ſondern nur die Kette der Hohen Tauern wirkſamen Schutz. Es gehört nach Drigo zu den großen Verſäumniſſen von 1918/19, daß die Grenze nicht entſprechend vorgerückt wurde. An den Tauern konzentriere ſich auch die ganze politiſch ſtrategiſche Bedeutung der Unabhängigkeit Öſterreichs für Italien, die neben der Funktion einer Brücke nach Ungarn nicht nur die Trennung der Tſchechoſlowakei von Südſlawien zu gewährleiſten, ſondern auch der noch ſchlimmeren Gefahr einer denkbaren militäriſchen Vereinigung des Reiches mit Südſlawien zu begegnen habe.

Öſterreich habe die Pflicht, dieſe gewaltige Stellung, die jeden einſeitigen Angriff abzuwehren vermag, rechtzeitig zu befeſtigen, wenn es nicht Gefahr laufen wolle, daß Italien ſich ſelbſt zu ſeinem „Recht" verhilft. In dieſer, nicht ganz offen ausgeſprochenen Drohung liegt die Bedeutung dieſer ſtrategiſchen Erörterungen für die volksdeutſche Südgrenze, die damit in einem weiteren Stück bedroht erſcheint[22]. Man kann nebenbei die flüchtige Vermutung nicht ganz unterdrücken, als ob gewiſſe neuere Straßen- (und andere?) Bauten in den Oſtalpen mit dieſer italieniſchen Funktion und Pflicht Öſterreichs in Zuſammenhang ſtünden.

---

[20] Der Auslanddeutſche, April 1937, nach dem Ital. Regierungsanzeiger vom 17. 2. 1937.

[21] Vgl. Deutſche Arbeit, 1937, Heft 4 April, S. 151—157.

Wir übergehen die Ausführungen Drigos über die illyriſche Oſtfront Italiens, die deutſchen Boden nicht betreffen. Sie ſind — in einem dem Verfaſſer offenbar unbekannteren Gebiet — auch weſentlich ſchwächer und zugleich phantaſtiſcher. Als pikante Einzelheit ſei nur erwähnt, daß er hinſichtlich der abgetrennten Teile Kärntens und Steiermarks ſich den deutſchen Standpunkt von ihrer Zugehörigkeit zum deutſchen Kulturboden zu eigen macht, um damit die aus ſtrategiſchen Gründen vorgeſchlagene Übereignung dieſer Gebiete ſowie Krains von Südſlawien an Öſterreich auch volksmäßig zu unterbauen.

Überblicken wir das Werk und den Geiſt, der dahinterſteht, ſo können wir uns dem Eindruck eines großzügigen und folgerichtigen Ausbaues einer aufgegriffenen nationalpolitiſchen Idee nicht entziehen. Uns obliegt nicht die Würdigung und Wertung des Werkes in politiſcher Hinſicht, ſo ſehr ſich auch eine ſolche Betrachtungsweiſe unwillkürlich aufdrängen möchte und über dankbaren Stoff verfügte. Dagegen möchte ich einige weſentliche und intereſſante Beſtandsſtücke der ideenmäßigen und wiſſenſchaftlichen Unterbauung des Drigoſchen Werkes abſchließend noch beſonders hervorheben, weil ſie Anſatzpunkte für eine ſachliche Kritik darſtellen oder beſonders kennzeichnend für die neurömiſche Geiſteshaltung ſind und dadurch den deutſchen Standpunkt klarer heraustreten laſſen, oder ſchließlich ſogar die Möglichkeit einer wenigſtens teilweiſen Verſtändigung über die aufgeworfenen Probleme anzudeuten ſcheinen und darum nicht außer acht gelaſſen werden ſollen.

An dieſer Stelle möchte ich nochmals auf den oben (S. 738) im Wortlaut aufgeführten Satz verweiſen, der gleichſam eine programmatiſche Zuſammenfaſſung von Drigos Grundideen darſtellt.

Eindrucksvoll iſt zweifellos die großartige Schau der Alpen als des gewaltigen, geographiſch gegebenen Grenzſaums und -raums zwiſchen der deutſchen und der lateiniſchen (lies: italieniſchen) Welt, der ſeit fünfzehn Jahrhunderten ununterbrochen die Funktion dieſer Trennung ausübe, in dem unaufhörlich die Kräfte dieſer beiden Welten aneinanderbranden und in friedlichem oder kriegeriſchem Ringen ſich brechen. Die Zeitſpanne mag etwas zu reichlich gegriffen ſein, und man kann bezweifeln, ob vor der endgültigen Ausbildung der beiden Nationen um die Jahrtauſendwende die Grenzfunktion der Alpen in dem Maße vorhanden war wie nachher — wichtiger ſcheint mir jedoch, daß für eine geſchichtliche Erſcheinung des Alpenraumes bei Drigo keinerlei, auch nur hiſtoriſches Verſtändnis vorhanden iſt: Für die eigenſtändigen politiſchen Bildungen der Alpen[23]. Die Schweiz, deren Daſein nicht zu leugnen iſt, wird als ein über kurz oder lang doch zum Scheitern verurteiltes Experiment betrachtet, Tirol als eigene politiſche Geſtalt von hohem Alter wird mit keinem Wort gewürdigt, die Bünde nur inſofern, als ſie in freundlichen politiſchen Beziehungen zur Republik Venedig und in feindlichen zu Öſterreich ſtanden. Die grundſätzliche Ablehnung jeder, auch nur kulturellen Autonomie für die rätoromaniſchen Volksgruppen liegt in derſelben Richtung. Die Forderung nach der Aufrechterhaltung der Selbſtändigkeit Öſterreichs hat nichts mit einer ſolchen Anerkennung einer gewiſſen Eigenſtändigkeit des alpinen Grenzraumes zu tun, ſondern entſpringt rein ſtrategiſch-politiſchen Erwägungen.

---

[22] Vgl. dazu die Feſtſtellung R. Mlakers in ſeiner „Kurzgefaßten Wehrgeographie von Öſterreich", Wien 1934, S. 81: „Italien hat ſeine äußerſte Nordgrenze auf den Alpenhauptkamm vorgeſchoben und iſt befriedigt" und „im Gebirge droht keine Gefahr . . ."

Es iſt recht erſtaunlich, daß ſelbſt die Erkenntnis eines durch „fünfzehn Jahrhunderte" mit wechſelndem Erfolg hin- und herwogenden Ringens der beiden Völker mit phyſiſchen und geiſtigen Waffen Origo nicht zur Anerkennung der Ebenbürtigkeit und damit Gleichberechtigung der beiden Gegner geführt hat. Abgeſehen von den herabſetzenden Schimpfworten, mit denen alles gegneriſche Deutſche bedacht wird, vermag doch auch die zugegebene harte Siedlungs- und Kulturarbeit der Deutſchen in Südtirol, ihre zumindeſt zum Teil tauſendjährige Anſäſſigkeit ihnen in den Augen Origos kein wirklich gültiges Recht an den Boden zu verſchaffen, der vordem römiſch geweſen war. Auch wenn Origo nicht die Donaugrenze verlangt, ſondern ſich realpolitiſch mit einem verhältnismäßig ſchmalen Streifen der alten rätiſchen Provinz begnügt, auch wenn er ſogar nachzuweiſen beſtrebt iſt, daß das Romanentum hier viel länger, als gewöhnlich behauptet, lebendig war und die Eindeutſchung viel jüngeren Datums iſt, ſo kann man doch auch bei Origo feſtſtellen, daß, wo er argumentiert, das letzte und entſcheidendſte Argument doch in der Überzeugung vom „Erſtgeburtsrecht der lateiniſchen Ziviliſation" gelegen iſt. Man wird erinnert an den immerwährenden Anſpruch der Franzoſen auf das linke Rheinufer, weil es römiſcher Provinzialboden geweſen ſei. Unſererſeits wird es daher nach wie vor eine vornehme nationale Pflicht der Siedlungs- und Volksgeſchichte und der Siedlungsgeographie bleiben, den Anteil des Deutſchtums an der Geſtaltung der alpinen Kulturlandſchaft, aber auch an der blutmäßigen Zuſammenſetzung der Alpenbevölkerung immer beſſer zu erforſchen und in ſeiner Bedeutung klar herauszuſtellen. Darüber hinaus aber wird auch der wahrſcheinlich ganz andere Charakter des Romaniſierungsvorgangs näher unterſucht werden müſſen.

Damit die Alpengrenze ihre Hauptaufgabe, die Rückendeckung der italieniſchen Ausdehnung nach anderen Richtungen, erfüllen kann, bedarf ſie einer feſten Linienführung und Verankerung. Leitend iſt dabei der ſtrategiſche Geſichtspunkt — Volksgrenze, ſogar die Waſſerſcheidegrenzen bleiben hinten. Vorfelder ſollen die Stellung auf dem Alpenhauptkamm decken. Es iſt hier nicht der Ort, die Stichhaltigkeit der ſtrategiſchen Annahmen Drigos zu überprüfen. Seine Grundidee von dem Zuſammenhang der ganzen Stellung von Kärnten bis Graubünden hat manches für ſich. Für uns iſt jedenfalls von großem Intereſſe die ſcharfe Verurteilung der ſo lange geheiligten Waſſerſcheidengrenze. Sie mag eine ſpätere Verſtändigung erleichtern. Schwer faßlich iſt freilich Drigos Annahme, man könnte eine „ſtabile“ Grenze nach ausſchließlich einſeitigem Vorteil feſtlegen. Hier haben wir eine gefährliche Überſpannung der Machtſtaatsidee, die ſogar an einer ausgeſprochenen Schutz- und Verteidigungsgrenze zum Angriff übergehen läßt.

---

[23] Vgl. z. B. A. Haushofer, Paßſtaaten in den Alpen, Berlin 1928. Vgl. auch F. Ratzel, Die Alpen inmitten der geſchichtlichen Bewegungen, Zeitſchr. d. D. u. Ö. Alpenvereins 1876.

Die Sammlung des Wortſchatzes in den Grenzgebieten des deutſchen Sprachraumes

Von Walther Mitzka

Am Anfang der deutſchen Mundartkunde überhaupt ſteht die Erforſchung des Wortſchatzes von Siebenbürgen. Dort war im Streit um die Herkunft der „Sachſen“ gerade das mundartliche Wort zum Forſchungsgegenſtand geworden.

Der manchmal im Fragenkreis unſerer Aufgabe genannte „Teuthonista of Duytschlender von Gherard van der Scheuren“ 1477 gehört noch in die lange Reihe der deutſch-lateiniſchen Wörterbücher, die dem Latein dienen wollen. Er bringt die Synonymengruppe erſt deutſch, dann lateiniſch. Das Latein wird nun in der derzeitigen Schriftſprache ſeiner Landſchaft erklärt, nämlich der niederrheiniſchen. Hier zeigt ſich alſo die Mundart nicht im Gegenſatz zur Schriftſprache.

Das deutſche Mundartwörterbuch aber iſt von Beginn an weſentliches Kampfmittel im Sinne der Sprachverjüngung. Hierfür wird bald vielerorts geſammelt. Vor und nach den Drucken wäre dabei manche Handſchrift zu nennen.

Dann bringt das Zeitalter der Reiſebeſchreibungen in der Abſicht, das Volksleben zu ſchildern, weitere Wortſchatzſammlungen. Siebenbürgen hat eine neuzeitliche Frageſtellung, nämlich nach dem Volkstum, auf lange Zeit vorweggenommen. Das deutſche Mundartwörterbuch als ſolches dient alſo im allgemeinen, ſo ſeltſam es klingen mag, der hochdeutſchen Spracheinigung und Sprachreinigung, und zwar zunächſt an das 19. Jahrhundert heran weſentlich zu ſolchen Zwecken. Es war nun nicht mehr ein Nachſchlagebuch, ein „Dictionarium“, ſondern war zur Wortſchatzſammlung geworden. Und dieſer Schatz ſoll den Wortvorrat der Hochſprache erneuern und erweitern. Unſere großen Sprachreiniger wollen aus dem Erbſchatz deutſche Wörter, ihre Bedeutung und ihre grammatiſchen Werte wie Wortform, Geſchlecht, Rechtſchreibung bereitſtellen. Man will ſie aus den beſten Schriftſtellern hervorholen. Beſonders wirkungsvoll war der Mahnruf des führenden Grammatikers Schottelius in ſeiner „Teutſchen Sprachkunſt“ 1641, man ſolle den Reichtum der „uralten Teutſchen Sprache“, die jetzt verarmt ſei, heben.

Unter allen deutſchen Mundartlandſchaften zuerſt, und zwar vor jener allgemeinen Planung deutſcher Mundartwörterbücher, ſammelte man alſo in Siebenbürgen den heimiſchen, volksſprachlichen Wortſchatz. Dies Stück auslanddeutſchen Sprachbodens iſt bis zum heutigen Tage ein beſonders ergiebiges Feld der Mundartforſchung geblieben. Seit 1641 hatten mehrere Schriftſteller, angeblich nach einer Siebenbürger Chronik, behauptet, die Siebenbürger Sachſen wären Nachkommen der vom Rattenfänger von Hameln entführten Kinder. Ein ernſthafter aufgeregter Streit ſchloß ſich an, manche Streitſchriften konnten bald mehrere Auflagen erleben[1]. Tröſter aus Hermannſtadt verfaßt nun eine Gegenſchrift gegen die Verfechter der Hameler, alſo ſächſiſcher Herkunftstheſe. Dies Buch ſammelt und bewertet zum erſtenmal mundartlichen Wortſchatz. „Alſo reden die Siebenbürger Teutſchen nicht Kölniſch, wie etliche ſchreiben, ſondern nach der uhralten Gothiſchen und Alt-Teutſchen Sprach.“ In dieſen Südoſten hatte zugleich Busbeck mit ſeinen Proben des Krimgotiſchen den Blick der germaniſtiſchen Sprachforſcher gelenkt. In Siebenbürgen wollte man nun entſprechende germaniſche Sprachreſte ſuchen, denn die Deutſchen müßten ja Nachkommen der Goten (und Daken) ſein.

Dazu iſt noch der gleichzeitige Kampf um die Stichwörter vocati-donati weſentlich. Seit dem 16. Jahrhundert beſann man ſich wieder auf die Stelle des Freibriefes von König Geyſa II. „libertate, qua vocati fuerant“. Die magyariſchen Hiſtoriker ſtellten dem ein feindſeliges „donati“ entgegen. Die Frageſtellung war immer komplizierter geworden. Es ging alſo um Klärung der Volkstumsgeſchichte, nicht nur eine theoretiſche und gelehrte Angelegenheit. Durch dieſe langjährige Polemik wird dann Leibniz auf Siebenbürgen und ſeine Sprache aufmerkſam. Er regt nun an, es möchte dort nach Wortſchatz geſucht werden. Seine vielzitierten Desiderata circa linguas populorum haben ſprachgeſchichtliche, ſprachvergleichende und volksgeſchichtliche Abſichten. Aus einem Vergleich mit der ſpäter dorthin gekommenen (Nieder-)Sächſiſchen Sprache müßte erſichtlich werden, welche Wörter dem Siebenbürgiſchen eigentümlich ſind. Dieſe galten als Zeugniſſe gotiſcher Herkunft. Von dieſem Streit her und im Zuge der Anregung Schottels und ſeines Kreiſes fordert Leibniz eine Sammlung ſiebenbürgiſcher Wörter als Sprachprober, an denen die Frage der Herkunft und der Abſtammung vom deutſchen Volke entſchieden werden könne. Die Reihe der ſiebenbürgiſchen Sprachforſcher, die dieſen Weg gingen, eröffnete M. Felmer, deſſen Handſchrift „Von dem Urſprung der ſächſiſchen Nation in dem Kaiſerl. Königl. Erbfürſtentum Siebenbürgen 1764“ gerade die Mundart behandelt[2]. Er lehnt Verwandtſchaft mit dem Oberdeutſchen, aber auch mit dem Niederſächſiſchen ab. Wie nun die Siebenbürger in ihrer Mundartforſchung nach der Stammheimat ſuchen, bleibt ungeheuer reizvoll zu beobachten. Felmer nimmt als Großlandſchaft das Mitteldeutſche an, aber der Name „Sachſen“ lenkt ihn nach Oberſachſen ab. Jedenfalls glaubt er nicht an die bisherige Meinung, die Siebenbürger Sachſen wären dort landſäſſig gebliebene Nachkommen oſtgermaniſcher

---

[1] A. Schullerus, Programm d. theol. päd. Seminars Hermannſtadt 1895; Vorwort zum Siebenbürgiſch-Sächſiſchen Wörterbuch.

[2] A. Scheiner in „Beiträge zur Siedlungs- und Volkskunde der Siebenbürger Sachſen“ (= Sonderdruck a. d. Forſchungen z. d. Landes- und Volkskunde v. A. Kirchhoff 1895) S. 6; derſelbe in „Deutſche Hefte f. Volks- und Kulturbodenforſchung“ von W. Volz u. H. Schwalm I, S. 253f.

Stämme. Er erkennt ihre Sprache als deutſche Mundart. 1804 legt J. Seifert wieder eine Wörterliſte vor, und zwar im „Ungariſchen Magazin". Dieſe Preßburger Zeitſchrift bringt im ſelben Jahre auch eine Sammlung des deutſchen Wortſchatzes Nordungarns. S. glaubt an eine Beteiligung des Niederdeutſchen und des Alemanniſchen. Da war Felmer der Wahrheit ſchon viel näher gekommen. Seine Ergebniſſe blieben mit ſeiner Handſchrift noch lange unbekannt. Erſt der Student F. Marienburg findet 1841 die Stammheimat im Mittelfränkiſchen und zwar auf der Heimreiſe von der Univerſität Berlin. Schon andere Landsleute, die am Rhein wanderten, hatten ihm vorher erzählt, die dortigen Mundarten paßten am beſten zum Siebenbürgiſch-Sächſiſchen. Dort alſo müßte die Urheimat ſein. Zu Hauſe begründet Marienburg dies genauer 1845 in der Arbeit „Über das Verhältnis der ſiebenbürgiſch-ſächſiſchen Sprache zu den niederſächſiſchen und niederrheiniſchen Dialekten" im „Archiv des Vereins für Siebenbürgiſche Landeskunde" I, 3. Seitdem ſind die wiſſenſchaftlichen Reiſen in jenen Weſten bei den ſiebenbürgiſchen Mundartforſchern bis heute zum feſten Brauch geworden.

1887 eröffnet der ſpäter am Siebenbürgiſch-Sächſiſchen Wörterbuch beteiligte G. Keintzel die innerſiebenbürgiſche Forſchung, die die drei Hauptgruppen der Mundart vergleicht. Das Südſiebenbürgiſche wäre im Norden der Stammheimat zu ſuchen, das Nördliche im Süden. Doch die gemeinſame Heimat bleibt das Mittelfränkiſche. G. Kiſch verglich als Student auf planmäßiger Forſchungsreiſe die Biſtritzer Mundart mit der moſelfränkiſchen. Schon 1767 hatte Abbé de Feller[3] in ſeinem Reiſetagebuch vermerkt, daß die Biſtritzer Sachſen wie die Luxemburger ſprächen. Alſo ſeien die Luxemburger Sachſen. Die Gleichung Siebenbürgen-Luxemburg blitzt alſo ſchon damals einmal auf, dann u. a. nach Erſcheinen von J. F. Ganglers „Lexikon der Luxemburger Umgangsſprache" 1847. Das waren aber erſt einmal lediglich Eindrücke[3].

1905 unterbaute Kiſch ſeine Beheimatung durch ein „Vergleichendes Wörterbuch der Nöſner (nordſiebenbürgiſchen) und moſelfränkiſch-luxemburgiſchen Mundart". J. Wolff und Kiſch zogen die Namenkunde in den Kreis dieſer Frageſtellung. M. Orend ſuchte die ſiebenbürgiſchen Ortsnamen im ſonſtigen Gebiet auf. Hermine Klein verglich wieder die Biſtritzer Mundart mit dem Sprachatlas des Deutſchen Reichs[4]. Die Zuſammenſchau ſeiner Lehre brachte G. Kiſch 1929—1934: „Siebenbürgen im Lichte der Namen." Jetzt hat 1936 Wallner auch die Flurnamenforſchung in den Dienſt dieſer Heimatforſchung geſtellt. Doch uns beſchäftigt hier die Wörterbucharbeit. Von ihrer bisherigen Ernte zeugt das Siebenbürgiſch-Sächſiſche Wörterbuch von A. Schullerus, das ſeit 1908 erſcheint. Schullerus hat dem Wörterbuch aus ſeiner Neigung und ſeinem Forſchungsgebiet die volkskundliche Note gegeben, die von Anfang an der ſiebenbürgiſchen Sprachwiſſenſchaft eigen iſt. 1935 iſt die Sammelorganiſation erneuert. Der Leiter iſt der Sieversſchüler F. Holzträger in

---

[3] A. Schullerus im „Archiv des Vereins für ſiebenbürgiſche Landeskunde 41, S. 564.

[4] Deutſche Dialektgeographie XX, 1927.

Biſtritz. Er hat bisher an die zweieinhalb Hundert ſiebenbürgiſcher Orte zwei umfangreiche Fragebogen ausgeſchickt. Sein Helfer iſt F. Krauß in Weilau. Das ganze Unternehmen ſteht unter der Obhut des landeskundlichen Ausſchuſſes unter Biſchofsvikar Dr. Müller. Es iſt ein Ruhmestitel der langen Reihe gerade von Gymnaſiallehrern und Geiſtlichen Siebenbürgens, die Mundartforſchung von ſich aus zu dieſer ſtolzen Leiſtung bis heute vorangetragen zu haben. Eine programmatiſche Namengebung „Luxemburg-Siebenbürgen" wird auch in dem von R. Huß vorbereiteten Siebenbürgiſch-luxemburgiſchen Sprachatlas ſichtbar. Die Forſchung aller dieſer beſonderen Arbeitsrichtungen iſt heute noch in vollem Gange: neben jenen luxemburgiſchen Beziehungen werden noch andere, großräumigere und entferntere gemutmaßt. Die Vorſtellung einheitlicher Urheimat hat ſich gelockert. Eine derart vielfältige, langgeſchulte, die geſamte Führerſchicht in Atem haltende Sprachforſchung hat noch kein anderes Stück des deutſchen Außenrandes aufgewieſen. Es iſt das klaſſiſche Land der Erforſchung von Siedlungsmundarten. In erſter Linie hat die ſiebenbürgiſche Forſchung in Luxemburg[5] 1897 den Plan eines großen Wörterbuchs gezeitigt, das ſämtliche Mundarten des früheren Herzogtums Luxemburg vor ſeiner Zerſtückelung im Jahre 1659 und zugleich die ſiebenbürgiſchen umfaſſen ſollte. Vorher waren ſeit 1841 Wörterverzeichniſſe mundartlichen Gedichtſammlungen angefügt worden. Einer dieſer Dichter, J. F. Gangler, gab 1847 das „Lexikon der Luxemburger Umgangsſprache" heraus. Die Bedeutungen bringt er ſchriftdeutſch und franzöſiſch. Er wollte als Dolmetſcher am Gericht zu praktiſchen Zwecken ein gemeinnütziges Nachſchlagebuch ſchaffen. Allerdings könnten die Sprachforſcher den Stoff auch wiſſenſchaftlich ausbeuten, dazu ſtellt er etymologiſche Verwandte aus dem Lateiniſchen, Engliſchen, Italieniſchen, Spaniſchen, Niederdeutſchen, Niederländiſchen u. a. m. bereit. Es iſt ſchon eine verdienſtliche Sammlung. Die Siebenbürger haben dann alſo das eigentlich wiſſenſchaftliche Bedürfnis nach einer Wortſchatzſammlung Luxemburgs aller Zeiten geweckt, wie ſie überhaupt die erſten und lange Zeit einzigen waren, die in Luxemburg wiſſenſchaftliche Mundartkunde betrieben. Die Regierung unterſtützte jenen Plan von 1897. Als Vorarbeit lieferte neun Jahre ſpäter die Wörterbuchkommiſſion das „Wörterbuch der luxemburgiſchen Mundart". Es ſollte den Beſtand des Wortſchatzes vor den zerſetzenden Einflüſſen des Hochdeutſchen und des Franzöſiſchen retten und im Druck bergen. Die Sammelarbeit wurde in 200 Sitzungen erledigt. Als Grundlage wird die Alzettemundart der Kantone Luxemburg, Eſch, Kapellen, Merſch und Redingen gewählt. Die „Nebenmundarten" ließ man weg. Die heimiſche Kritik[6] hatte an dem Buch manches zu rügen. Sprachgeſchichtlich lag dem Werk die Meinung zugrunde, die Mundart ſei zwar moſelfränkiſch, habe aber viel Romaniſches und Angelſächſiſches. Den ſiebenbürgiſchen Forſchern mußten die ſonſtigen Sammlungen wie von Ortsnamen, Perſonennamen ſehr willkommen ſein. Gerade ſie betreiben Wortſchatzvergleiche auf allen Gebieten der Wortkunde, in einer Vielfalt und einem Erfolg wie kein anderer Teil des Auslanddeutſchtums.

---

[5] J. Tockert in „Luxemburgiſche Sprachgeſellſchaft", Jahrbuch 1925, S. 30f.

[6] René Engelmann in „Zeitſchrift für deutſche Mundarten" 1907, S. 377.

Das Wörterbuch von 1906 nahm die 1924 gegründete Luxemburgiſche Sprachgeſellſchaft als allererſten Anfang und erklärte das kommende Luxemburgiſche Wörterbuch für ihre vornehmſte und dringlichſte Aufgabe. Das Ziel iſt das großluxemburgiſche Wörterbuch geblieben. Die erſte Aufgabe wurde friſch angepackt, nämlich die Sammlung für ein Wörterbuch des 1839 geſchaffenen Landes Luxemburg. Es ſoll den Zugang zu einer vertieften Landes- und Volkskunde bahnen. Als Vorbild wird beſonders das erſcheinende Siebenbürgiſch-Sächſiſche Wörterbuch von A. Schullerus gewählt, aus der nächſten Nachbarſchaft das Rheiniſche.

Recht ſchwierig wird die Wortſchatzaufnahme in weiten Strichen der neuzeitlichen deutſchen Oſtſiedlung. Da haben ſich die Mundarten in Streulage oft genug noch nicht zu großen einheitlichen Flächen zuſammengefloſſen. Es bleibt dann die örtlich verſchiedene Ortsmundart etwa der rheinpfälziſchen, nordbadiſchen, bayeriſchen, ſchwäbiſchen Siedler des 18. Jahrhunderts im ganzen erhalten. Das trifft für manche Teile des Deutſchtums Ungarns oder Südſlawiens zu. In Polen haben in junger Zeit ſehr viele oſtmitteldeutſche Gruppen geſiedelt, da kommt noch die geringe Spannung zwiſchen Mundart und Schriftſprache hinzu, die dort die Sammlung von Wortſchatz erſchwert. Die Mundartforſchung wird nun in Ungarn in ihrer dialekt-geographiſchen Zielrichtung erfolgreich und von hoher wiſſenſchaftlicher Güte ſeit langem von Einheimiſchen betrieben. Im polniſchen Sprachbereich iſt außer dem für Weſtpreußen zuſtändigen Preußiſchen Wörterbuch nur für das Land Poſen ein einziges, noch dazu recht altes Wörterbuch zu nennen: C. S. Th. Bernd, Die deutſche Sprache in dem Großherzogthum Poſen und einem Theile des angrenzenden Königreiches Polen, 1820. Bernd behandelt nur den oſtmitteldeutſchen Wortſchatz, indem er nur in dem ſchleſiſch beeinflußten Südteil des Poſener Landes und in Kaliſch ſammelt. Weſtpreußen und Poſen gehören zu den Gebieten, die ſchon im Mittelalter ſtarken deutſchen Einzug erleben. Hier ſind alſo größere Flächen ausgeglichener, weiträumiger Mundarten zu erwarten und tatſächlich vorhanden. Das iſt auch in Ungarn der Fall, wenn wir an die Zips und die andern mittelalterlichen deutſchen Siedlungen denken. Zum Öſterreichiſchen iſt das im „Ungariſchen Magazin“, Preßburg 1787 (S. 58) gebrachte „Verzeichnis der meiſten zu Preßburg und in derſelben Gegend üblichen Idiotismen“ zu zählen. Aber ſelbſtändiger ſind die Sprachinſeln des Berglandes Ungarns. Sie ſind mitteldeutſch. Den Wortſchatz behandelt K. J. Schröer[7]. Auch da hatte man an Nachkommen der Germanen der Völkerwanderungszeit gedacht, Quaden, Langobarden, Gepiden, Goten. Schröer weiſt die deutſche Abſtammung nach, die Verwandtſchaft mit der Sprache der Siebenbürgen ſei offenbar, allerdings auch mit den 7 Gemeinden im Bairiſchen. Den mitteldeutſchen und oberdeutſchen Anteil erklärt er aus ſpäterer Zuwanderung. Die Forſchung hat die Mundarten heute als oſtmitteldeutſch erkannt. Schröers Arbeiten ſind volkstumsbewußt. Er hat bei ſeinen wiſſenſchaftlichen Leiſtungen das ſichere Gefühl, daß „wir Deutſche in Ungern" es als ein wohlerworbenes uraltes Recht anſprechen dürfen, als Vollbürger im Lande angeſehen zu werden[8]. Er entnimmt dieſe ſeine Forſchungen zum Ruhm und zur Ehre des deutſchen Namens in dieſen Gegenden, „ein Zeugnis zu geben von ihrem ungebrochenen und ungetrübten volkstümlichen Leben, das ſie im Ungerland bewahrt und entwickelt haben, und noch bewahren und entwickeln". Er ſucht die Urheimat in der Gegend zwiſchen Aachen und dem Siebengebirge. Auch darin wird wie in dem ſtolzen Bewußtſein einer hohen Volkstumsaufgabe die Nachbarſchaft der ſiebenbürgiſchen Sprachforſchung deutlich. Aber im Gegenſatz zu jenem feſtgefügten Volkstum muß er hier Entnationaliſierung in weiteſtem Ausmaße feſtſtellen, und zwar zugunſten des Slawiſchen und des Ungariſchen.

---

[7] S.-B. d. Wiener Akad. 1857, S. 213f. Hier iſt zunächſt der aus Literatur geſchöpfte Wortſchatz gebucht.

Die Zips hatte ſchon in der „Zeitſchrift von und für Ungern" 1804 S. 31 der Profeſſor J. Generſich in Kesmark behandelt: „Verſuch eines Idioticons der Zipſer-Sprache." Neben rein gelehrtem Intereſſe bewegt auch ihn ſchon die Frage nach dem Urſprung der Zipſer Sachſen. Am Wortſchatz könne man den Geiſt, die Sitten der Vorfahren kennenlernen und ihre ſächſiſche Abſtammung näher ergründen. Seit 1900 begann Emmerich Kövi den Wortſchatz der Oberzips zu ſammeln, ſeit 1911 hat J. Gréb dieſe Sammlung zum „Zipſer Wörterbuch" eingebaut, das er demnächſt abſchließen will. Von der Zips bleiben die rheinfränkiſchen Sprachinſeln Ober- und Unterſchwaben ausgenommen, ſie gehören heute zu Polen. Doch aus der Nachbarſchaft des Zipſer Komitats ſind Stooß, Unter- und Obermetzenſeifen, Dobſchau eingeſchloſſen. Durch den Übergang der Zips von Ungarn zur Tſchechoſlowakei iſt die anfänglich geforderte Darſtellung in ungariſcher Sprache fallen gelaſſen worden, das Werk wird unter der Obhut des Bezirks-Bildungsausſchuſſes in Kesmark in deutſcher Sprache erſcheinen. Der benachbarten Kremnitzer und Deutſch-Probener Sprachinſeln[9] hat ſich heute das Sudetendeutſche Wörterbuch angenommen.

Das Sudetendeutſche Wörterbuch iſt von O. Gierach und E. Schwarz 1925 begründet worden und erfaßt vor allem die deutſchen Mundarten der Tſchechoſlowakei. An dieſem Unternehmen zeigt ſich beſonders deutlich das praktiſche Ziel, den Wortſchatz unbeſchadet der verſchiedenartigen Mundarten, oberdeutſcher und mitteldeutſcher zu heben, um überhaupt den an ſolchem Rande beſonders komplizierten Beſtand zu buchen. Auch im Binnendeutſchen gibt es heute Wörterbuchunternehmen, die ſtark unterſchiedene Mundarten beiderſeits ihrer Grenzen überdecken, weil ſchon dort Verwaltungsbezirke den zu bearbeitenden Raum organiſatoriſch vorſchreiben mußten. Das iſt z. B. beim Preußiſchen, Heſſen-Naſſauiſchen, Brandenburgiſchen Wörterbuch der Fall. Für jenen ſudetendeutſchen Außenrand war die Zuteilung des Raumes fraglos. Die oſtgaliziſchen Sprachinſeln gehören nach Mundart und Siedlung organiſch dazu, ſo daß ihr Wortſchatz am beſten von dort aus bearbeitet wird. Außer der Bielitzer Sprachinſel mit Wilmeſau ſind das vom Bielitzer Bezirk aus im 18. Jahrhundert begründete Anhalt in Oberſchleſien, weiterhin die Deutſch-Probener und die Kremnitzer Sprachinſel einbezogen worden.

---

[8] Verſuch einer Darſtellung der deutſchen Mundarten des Ungriſchen Berglandes. 1864, S. 3. Auch hier bringt Schröer mehrere längere Wörterliſten.

[9] Vgl. Deutſcher Sprachatlas, Text S. 127.

An der Reichsgrenze nach Norden ſchließt das Oberſächſiſche Wörterbuch an, gegründet 1926 von Th. Frings und F. Karg, jetzt geleitet von Br. Schier.

Das von Th. Siebs 1902 begründete, zugleich von W. Jungandreas betreute „Schleſiſche Wörterbuch“ wird durch die Grenzen der Provinz Schleſien umriſſen. Die ſeit 1935 erſcheinenden Lieferungen zeigen auf ihren Wortkarten die heutige Provinz. Nach einem erſten ernſthaften „Verſuch eines ſleſiſchen Idiotikons“ von J. G. Berndt 1785 bringen ein Jahr darauf die Schleſiſchen Provinzialblätter (S. 129) wieder eine Wortſchatzſammlung. Der Geſichtspunkt iſt diesmal der kurioſe, humoriſtiſche, ſpieleriſche. Der Sammler nennt ſich nicht. Die Folie bildet die zu ſchützende Schriftſprache. Noch wird das Grenzerſchickſal nicht ſichtbar. Mit dem Wörterbuch der Gegenwart werden endlich die hochgemuten Anſätze zu einem ſolchen ausgeführt, wie ſie in dem Jahrzehnt ſeit 1847 K. Weinhold und Hoffmann von Fallersleben in Proben geboten haben.

Im Südweſten blickt die Schweiz auf eine lange und erfolgreiche Arbeit am heimiſchen Wortſchatz zurück. Gerade das „Schweizeriſche Idiotikon, Wörterbuch der ſchweizerdeutſchen Sprache“, bearbeitet von F. Staub und L. Tobler, 1881 f., kann im Untertitel mit berechtigtem Stolz feſtlegen: „unter Beihülfe aus allen Kreiſen des Schweizervolkes“. Mit den heutigen zehn Bänden nähert ſich dies 1862 begonnene Werk ſeinem Abſchluß. Nach Süden umfaßt es die deutſchſprachigen Täler am Monte Roſa und an der Toſa. Als erſtes Wörterbuch erſchien 1806 F. J. Stalders „Verſuch eines Schweizeriſchen Idiotikon“. Die zweite wichtige Etappe iſt das Wörterbuch eines Kantons, T. Toblers „Appenzelliſcher Sprachſchatz“ 1837, geweſen.

Der Elſäſſiſche Wortſchatz wird zuerſt 1792 verarbeitet, und zwar von A. v. Klein in ſeinem „Provinzialwörterbuch“. In raſchem Anlauf haben E. Martin und H. Lienhart die Pläne von Vorgängern in dem knappen zweibändigen „Wörterbuch der elſäſſiſchen Mundarten“ 1899—1907 ausgeführt. Zu gedruckten und handſchriftlichen Vorarbeiten kam dabei die unmittelbare Sammelarbeit eines Jahrzehnts. Das Gebiet iſt durch die politiſchen Grenzen gegeben, abgeſehen von den weſtlichen Randſtücken mit nichtdeutſcher Mundart. Dies Werk wurde Vorbild für das einbändige „Wörterbuch der deutſch-lothringiſchen Mundarten“ von M. F. Follmann 1909, für das ſeit 1900 geſammelt worden war. Die Anordnung der Wörter iſt die alphabetiſche, das Elſäſſiſche und das Schweizeriſche hatten das Syſtem: erſt die Selbſtlaute, dann die Mitlaute, in Schmellers Bayeriſchem Wörterbuch gewählt.

Zwiſchen dem Schweizeriſchen, Elſäſſiſchen Wörterbuch und in der öſtlichen Nachbarſchaft, dem Schwäbiſchen, blieb der Raum Badens zu betreuen. Das geſchieht im „Badiſchen Wörterbuch“ 1925, das E. Ochs bearbeitet. Die 1854 begonnene Sammlung für Schwaben hat jetzt das Schwäbiſche Wörterbuch von H. Fiſcher in ſechs Bänden abgeſchloſſen, den letzten Band beſorgte W. Pfleiderer. Über die Reichsgrenze geht der Bereich mit der ſchwäbiſchen Mundart etwas nach Tirol hinein, bis in die Gegend von Reutte und das Tannheimer Tal. Beſonders dieſe großen ſüddeutſchen Wörterbücher ſind für die auslanddeutſche Urheimatforſchung im weiten Oſten unentbehrlich.

Das Rheinland iſt heute durch das auf ſechs Bände berechnete Rheiniſche Wörterbuch von J. Müller vertreten. Seit der Begründung des Unternehmens durch J. Franck 1904 wurde nach 20jähriger Sammelarbeit mit dem Druck 1923 begonnen. Das Werk gedieh auch in der ſchweren Beſatzungszeit, gerade durch die in der Not erſtarkende Heimatliebe der Rheinländer in Geſinnung und durch Geldmittel dauernd unterſtützt. Eine grundſätzliche und glückliche Verarbeitung von volkskundlichem Gut hat es auch volkstümlich gemacht. Das Gebiet umfaßt die alte Provinz an der Weſtgrenze, mithin auch Eupen und Malmedy. Die Wörterſammlung in dieſem Abſchnitt des weſtlichen Grenzgürtels iſt verhältnismäßig ſpät begonnen, gegenwärtig aber um ſo gründlicher vorgenommen worden. Den Anfang macht hier nach Proben aus dem Moſelländiſchen 1787f. ein Saarbrücker Programm von Schwalb, „Sammlung und Erklärung der landſchaftlichen, zum Teil eigentümlichen Wörter der Ober- und Mittelſaar“ 1833. Das Saarbrücker Land iſt dann beſonders in der jüngſten Gegenwart wieder gern bearbeitet worden. Es folgen dann örtliche Wörterliſten, gewöhnlich als Anhang zu mundartlichen Gedichtſammlungen. Höhere Anſprüche ſtellt aus dem Bereich der Grenzermundarten das „Wörterbuch der Eupener Sprache“ von A. Tonnar und W. Ewers, mit ſprachvergleichenden Worterklärungen von W. Altenburg, Eupen 1899. Für das deutſche Sprachgebiet in Altbelgien fehlt zu A. Bertrang, Grammatik der Areler Mundart 1921, eine lexikaliſche Ergänzung.

Nach Norden ſchließt ſeit 1927 das Weſtfäliſche Wörterbuch an, das in Münſter von Schulte-Kemminghauſen betreut wird. In der Nachbarſchaft des Niederländiſchen iſt die gleichzeitige Wörterbucharbeit jenſeits der Reichsgrenze für dieſe Unternehmungen, und zwar aus alter Tradition zu gegenſeitigem wiſſenſchaftlichem Gewinn, außerordentlich wichtig. Sie vollzieht ſich beiderſeitig im beſten Einvernehmen der Wörterbuchleiter. Die räumliche Einteilung iſt durch die Reichsgrenze gegeben. Ein ſprachgeographiſches frieſiſches Problem gibt es dort nicht, nachdem auch die Oſtfrieſiſchen Inſeln das Niederſächſiſche übernommen haben und weit entfernt von der Grenze nur noch Neuwangerooge bei Wilhelmshaven und das oldenburgiſche Saterland das Frieſiſche bewahrt haben.

Ein Grenzerwörterbuch, das von breiteſter Schicht freudig begrüßt und gekauft wurde, iſt O. Menſings Schleswig-Holſteiniſches Wörterbuch (Volksausgabe). Es begann 1924 zu erſcheinen und iſt ein Jahrzehnt ſpäter in 5 Bänden fertiggeworden. Der Plan zu einer Volksausgabe entſtand, als in der Not der Zeit der Druck des ganzen geſammelten Stoffes vom 12. bis 17. Jahrhundert unmöglich wurde. So iſt es in der Tat ein volkstümliches Wörterbuch, das den niederdeutſchen Wortſchatz der Gegenwart und jüngeren Vergangenheit bietet. Der Programmpunkt „Heimiſche Sitte" wird durch eine reiche Fülle von Sprichwörtern und Redensarten ausgeführt. Der Raum iſt durch die niederdeutſche Sprachfläche von Schleswig-Holſtein gegeben, dazu Fürſtentum Lübeck und Eutin mit dem Land Oldenburg. In der geographiſchen Gliederung erſcheinen heimatübliche Landſchaftsbegriffe, Däniſcher Wohld zwiſchen Eiderkanal und Eckernförder Bucht, Schwanſen nördlich davon bis zum Schlei, dann Angeln bis Schleswig.

Für das Nordfrieſiſche Gebiet ſammelt zu einem Wörterbuch J. Tedſen in Flensburg. Aus dem in kleinſte Mundartbezirke zerteilten Nordfrieſiſch iſt ſeither manche Wortſammlung für ſich oder innerhalb von Darſtellungen der Sprache überhaupt erſchienen oder als Handſchrift geborgen. Dem „Wörterbuch und Sprachlehre der Nordfrieſiſchen Sprache nach der Mundart von Föhr und Amrum" von J. Schmidt-Peterſen 1912 und dem der Sylter Mundart von Boy J. Möller 1916 folgte für eine Feſtlandsmundart P. Jenſens „Wörterbuch der nordfrieſiſchen Sprache der Wiedingharde" 1927. Das nordfrieſiſche Gebiet ſelber iſt ja allenthalben von niederdeutſcher Mundart durchſetzt; deren Wortſchatz gehört ja in das Schleswig-Holſteiniſche Wörterbuch. Ein Oſtfrieſiſches Wörterbuch iſt 1859 von G. H. Stüvenburg erſchienen, dann in 3 ſtattlichen Bänden das große von J. ten Doornkaat-Koolman 1879—1884. Es iſt die niederdeutſche Sprache gemeint, die in Oſtfriesland das Frieſiſche abgehört hat. Dies iſt heute nur noch in der mittelalterlichen alten Kolonie des Saterlandes erhalten und in der jungen Kolonie Neuwangerooge von 1859 am Vareler Hafen. Heute wird das Niederdeutſche Oſtfriesland erneut aufgenommen im Rahmen des „Niederſächſiſchen Wörterbuches" in Göttingen (Leiter: H. Janßen).

Das heutige Öſterreichiſche Wörterbuch wurde von Much und wird jetzt von A. Pfalz geleitet. Es iſt 1912 zugleich und im engſten Einvernehmen mit dem Bayeriſchen Wörterbuch eingerichtet worden, und zwar von den beiderſeitigen Akademien der Wiſſenſchaften in Wien und München, dort unter der Obhut von E. Kuhn und hier von J. Seemüller. Dem Sudetendeutſchen Wörterbuch hat es unterdeſſen das bairiſche Mundartgebiet des Oſthanges des Böhmerwaldes überlaſſen. Sonſt iſt der Bereich der urſprüngliche geblieben. Sinngemäß hat es von vornherein die Verarbeitung des Wortſchatzes der im Süden vorgelagerten bairiſchen Sprachinſeln in den Arbeitsplan einbezogen. Die Wortſchatzſammlung der öſterreichiſchen Mundarten[10] ſetzt nach einer Probe eines Idiotikons vom Berliner Aufklärer Chr. F. Nicolai 1785 zunächſt mit anonymen, der ſcherzhaften Unterhaltung dienenden kleinen Wörterbüchern im Jahre 1800 ein. Immer wieder iſt es die Wiener Mundart, die im Mittelpunkt ſteht und das große Publikum erfreut. Daher öfters der Titel „Idiotikon Viennense“. Insgeſamt ſind dieſe von nichtphilologiſchen Liebhabern getragenen Wortſchatzſammlungen volkstümlich, ſie ſind immer wieder ein Zeugnis lokaler Heimatliebe. Die Grenzlandſchaften wurden von höherer wiſſenſchaftlicher Warte aus bearbeitet. Leider blieb der geniale Verſuch des Erzherzogs Johann einer umfaſſenden Volkskunde der öſterreichiſchen Alpenländer (1818 f.) in den Anfängen ſtecken, und damit auch das Idiotikon[11].

---

[10] F. Furchheim im Börſenblatt f. d. deutſchen Buchhandel 1919, S. 876f.

Hierfür hatte er, doch wohl als erſter aller Wörterbuchleiter, das modernſte Mittel angewandt, nämlich Fragebogen drucken und überallhin verſenden zu laſſen. Die Antworten liegen heute im Steiermärkiſchen Landesarchiv. Er ſammelte für einzelne Gegenden den Wortſchatz ſelber. Die bairiſchen Cimbern ſuchte Schmeller 1833 und 1844 auf. Seine Wortſammlung veröffentlichte 1855 J. Bergmann als J. A. Schmellers ſog. Cimbriſches Wörterbuch, das iſt Deutſches Idiotikon der VII und XIII Comuni in den Venetianiſchen Alpen. Unmittelbar als Ergänzung für den äußerſten Süden Tirols gab 1869 J. v. Zingerle das Luſerniſche Wörterbuch heraus. 1866 war in Innsbruck ein „Tiroliſches Idiotikon“ des Franziskanerpaters und Sprachforſchers J. B. Schöpf, vollendet von A. J. Hofer, erſchienen. Das Vorbild blieb nicht nur für den bairiſchen Süden das erſte große wiſſenſchaftliche Wörterbuch, nämlich J. Schmeller, Bayeriſches Wörterbuch 1827—1837.

Den Plan des Erzherzogs Johann hatte dann für die Steiermark Th. Unger fortgeführt und F. Khull in der Drucklegung des „Steiriſchen Wortſchatzes“ 1903 verwirklicht. Dies Wörterbuch bringt planmäßig den über Schmellers Wörterbuch hinausſchließenden Wortſchatz dieſer bairiſchen Teillandſchaft. Kärnten erhielt 1862 gleich zwei Wörterbücher. In dieſem Jahre gab J. M. Mayer das 1848 in der Sammlung abgeſchloſſene Kärntiſche Idiotikon des Pfarrers Anton Überfelder heraus. Zugleich erſchien das Kärntiſche Wörterbuch des großen Lexikographen des Mittelhochdeutſchen, des Germaniſten M. Lexer. L.s „Kärntiſches Wörterbuch“ entſtand auf Weinholds Anregung und gedieh unter perſönlichem Einſatz von J. Grimm. Überfelder hatte ſeine Sammlungen zur Verfügung geſtellt. Lexer konnte ſeine in Kriegszeiten unternommene Wanderung, auf der er den Wortſchatz an Ort und Stelle ſammelte, nicht zu den deutſchen Sprachinſeln Sauris, Sappada und Timau ins Venetianiſche ausdehnen, mußte ſie alſo unberückſichtigt laſſen.

Das zwiſchen der Schweiz und dem Bairiſchen liegengebliebene alemanniſche Gebiet bearbeitet L. Jutz in ſeinem 1927 begründeten „Vorarlbergiſch-Liechtenſteiniſchen Wörterbuch“. Liebevoll iſt auch die Sprache der Gottſchee in den Büchern von A. Hauffen, Die deutſche Sprachinſel Gottſchee 1895 und H. Tſchinkel, Grammatik der Gottſcheer Mundart 1908 beobachtet worden, aber nach der kleinen

---

[11] F. Khull, Steiriſcher Wortſchatz 1903, S. V.

Probe von v. Rudesh, Gottſcheeiſche Idiotismen 1823 (in einer Zeitſchrift)[12] iſt ein Wörterbuch ausgeblieben.

Recht früh und eifrig beteiligte ſich der weite Nordoſten des deutſchen Sprachgebietes an der mundartlichen Wortſchatzſammlung: Preußen (Oſt- und Weſt-) folgte ſehr bald dem Hamburger Vorbilde (Richey) mit J. G. Bocks Idioticon Prussicum 1759. Schon 1743 hatte die Kgl. Deutſche Geſellſchaft in Königsberg ein Provinzialwörterbuch gefordert. 1762 hatte der Pommer J. G. Lindner in einem Königsberger Schulprogramm als erſter baltendeutſchen Wortſchatz bereitgeſtellt. Die Anregung zu ſolchen Sammlungen geht auf jene binnendeutſchen Vorbilder zurück. Die Grenzlage wird erſt an der etymologiſchen Forſchung in dieſen Sammlungen deutlich, ſo in G. E. S. Hennigs Preußiſchem Wörterbuch 1785. Im ſelben Jahre druckt im Baltikum der Paſtor G. Bergmann auf ſeiner Handpreſſe eine „Sammlung Livländiſcher Provinzialwörter“. Zehn Jahre ſpäter gibt A. W. Hupel, ein eingewanderter Mitteldeutſcher, das „Idiotikon der deutſchen Sprache in Lief- und Ehſtland“ heraus. Die Frage des nichtdeutſchen Lehnwortes mußte in jener fremdvölkiſchen Nachbarſchaft und bei eigener Streulage dringend werden. Das „Preußiſche Wörterbuch“ von H. Friſchbier 1882 kann da auf die am weiteſten gediehenen altpreußiſchen Vorarbeiten zurückgreifen. Es bleibt bei der im ganzen antiquariſchen Einſtellung der Zeit. Das heutige ſeit 1935 erſcheinende „Preußiſche Wörterbuch“ von W. Zieſemer baut vor allem auf breiteſter wortgeographiſcher und volkskundlicher Grundlage. Es beweiſt damit die Stärke der gegenwärtigen Methoden, dazu kommt die Erfüllung älterer Wünſche, nämlich der Einbau der Deutſchordensſprache. In ſeinem Untertitel „Sprache und Volkstum Norddeutſchlands“ iſt die ſchickſalhafte Randlage deutlich.

Im Baltikum iſt nun die Ausrichtung im „Wörterſchatz der deutſchen Sprache Livlands“ 1859 f. des Arztes v. Gutzeit für dies Stück des Deutſchtums außerordentlich bezeichnend. Die Pflege und Reinhaltung der hochdeutſchen Schriftſprache lag den Balten ſeit dem Einzug dieſer Hochſprache in ihr Land ganz beſonders am Herzen. Gutzeits Wörterbuch folgt in Anlage und Frageſtellung ganz und gar J. Grimms Wörterbuch. Und dies ſo getreulich, daß es durch dauernde ineinander verſchachtelte Nachträge und Zuſätze mit den jeweils erſcheinenden Lieferungen bis 1898 Schritt hielt. Dies Deutſchtum hatte ja von vornherein keine Bauernſprache, da dieſer wichtigſte Stand von Mundartträgern ausblieb. Im Mittelalter muß die Verkehrsſprache derjenigen Nordweſtdeutſchlands entſprochen haben. Weſt- und Oſtfalen gab mit der Hauptmaſſe der geiſtlichen, bürgerlichen und adeligen Siedler ſicherlich die niederſächſiſche Umgangsſprache dieſes Großraumes der überſeeiſchen Kolonie ab. Das Oſtpreußiſche war durch Litauen getrennt. Der livländiſche Zweig des Deutſchen Ordens verwandte die niederdeutſche Schriftſprache der Zeit, der preußiſche das Mitteldeutſche. Der ſprachliche Stolz der Deutſchbalten kreiſt bis heute um die Hochform. Das wird in der Neuzeit bald deutlich. In keinem andern Teil des Auslanddeutſchtums iſt man in ſeiner Sprache derart feinfühlig, formbewußt und empfindlich wie im Baltendeutſchen. Der Blick bleibt auf das Vorbild beſter Sprachträger gerichtet. Und wenn ſich jemand im Ernſt mit den Vertretern der niederſten deutſchen Klaſſe abgibt, weil ſie altes, oben ordinär werdendes Baltendeutſch bewahrt haben können, muß er ſich ſchon den Vorwurf gar methodiſcher Verfehlung gefallen laſſen[13]. Es ſind die ſog. Kleindeutſchen. Dieſer klare Begriff bleibt ein ſozialer. Die ſog. Halbdeutſchen ſind jedoch die Letten bzw. Eſten, die das Deutſche im Umgang des täglichen Lebens erlernten und einen perſönlichen verſchiedenen Grad erreichten. Dieſer Grad könnte ſich zudem noch im Einzelleben ſelber in der Richtung auf ſteigende Beherrſchung der deutſchen Umgangsſprache ändern. Auch 1703 hat der Verfaſſer des letzten niederdeutſchen Gedichtes aus dem Baltikum die Begriffe durcheinandergeworfen. Er läßt Bauern, und das können nur Nichtdeutſche ſein, niederdeutſch reden, wie es gerade eben noch Kleindeutſche geſprochen haben. Sicherlich iſt der zahlenmäßige Anteil der Kleindeutſchen recht klein, es ſind vor allem Handwerker in den Städten. Aber es iſt jedenfalls ſprachwiſſenſchaftlich ſchade, daß jeder eigentliche Deutſchbalte, d. h. ein gebildeter Kaufmann, Literat oder Edelmann eine Sammlung ſolcher Ausdrücke entrüſtet als Knotendeutſch abweiſt, dabei wendet er ausdrücklich dieſe Wörter an[13]. Für den baltendeutſchen Wortſchatz iſt es ganz klar, daß weitaus die Hauptmaſſe der Sprache der Gebildeten angehört. Die große Aufgabe, für ein neues deutſchbaltiſches Wörterbuch zu ſammeln, hat O. Maſing in Riga übernommen. Die Sammlung iſt ſeit der Begründung des Wörterbuches durch ihn 1921 nunmehr ſo weit fortgeſchritten, daß der Druck beginnen ſoll.

---

[12] Bibliographiſche Nachweiſe ſolcher und ſonſt genannter Quellen bringt die Mundartliche Bibliographie von F. Mentz 1892, derſ. bei Nagl, Deutſche Mundarten 1895 f., weiter Wrede in Zeitſchrift für deutſche Mundarten 1908 f.; B. Martin, 1929.

Die Erforſchung der Wortentlehnung aus dem Deutſchen und umgekehrt ins Deutſche hat im Nordoſten den letzten Niederſchlag in einer Reihe von tüchtigen eben erſchienenen Arbeiten gefunden. In erſter Linie jedoch gibt die deutſche Hoch- und Verkehrsſprache ihrerſeits Lehngut ab. Das Niederdeutſche des Mittelalters iſt im Mittelalter bis an das 17. Jahrhundert ebenfalls als Hochſchicht zu werten. Die Forſchung bucht lange Reihen von deutſchen Lehnwörtern im Lettiſchen, Litauiſchen, Eſtniſchen und den verſchiedenen ſlawiſchen Sprachen[14].

Auf einem Gang durch die deutſchen Grenzlande finden wir die Wörterſammelarbeit in verſchiedenſtem Grade gefördert. Am weiteſten iſt das Werk im Südweſten in der Reihe des Elſäſſiſchen, Lothringiſchen und Schweizeriſchen Wörterbuches gediehen. Überhaupt iſt geſchloſſen deutſche Sprachfläche wie dort ſo auch bei den Wörterbüchern im Süden und Südoſten der günſtigſte Boden für ſolche Sammelarbeit. Dazu gehört auch die im Volkstum und in der kulturellen Organiſation klar zuſammengefaßte Gruppe der Siebenbürger Sachſen. Die im weiteſten Raume beſtehende Streulage der deutſchen Mundartträger im Oſten und in Teilen des Südoſtens läßt die Wörterbucharbeit dort am weiteſten zurückbleiben. Das Baltendeutſche wiederum bietet in ſeinem völkiſchen und geſellſchaftlichen Aufbau vortreffliche Möglichkeiten, von der Sprache gerade den Wortſchatz zu bergen. Dort liegt außerdem ſeit ſieben Jahrhunderten ein reiches, im Lande ſelbſt gewachſenes Schrifttum vor, deſſen Wortvorrat den Grundſtoff des Wörterbuches bildet. Jene deutſchmundartlichen Sprachflächen in der Diaſpora im Oſten dagegen ſind im ganzen noch unliterariſch geblieben.

---

[13] V. Kiparsky, Fremdes im Baltendeutſch 1936, S. 16, Anm. 15. Zeitſchr. für Mundartforſchung, 1937, S. 55.

[14] Zuletzt K. Alminauſkis, Die Germanismen des Litauiſchen. Leipzig 1934; J. Sehwers, Sprachlich-kulturhiſtoriſche Unterſuchungen vornehmlich über den deutſchen Einfluß im Lettiſchen. Leipzig 1936.

Neuere deutſche Arbeiten über das Deutſchtum in Braſilien

Von Manfred Kuder

Wie ſich das heimatliche Intereſſe den nach Braſilien ausgewanderten Deutſchen erſt recht ſpät zuwandte, wie jede öffentliche Beſchäftigung mit dieſem neuen Lande und ſeinen Einwanderungsmöglichkeiten durch das „von der Heydtſche Reſkript“ 1859 ſtark in Mißkredit gekommen war, ſo hat auch die deutſche Wiſſenſchaft zunächſt kein Verhältnis zu Braſilien und ſeinem Deutſchtum gefunden. Nur die „Geſchichte von Braſilien“ des Hiſtorikers Handelmann[1], die 1931 bezeichnenderweiſe in zweiter Auflage in portugieſiſcher Sprache herauskam, und die gründlichen Reiſebeobachtungen des Arztes Avé-Lallemant[2] oder des ſchweizeriſchen Geſandten von Tſchudi[3] u. a. und wenige kleinere Aufſätze haben für uns heute noch Bedeutung.

Erſt die 100-Jahr-Feiern deutſcher Einwanderung in Braſilien und das verſtärkte Volkstumsgefühl unſerer Tage haben das braſilianiſche Deutſchtum in den engeren Kreis deutſcher wiſſenſchaftlicher Betrachtung gerückt.

Zu den Jubiläen des Deutſchtums in den einzelnen Staaten Braſiliens iſt jeweilig eine größere Veröffentlichung von deutſch-braſilianiſcher Seite erfolgt, die ein allſeitiges Bild des Werdens und der Bedeutung der deutſchen Volksgruppe geben will, ſo die Gedenkbücher von Rio Grande do Sul (1924)[4] und Santa Catharina (1929)[5], aber auch das von Paraná (1926)[6] und das der Geſellſchaft „Germania“ in Rio de Janeiro (1921)[7]. Wichtig ſind auch manche der vielen Veröffentlichungen aus Anlaß von Einwanderungs-, Siedlungs- oder Vereinsjubiläen. Die umfangreichen Zuſammenſtellungen, die infolge des Fehlens größerer wiſſenſchaftlicher Vorarbeiten und Durcharbeitungen hier und da der Kritik gründlicher Forſchung nicht mehr ſtandzuhalten vermögen, ſind doch für das ſeit jenen Tagen immer eifriger einſetzende wiſſenſchaftliche Intereſſe wichtige Ausgangspunkte geweſen. Zu jener Zeit (1923) verſuchte auch Aldinger, allerdings auf unzureichendes Material angewieſen, zum erſtenmal die „Deutſche Mitarbeit in Braſilien“[8] in einem geſchichtlichen Überblick darzuſtellen.

---

[1] Berlin 1860.

[2] Reiſe durch Südbraſilien im Jahre 1858. Leipzig 1859.

[3] Reiſen durch Südamerika, Bd. 1—5. Leipzig 1866—1869.

[4] Hundert Jahre Deutſchtum in Rio Grande do Sul, 1824—1924. Porto Alegre 1924.

[5] Gedenkbuch zur Jahrhundertfeier deutſcher Einwanderung im Staate Santa Catharina. Hrsg. von G. Entres. Florianopolis-Stuttgart 1929.

[6] Fugmann, Wilh.: Die Deutſchen in Parana. Ein Jahrhundertbuch. Curityba 1929.

[7] Deutſche und deutſcher Handel in Rio de Janeiro. Rio de Janeiro 1921.

Seitdem hat man ſich in den wiſſenſchaftlichen Arbeiten auf Teilgebiete dieſer gewaltigen Geſamtaufgabe beſchränkt und entweder die Deutſchtumsprobleme nur in einzelnen braſilianiſchen Staaten oder ein Problem für ganz Braſilien behandelt.

Wagemann[9] betrachtet die deutſchen Koloniſten in Eſpirito Santo und ſtellt hierbei die Akklimatiſationsfrage in den Mittelpunkt. Unter dieſem Geſichtspunkt prüft er alle Äußerungen des deutſchen kolonialen Lebens: Siedlung, Bevölkerung, Produktionsmethode, Koloniſtenarbeit und weiter die äußere Lebenshaltung, geſundheitlichen Verhältniſſe und ſeeliſche Haltung der Koloniſten. Wagemanns gründliche Unterſuchung vom Jahre 1912 findet in ihren glänzenden Ergebniſſen eine vollkommene Beſtätigung durch die neuerlichen Beobachtungen der beiden Tropenmediziner Giemſa und Nauck[10]. Danach kann als endgültig erwieſen angeſehen werden, daß die deutſchen Kolonien in Eſpirito Santo (rund 30 000 Seelen), die jetzt faſt 100 Jahre im tropiſchen bzw. ſubtropiſchen Klima unter dem 20. Grad ſüdlicher Breite beſtehen, ſich ausgezeichnet fortentwickeln. Sie beſtätigen, „daß ſelbſt unter nicht durchaus günſtigen geſundheitlichen Verhältniſſen (gehäuftes Auftreten beſtimmter Krankheiten, beſonders Wurminfektionen), aber bei Abweſenheit von Malaria, in tropiſchen Höhenlagen und für die ſpäteren Generationen auch in tiefergelegenen Tropengegenden nicht bloß eine perſönliche Akklimatiſation, ſondern auch die Erhaltung der körperlichen und geiſtigen Kraft und Geſundheit ſpäterer Generationen bei reicher Kinder- und Kindeskinderzahl ohne Degeneration bei gutem Erbgut und nicht ungünſtigen wirtſchaftlichen und ſozialen Verhältniſſen gewährleiſtet iſt“.

Betrachtet Wagemann alle Lebensäußerungen der deutſchen Koloniſten in Eſpirito Santo unter dem Akklimatiſationsproblem, ſo unterſucht Oberacker[11] die des Deutſchtums des ſüdlichſten Staates Rio Grande do Sul in ihrer Bedeutung als volkstumsfördernde oder -hemmende Kräfte. Unter dieſem Geſichtspunkt muſtert er die auf Grund der bisherigen Ergebniſſe der Forſchung klargeſtellten Tatſachen. Er unterſtreicht die Wichtigkeit eines geſchloſſenen Siedlungsbodens für die Volkstumserhaltung und ſtellt dagegen die „Miſchmaſchkolonien“ der republikaniſchen Vorkriegskoloniſation, durch die man die Aufgabe des angeſtammten Volkstums beſchleunigen und das Aufgehen in einer neuen braſilianiſchen Raſſe fördern wollte. Damit vergleicht er die relative und abſolute Fruchtbarkeit der völkiſch geſchloſſenen und völkiſch gemiſchten Gebiete. Er betrachtet weiter die einzelnen völkiſchen Kräfte, wie Raſſe und Sprache (wobei er ſcharf zwiſchen dem Staatsbegriff „Braſilianer“

---

[8] Curityba 1923.

[9] Die deutſchen Koloniſten im braſilianiſchen Staate Eſpirito Santo. München und Leipzig: Duncker u. Humblot 1915 = Schriften des Vereins für Sozialpolitik 147, 5.

[10] Raſſe und Geſundheitserhaltung ſowie Siedlungsfragen in den warmen Ländern. In: Archiv für Schiffs- und Tropenhygiene 41/1 (1937), S. 9—21.

[11] Die volkspolitiſche Lage des Deutſchtums in Rio Grande do Sul. Jena: G. Fiſcher 1936 = Schr. d. Inſt. f. Grenz- u. Auslandsdeutſchtum Marburg 9.

und dem Volkstumsbegriff „Deutſch-, Luſo-, Italobraſilianer“ uſw. unterſcheidet), Wirtſchaft und ſoziale Stellung, Religion und Kirche, Schulweſen und Erziehung, Preſſe, Literatur und Vereinsweſen, öffentliche (politiſche) Betätigung. Er ſieht ſeine Aufgabe darin, auf Grund der feſtgeſtellten beſonderen Verhältniſſe der deutſchbraſilianiſchen Volksgruppe die entſprechende Abwandlung der völkiſchen Weltanſchauung herauszuarbeiten. Auf Grund der teilweiſe noch geringen oder nicht erſchöpfenden Vorarbeiten, auf die der Verfaſſer angewieſen iſt, bringt dieſe Geſamtbetrachtung der deutſchbraſilianiſchen Volksgruppe weniger Neues in bezug auf die Darſtellung von Einzeltatſachen als auf die programmatiſche Ausrichtung.

Die anderen wiſſenſchaftlichen Arbeiten über das Deutſchtum in Braſilien, von denen hier nur die bedeutenderen angeführt werden können, greifen zumeiſt eine Frage des Geſamtdeutſchtums heraus und leiſten wichtigſte Quellenforſchung. Einzelne Probleme der Einwanderung, Wirtſchaft, Kirche, Kultur und Politik werden in grundlegenden Betrachtungen herausgegriffen.

Ferdinand Schröder ſtellt in einer ausgezeichneten Arbeit „Die deutſche Einwanderung nach Südbraſilien bis zum Jahre 1859“ dar[12]. Er geht vor allem auch auf die politiſchen, ſozialen und wirtſchaftlichen Vorausſetzungen (Kampf um die Sklaverei in Braſilien) ein, die zur Anwerbung deutſcher Einwanderer führten, und verwendet ausführlich noch nicht verarbeitete braſilianiſche Quellen. Außerdem ſtanden dem Verfaſſer für die Behandlung der Werbungen in Deutſchland, wobei er beſonders die Werbetätigkeit des Majors Schäffer näher betrachtet, die wichtigſten Akten und Berichte aus den deutſchen Staatsarchiven zur Verfügung. Bei der anſchließenden eingehenden Darſtellung der braſilianiſchen Koloniſationsgeſetzgebung zieht er viele Texte aus den amtlichen braſilianiſchen Publikationen heran. Er geht ſodann auf die Koloniegründungen ein, erwähnt die Epiſode der deutſchen Legion von 1851 und unterſucht daran anſchließend in grundlegenden Ausführungenn die vor allem geiſtige Wirkung der Achtundvierziger-Einwanderung auf das ſchon vorhandene, geiſtig unbedeutende Deutſchtum des Landes aus der Biedermeierzeit, die Bedeutung Koſeritz’ und der Weltanſchauungskämpfe.

Betrachtete Schröder in dieſer Abhandlung die Grundzüge der deutſchen Einwanderung, ſo ſtellt er in ſeinem neuen großen Werk Werden und Weſen des geſamten deutſchen evangeliſchen Kirchentums in Braſilien dar[13]. Zu ihrem Verſtändnis iſt zunächſt zweierlei notwendig: Das Wiſſen um den Vorgang der Koloniſation und die Entwicklung der Siedlungen und um das kirchliche oder ſtaatliche Intereſſe an den Ausgewanderten. Schröder geht deshalb ausführlich einmal auf die braſilianiſche Koloniſationsgeſetzgebung und zum andern auf die rechtliche Stellung der Proteſtanten in Braſilien ein. Die kirchliche Entwicklung iſt ſtark vom wirtſchaftlichen Aufſchwung der Kolonien abhängig geweſen. Der Verfaſſer beſchreibt darum ſehr eingehend die

---

[12] Berlin: Evang. Hauptverein für deutſche Anſiedler und Auswanderer E. V. (1930).

[13] Braſilien und Wittenberg. Urſprung und Geſtaltung deutſchen evangeliſchen Kirchentums in Braſilien. Berlin und Leipzig: Walter de Gruyter & Co. 1936.

Geſchichte der einzelnen Siedlungen und Gemeinden und bringt dadurch wichtige Einzelheiten für eine ſpätere Geſamtgeſchichte des Deutſchtums. Aber ebenſo wichtige Züge für den Fortgang des kulturellen Lebens der einzelnen Gemeinden ſind daraus erſichtlich. Der Verfaſſer verfolgt die allmähliche Kirchengeſtaltung mit ihren Schwierigkeiten in Braſilien und kommt zu der Feſtſtellung, „daß überall dort, wo die kirchliche Verſorgung mehr als drei Jahrzehnte nach dem Beginn der Koloniſation einſetzte, eine erfolgreiche Gemeinde- und Kirchenbildung nicht mehr möglich iſt“. Sodann wird der Zuſammenſchluß der einzelnen Gemeinden zu Synoden und das Umſichgreifen der außerdeutſchen evangeliſchen Kirchen in Braſilien behandelt. Das Schulweſen und die kirchliche Preſſe werden gewürdigt, und unter den allgemeinen kirchlichen Aufgaben die weibliche Diakonie, die Gemeindeverfaſſung und die Stellung der Pfarrer betrachtet. Die Tradition der deutſchen evangeliſchen Kirche in Braſilien aufzuzeigen, iſt dem Verfaſſer gelungen.

Stellten die beiden Werke Schröders mehr die Geſchichte des äußeren Werdens des Deutſchtums in Braſilien dar, ſo geht es Fauſel[14] um den inneren geiſtigen Kampf im Deutſchtum, beſonders Rio Grande do Suls. An Hand des Lebenslaufs des größten Führers des proteſtantiſchen Deutſchtums, Wilhelm Rotermund, führt uns Fauſel in die ſchweren weltanſchaulichen Kämpfe hinein, unter deren Spuren das riograndenſer Deutſchtum heute noch leidet: Die Gegenſätze zum Freidenker- und Freimaurertum, zu Jeſuiten, Sekten und anderen Kirchen. „Im Verhältnis von Rotermund und Koſeritz, die zweifellos die bedeutendſten Geſtalter des riograndenſer Deutſchtums ihrer Zeit waren, ſpiegelt ſich die Kultur- und Volksgeſchichte des Deutſchbraſilianertums in der Zeit nach 1870. Sie mußten ſich beide aufs ſchärfſte angreifen und bekämpfen, wenn ſie von ihren religiöſen Gedanken ausgingen, ſie mußten aber ebenſo ſicher einen Weg zueinander finden, wenn ſie ſich von ihrer Sorge um die Erhaltung des deutſchen Volkstums leiten ließen.“ Unter dieſem Zeichen ſtand das Lebenswerk des Niederſachſen Rotermund, ſeine Gemeinde- und Pfarrtätigkeit in Sao Leopoldo, ſein Wirken in Buchhandlung und Verlag, aus dem eine große Zahl bodenſtändiger deutſchbraſilianiſcher Schulbücher hervorging, ſeine Preſſetätigkeit als Herausgeber der „Deutſchen Poſt“, ſein bahnbrechendes Wirken auf dem Gebiet des Schulweſens und ſchließlich ſeine Bedeutung für die Entſtehung und Entwicklung der Riograndenſer Synode. Fauſel ſtellt in dieſer hervorragenden Darſtellung den Lebenslauf Rotermunds hinein in die kulturelle Entwicklung des dortigen Deutſchtums.

Zwei andere Arbeiten bringen einen Beitrag zur Unterſuchung des literariſchen Schaffens der Deutſchbraſilianer. Gehſe[15] gibt eine Geſchichte der deutſchbraſilianiſchen Preſſe. Er ſtellt zunächſt den Charakter der Druckwerke feſt, unterſucht das Verhältnis der Redakteure zum braſilianiſchen Deutſchtum und ihre verſchiedene Artung, wie „Geſinnungsredakteure, Berufsredakteure und Verlegerredakteure“, und die wirtſchaftliche und techniſche Entwicklung der Preſſe. Sodann beſchreibt er den Niederſchlag des politiſchen Lebens der Deutſchbraſilianer in ihrer Preſſe und unterſcheidet folgende Perioden: Kritikloſe Billigung der braſilianiſchen Einwanderungspolitik 1852—1858, Beginn der Oppoſition 1858—1864, die „Ära Koſeritz“ 1864—1890 (Kampf um die politiſche Gleichberechtigung und Anteilnahme am braſilianiſchen Staatsleben), Zerſplitterung in den Revolutionswirren 1890—1895, Konzentration auf das einzelſtaatliche Leben und Abwehrkampf gegen die einſetzende deutſchfeindliche Preſſearbeit 1895—1914, Weltkrieg und Nachkriegszeit. Gehſe ſieht die Geſchichte der deutſchbraſilianiſchen Preſſe von ſeinem katholiſchen Standpunkt aus. Er gibt nur die äußere Geſchichte und das äußere Weſen der Preſſe. Der Verſuch, feſtzuſtellen, inwieweit die Preſſe ein Spiegel des Lebens ihres Leſerkreiſes ſowohl in wirtſchaftlicher wie kultureller Hinſicht iſt, wird nicht gemacht. Dieſe für eine Kulturgeſchichte ſo wichtige Unterſuchung iſt ſomit noch vorzunehmen.

---

[14] D. Dr. Rotermund. Ein Kampf um Recht und Richtung des evangeliſchen Deutſchtums in Südbraſilien. Sao Leopoldo (Rio Grande do Sul): Verlag der Riograndenſer Synode [Stuttgart: Verlag J. F. Steinkopf] 1936.

[15] Die deutſche Preſſe in Braſilien von 1852 bis zur Gegenwart. Ein Beitrag zur Geſchichte und zum Aufgabenkreis auslanddeutſchen Zeitungsweſens. Münſter: Aſchendorffſche Verlagsbuchhandlung 1931 = Deutſchtum und Ausland 43.

Von der literaturgeſchichtlichen Seite her ſucht die Arbeit des Referenten „Die deutſchbraſilianiſche Literatur und das Bodenſtändigkeitsgefühl der deutſchen Volksgruppe in Braſilien“[16] einen Beitrag zur Kulturgeſchichte des Deutſchtums in Braſilien zu geben. Sie geht dabei nicht wie W. Schneiders Werk „Die auslanddeutſche Dichtung unſerer Zeit“[17] vom äſthetiſchen Standpunkt aus, ſondern ſucht nahezu alle kennzeichnenden ſchriftlichen Äußerungen des braſilianiſchen Deutſchtums heranzuziehen. Dieſe Äußerungen aber finden ſich vor allem in der in Braſilien ſo reichhaltigen Kalenderliteratur, der gegenüber die ſelbſtändig erſchienenen Schriften nur mehr zufällig als organiſch mit dem allgemeinen kulturellen Leben verbunden erſcheinen. Verfaſſer verſucht feſtzuſtellen, inwieweit ſich die Stellung des Deutſchtums zur alten und neuen Heimat in allen literariſchen Erſcheinungsformen, wie in Kolonie-, Einwanderungs-, Erinnerungs- und hiſtoriſcher Erzählung, Chronik und Biographie, aber auch in Lyrik und Drama, ſpiegelt, und kommt zu dem Schluß, daß ſich das Deutſchbraſilianertum in ſeiner neuen Heimat als durchaus bodenſtändig und heimatberechtigt fühlt.

Die braſilianiſche Außenpolitik und die Stellung ſeines Deutſchtums während des Weltkrieges behandelt Königk[18] in ſeiner auf amtlichen Quellen, Berichten und perſönlichen Informationen aufgebauten zuſammenfaſſenden Darſtellung. Aus der Vorgeſchichte, der ſchließlichen Kriegserklärung an Deutſchland während des Weltkrieges und den Ereigniſſen nach Aufnahme der Feindſeligkeiten geht eindeutig hervor, daß alles nur auf den franzöſiſchen und engliſchen wirtſchaftlichen Druck hin erfolgte, daß Braſiliens Beteiligung ſomit nur eine reine „finanztechniſche“ Maßnahme war. Der Verfaſſer erwähnt die Mängel der deutſchen Vorkriegsauslandspropaganda und die Überlegenheit des Nachrichtendienſtes der Alliierten und geht auf die Schwierigkeiten des Deutſchtums in Braſilien während des Krieges und die einer wirkſamen Abwehr der feindlichen Lügenpropaganda ein. Die Folgen des plötzlichen Waffenſtillſtandes und die unwürdige Behandlung Braſiliens auf den Friedensverhandlungen in Verſailles ſchließen dies (betrübliche) Kapitel braſilianiſcher Außenpolitik.

---

[16] Ibero-Amerikaniſches Archiv X/4 (1937), S. 394—494.

[17] Berlin 1936.

[18] Die Politik Braſiliens während des Weltkrieges und die Stellung des braſilianiſchen Deutſchtums. Hamburg: Hans Chriſtians Druckerei u. Verlag, 1935 = Überſee-Geſchichte Bd. 8, hrsg. von Adolf Rein.

Die Bedeutung der Deutſchen für das braſilianiſche Wirtſchaftsleben unterſucht zum erſten Male Cornelius[19] in einer umfangreichen Darſtellung und gibt damit zugleich einen Überblick über das braſilianiſche Wirtſchaftsleben überhaupt. Obwohl die Deutſchen an der Bevölkerung Braſiliens nur einen Anteil von 2 v. H. haben, iſt ihre Beteiligung an der Landwirtſchaft 8 v. H., an der Induſtrie 10 v. H. und am Handel 12 v. H., und ſie haben darüber hinaus einen erheblichen Anteil an der Einführung neuer Produktions- und Handelszweige. Cornelius zeigt zunächſt die Stellung der Deutſchen in der Urproduktion, der Landwirtſchaft und in der Ausbeutung der Bodenſchätze auf, beſpricht dann ihren Anteil an der Induſtrie und am Gewerbe, wobei die Deutſchen zahlenmäßig mehr an der mittleren Induſtrie teilhaben, während in den nach Größe des inveſtierten Kapitals und Umfang der Produktion für Braſilien beſonders wichtigen Unternehmungen — der Textil- und Gefrierfleiſchinduſtrie — die Deutſchen weit hinter Luſobraſilianern, Italienern oder Angelſachſen zurücktreten. Im braſilianiſchen Außenhandel ſpielt Deutſchland eine wichtige Rolle, jedoch hat die Handelsbetätigung der Deutſchen in Braſilien ſelbſt eine noch weit größere Bedeutung für das braſilianiſche Wirtſchaftsleben der Vergangenheit wie der Gegenwart. Im Seeverkehr iſt die Beteiligung der Deutſchen groß, ebenſo in der Flußſchiffahrt Rio Grande do Suls und im Flugverkehr, während die Deutſchen auf das Eiſenbahnweſen ſo gut wie keinen Einfluß haben. In der Kapitalwirtſchaft ſtehen ſie hinter anderen Nationen zurück.

Bei dieſer Geſamtbetrachtung der Bedeutung der Deutſchen für das braſilianiſche Wirtſchaftsleben hat Cornelius die großen Züge herausgearbeitet, ſoweit ſie beſonders in größeren Unternehmungen zutage treten. Es bleibt die Aufgabe, auch einmal die wirtſchaftliche Bedeutung der deutſchen Koloniſten, etwa für den Markt in Porto Alegre, zu unterſuchen und ſo neben der Land erſchließenden und entwickelnden und der kulturellen Bedeutung der deutſchen geſchloſſenen Koloniſation auch den Wert ihrer Produkte vor allem für den Staat Rio Grande do Sul oder den innerbraſilianiſchen Handel darzuſtellen. Auch die ſo glänzende Aufwärtsentwicklung der deutſchbraſilianiſchen Wirtſchaft und ihrer Führer, die zum größten Teil von den eingewanderten Koloniſten, Gewerbetreibenden oder kleinen kaufmänniſchen Angeſtellten (Muſterreitern u. a.) abſtammen, müßte in Form einzelner Biographien zunächſt einmal dargeſtellt werden, um ſpäter weitere Überblicke geben zu können.

---

[19] Die Deutſchen im braſilianiſchen Wirtſchaftsleben. Stuttgart 1929 = Schriften des DAI Stuttgart, Reihe E/2.

Überhaupt weiſen uns die hier aufgeführten, in ſich zumeiſt abgerundeten und feſtfundierten Arbeiten auf eine Reihe von weiteren noch vorzunehmenden Unterſuchungen hin. Neben den Biographien von Wirtſchaftsführern oder deutſchen Wiſſenſchaftlern in Mittel- und Nordbraſilien, wie ſie Fr. Sommer[20] zum Teil gegeben hat, brauchen wir ſolche deutſcher Koloniſatoren und außer Fauſels Arbeit auch eine eingehende und alle Umſtände beachtende Darſtellung des anderen großen riograndenſer Deutſchtumsführers von Koſeritz. Vor allem iſt auch eine Herausſtellung der Bedeutung der deutſchen Frau für das Koloniſtentum und den Aufbau deutſchbraſilianiſchen Lebens nötig. Es bleibt weiter übrig die Unterſuchung und Darſtellung des kulturellen Lebens in ſeinen verſchiedenen Ausprägungen, wie ſchon angedeutet, beſonders auch auf dem Gebiet der Volkskunde, deſſen Erforſchung in Braſilien auf beſondere Schwierigkeiten zu ſtoßen ſcheint. Mit der Erklärung vieler volkskundlicher Erſcheinungen wird weiter eine noch bedeutend verſtärkte familien- und ſippenkundliche Forſchung Hand in Hand gehen müſſen, wie ſie von verſchiedenen Seiten bereits vorgenommen wurde. Der Vorgang der Koloniſation, beginnend mit den Werbungen in Deutſchland, und die Entwicklung der einzelnen Siedlungen müſſen allmählich für alle Gebiete feſtgeſtellt werden. Schließlich muß ſich auch das wiſſenſchaftliche Intereſſe den den Deutſchen benachbarten Volkstümern in Braſilien zuwenden, um deren Lebensgeſtaltung in Braſilien für die eigene in Rechnung zu ſtellen. Das große Ziel der Wiſſenſchaft bleibt es, die Geſchichte und die Bedeutung des Deutſchtums in Braſilien auf Grund umfangreicher Vorarbeiten in allen Einzelheiten, in bevölkerungs- und ſiedlungskundlicher, wirtſchaftlicher, kultureller und politiſcher Hinſicht darzuſtellen und auf dieſe Weiſe mitzuhelfen, der heute noch im Werden begriffenen Volksgruppe die ihr zugehörige Tradition zu ſchaffen.

---

[20] Deutſche Charakterbilder aus der braſilianiſchen Geſchichte (Südamerik. Lit. Bd. 18). — Wilhelm Ludwig von Eſchwege 1777—1855 (Stuttgart 1928) u. a.

Auswahl-Literatur der Jahre 1931–1937 über Danzig und die abgetrennten reichsdeutſchen Gebiete in Polen*

Zuſammengeſtellt von Fritz Prinzhorn

Danzig

Bibliographien

Bibliographien der Jahre 1927—1936. Zuſammengeſtellt von der Schriftleitung unter Mitwirkung von H. Ammann, W. Conze, H. Coſack u. a. In: Deutſches Archiv für Landes- und Volksforſchung Jg. 1. 1937. (S. 224—256.) Darin: Danzig, Polniſche Teilgebiete, Schleſien.

Danzig—Polen—Korridor und Grenzgebiete. Eine Bibliographie mit beſonderer Berückſichtigung von Politik und Wirtſchaft. Unter Mitarbeit von E. Weidemann hrsg. von Fritz Prinzhorn. Jg. 1—6: Berichtsjahre 1931—1937. Danzig 1932 ff.

Land

Ancel, Jacques: La ville libre de Dantzig. Géographie politique régionale. In: Annales de Géographie. Jg. 42, 237. Paris 1933. (S. 286—302.)

Bertram, Hugo G.: Die Eindeichung, Trockenlegung und Beſiedlung des Weichſeldeltas ſeit dem Jahre 1300 in ihrer geopolitiſchen Bedeutung. In: Zeitſchrift des Weſtpreußiſchen Geſchichtsvereins. H. 72. 1935. (S. 187—202.)

Buchna, Eberhard: Das Weichſeldelta, eine landſchaftskundliche Unterſuchung. Saalfeld, Oſtpr. 1935. (III, 74 S.) — Hamburg, Phil. Diſſ.

Creutzburg, Nikolaus: Atlas der Freien Stadt Danzig. Unter Mitw. von W. La Baume, W. Hollſtein, W. Quade u. a. Danzig 1936. (VIII, 35 S., 29 Taf.)

Grüneberg, Günter: Wandlungen im Landſchaftsbild der Danziger Nehrung. Auf Grund eines Vergleichs der hiſtoriſchen Karten. Danzig 1933. (73 S.) — Danzig, TeH. Diſſ.

Kloeppel, Otto: Die Wiederherſtellung des alten Stadtbildes von Danzig ſeit der nationalen Erhebung. 1. Danzig [1935.] (25 S.) = Die Baukunſt im deutſchen Oſten 1.

Bevölkerung

Keyſer, Erich: Die volkskundliche Landesaufnahme im Gebiet der Freien Stadt Danzig. In: Zeitſchrift für Volkskunde. Jg. 6. 1936. (S. 277—279.)

Polen in Danzig.

Cruſen, Georg: Danzig als Muſterſtaat des Minderheitenſchutzes. In: Zeitſchrift für oſteuropäiſches Recht. NF. Bd. 1. 1935. (S. 296—313.)

---

* Wir behalten uns vor, in eingehenden Schrifttumsreferaten kritiſch zu den wichtigeren Arbeiten Stellung zu nehmen. Die Schriftleitung.

Rechtsgutachten vom 4. Februar 1932 betr. die Behandlung der polniſchen Staatsangehörigen und anderen Perſonen polniſcher Herkunft oder Sprache in Danzig. In: Entſcheidungen des Ständigen Internationalen Gerichtshofs. Bd. 9. Leiden [1933.] (S. 9—72.)

Sammlung der Dokumente in der Streitſache zwiſchen der Freien Stadt Danzig und der Republik Polen betreffs Artikel 33 des Danzig-Polniſchen Vertrages vom 9. November 1920. („Minoritätenſchutz"). Danzig 1931. (448, 24 S.)

Weidenmann, Adolf: Der Danzig-Polniſche Poſtſtreit. Aſchaffenburg [1931]. (81 S.) — Würzburg, Rechts- u. ſtaatswiſſ. Diſſ.

Geſchichte

Bierowski, Thadée: La ville libre de Dantzig et la guerre polono-bolchévique de 1920 Danzig 1932. (30 S.)

Górski, Karol: Pierwotny Gdańsk i dzieje jego zagłady. [Das urſprüngliche Danzig und die Geſchichte ſeiner Vernichtung.] Danzig 1933. (S. 51—81.) = Rocznik Gdański. 6.

Hahlweg, Werner: Das Kriegsweſen der Stadt Danzig. 1. Die Grundzüge der Danziger Wehrverfaſſung 1454—1793. Berlin 1937. (222 S., 1 Pl.) = Schriften der kriegsgeſchichtlichen Abteilung im Hiſtoriſchen Seminar der Friedrich-Wilhelms-Univerſität Berlin. Seminar-Reihe 19.

Haßbargen, Hermann: Die Reformation in Danzig 1525 als Ereignis deutſcher Geſchichte mit Hilfe neuer Quellen dargeſtellt. Danzig 1937. (47 S.)

Koebner, Richard: Urkundenſtudien zur Geſchichte Danzigs und Olivas von 1178—1342. In: Zeitſchrift des Weſtpreußiſchen Geſchichtsvereins. H. 71. 1934. (S. 7—85.)

Lutman, Roman: Aperçu historique des relations entre la Pologne et Gdańsk. In: La Pologne au VIIe Congrès international des Sciences historiques. Vol. II. Warſchau: Société polonaise d'histoire 1933. (S. 13—38).

— Gdańsk i Polska w stosunku dziejowym (1454—1793). [Danzig und Polen in ihrem geſchichtlichen Verhältnis 1454—1793]. Gdańsk: (Tow. Przyj. Nauki i Sztuki w Gdańsku) 1933. 32 S. In: Rocznik Gdański. 6.

Prochenko, Antoni: Pochodzenie nazwy „Gdańsk". [Die Herkunft des Namens „Danzig"]. In: Myśl narodowa. Jg. 13. 1933. (S. 498—500.)

Romanowſki, Bruno: Geſchichte und Recht der Hofbeſitzergenoſſenſchaften im Gebiet der Freien Stadt Danzig. Ein Beitrag zur Geſchichte der Gemeindeentwicklung für das Gebiet der früheren Provinz Weſtpreußen. Würzburg 1936. (59 S.) — Würzburg, Diſſ.

Stoewer, Hans: Das Gebiet der Danziger Ordenskomturei 1309—1454. Feſtſtellung der Grenzlinie des Randgebietes nach Grenzverträgen, urkundlichen Verleihungen und Dienſtleiſtungsverzeichniſſen. Danzig 1932. (21 S.)

Witte, Ernſt Gerhard: Die Rechtsſtellung Polens in Danzig zur Zeit Kaſimirs IV. und heute. Saalfeld [1934]. (VI, 55 S.) — Königsberg, Jur. Diſſ.

Wodzińſki, Alfons Michal: Polniſch-Preußen und Danzig in den erſten Jahren der Regierungszeit Auguſts II. Varsovie: Soc. Pol. d'Histoire 1933. 23 S. In: La Pologne au VIIe Congrès international des Sciences historiques.

Recht

Cohn, G.: Questions de principe relatives au Statut international de Dantzig. In: Revue de Droit international et de Législation comparée. Vol. XIV, 4. 1933. (S. 557—571.)

Cruſen, Georg und Hermann Lewinſky: Danziger Staats- und Völkerrecht. Bd. 2. Danzig 1935. (XXIII, 392 S.) = Danziger Rechtsbibliothek 11a.

Kettlitz, Richard: Die wichtigſten Danziger Geſetze nach dem Stande am 1. Mai 1937. Texte. Danzig 1937. (525 Bl. u. S.) = Danziger Rechtsbibliothek 19.

Meinecke, Walter: Das Strafrecht der Stadt Danzig bis zur Carolina. Ohlau i. Schleſ. 1932. (XI, 85 S.) — Marburg, Rechts- u. ſtaatswiſſ. Diſſ.

Meye, Albrecht: Das Strafrecht der Stadt Danzig von der Carolina bis zur Vereinigung Danzigs mit der preußiſchen Monarchie (1532—1793). Danzig 1935. (107 S.) — Freiburg i. Br., Jur. Diſſ. = Quellen und Darſtellungen zur Geſchichte Weſtpreußens 18.

Richter: Internationales Privatrecht in Danzig. In: Zeitſchrift für ausländiſches und internationales Privatrecht. Jg. 7. 1933. (S. 895—919.)

Zuſammenſtellung der in Danzig von der deutſchen Faſſung abweichenden Beſtimmungen des Strafgeſetzbuchs, der Strafprozeßordnung und des Gerichtsverfaſſungsgeſetzes. Anhang. Nach dem Stande vom 20. März 1936. Danzig 1936. (72 S.)

Verfaſſung und Verwaltung

Behrend, Gerhard: Der Beſtand der Freien Stadt Danzig als rechtliches Problem. T. 1. Die Rechtslage der Freien Stadt Danzig als Problem im Schrifttum. Breslau 1933. (X, 47 S.) — Breslau, Jur. Diſſ.

Bessière, Louis: Essai sur le règlement de la situation internationale de la ville libre de Dantzig (1918—1930). Montpellier 1931. — Thèse de droit.

Compatibilité de certains décrets-lois dantzikois avec la constitution de la Ville libre. Avis consultatif du 4 Déc. 1935. Leyde-Paris 1936. (300 S.) = Publications de la Cour permanente de La Haye. Sér. C, 77.

Cruſen, Georg: Der neue Kurs in der Freien Stadt Danzig. Berlin-Leipzig 1936. (S. 62 bis 75). Aus: Zeitſchrift für ausländ. öff. Recht und Völkerrecht. Jg. 6, 1936.

Danzig vor dem Völkerbund. Bd. 7b. Verhandlungsberichte und amtliche Schriftſtücke betr. Danziger Fragen, die während der 88. und 89. Tagung des Rats des Völkerbundes (vom September 1935 bis Oktober 1935) erörtert wurden. Zſgeſt. u. überſ. beim Senat der Freien Stadt Danzig. Danzig 1936. (V, 162 S.)

Dupuis, Charles: Le statut international de la Ville libre de Dantzig. In: La Pologne et la Baltique. Paris 1931. (S. 174—197.)

Entſcheidungen des Hohen Kommiſſars des Völkerbundes in der Freien Stadt Danzig 1928 bis 1932. Zſgeſt. u. hrsg. beim Senat der Freien Stadt Danzig März 1933. Danzig 1933. (73 S.) [Text deutſch u. franzöſiſch].

Geſamtüberſicht über die Rechtsfolgen der Entſcheidungen des Hohen Kommiſſars des Völkerbundes aus den Jahren 1921—1932 bzw. den augenblicklichen Stand der betr. Fragen (Anfang April 1933). Summary ... [Danzig: Senat der Freien Stadt Danzig 1933.] (12 Doppelſ.)

Giere, Guſtav: Danzigs Rechtsſtellung unter dem Verſailler Diktat. Berlin 1935. (64 S. m. Kt.)

Hawranke, Leo Alexander: Das Verfaſſungsrecht der Freien Stadt Danzig. Danzig 1931. (VI, 97 S.) — Bromberg 1931. (VI, 97 S.) — Leipzig, Jur. Diſſ.

Hoffmann, Helmut: Die Kriegsneutralität der Freien Stadt Danzig. Danzig 1932. (55 S.) — Göttingen, Jur. Diſſ.

Hostie, Jean: Questions de principe relatives au statut international de Dantzig. In: Revue de Droit international et de Législation comparée. Sér. 3, Vol. 14. 1933. (S. 572—614); Vol. 15. 1934. (S. 77—128.)

Makowski, Juljan: Le caractère étatique de la ville libre de Dantzig. Warſchau 1933. (57, 1 S.)

Makowski, Juljan: Zagadnienie państwowości W. M. Gdańska. [Probleme des Danziger Staatsweſens.] Warſchau 1934. (69 S.)

Matſchke, Herbert: Die Grundlagen des Internationalen Statuts von Danzig. Berlin 1936. (152 S.) — Berlin, Jur. Diſſ.

Methner, Arthur: $2^{1}/_{2}$ Jahre nationalſozialiſtiſcher Geſetzgebung in Danzig. In: Zeitſchrift für oſteuropäiſches Recht. NF. Jg. 2. 1936. (S. 382—400.)

Reiß, [Hans]: Die Verfaſſung der Freien Stadt Danzig. Danzig 1931. (XXXIX, 222 S.)

Vallotton-d'Erlach, James: Le Haut Commissaire de la Société des Nations à Dantzig. In: Mélanges offerts à E. Mahaim. Paris 1935. Vol. 2. (S. 357—371.)

Wierutſch, Günther: Die Eigenart des Danziger Verfaſſungsſyſtems im Vergleich mit dem deutſchen Reichs- und Landesſtaatsrecht. Quakenbrück 1931. (XI, 54 S.) — Bonn, Rechts- u. ſtaatswiſſ. Diſſ.

Wirtſchaft

Creutzburg, N[ikolaus]: Danzig und ſein Hinterland. In: Verhandlungen des 24. Geographentages Danzig. Breslau 1932. (S. 131—140.)

Danzig, Sonderheft. Weltwirtſchaft. Jg. 19, H. 3. 1931. (S. 49—71.)

Dormeyer, F.: Die Danziger Marktregulierung für Erzeugniſſe der Landwirtſchaft und der Fiſcherei. Danzig 1936. (139 S.)

Geisler, Max: Entwicklung und Bedeutung der Danziger Volkswirtſchaft. Nürnberg-Zirndorf 1933. (109 S.) — Nürnberg, Handelshochſchule Diſſ.

Heuſer, Otto E.: Produktionsgrundlagen der Danziger Landwirtſchaft. In: Mitteilungen der Deutſchen Landwirtſchafts-Geſellſchaft. Bd. 47. 1932. (S. 719ff.)

Ohlrich, Bruno: Danziger Handelsrecht. Erg.-H. zum Handelsgeſetzbuch-G. m. b. H.-Geſetz, Genoſſenſchaftsgeſetz, mit Anmerkungen und den Texten einſchlägiger Geſetze reſp. Hinweiſen. Danzig 1936. (64 S.)

Geld. Steuer.

Reiß: Die Abwertung des Danziger Guldens und ihre Rechtsfolgen. In: Zeitſchrift für oſteuropäiſches Recht. NF. Bd. 3. 1936. (S. 1—7.)

Starer, Herbert: Das Deviſenrecht der Freien Stadt Danzig und der Republik Polen. Danzig 1936. (84 S.)

Lademann, Fritz und Theodor Rodenacker: Die wichtigſten Danziger Steuergeſetze nach der Steuerreform 1934. (2. Aufl.) T. 1. Danzig 1935. (410 S.) — Danziger Rechtsbibliothek 16.

Verkehr

Lion, Erich: Die Entwicklung des Verkehrs im Weichſellande vor und nach dem Kriege, unter beſ. Berückſ. der verkehrswirtſchaftlichen Stellung der Freien Stadt Danzig. o. O. [1935]. (337 S.) — Frankfurt, Wirtſch. u. ſozialwiſſ. Diſſ.

Hafen

Albert, Ernſt: Polens Kampf gegen den Danziger Hafen. Danzig 1933. (30 S.) — Danziger Schriften für Politik und Wirtſchaft 5.

Ausnutzung des Danziger Hafens durch Polen. Entſcheidung des Hohen Kommiſſars d. Völkerbundes in der Freien Stadt Danzig vom 26. Oktober 1931. Utilisation par la Pologne du port de Dantzig. Décision du Haut Commissaire de la Société des Nations dans la ville libre de Dantzig 1931. Danzig 1931. (13 S.)

Goldberg, Henri: Le port de Dantzig. Son développement depuis le traité de Versailles. Antwerpen 1934. (IV, VIII, 142 S., Kt.) — Lauſanne, Thèse.

Halfar, Karl: Die wirtſchaftsgeographiſche Struktur des Seehafens Danzig in der Vor- und Nachkriegszeit. (Eine kartogr. Studie mit 14 Kartogr.) Danzig 1931. (VIII, 31 S., 14 Kt.) — Greifswald, Phil. Diſſ.

Neumann, Rudolf: Der Danziger Hafen in polniſcher Darſtellung. Bericht über das Buch von K. Swiątecki, Rozwój portu Gdańskiego. Danzig 1933. (126 S.) = Oſtland-Schriften 7.

Świątecki, Kazimierz: Rozwój portu Gdańskiego. [Entwicklung des Danziger Hafens.] Thorn 1932. (XIV, 309 S.) = Pamiętnik Inst. Bałtyckiego. Ser.: Dominium maris. 4.

Weck, Nicolas de: La condition juridique du Conseil du port et des voies d'eau de Dantzig. Paris 1933. (XIV, 277 S., 2 Pl.) — Freiburg, Schw., Jur. Diſſ.

Danzig—Gdingen

Degouy: La Pologne et la mer: Dantzig et Gdynia. — In: Revue hebdomadaire. Vol. XLII, 1933. (S. 395—420.)

Goß, Erwin: Die Entwicklung des Außenhandels der Häfen Danzig und Gdingen, ein Wirtſchaftskampf um den Güterumſchlag. Frankfurt a. M. 1935. (134 S.) — Frankfurt a. M., Diſſ.

Heinemann, B.: Der Hafen Gdingen und die Frage Danzig-Gdingen. In: Deutſche Zeitſchrift für Wirtſchaftskunde. Jg. 1. 1936. (S. 113—123.)

Kloß, Richard: Die Seehandelsſtellung der deutſchen Oſtſeehäfen, unter beſ. Berückſ. der Wettbewerbslage Stettins, Danzigs und Gdingens. Köln 1935. (76 S., 1 Tab.) — Köln, Wirtſchafts- u. ſozialwiſſ. Diſſ.

Migliorini, Elio: Aspetti geografici e fattori politici nella lotta tra Danzica e Gdynia. In: Bollettino della R. Società geografica italiana. Ser. 6, Vol. IX. 1932. (S. 3—49.)

Peiſer, Kurt: Danzigs Bedrohung durch den polniſchen Nationalhafen Gdingen. Danzig 1932. (26 S.)

Siebeneichen, Alfred: Danzig-Gdynia. Danzig 1933. (23 S.)

Trüſtedt, Hermann: Probleme des polniſchen Holzaußenhandels unter beſ. Berückſ. der Frage Danzig-Gdingen. Breslau 1933. — Breslau, Jur. Diſſ.

Zakówna, Ludomira: Gdynia i Gdańsk, a Polska, w świetle kolejowych przewozów towarowych w ciągu 5-ciolecia 1924—1928. [Gdingen, Danzig und Polen bezüglich der Warentransporte auf der Eiſenbahn im Verlauf der fünf Jahre 1924—1928.] In: Czasopismo geograficzne. Vol. IX. 1931. (S. 81—100.)

Danzigs Beziehungen zu Polen

Abkommen zwiſchen dem Senat der Freien Stadt Danzig und der polniſchen Regierung über die Beteiligung der Freien Stadt Danzig an den Einfuhrkontingenten nebſt Zuſatz- u. Ausführungsprotokoll. In: Geſetzblatt für die Freie Stadt Danzig Nr. 2. 1935. (S. 12—71.) [Deutſch, franzöſiſch, polniſch.]

Bilanz nach zehn Jahren Danzig-polniſcher Zollgemeinſchaft. (S.-A. d. Begründung zum Antrag der Freien Stadt Danzig vom 28. Juni 1932 auf Abänderung der zollrechtlichen und wirtſchaftspolitiſchen Teile VI und VII des Warſchauer Abkommens.) Danzig 1932. Aus: Danziger Wirtſchaftszeitung. Juni 1932. (34 S.)

Böhmert, Viktor: Die Rechtsgrundlagen der Beziehungen zwiſchen Danzig und Polen. Berlin 1933. (71 S.) — Wiſſ. Beiträge zu aktuellen Fragen. H. 6.

Borowik, Jozef: Nasz stosunek do Gdańska. [Unſer Verhältnis zu Danzig.] Krakau 1933. (23 S.)

Brochwicz, Edouard: Dix années de relations polono-dantzigoises. Danzig 1932. (29 S.)

Cruſen, Georg: Die Beziehungen der Freien Stadt Danzig zu Polen ſeit der Übernahme der Regierung durch den Nationalſozialismus. In: Zeitſchrift für Völkerrecht. Jg. 19. 1935. (S. 39—64.)

Hamel, J. A. van: Danzig and the Polish problem. New-York: Carnegie Endowment . . . 1933. (33 S.) = International Conciliation. Nr. 288.

Hilchen, Feliks: Sprawa Gdańska i polska gospodarka narodowa. [Die Danziger Frage und die polniſche Nationalwirtſchaft.] In: Ekonomista. Vol. XXXIII. 1933. (S. 49—70.)

Poland and Danzig. 1926—1932. Survey of international Affairs. 1932. (S. 370—394.)

Rieper, Gerhard: Die militäriſchen Rechte Polens in der Freien Stadt Danzig und die Frage der Neutralität Danzigs. Würzburg 1933. (83 S.) — Würzburg, Rechts- u. ſtaatswiſſ. Diſſ.

Rudolph, Th[eodor]: Lehren aus 12 Jahren der Beziehungen Danzigs zu Polen und zum Völkerbund. Danzig 1932. (24 S.) = Material zum Problem Danzig 3.

Zundelewicz, J.: Les rapports entre la Pologne et la Ville libre de Dantzig. Paris 1935. (176 S.)

Zuſammenſtellung der zwiſchen der Freien Stadt Danzig und der Republik Polen abgeſchloſſenen bedeutſamen Verträge, Abkommen und Vereinbarungen 1935 und 1936. Zſgeſt. u. hrsg. beim Senat der Freien Stadt Danzig. Danzig 1937. (215 S.)

Danzigs Beziehungen zu Deutſchland

Forſter, Albert: Das nationalſozialiſtiſche Gewiſſen in Danzig. Aus ſechs Jahren Kampf für Hitler. Bearb. u. hrsg. von Wilhelm Löbſack. Danzig 1936. (278 S.)

Hämmerle, Karl: Danzig und die deutſche Nation. Gekrönte Preisarbeit der Deutſchen Akademie. Berlin 1931. (88 S., 24 Taf.) = Schriften der Deutſchen Akademie 6.

Danzigs internationale Stellung

Crusen, Georg, Wacław Makowski und André Tibal: La question de Dantzig. Paris: Centre européen de la Dotation Carnegie [1933]. (VI, 107 S.) — Conciliation internationale. Bulletin. Nr. 5.

Dantzig et quelques aspects du problème germano-polonais. Von Henri Strasburger (u. a.) Bulletins Nr. 1—5. Paris: Publ. de la Concilation Internationale 1932. (VI, 315 S.) = Centre européen de la Dotation Carnegie.

Dawson, William Harbutt: The tragedy of Danzig. In: Dawson, Germany under the Treaty. London 1933. (S. 135—174.)

Degouy: Où en est la question de Dantzig? In: Revue politique et parlementaire. Vol. XLII. 1935. (S. 491—505.)

Garnier, Jean Paul: La tragédie de Dantzig. Vorwort von Jules Cambon. Paris 1935. (269 S.) = Bibliothèque d'Histoire politique, militaire et navale.

Giannini, Amadeo: The problem of Danzig. 3. Aufl. Rom: Istituto per l'Europa orientale 1933. (27 S.)

Hamel, J. A. van: L'état actuel du problème de Dantzig. In: Esprit international. Vol. X. 1936. (S. 518—534.)

Leone, E. de: La città libera di Danzica. In: Rassegna di Politica internazionale. Vol. II. 1935. (S. 33—58.)

Müller, Berthold: Danzigs auswärtige Angelegenheiten. In: Zeitſchrift für ausländiſches öffentliches Recht. Jg. 4. 1934. (S. 339—343.)

Stephens, David: The needs of Danzig. In: Nineteenth Century. Vol. CXX. 1936. (S. 397—408.)

Strasburger, Henryk: Sprawa gdańska. [Die Danziger Frage.] Warſchau 1937. (112 S.) = Klub społeczno-polityczny 1. Beſprechung in: Oſtland-Berichte. A. Nr. 1. 1937. (S. 10—37.)

Taylor, Jan: Wolne miasto Gdańsk, jego udział w konferencjach międzynarodowych. [Die Freie Stadt Danzig, ihr Anteil an den internationalen Konferenzen. 2. erg. Aufl.] Warſchau 1934. (28 S.)

Wilder, Jan Antoni: The Danzig problem from within. In: The Slavonic and East European Review. Vol. XV. 1937. (S. 357—367.)

Gdingen

Borowik Józet: Gdynia, Poland's gateway to the sea. Thorn 1934. (97 S., 1 Kt.) = The Baltic Pocket Library.

Goblet, Y.-M.: La Silésie-Baltique et le port de Gdynia. In: La Géographie. Jg. 62. 1934. (S. 1—16.)

Łęgowski, Stanisław: Port w Gdyni. [Der Hafen in Gdingen.] In: XV lat polskiej pracy na morzu. Gdingen 1935. (S. 69—108. Mit Kt. und Diagr.)

Rocznik Rady Interesentów Portu w Gdyni. [Jahrbuch des Rats der Intereſſenten des Hafens von Gdingen.] Jg. 4. 1934. 5. 1935. Gdingen 1934/35.

Spitzer, Tadeusz: Gdynia i jej znaczenie dla gospodarstwa Polski. [Gdingen und ſeine Bedeutung für die Wirtſchaft Polens.] Krakau 1933. (269 S.)

Zakrzewski, Władysław: Port gdyński, jego urządzenia i handel zamorski. [Der Hafen von Gdingen, ſeine Verwaltung und ſein überſeeiſcher Handel.] Gdingen 1934. (112 S.)

Pommerellen — Poſen

Bibliographien

Cehak, Augusta: Polska bibliografja regjonalna Pomorza, W. M. Gdańska i morza polskiego, 1919—1930. [Eine polniſche regionale Bibliographie Pommerellens, Danzigs und des polniſchen Meeres. 1919—1930.] In: Czasopismo geograficzne. Jg. 9. 1931. (S. 125—165.)

Doubek, A. u. Fr.: Verzeichnis der Beſprechungen und Inhaltsangaben in den 12 Jahrgängen der Deutſchen Wiſſenſchaftlichen Zeitſchrift für Polen (1923—1934). In: Deutſche Wiſſenſchaftliche Zeitſchrift für Polen. H. 29. Poſen 1935. (S. 35—54).

Maxmann, R.: Polniſche Literatur über Pommerellen, Danzig und Oſtpreußen. In: Erde und Wirtſchaft. Jg. 5. 1931. (S. 14—24.)

Smorgorzewski, Casimir: Abrégé d'une bibliographie relative aux relations germano-polonaises. Paris 1933. (114 S.). = Problèmes politiques de la Pologne contemporaine 3.

Wucher, Waldemar: Korridor-Bibliographie. Berlin 1933. In: Deutſchland und der Korridor. (S. 477—485.)

Zieliński, Stanisław: Polska bibliografja morza i Pomorza. (Skrót.) [Polniſche Bibliographie des Meeres und Pommerellens. Auszug.] Warſchau 1935. (162 S.)

Allgemeines

Dostęp de morza. Zagadnienie pomorskie. 4. sprawozdanie Dyr. Instytutu Bałtyckiego. [Zugang zum Meer. Das Pommerelliſche Problem. 4. Bericht des Baltiſchen Inſtituts.] Thorn 1936. (239 S.) = Pamiętnik Inst. Bałtyckiego 25.

Górski, Karol: Pomorze wczoraj i dziś. [Pommerellen geſtern und heute.] Lemberg 1934. (184 S.) = Podręczniki regjonalne 2.

Lutman, Roman: Dix thèses sur la Poméranie. Paris 1933. (41 S.) = Petite Bibliothèque baltique.

Paderewski, J. J.: La Poméranie polonaise. Vue par J. Paderewski, J. Curtius, H. Strasburger. Warſchau 1933. (97 S.)

Piętnaście lat polskiej pracy na morzu. [15 Jahre polniſche Arbeit am Meer.] Unter Red. von Aleksy Majewski. Gdingen 1935. (340 S., Taf., Kt.)

Smogorzewski, Casimir: La Poméranie polonaise. Avec 40 cartes . . . et 40 ill. Paris 1932. (XVI, 462 S.) = Problèmes politiques de la Pologne contemporaine 3.

Tydzień o Pomorzu. Praca zbiorowa. [Die Pommerellen-Woche. Geſ. Aufſätze.] Unter Red. von L. Zabrocki. Poſen 1933. (179 S.)

Sprache

Laubert, Manfred: Die Geſchäftsſprache der Poſener katholiſchen Kirchenbehörden bis zum Sprachenregulativ von 1832. In: Jahrbücher für Kultur und Geſchichte der Slaven. NF. Jg. 10. 1934. (S. 322—362.)

Land einſchl. Siedlungsgeſchichte

Barten, Heinrich: Die Siedlungen in Südweſtpoſen. Beiträge zur Siedlungsgeographie d. Grenzgebietes zwiſchen Poſen und Schleſien. Breslau 1933. (VI, 97 S., 3 Ktn.) = Veröffentlichungen der Schleſiſchen Geſellſchaft für Erdkunde und des Geographiſchen Inſtituts der Univerſität Breslau. H. 18.

Dylik, Jan: Analiza geograficznego położenia grodzisk i uwagi o osadnictwie wczesnohistorycznem Wielkopolski. [Analyſe der geographiſchen Lage der Schutzwälle nebſt einigen Bemerkungen über die frühgeſchichtliche Beſiedlung Großpolens.] Poſen 1936. (85 S., Abb., Kt.) = Badania geograficzne 16/17.

— Osadnictwo epoki kamiennej w przełomowej dolinie Warty pod Poznaniem. [Die Siedlungsverhältniſſe der Steinzeit im Durchbruchstal der Warthe bei Poſen.] Poſen 1931. In: Badania geograficzne nad Polską północno-zachodnią H. 6/7. (S. 7—57.)

Dziedzic, Franciszek: Uwagi o współczesnem osadnictwie na Pomorzu. [Betrachtung über die zeitgenöſſiſche Beſiedlung Pommerellens.] Thorn 1934. (57 S.) Beſprechung in: Oſtland-Berichte. A. Jg. 8. 1934. (S. 15—26.)

Hladyłowicz, K. J.: Zmiany krajobrazu i rozwój osadnictwa w Wielkopolsce od XIV do XIX w. [Veränderungen der Landſchaft und Entwicklung der Siedlung in Großpolen vom 14.—19. Jahrhundert.] Lemberg 1932. (VIII, 256 S.) = Badania z dziejów społeczn. i gosp. pod red. F. Bujaka 12. Beſprechung in: Oſtland-Berichte. A. Jg. 6. 1932. (S. 238—250.)

Kiełczewska, Marja: Osadnictwo wiejskie Pomorza. L'habitat rural de la Poméranie. Poſen 1934. (S. 1—41.) = Badania geograficzne. Prace Inst. Geogr. Uniw. Poznań. 14.

Koßmann, Eugen Oskar: Die preußiſchen Landesaufnahmen in Polen. (1753—1806.) In: Jomsburg. Jg. 1. 1937. (S. 19—31, Ktn.)

Kozierowski, Stanisław: Nazwy geograficzne i osadźcy ziemi bydgoskiej. [Geographiſche und Siedlernamen im Bromberger Gebiet.] Bromberg 1933. (22 S.) Aus: Przegląd bydgoski Nr. 3, 1933.

Laubert, Manfred: Oſtmärkiſche Siedlungsprobleme, insbeſondere der Provinz Poſen, vor 100 Jahren. Breslau 1936. (V, 149 S.) = Schriften des Oſteuropa-Inſtitutes in Breslau. NR. 6.

Lorentz, Friedrich: Die kaſchubiſchen Ortsnamen nebſt Ableitungen. Berlin 1933. (65 S.) Aus: Abh. der Preußiſchen Akademie der Wiſſenſchaften, Phil.-hiſt. Klaſſe, Jg. 1933, Nr. 4.

Ludkiewicz, Zdzisław: Osady holenderskie na nizinie Sartawicko-Nowskiej. [Holländerſiedlungen in der Sartowitz-Neuenburger Niederung.] Thorn 1934. (134 S.) — Wydawnictwa Instytutu Bałtyckiego.

Menzel, Curt: Ein polniſcher Rückblick auf die Tätigkeit der Preußiſchen Anſiedlungs-Kommiſſion. In: Archiv für innere Koloniſation. Jg. 24. 1932. (S. 261—267.)

Okołowicz, Alfred: Prawodawstwo osadnicze niemieckie na pograniczu Pomorza przed wojną i obecnie. [Die deutſche Siedlungsgeſetzgebung im Grenzland Pommerellen vor dem Kriege und jetzt.] Bromberg [um 1933]. (23 S.) = Wyd. Instytutu Bałtyckiego.

Osadnictwo polskie na Pomorzu. Praca zbiorowa. [Das polniſche Siedlungsweſen in Pommerellen.] Thorn 1935. (216 S.) = Pamiętnik Instytutu Bałtyckiego 18. Serja: Zjazdy pomorzoznawcze 3.

Paradowski, Józef: Osadnictwo w ziemi chełmińskiej w wiekach srédnich. [Das Siedlungsweſen im Kulmer Land im Mittelalter.] Lemberg-Warſchau 1936. (150 S.) = Badania z dziejów społecznych i gospodarczych 28.

Pawłowski, Stanisław: Osiedla wiejskie na Pomorzu pod względem geograficzno-osadniczym i narodowósciowym. [Die ländliche Beſiedlung Pommerellens in geographiſch-ſiedlungstechniſcher und völkiſcher Hinſicht.] Thorn 1935. (18 S.) = Wydawnictwa Instytutu Bałtyckiego.

Romer, Eugenjusz und St. Pawłowski: Atlas krajoznawczy województwa poznańskiego i pomorskiego. [Landeskundlicher Atlas der Wojwodſchaften Poſen und Pommerellen.] Lemberg 1931. (8 Ktn.)

Rudnicki, Mikołaj: Nazwy geograficzne Pomorza, najdawniej zapisane na naszych ziemiach. [Geographiſche Namen Pommerellens, ihre früheſte Schreibweiſe in unſeren Gebieten.] In: Przegląd morski. Jg. 6. 1933. (S. 3678—3680.)

Rudolf, Philipp: Aus der Geſchichte von Schulitz und den umliegenden Dörfern. Poſen 1936. (XII, 200 S.)

Stan posiadania ziemi na Pomorzu. 2: Zagadnienia geograficzne i gospodarcze. [Der Stand des Landbeſitzes in Pommerellen.] Thorn 1935. (254 S.) = Pamiętnik Instytutu Bałtyckiego 23. Serja: Zjazdy pomorzoznawcze 4.

Sukiennicki, Wiktor: Die preußiſche Anſiedlungspolitik in den polniſchen Gebieten, 1886—1919. Mit e. Vorw. des Miniſters . . . Witold Staniewicz. Warſchau 1931. (148, 3, 9 S.) Text Maſchinenſchr. autogr.

Z zagadnień rolniczych i osadniczych na Pomorzu. Hrsg. von W. Staniewicz [u. a.] [Landwirtſchaftliche und Siedlungsprobleme in Pommerellen.] Warſchau 1935. (195 S.) = Bibljoteka Puławska, Serja prac społeczno-gospodarczych 52.

Zaborski, Bogdan: Osiedla wiejskie Pomorza. [Die ländliche Beſiedlung Pommerellens.] Thorn 1935. (32 S.) = Wydawnictwa Instytutu Bałtyckiego.

Bevölkerung

Antropogeograficzny atlas Polski. [Anthropogeographiſcher Atlas Polens.] Arkusz 1: Bydgoszcz-Gdynia. 3 mapy i profil w skali 1 : 300000. [Bogen 1: Bromberg-Gdingen.

3 Karten und Profil 1:300000.] Unter Red. von Bogdan Zaborski. Warſchau 1934. (56 S., 4 Ktn.)

Jeżowa, Kaſimiera: Der Grundbeſitz in Weichſelpommern zur Zeit der Teilungen Polens und vor dem Weltkriege. Danzig 1934. (214 S.)

Osborne, Arthur: La propriété foncière et la population en Poméranie. Paris (1934). (55 S.) = Petite Bibliothèque Baltique.

Piskorska, Helena: Materjały do badań ludnościowych w Archiwum miasta Torunia. 1: wiek XIII—XVI. [Material zu bevölkerungskundlichen Forſchungen im Archiv der Stadt Thorn. 1: 13.—16. Jh.] Thorn 1935. (11 S.) = Zapiski Tow. Nauk. w Toruniu. Jg. 10. 1/2. 1935.

Problem narodowościowy na Pomorzu. Protokół obrad, oraz referaty naukowe, . . . na 2 nauk. zjeździe pomorzoznawczym 3 maja 1931 w Toruniu. [Das Nationalitäten-Problem in Pommerellen. Sitzungsprotokoll und Referate der Tagung von 1931.] Thorn 1931. (130 S.) = Pamiętnik zjazdów pomorzoznawczych. 1. Beſprechung in: Oſtland-Berichte. A. Jg. 6. 1932. (S. 77—94.)

Saint-Aulaire: Notre enquête sur le Corridor Polonais et la Prusse orientale. In: Revue des Nationalités. Jg. 20. 1931. (S. 133—136, 174—175, 200—202); Jg. 21. 1932. (S. 92—94.)

Tymieniecki, Kazimierz: Koordynacja badań w dziedzinie osadnictwa i stanu posiadania ziemi pod względem narodowościowym na Pomorzu. [Koordination der Forſchungen über die Beſiedlung und den Stand des Landbeſitzes in Pommerellen mit Berückſichtigung der Nationalitätenfrage]. Bromberg [um 1933]. (12 S.) = Wydawnictwa Instytutu Bałtyckiego.

Volz, Wilhelm: Bevölkerung und Sprache in Weſtpreußen und Poſen auf Grund der Volkszählung von 1910. Mit einer farb. Karte. In: Mitteilungen d. Geſ. f. Erdkunde zu Leipzig 1931—32. Jg. 52. 1934. (S. 159—169.)

Wasilewski, Leon: La question des nationalités en Poméranie. Paris [1934.] (53 S.) = Petite Bibliothèque Baltique.

Winid, Walenty: Wielka własność na Pomorzu pod względem narodowościowym. [Der Großgrundbeſitz in Pommerellen vom Nationalitätenſtandpunkt.] [Thorn 1934.] (16 S.) = Wydawnictwa Instytutu Bałtyckiego. — Beſprechung in: Oſtland-Berichte. Jg. 8. 1934. (S. 47—52.)

Wrzosek, Antoni: Stan posiadania ziemi na Pomorzu i w północnej części Poznańskiego według narodowości. [Der Stand des Landbeſitzes in Pommerellen und im nördlichen Poſen nach der Nationalität.] [Thorn 1934]. (19 S.) = Wyd. Instytutu Bałtyckiego. — Beſprechung in: Oſtland-Berichte. A. Jg. 8. 1934. (S. 41—47.)

Zaborski, Bogdan: Podatek gruntowy, gęstość zaludnienia i narodowość mieszkańców na Pomorzu. [Grundſteuer, Bevölkerungsdichte und Nationalität der Einwohner Pommerellens.] Thorn 1936. (38 S., 2 Ktn.) Aus: Pamiętnik Instytutu Bałtyckiego 20.

Deutſche (hier auch Agrarreform)

Affaire relative à la réforme agraire polonaise et la minorité allemande. Paris 1934. (356 S.) = Cour permanente de Justice internationale. Sér. A/B. fasc. 58 et 60.

Bruns, Carl Georg: Deutſchtumsfragen im abgetretenen Poſen und Weſtpreußen. In: Bruns, Geſ. Schriften zur Minderheitenfrage. Berlin 1933. (S. 254—282.)

Case concerning the Polish agrarian reform and the German minority. (Application eventually withdrawn.) Leyden [1934]. (178 S.) = Permanent Court of International Justice. 30th Session 1933. Series C. Nr. 71.

Doubek, F.: Der ſchleſiſche Siedlungs- und Sprachraum in Südpoſen. In: Schleſiſches Jahrbuch. 9. 1937. (S. 113—120.)

Geisler, Walter: Die Sprachen- und Nationalitätenverhältniſſe an den deutſchen Oſtgrenzen und ihre Darſtellung. Kritik und Richtigſtellung der Spettſchen Karte. Gotha 1933. (76 S., 5 Taf.) = Petermanns Mitteilungen 217.

Golding, Arthur: Statiſtik der Entdeutſchung des Oſtens. In: Volk und Reich. Jg. 7. 1931. (S. 486—506.)

Heidelck, Friedrich: Die deutſchen Anſiedlungen in Weſtpreußen und Poſen in den erſten zwölf Jahren der polniſchen Herrſchaft. Breslau 1934. (63 S.) = Schriften d. Oſteuropa-Inſtitutes in Breslau. NR. H. 3.

Heuer, Reinhold: Die Holländerdörfer in der Weichſelniederung um Thorn. In: Mitteilungen des Coppernicus-Vereins für Wiſſenſchaft und Kunſt zu Thorn. Jg. 42. 1934. (S. 122—154.)

Horn, Werner: Die Fortſchritte der Entdeutſchung in Weſtpreußen und Poſen. In: Geographiſche Wochenſchrift. Jg. 1. 1933. (S. 793—797.)

Jezowa, Kazimiera: Die Bevölkerungs- und Wirtſchaftsverhältniſſe im weſtlichen Polen. Zu Rauſchnings Buch: „Die Entdeutſchung Weſtpreußens und Poſens". Danzig 1933. (191 S.)

Lutman, Roman: Emigracja Niemców z Pomorza w okresie powojennym. [Die Auswanderung der Deutſchen aus Pommerellen nach dem Kriege.] [Bromberg 1933.] (13 S.) = Wydawnictwa Instytutu Bałtyckiego.

Miller, Max: Die Auswanderung der Württemberger nach Weſtpreußen und dem Netzegau 1776—1786. Stuttgart 1935. (213 S.) = Veröffentlichungen der württembergiſchen Archivverwaltung 1.

Nadobnik, Marcin: Niemcy w województwach zachodnich w świetle spisu ludności z r. 1931. [Die Deutſchen in den weſtlichen Wojwodſchaften im Lichte der Volkszählung von 1931.] In: Strażnica zachodnia. Jg. 12. 1933. (S. 33—44.)

Problem niemiecki na ziemiach zachodnich. [Das deutſche Problem in den Weſtgebieten.] Strażnica zachodnia. Sonderheft. Jg. 12. 1933. (S. 1—297.)

Rauſchning, Hermann: Die Entdeutſchung Weſtpreußens und Poſens. 10 Jahre poln. Politik. Berlin 1930. (405 S.)

Seraphim, Peter-Heinz: Die Bevölkerungsentwicklung in Weſtpreußen und Poſen und die deutſche Abwanderung. In: Schmollers Jahrbuch für Geſetzgebung, Verwaltung u. Volkswirtſchaft im Deutſchen Reiche. Jg. 58. 1934. (S. 71—83.)

Polen

Górski, Karol: Polskość Pomorza pod rządami Zakonu. [Das Polentum Pommerellens unter der Herrſchaft des Ritterordens.] In: Strażnica zachodnia. Jg. 11. 1932. (S. 133—143.)

Kierski, K.: Podstawy prawne osadnictwa polskiego na Pomorzu. [Die Rechtsgrundlagen der polniſchen Siedlung in Pommerellen.) Thorn 1932. (13 S.)

Kaſchuben

Fonek, Al.: Czy Kaszubi są Polakami? [Sind die Kaſchuben Polen?] Karthaus 1931. (20 S.)

Lorentz, Friedrich; Adam Fischer und Tadeusz Lehr-Spławiński: Kaszubi. Kultura ludowa i język. [Die Kaſchuben. Volkskultur und Sprache.] Thorn 1934. (XVIII, 306 S.) = Pamiętnik Instytutu Bałtyckiego 16. Serja: Balticum Z. 8.

Stelmachowska, Bożena: Stosunek Kaszub do Polski. [Das Verhältnis Kaſchubiens zu Polen.] Thorn 1932. (34 S.)

Stelmachowska, Bożena: Sztuka ludowa na Kaszubach. [Die Volkskunſt in der Kaſchubei.] Poſen 1937. (XI, 83 S., 126 Abb.) = Archiwum Etnograficzne. H. 3.

Geſchichte

Bibliographien

Bibliographie der Geſchichte von Oſt- und Weſtpreußen. Bearb. im Auftrage der Hiſt. Kommiſſion für oſt- und weſtpreuß. Landesforſchung von Ernſt Wermke. Königsberg i. Pr. 1933. (1098 S.) Laufend in: Altpreußiſche Forſchungen. Jg. 8. 1931—Jg. 13. 1936.

Wojtkowski, Andrzej: Bibliografja historji Wielkopolski. Z. 1—11. [Bibliographie der Geſchichte Großpolens. H. 1—11.] Poſen 1934—37.

Allgemeines

Gumowski, M.: Pieczęcie i herby m. wielkopolskich. [Siegel und Wappen der großpolniſchen Städte.] Poſen 1932. (406 S.)

Koczy, Leon: Niektóre potrzeby historjografji pomorskiej. [Einige Forderungen der Hiſtoriographie über Pommerellen.] In: Roczniki historyczne. Jg. 11. 1935. (S. 145 bis 174.)

Quellen

Hein, Max und **Erich Maſchke:** Preußiſches Urkundenbuch. Bd. II, Lief. 1 (1309—1324). Königsberg 1932. (328 S.)

Hein, Max: Preußiſches Urkundenbuch. Bd. II, Lief. 2 (1324—1331). Königsberg 1935. (S. 329—478) und Lief. 3 (1331—1335). Königsberg 1937. (S. 479—596.)

Kaczmarczyk, Kazimierz: Akta radzieckie poznańskie. T. 2. 1471—1501. [Die Poſener Ratsakten. T. 2. 1471—1501.] Poſen 1931. (VIII, 447 S.) = Poznańskie Tow. Przyjaciół Nauk. Wyd. źródłowe Komisji historycznej. 8.

— Liber scabinorum veteris civitatis Thoruniensis 1363—1428. Thorn 1936. (IX, 516 S.) = Fontes Societatis Literariae Toruniensis. 29.

Kötzſchke, Rudolf: Quellen zur Geſchichte der oſtdeutſchen Koloniſation im 12. bis 14. Jahrhundert. 2. Aufl. Leipzig 1931. (VII, 159 S.) = Quellenſammlung zur deutſchen Geſchichte.

Panske, Paul: Documenta capitaneatus Slochoviensis (1471—1770). Thorn 1935. (XVI, 239 S.) = Fontes Societatis Literariae Toruniensis. 28.

Staszewski, Janusz: Źródła wojskowe do dziejów Pomorza w czasach Księstwa Warszawskiego. Cz. 1. Zajęcie Pomorza 1806/7 r. [Kriegsgeſchichtliche Quellen zur Geſchichte Pommerellens in der Zeit des Herzogtums Warſchau. T. 1. Die Beſitzergreifung Pommerellens.] Thorn 1933. (IX, 436 S.) = Tow. Naukowe w Toruniu. Fontes. 26.

Vorgeſchichte

Kostrzewski, Józef: The prehistory of Polish Pomerania. Thorn 1936. (104 S.)

— Le rôle de la Vistule dans la préhistoire de la Pologne. Warſchau 1933. (9 S.)

La Baume, Wolfgang: Das Land an der unteren Weichſel in vorgeſchichtlicher Zeit. In: Deutſche Staatenbildung und deutſche Kultur im Preußenlande. Königsberg 1931. (S. 1—7.)

— **und K. Langenheim:** Die Steinzeit im Gebiet der unteren Weichſel. In: Blätter für deutſche Vorgeſchichte. Jg. 9/10. 1933. (S. 1—56.)

Rudnicki, Mikolaj: Nowe uwagi o zasiedzeniu Słowian w dorzeczach Wisły i Odry. [Neue Betrachtungen über die Siedlung von Slawen in den Flußgebieten der Weichſel und Oder.] Poſen 1933. (32 S.) Aus: Slavia occidentalis Jg. 11. 1933.

Rudnicki, Mikołaj: Dalsze dane do zasiedzenia Słowian w dorzeczu Wisły i Odry. [Weitere Tatſachen zur Siedlung der Slawen in den Flußgebieten der Weichſel und Oder.] Poſen 1934. (38 S.) Aus: Slavia occidentalis. Jg. 12. 1934.

Waga, Tadeusz: Pomorze w czasach przedhistorycznych. [Pommerellen in vorgeſchichtlicher Zeit.] Thorn 1934. (VII, 134 S., 23 Taf.)

Allgemeine und politiſche Geſchichte bis zur Abtrennung

Bork, Herward: Zur Geſchichte des Nationalitätenproblems in Preußen. Die Kirchenpolitik Theodors v. Schön in Oſt- u. Weſtpreußen 1815—1843. Leipzig 1933. (XV, 134 S.) = Königsberger hiſtoriſche Forſchungen 3.

David, Pierre: Recherches sur l'histoire de la Poméranie polonaise. Bordeaux 1932. (62 S.)

Dierfeld, Günther: Die Verwaltungsgrenzen Pommerellens zur Ordenszeit. (Teildr.) Gumbinnen 1933. (42 S.) — Danzig, TeH. Diſſ.

Dzieje Torunia. Praca zbiorowa z okazji 700-lecia miasta. [Geſchichte von Thorn. Geſ. Aufſätze anläßlich der 700-Jahrfeier der Stadt.] Unter der Redaktion von Kazimierz Tymieniecki. Thorn 1933. (IX, 617 S.)

Günzel, Walter: Die nationale Arbeit der polniſchen Preſſe in Weſtpreußen und Poſen zur Zeit der Kanzlerſchaft Bülows 1900—1909. Lodz 1934. (69 S.) — Leipzig, Phil. Diſſ.

Herbst, Stanisław: Toruńskie cechy rzemieślnicze. Zarys przeszłości. [Thorner Handwerkszünfte. Kurzgefaßte Geſchichte.] Thorn 1933. (256 S.)

Karwasińska, Jadwiga: Sprawy i spory pomiędzy Polakami a Zakonem Krzyżackim. T. 3. Wyd. 2. [Nebent.: Lites ac res gestae inter Polonos Ordinemque cruciferorum. T. 3. Editionis alterius continuatio.] Warſchau 1935. (XLI, 257 S.) [Polniſch u. lateiniſch.]

Karwowski, Stanisław: Historja Wielkiego Księstwa Poznańskiego. [Geſchichte des Großherzogtums Poſen. T. 3: 1890—1914.] Poſen 1931. (XVI, 454 S.)

Kaſiske, Karl: Die Siedlungstätigkeit des Deutſchen Ordens im öſtlichen Preußen bis zum Jahre 1410. Königsberg 1934. (XI, 175 S.) = Einzelſchriften der Hiſtoriſchen Kommiſſion für Oſt- und Weſtpreußiſche Landesforſchung 5.

Koczy, Leon: Kilka uwag o najstarszych dziejach Pomorza. [Einige Bemerkungen über die älteſte Geſchichte Pommerellens.] In: Roczniki historyczne. Jg. 8. 1932. (S. 1—21.)
— W sprawie sporu o najdawniejszy Piastowski podbój Pomorza. [Zur Frage des Streits um die älteſte Eroberung Pommerellens durch die Piaſten.] In: Rocznik Gdański. Jg. 6. 1932. (S. 19—50.)

Kohte, Wolfgang: Deutſche Bewegung und preußiſche Politik im Poſener Lande 1848/49. Poſen 1931. (216 S. mit einer Karte.) = Deutſche wiſſenſchaftliche Zeitſchrift für Polen. H. 21. Sonderheft.

Kowaleńko, Władysław: Osadnictwo grodowe Wielkopolski wczesnohistorycznej. [Burgſiedlung im frühgeſchichtlichen Großpolen.] In: Strażnica zachodnia. Jg. 11. 1932 (S. 299—317; 428—453.)

Kronthal, Arthur: Die Naturaliſation und die Berufe der Juden in der Provinz Poſen vor 100 Jahren. In: Jüdiſche Familienforſchung. Jg. 7. 1931. (S. 365—369; S. 383—389.)

Die **Kultur** Pommeraniens im frühen Mittelalter auf Grund der Ausgrabungen. Bericht über das Buch von W. Łęga: „Kultura Pomorza we wczesnem średniowieczu na podstawie wykopalisk", Thorn 1930. Danzig 1933. (112 S.) = Oſtland-Schriften 5.

Laubert, Manfred: Der Poſener Adel und die Bauernbefreiung. In: Jahrbücher für Kultur. und Geſchichte der Slaven. NF. Bd. 10. 1934. (S. 12—61.)

Lorentz, F[riedrich]: Studien zur mittelalterlichen Topographie Pommerellens. In: Mitteilungen des Weſtpreußiſchen Geſchichtsvereins. Jg. 31. 1932. (S. 61—66); Jg. 32. 1933. (S. 3—7; 30—35); Jg. 33. 1934. (S. 3—7; 27—30; 49—50.)

Magdański, Marjan Ignacy: Hanza na Pomorzu. [Die Hanſe in Pommerellen.] In: Tydzień o Pomorzu. Poſen 1933. (S. 133—161.)

Mager, Friedrich: Geſchichte der Landeskultur Weſtpreußens und des Netzebezirks bis zum Ausgang der polniſchen Zeit. Berlin 1936. (175 S.) = Schriften des Inſtituts für oſteuropäiſche Wirtſchaft am Staatswiſſ. Inſtitut der Univerſität Königsberg.

Maſchke, Erich: Polen und die Berufung des Deutſchen Ordens nach Preußen. Danzig 1934. (84 S.) = Oſtland-Forſchungen 4.

Müller, Ernſt Ferdinand: Zur Wirtſchaftsgeſchichte des Preußenlandes von der Errichtung des Herzogtums Preußen (1525) bis zum Ausbruch des Weltkrieges. In: Deutſche Staatenbildung u. deutſche Kultur im Preußenlande. Königsberg Pr. 1931. (S. 471—535.)

Müller, Leonhard: Nationalpolniſche Preſſe, Katholizismus und katholiſcher Klerus. Ein kirchen- und zeitungsgeſchichtlicher Ausſchnitt aus den Tagen des Großkampfes zwiſchen Deutſchtum und Polentum in den Jahren 1896—1899. Breslau 1931. (XI, 223 S.)

Powidzki, Tadeusz: Sokół Wielkopolski w dążeniu do niepodległości. Z dziejów Związku Sokołów Polskich w państwie niemieckim. [Der großpolniſche Sokol und ſein Unabhängigkeitsſtreben. Aus der Geſchichte des Polniſchen Sokolverbandes im Deutſchen Reich.] Poſen: Dzielnica Wielkopolska Zw. Tow. Gimn. „Sokół“ w Poznaniu 1934. (64 S.)

Próchnik, Adam: Początki polskiej propagandy socjalistycznej w Poznaniu z epoki ustaw wyjątkowych przeciw socjalistom. [Die Anfänge der polniſchen ſozialiſtiſchen Propaganda in Poſen zur Zeit der Ausnahmegeſetze gegen die Sozialiſten.] In: Niepodległość. Jg. 11. 1935. (S. 39—57; 213—237.)

— Początki socjalizmu w zaborze pruskim. [Die Anfänge des Sozialismus im preußiſchen Teilgebiet.] In: Niepodległość. Jg. 8. 1933. (S. 340—361.)

Rink, Joſeph: Die Geſchichte der Koſchneiderei. Ihre Bevölkerung im Jahre 1772 und Ende 1919 nebſt einem Anhang „Neues zu den Orts- und Flurnamen der Koſchneiderei“. Danzig 1932. (204 S.) = Quellen und Darſtellungen zur Geſchichte Weſtpreußens 16.

Ruch niepodległościowy na Pomorzu. [Die Unabhängigkeitsbewegung in Pommerellen.] Hrsg. von Tadeusz Pietrykowski. Thorn 1935. (96 S.) = Wyd. Komit. Wykon. Zjazdu b. Dział. Niepodl. Pomorza. 1.

Schumacher, Bruno: Die ſtaatsrechtliche Begründung der Erwerbung Weſtpreußens durch Friedrich den Großen und der Deutſche Orden. In: Altpreußiſche Forſchungen. Jg. 11. 1934. (S. 97—122.)

Tymieniecki, Kazimierz: Misja Polska w Prusach i sprowadzenie krzyżaków. [Die polniſche Miſſion in Preußen und die Herbeirufung der Kreuzritter.] Thorn 1935. (52 S.) SA. aus: Dzieje Prus Wschodnich. Warſchau 1935. = Wydawnictwa Instytutu Bałtyckiego.

Walęga, Stanislaw: Dzieje polityczne Torunia u schyłku Rzeczypospolitej [1724—1793]. [Politiſche Geſchichte Thorns am Ende der Republik. 1724—1793. T. 1.] Thorn 1933. (XIII, 390 S.) = Roczniki Tow. Nauk. w Toruniu 39.

Widajewicz. Józef: Najdawniejszy Piastowski podbój Pomorza. Mit franz. Réſumé: La plus ancienne conquête de la Poméranie par les Piasts. In: Slavia occidentalis. Jg. 10. 1931. (S. 13—117.)

Wojciechowski, Zygmunt: The territorial development of Prussia in relation to the Polish homelands. Thorn 1936. (78 S.) = The Baltic Pocket Library.

Seit der Abtrennung

Cleinow, Georg: Der Verluſt der Oſtmark. Die Deutſchen Volksräte des Bromberger Syſtems im Kampf um die Erhaltung der Oſtmark beim Reich 1918/19. Berlin 1934. (394 S.)

Fasbinder, Horſt: Das Weichſelkorridorgebiet im Verſailler Vertrag, unter beſonderer Berückſichtigung der Grenzziehung an der Weichſel. Würzburg 1931 [1933]. (86 S.) — Würzburg, Rechts- u. ſtaatswiſſ. Diſſ.

Gostyński, Karol: Zarys historji politycznej Niemców w województwach zachodnich po wojnie. [Abriß der politiſchen Geſchichte der Deutſchen in den weſtlichen Wojwodſchaften nach dem Kriege.] In: Strażnica zachodnia. Jg. 12. 1933. (S. 45—81.)

Karnowski, Jan: Udział Pomorza w walkach Polski o niepodległość. [Der Anteil Pommerellens am Kampf Polens um die Unabhängigkeit.] In: Gryf. Jg. 8, 1. 1931. (S. 4—9.); 3. 1932. (S. 15—22.)

Loeßner, A[nton]: Der Abfall Poſens 1918/19 im polniſchen Schrifttum. Danzig 1933. (45 S.) = Oſtland-Schriften 6.

Próchnik, Adam: Rada robotniczo-żołnierska w Poznaniu w okresie przełomu 1918—19 roku. [Der Arbeiter- und Soldatenrat in Poſen in der Zeit des Umbruchs 1918/19.] In: Niepodległość. Jg. 5. 1931—32. (S. 83—108; 258—281; 428—439.)

Rządkowski, Ludwik: Wielkopolska pod władzą Rad Robotników i Żołnierzy oraz Naczelnej Rady Ludowej w r. 1918/19. Materjały i dokumenty do historji wydarzeń politycznych w b. zaborze pruskim w r. 1918/19 . . . [Großpolen unter der Herrſchaft der Arbeiter- und Soldatenräte ſowie des Oberſten Volksrats 1918/19. Materialien und Dokumente zur Geſchichte der politiſchen Ereigniſſe im ehemals preußiſchen Gebiet 1918/19.] Schroda 1934. (6, 64 S.)

Szkice i fragmenty z powstania wielkopolskiego 1918/19. [Skizzen und Fragmente aus der großpolniſchen Erhebung von 1918/19.] Hrsg. von Zygmunt Wieliczka. Poſen 1933. (VII, 200 S.) = Wydawnictwa Towarzystwa dla badań nad historją powstania wielkopolskiego 1918/19. 3.

Wieliczka, Zygmunt: Wielkopolska a Prusy w dobie powstania 1918/19. [Großpolen und Preußen zur Zeit des Aufſtandes von 1918/19.] Poſen 1932. (XI, 221 S.) = Wydawnictwa Towarzystwa dla badań nad historją powstania wielkopolskiego 1918/19. 2.

Verwaltung

Dalbor, Władysław: Nowy ustrój samorządu terytorjalnego w województwach poznańskiem i pomorskiem. Ustawa z 23 marca 1933 r. z wyjaśnieniem zasadniczych zmian ustroju i objaśnieniami prawnemi. [Die neue Verfaſſung der territorialen Selbſtverwaltung in den Wojwodſchaften Poſen und Pommerellen. Geſetz vom 23. März 1933 mit Erklärungen der grundlegenden Verfaſſungsänderungen und rechtlichen Erläuterungen.] Poſen 1933. (157, 1 S.)

Grudziądz (w cyfrach) wczoraj! dzisiaj! jutro? Z okazji święta 15-lecia zarządu polskiego m. Grudziądza: 1920, 23. 1. 1935. [Graudenz in Zahlen geſtern, heute, morgen? Zur Feier der 15jährigen polniſchen Verwaltung der Stadt Graudenz.] Graudenz 1935. (155 S.)

Ustrój gmin wiejskich w województwach zachodnich. [Die Verfaſſung der ländlichen Gemeinden in den weſtlichen Wojwodſchaften.] Warſchau 1933. (152 S.)

Ustrój samorządu miejskiego w województwach zachodnich. [Die Verfaſſung der ſtädtiſchen Selbſtverwaltung in den weſtlichen Wojwodſchaften.] Warſchau 1933. (200 S.)

Kultur

Haſſelblatt, W.: Der Völkerbund und die deutſchen Schulpetitionen aus Polen. In: Deutſche Juriſtenzeitung. Jg. 39. 1934. (Sp. 1451—1457.)

Kaschnitz, Karol: Prasa niemiecka w Polsce. [Die deutſche Preſſe in Polen.] Warſchau 1933. (30 S.) SA. aus: Sprawy narodowościowe. Jg. 6. 1933. = Bibljoteka „Spraw narodowościowych". 13.

Lehmann, Ludwig: Deutſche Kulturarbeit und Kulturkämpfe in Weſtpreußen von altersher bis auf die Gegenwart. Ein Beitrag zur weſtpreußiſchen Diaſporageſchichte. In: Jahrbuch der Synodalkommiſſion und des Vereins für oſtpreußiſche Kirchengeſchichte. Königsberg 1932. (S. 81—131.)

Makowski, X. Bolesław: Sztuka na Pomorzu, jej dzieje i zabytki. [Pommerelliſche Kunſt, ihre Geſchichte und Denkmäler.] Thorn: Inst. Bałtycki 1932. (XIV, 250 S.)

Papritz, Johannes: Die Nachfahrentafel des Lukas Watzenrode. In: Jomsburg. Jg. 1. 1937. (S. 192—197).

Sappok, Gerhard: Die Anfänge des Biſtums Poſen und die Reihe ſeiner Biſchöfe von 968 bis 1498. Leipzig 1937. (VI, 153 S.) = Deutſchland und der Oſten 6.

Schmauch, Hans: Nikolaus Coppernicus — ein Deutſcher. In: Jomsburg. Jg. 1. 1937. (S. 164—191).

Szwemin, Jan: Szkolnictwo i oświata na Pomorzu 1920—1930. [Das Schul- und Bildungsweſen in Pommerellen 1920—1930.] Lemberg 1933. (VII, 175 S.)

Waſchinski, Emil: Chronik der Pfarrſchulen Pommerellens bis 1772 mit Nachrichten über das evangeliſche Bildungsweſen der Landſchaft. Bromberg 1935. (164 S.)

Wirtſchaft

Landwirtſchaft

ſiehe auch Bevölkerung, Deutſche.

Gutachten zur Frage des Wiederkaufrechts an Anſiedlungen in Polen. (Gutachten von Prof. Allerhand und Prof. Kipp.) In: Zeitſchrift für Oſtrecht. Jg. 5. 1931. (S. 611—620.)

Heuſer, Otto E.: Die Bodenbewirtſchaftung Weſtpolens und ihre natürlichen Grundlagen. Berlin 1932. (52 S.) = Arbeiten des Landwirtſchaftlichen Inſtituts der Techniſchen Hochſchule zu Danzig. — SA. aus: Berichte über Landwirtſchaft. Zeitſchrift für Agrarpolitik und Landwirtſchaft. NF. Sonderheft 60.

Hubbert, Walter: Die Ackerwirtſchaft in Poſen und Pommerellen. Danzig 1932. (49 S.) — Danzig, TeH. Diſſ.

Ludkiewicz, Zdzisław: Struktura agrarna Pomorza. [Die Agrarſtruktur Pommerellens.] Thorn: „Bibljoteka Polska" 1934. (IV, 36 S.) — SA. aus: Pamiętnik Inst. Bałtyckiego. T. 20. Polskie Pomorze. T. 3: Życie gospodarcze = Wydawnictwa Instytutu Bałtyckiego.

Kohnert, Hans-Joachim: Die Betriebsverhältniſſe der deutſchen Bauernwirtſchaften in der ehemaligen Provinz Weſtpreußen. Danzig 1932. (91 S.) — Danzig, TeH. Diſſ.

Koźlik, R.: Spółdzielczość polska i niemiecka w województwach zachodnich. [Das polniſche und deutſche Genoſſenſchaftsweſen in den weſtlichen Wojwodſchaften.] In: Strażnica zachodnia. Jg. 12. 1933. (S. 217—239.)

Oberländer, Theodor: Die Landwirtſchaft Poſen-Pommerellens vor und nach der Abtrennung vom Deutſchen Reich. Berlin 1937. (118 S., 2 Ktn.) = Schriften des Inſtituts für oſteuropäiſche Wirtſchaft am Staatswiſſenſchaftlichen Inſtitut der Univerſität Königsberg.

— Die wirtſchaftliche Notlage der früher preußiſchen Provinzen Polen und Weſtpreußen. In: Jomsburg. Jg. 1. 1937. (S. 143—154).

Ondarza-Haſche, Hans von: Die augenblickliche Lage der weſtpolniſchen Landwirtſchaft. Düſſeldorf 1933. (61 S.) — Bonn, Landwirtſchaftliche Hochſchule, Diſſ.

Schramm, Wiktor: Sprzedażne ceny gospodarstw wiejskich w woj. poznańskiem i pomorskiem. Lata 1928—1932. [Die Kaufpreiſe für ländliche Beſitzungen in den Wojwodſchaften Poſen und Pommerellen für den Zeitraum 1928—1932.] Poſen 1935. (26 S.) SA. aus: Roczniki nauk rolniczych i leśnych. Vol. 34. 1935.

Induſtrie

Werner, Stefan: Przemysł na Pomorzu i jego przyszłość. [Die pommerelliſche Induſtrie und ihre Zukunft.] Poſen 1935. (VIII, 223 S.) = Poznańskie prace ekonomiczne. 22. — Poſen, Jur. Diſſ.

Verkehr

Piasecki, Wincenty Juljusz: Tranzyt niemiecki przez Polskę. [Der deutſche Durchgangsverkehr durch Polen.] Thorn 1935. (VII, 188 S.) = Serja Dominium Maris. 5; Pamiętnik Instytutu Bałtyckiego 22.

Rybczyński, Mieczysław: Drogi wodne na Pomorzu. [Die Waſſerwege in Pommerellen.] Thorn 1935. (IV, 66 S.) = Wydawnictwa Instytutu Bałtyckiego. SA. aus: Stosunki komunikacyjne na Pomorzu.

Smoliński, Stanisław: Rozwój sieci kolei pomorskich w latach 1919—1930. [Die Entwicklung des pommerelliſchen Eiſenbahnnetzes in den Jahren 1919—1930.] In: Przegląd komunikacyjny. Jg. 5. 1931. (S. 12—14.)

Die Weichſel

Fiſchenich, Joſef: Das Weichſelproblem. Vortrag, geh. am. 4 November 1930 in der Akademie für gemeinnützige Wiſſenſchaften zu Erfurt. In: Jahrbücher der Akademie gemeinnütziger Wiſſenſchaften zu Erfurt. NF. H. 50. 1931. (S. 25—53.)

Rybczyński, Mieczysław: Wisła pomorska. [Die pommerelliſche Weichſel.] Thorn: Instytut Bałtycki 1934. (56 S.)

Seraphim, Peter-Heinz: Die verkehrspolitiſche Bedeutung der Weichſel. In: Archiv für Eiſenbahnweſen. Jg. 1937. (S. 117—152; 357—390.)

Volz, Jochim: Die Frage der Internationaliſierung der Weichſel. Danzig 1932. (78 S.) = Oſtland-Forſchungen 1.

Oſtoberſchleſien

Bibliographien

Boidol, Edgar: Die Wojewodſchaft Schleſien 1921 — März 1931. (In Polen erſchienene Bücher betreffend die Wojewodſchaft Schleſien.) In: Das Deutſchtum in Polniſch-Schleſien. Plauen 1932. (S. 448—462.)

Wykaz literatury bieżącej o Śląsku. [Verzeichnis des polniſchen und nicht-polniſchen Schrifttums über Schleſien.] Hrsg.: Jacek Koraſzewſki. Oprac. przez Komitet redakcyjny bibljografji śląskiej przy Bibljotece Sejmu Śląskiego w Katowicach. Współpracownicy: Ludwik Brożek i Marta Pampuchówna. Rocznik 1. 1935. II. 1936. Kattowitz: Instytut Śląski 1936.

Allgemeines

Komar, Stanisław; Edward Rybarz, Aleksander Szczepański: Górny Śląsk. [Oberſchleſien.] (Nikolai) 1933. (197 S.)

La Silésie polonaise. Conférences faites à la Bibliothèque polonaise de Paris. Von L(ouis) Eiſenmann [u. a.]. Eingeleitet von Alexandre Millerand. Notes et mémoire annexe von Caſimir Smogorzewſki. Paris 1932. (VII, 469 S.) = Problèmes politiques de la Pologne contemporaine 2.

Land

Hartshorne, R.: Geographic and political boundaries in Upper Silesia. In: Annals of the Association of American Geographers. Vol. XXIII. 1933. (S. 195—228.)

— The Upper Silesian industrial district. In: Geographical Review. Vol. XXIV. 1934. (S. 423—438 mit Ktn.)

Musioł, Ludwik: Zniemczone nazwy miejscowe na Śląsku. [Die verdeutſchten Ortsnamen in Schleſien.] Kattowitz 1936. (43 S.) = Polski Śląsk. Odczyty i rozprawy 17; Wydawnictwa Instytutu Śląskiego.

Nechay, Wiktor: Śląsk jako regjon geograficzny. [Schleſien als geographiſche Landſchaft.] Kattowitz 1935. (51 S.) = Polski Śląsk. Cykl odczytów wygł. w Katowicach w sezonie 1934/35. 7; Wydawnictwa Instytutu Śląskiego.

Taszycki, Witold: Śląskie nazwy miejscowe. [Die ſchleſiſchen Ortsnamen.] Kattowitz 1935. (35 S.) = Polski Śląsk. Cykl odczytów wygł. w Katowicach w sezonie 1934/35. 8; Wydawnictwa Instytutu Śląskiego.

Bevölkerung

Coussange, Jacques: La situation des minorités en Haute-Silésie. In: Correspondant Vol. CII, T. 324. 1931. (S. 481—497.)

Czekanowski, Jan: Struktura rasowa Śląska w świetle badań polskich i niemieckich. [Die raſſiſche Struktur Schleſiens im Lichte der polniſchen und der deutſchen Forſchungen.] Kattowitz 1936. (34 S.) = Polski Śląsk. Odczyty i rozprawy. 25.

Grabowſki, E.: Die Volkstrachten in Oberſchleſien. Aus dem Nachlaß hrsg. Breslau 1935. (V, 104 S. mit 82 Abb.)

Komar, St.: Rozwój stosunkow narodowościowych na Polskim Górnym Śląsku. [Die Entwicklung der Nationalitätenverhältniſſe in Polniſch-Oberſchleſien.] [Kattowitz] 1935. (14 S.) = SA. aus: Powstaniec Śląski v. 3. 5. 1935.

Korgel, Herbert: Die Bevölkerungsſtruktur Oberſchleſiens. In: Archiv für Bevölkerungswiſſenſchaft und Bevölkerungspolitik. Jg. 5. 1935. (S. 406—414.); Jg. 6. 1936. (S. 251—256.)

Müller, Käthe: Die Pſyche des Oberſchleſiers im Lichte des Zweiſprachen-Problems. Bonn 1934. (71 S.) — Bonn, Phil. Diſſ.

Ręgorowicz, Ludwik: Stosunki narodowościowe na Śląsku. Na podstawie spisu ludności i statystyki wyborczej z 1930 r. oraz szkolnej z 1932 r. [Die Nationalitätenverhältniſſe in Schleſien. Auf der Grundlage der Volkszählung und Wahlenſtatiſtik von 1930 ſowie der Schulſtatiſtik von 1932.] Poſen 1933. (16 S.)

Rogmann, Heinz: Die Bevölkerungslage in Schleſien und im ſchleſiſchen Vorfeld. In: Schleſiſches Jahrbuch für deutſche Kulturarbeit im geſamtſchleſiſchen Raum. Jg. 9. 1937. (S. 93—111).

—, Die Bevölkerungsentwicklung im preußiſchen Oſten in den letzten 100 Jahren. Berlin 1937. (269 S. mit Ktn.).

Stolyhwo, Kazimierz: Zagadnienie składu rasowego ludności Śląska. [Die Frage der raſſiſchen Zuſammenſetzung der Bevölkerung Schleſiens.] Kattowitz 1935. (24 S.) = Polski Śląsk. 4; Wydawnictwa Instytutu Śląskiego.

Weichſelbaum, Willy: Der Rechtsſchutz der Juden in Deutſch-Oberſchleſien nach dem Genfer Abkommen von 1922. Dresden 1935. (59 S.)

Deutſche

Bäuerliches Volkstum in Oberſchleſien. In: Der Oberſchleſier. Sonderheft. Jg. 16. 1934. (S. 181—254.)

Denkſchrift der deutſchen Gewerkſchaften in der Wojewodſchaft Schleſien über die kataſtrophale Lage der Arbeitsloſen in Oberſchleſien ſowie die zu ergreifenden Maßnahmen zur Behebung ihrer Not. Kattowitz 1935. (7 Bl.)

Das **Deutſchtum** in Polniſch-Schleſien. Ein Handbuch über Land und Leute. Hrsg. von Viktor Kauder. Plauen i. V. 1932. (462 S.) = Deutſche Gaue im Oſten 4.

Eickſtedt, Egon Frh. v.: Die raſſiſche Struktur eines deutſchen Gaues. [Oberſchleſien.] In: Forſchungen und Fortſchritte. Jg. 12. 1936. (S. 129—132.)

Eingabe des Deutſchen Volksbundes für Polniſch-Schleſien an den Völkerbundsrat wegen Verletzung der Artikel 75 u. 83 der Genfer Konvention. Kattowitz 1931. (93 S.)

Kauder, Viktor: Das Deutſchtum in Polen. T. 1: Das Deutſchtum in der Wojewodſchaft Schleſien. Plauen i. V. 1937. (108 S.) = Deutſche Gaue im Oſten 8/9.

Klenke, Werner: Der ober- und der niederſchleſiſche Gautypus. (Nach Studentenunterſuchungen.) In: Zeitſchrift für Raſſenkunde. Jg. 3. 1936. (S. 36—68, 10 Abb. u. 2 Tab.)

Kniesdörfer, C.: Die deutſche Minderheit in Oſt-Oberſchleſien nach 10jährigem Leidensweg unter polniſcher Herrſchaft. In: Die Provinz Oberſchleſien. Jg. 7. 1932. (S. 193 bis 204.)

Krauſe, Walter: Grundriß eines Lexikons bildender Künſtler und Kunſthandwerker in Oberſchleſien bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts. Bd. I u. II. Oppeln 1933—35. (247 und 223 S.) = Schriftenreihe der Vereinigung für oberſchleſiſche Heimatkunde 8 u. 9.

Perlick, Alfons: Vom Volkstum des oberſchleſiſchen Induſtriearbeiters. In: Der Oberſchleſier. Sonderheft. Jg. 17. 1935. (S. 121—180).

Regorowicz, Louis: La minorité allemande en Silésie au point de vue culturel. In: Questions minoritaires Jg. VIII. 1935. (S. 16—27.)

Wackwitz, Andreas: Die deutſche Sprachinſel Anhalt-Gatſch in Oberſchleſien in ihrer geſchichtlichen Entwicklung. Plauen i. V. 1932. (290 S.) = Deutſche Gaue im Oſten 5.

Wecks, Helmut: Die Zugehörigkeit des deutſchen Schulkindes in Oſtoberſchleſien zur deutſchen Minderheit, ihre Beſtimmung und Geltendmachung. Wertheim a. M. 1932. (76 S.)

Sprache

Mak, Wilhelm: Zweiſprachigkeit und Miſchmundart in Oberſchleſien. In: Schleſiſches Jahrbuch für deutſche Kulturarbeit im geſamtſchleſiſchen Raume. Jg. 7. 1935. (S. 41—52).

Meillet, Antoine: La question des langues en Silésie. In: La Pologne. Jg. 12. 1931. (S. 691—697.)

Geſchichte

Quellen

Kozłowska-Budkowa, Z.: Przyczynki do krytyki dokumentów śląskich z pierwszej połowy XIII w. [Beiträge zur Kritik ſchleſiſcher Urkunden aus der erſten Hälfte des 13. Jahrhunderts.] In: Studja z historji społecznej i gospodarczej poświęcone prof. Dr. Franciszkowi Bujakowi. Lemberg 1931. S. 1 ff. Beſprechung in: Oſtland-Berichte. Jg. 5. 1931. (S. 431—433.)

Vorgeſchichte

Germaniſche Urzeit in Oberſchleſien. Hrsg. von der Monatsſchrift „Der Oberſchleſier" in Verbindung mit Walter Matthes, Georg Raſchke u. a. Freunden der heimiſchen Vorgeſchichte. Oppeln 1933. (96 S.) = Aus Oberſchleſiens Urzeit 20.

Jahn, Martin: Die Kelten in Schleſien. Leipzig 1931. (8, 160 S., 76 Abb., 12 Taf., 1 Kt.) = Quellenſchriften zur oſtdeutſchen Vor- und Frühgeſchichte 1.

Jakimowicz, Roman: Kultura Śląska w zaraniu dziejów w świetle wykopalisk. [Die frühgeſchichtliche Kultur Schleſiens im Lichte der Ausgrabungen.] Kattowitz-Warſchau 1936. (35 S.) = Polski Śląsk 20. Wydawnictwa Instytutu Śląskiego.

Kostrzewski, Józef: Przedhistoryczne związki Śląska z resztą ziem polskich. [Die vorgeſchichtlichen Verbindungen Schleſiens mit den übrigen polniſchen Ländern.] Kattowitz 1936. (38 S., 8 Kt.) = Polski Śląsk.

— Wyniki badań prehistorycznych w powiatach tarnogórskim, pszczyńskim, świętochłowickim i katowickim na Górnym Śląsku. [Ergebniſſe der vorgeſchichtlichen Forſchungen in den Kreiſen Tarnowitz, Pleß, Schwientochlowitz und Kattowitz in Oberſchleſien.) Krakau 1935. (32 S., 15 Taf.) = SA. aus: Badania prehistoryczne w woj. śląskiem w r. 1933.

Allgemeine und politiſche Geſchichte bis zur Abtrennung

Geſchichtlicher Atlas von Schleſien. Hrsg. von der Hiſtoriſchen Kommiſſion für Schleſien. Stück 1. [Nebſt] Beih. 1. Breslau [1933]. 102×56 cm. 1. Schlenger: Friderizianiſche Siedlungen rechts der Oder bis 1800.

Hausdorf, Georg P. A.: Die Piaſten Schleſiens. Breslau 1933. (302 S., 1 Stammtaf.)

Holtzmann, Robert: Schleſien im Mittelalter. In: Deutſchland und Polen. München u. Berlin 1933. (S. 146—161.)

Kuhn, Walter: Die deutſche Beſiedlung Oberſchleſiens. In: Schaffen und Schauen. Jg. 10. H. 4/5. 1933/34. (36 S.)

Laubert, Manfred: Die Vorgeſchichte der polniſchen Bewegung in Oberſchleſien. In: Deutſche Monatshefte in Polen. Jg. 3 (13). 1937. (S. 616—634.)

Tymieniecki, Kazimierz: L'importanza della Slesia nella storia della Polonia. Einleitung und Überſetzung von Feruccio de Lupis. Ferrara 1932. (81 S.)

Wojciechowski, Zygmunt: Udział Śląska w dawnem zjednoczeniu ziem polskich. [Schleſiens Anteil an der Vereinigung der polniſchen Lande im Mittelalter.] Kattowitz 1935. (25 S.) = Polski Śląsk 1. Wydawnictwa Instytutu Śląskiego.

Seit der Abtrennung

Dawson, William Harbutt: Upper Silesia. 1. Plebiscite and insurrection. 2. The partition and its effects. In: Dawson, Germany under the Treaty. London 1933. (S. 175 bis 226.)

Grzegorzek, Józef: Pierwsze powstanie śląskie 1919 r. w zarysie. [Der erſte Schleſiſche Aufſtand im Jahre 1919 im Abriß.] Kattowitz 1935. (256 S., 14 Taf.)

Guillou, Louis de: La Pologne, l'Allemagne et la Haute Silésie. In: Revue des Sciences politiques. Vol. XLVI. 1931. (S. 392—413.)

Haver, Eva: Die Zerreißung der Kreiſe Groß-Wartenberg und Namslau durch den Vertrag von Verſailles. Breslau 1933. (III, 105 S. mit Kt.) = Darſtellungen und Quellen zur ſchleſiſchen Geſchichte. 34.

Jaekel, Maria: Die kultur- und volkspolitiſche Wirkſamkeit der deutſchen Preſſe in Oſtoberſchleſien von 1919—1932. Kattowitz 1934. (67 S.) — Köln, Diſſ.

Janicki, Stanisław: Dęziesić lat przynależności Śląska do Rzeczypospolitej. [10 Jahre Zugehörigkeit Oberſchleſiens zur Polniſchen Republik.] Kattowitz 1932. (VIII, 467 S.) — Beſpr. in: Oſtland-Berichte. Jg. 6. 1932. (S. 250—270.)

Killinger, Manfred von: Kampf um Oberſchleſien 1921. Bisher unveröffentlichte Aufzeichnungen. Leipzig (1934). (126 S. mit 39 Abb. u. 80 Ktn.-Skizz.)

Klarner, Czesław: Śląsk i Pomorze jako symbole naszej niezależności. [Schleſien und Pommerellen als Symbole unſerer Unabhängigkeit.] Thorn 1932. (65 S.) = Wydawnictwa Instytutu Bałtyckiego. Światopogląd morski. Beſprechung in: Oſtland-Berichte. Jg. 6. 1932. (S. 140—147.)

Koſian, Alfred: Der Kampf um den Kreis Neuſtadt Oberſchleſien. Oberglogau 1933. (XII, 396 S.)

Księga pamiątkowa powstań i plebiscytu na Śląsku. W piętnastolecie czynu nieznanegopowstańca śląskiego. 1919—1934. [Denkſchrift zur Erinnerung an die Aufſtände und die Abſtimmung in Schleſien.] (Hrsg. Ludwik Lakomy.) Kattowitz 1935. (173 S.)

Kudlicki, Stanisław: Dziesięć lat pracy Związku Obrony Kresów Zachodnich na Śląsku. [10 Jahre Arbeit des Vereins zum Schutze der Weſtgrenzen in Schleſien.] Kattowitz 1933. (24 S.)

Küſter, Rudolf: Die polniſche Irredenta in Weſt-Oberſchleſien. Ein Weckruf für das deutſche Volk. Berlin-Wilmersdorf 1931. (178 S.)

Lutman, Roman: Plebiscyt górnośląski. [Die oberſchleſiſche Abſtimmung.] In: Strażnica zachodnia. Jg. 10. 1931. (S. 354—384 u. Tab.)

O wolność Śląska. W dziesięciolęcie III powstania 2/3. V. 1921—1931. Pamiątnik wyd. przez Komitet Uroczystości. [Um Schleſiens Freiheit. Zum zehnten Jahrestag des 3. Aufſtandes am 2./3. Mai 1921—1931. Denkſchrift hrsg. vom Feſtkomitee.] (Kattowitz 1931.) (95 S.) — Beſprechung in: Oſtland-Berichte. Jg. 5. 1931. (S. 370—378.)

Rose, William John: The drama of Upper Silesia. Battleboro, Verm. 1936. (349 S.)

Rostworowski, Stanisław: Tajna organizacja wojskowa obrony plebiscytu na Górnym Śląsku w r. 1921. [Die geheime Militärorganiſation zur Verteidigung der Abſtimmung in Oberſchleſien 1921.] In: Bellona. Jg. 13. 1931. (S. 418—436.)

Sczodrok, Karl: Das Erlebnis der oberſchleſiſchen Volksabſtimmung. Oppeln 1931. (75 S.)

Smogorzewski, Kazimierz: Sprawa śląska na konferencji pokojowej 1919 roku. [Die ſchleſiſche Frage auf der Friedenskonferenz von 1919.] Kattowitz 1935. (40 S.) = Wydawnictwa Instytutu Śląskiego. Polski Śląsk.

Vogel, Rudolf: Deutſche Preſſe und Propaganda des Abſtimmungskampfes in Oberſchleſien. [Beuthen 1931]. (VIII, 182 S.) — Leipzig, Diſſ.

Witt, Kurt: Die Teſchener Frage. Berlin 1935. (291 S., Ktn.) = Volk und Reich. Jg. 11. Beih. 4.

Kultur

Dobrowolski, Tadeusz: Sztuka Województwa Śląskiego. L'art en Silésie polonaise. [Mit franz. Zuſammenfaſſung.] Kattowitz 1933. (151 S., 1 Kt.) = Wydawnictwa Muzeum Śląskiego w Katowicach. Dz. 1, T. 4.

Gębarowicz, Mieczysław: Stosunki artystyczne Śląska z innemi dzielnicami polskiemi. [Die Kunſtbeziehungen Schleſiens zu den anderen polniſchen Landſchaften.] Kattowitz 1935. (25 S.) = Polski Śląsk 9.

Gruhn, Herbert: Bibliographie der ſchleſiſchen Kunſtgeſchichte. Breslau 1933. (XV, 357 S.) = Schleſiſche Bibliographie. Bd. 6. T. 1.

Krauſe, Walter: Der Anteil des Deutſchtums an der Entſtehung der Bergſtadt Tarnowitz in Oberſchleſien. In: Deutſche Monatshefte in Polen. Jg. 2 (12). 1936. (S. 505—526.)

Musiol, Ludwik: Archiwa i archiwalja w województwie śląskiem. [Archive und Archivalien in der Wojwodſchaft Schleſien.] Kattowitz 1936. (68 S.)

Stan i potrzeby nauki polskiej o Śląsku. Praca zbiorowa. [Stand und Bedürfniſſe der polniſchen Wiſſenſchaftsforſchung über Schleſien.] Hrsg. von Roman Lutman. Kattowitz 1936. (XXVI, 525 S.) = Pamiętnik Instytutu Śląskiego 1. Wydawnictwa Instytutu Śląskiego.

Schule

Bruns, Carl Georg: Das Urteil des Ständigen Internationalen Gerichtshofes im Oberſchleſiſchen Schulſtreit und das allgemeine Minderheitenrecht. In: Bruns, Geſammelte Schriften zur Minderheitenfrage. Berlin 1933. (S. 133—147.)

Kandora, Jan: Nasza szkoła. (Rozwój szkolnictwa powszechnego na Śląsku za czasów polskich.) [Die Entwicklung des Volksſchulweſens in Oberſchleſien unter polniſcher Herrſchaft.] Kattowitz 1935. (32 S.)

Kotterba, Johannes: Zum Problem der deutſchen Minderheitsſchulen in Oſt-Oberſchleſien. In: Volk und Reich. Jg. 9, 1933. (S. 888—896.)

Rechtsgutachten vom 15. Mai 1931 betr. den Zutritt zu den deutſchen Minderheitsſchulen in Oberſchleſien. In: Entſcheidungen des Ständigen Internationalen Gerichtshofes. Bd. 8. 1931. (S. 11—38.) = Publications de la Cour permanente de Justice internationale. Série A/B, Nr. 40.

Ręgorowicz, Ludwik: Szkolnictwo w woj. śląskiem 1926—1932. [Das Schulweſen in der Wojewodſchaft Schleſien 1926—1932.] Kattowitz 1932. (27 S.)

Syska, Józef: Spór o charakter szkół na Śląsku. Odpowiedź na zarzuty przeciw państwowej ustawie o ustroju szkolnictwa. [Streit um den Schulcharakter in Schleſien. Antwort auf den Einwand gegen das ſtaatliche Geſetz über die Schulverfaſſung. 2. Aufl.] Kattowitz 1933. (31 S.)

Kirche

Gedenkbuch der Evangeliſchen Kirche in Polniſch-Oberſchleſien. [Hrsg.] von Rudolf Schneider. Poſen 1936. [106 S. m. Abb.]

Michejda, Władysław: Stosunki w ewangelickim kościele unijnym na polskim Górnym Śląsku. Ein Wort über die Zuſtände in der Unierten Evangeliſchen Kirche in Polniſch-Oberſchleſien. Kattowitz 1935. (71 S.)

Verfaſſung und Verwaltung

Schiedsgericht für Oberſchleſien. **Amtliche** Sammlung von Entſcheidungen des Schiedsgerichts für Oberſchleſien, veröff. gemäß der Beſtimmung des Art. 592 des Genfer Abkommens vom 15. Mai 1922. Bd. 5. Nr. 1. Berlin u. Leipzig 1935. (II, 183 S.)

Braunmühl, Edwin: Der Begriff der wohlerworbenen Rechte unter beſ. Berückſichtigung der Beſtimmungen des Art. 4 des Deutſch-Polniſchen Abkommens über Oberſchleſien vom 15. Mai 1922. Emsdetten 1932. (IX, 46 S.) — Breslau, Rechts- u. ſtaatswiſſ. Diſſ.

Fiſcher, Guntram: Der Rechtsanſpruch Deutſchlands auf Oſtoberſchleſien. Köln 1934 [Ausg. 1936.] (IX, 313 gez. Bll.) Maſch. Schr. autogr. — Köln, Rechtswiſſ. Diſſ.

Gahm, Karl: Der Minderheitenſchutz in Oberſchleſien. Düren, Rhld. 1932. (36 S.) — Würzburg, Rechts- u. ſtaatswiſſ. Diſſ.

Grażyński, Michel: Neuf années de travail polonais en Silésie. In: La Pologne. Jg. 12. 1931. (S. 561—579.)

Grünbaum, Ludwig: Die Wahrnehmung des Minderheitenſchutzes in Oberſchleſien durch innerſtaatliche und internationale Stellen. Würzburg 1931. (76 S.) — Würzburg, Rechts- u. ſtaatswiſſ. Diſſ.

Kaeckenbeeck, G.: The character and work of the Arbitral Tribunal of Upper Silesia. In: Transactions of the Grotius Society. Bd. 21. 1935. (S. 27—44.)

Koſtencki, Georg: Der Schutz der nationalen Minderheiten in Oberſchleſien nach dem deutſch-polniſchen Abkommen über Oberſchleſien vom 15. V. 1922; unter beſonderer Berückſichtigung der Entſcheidungen des Schiedsgerichts für Oberſchleſien und der Stellungnahmen des Präſidenten der Gemiſchten Kommiſſion für Oberſchleſien. Emsdetten 1933. (93 S.) — Köln, Rechtswiſſ. Diſſ.

Seton, Graham: The governor of Kattowitz. [London] 1933. (287 S.)

Stone, Julius: Regional guarantees of minority rights: A study of minorities procedure in Upper Silesia. New York 1933. (XVI, 313 S.)

Türcke, Frh. von: Zur rechtlichen Lage Oſt-Oberſchleſiens nach dem 15. Juli 1937. In: Deutſche Arbeit. Jg. 37. 1937. (S. 204—210.)

Walz, G. A.: Die völkerrechtliche Lage Oberſchleſiens. In: Zeitſchrift der Akademie für deutſches Recht. Jg. 4. 1937. (S. 129—133.)

Wirtſchaft

Borcke, Hans-Otto von: Die Entwicklung der wirtſchaftlichen und ſozialen Verhältniſſe in Weſtoberſchleſien nach der Teilung. Berlin 1937. (160 S.)

Flatzek, Willibald: Das Problem Oberſchleſien als Kohleproblem in ſeinen Vorausſetzungen und Bedingtheiten. o. O. u. J. [um 1935.] (88 S.) — Heidelberg, Staatswiſſ. Diſſ.

Franzke, Karl: Die oberſchleſiſchen Induſtriearbeiter von 1740—1886. Breslau 1936. (128 S.) = Schriften des Oſteuropa-Inſtituts. NR. 4.

Gąsiorowska, Natalja: Polityka górniczo-hutnicza na terenie okupacji niemieckiej w Królestwie Polskiem w okresie 1914—1918 r. [Die Politik betreffend das Berg- und Hüttenweſen im Gebiet der deutſchen Okkupation in Polen 1914—1918.] In: Ekonomista. Bd. 35. 1935. (S. 59—84.)

Geldern-Criſpendorf, Günther von: Die wirtſchaftsgeographiſche Struktur der Landwirtſchaft Schleſiens. Breslau 1934. (163 S., 2 Taf., mit 6 Ktn. im Text.) = Zur Wirtſchaftsgeographie des deutſchen Oſtens 7.

Hahn, Richard: Entwicklung des Abſatzes und der wirtſchaftlichen Lage der Polniſchen Kohleninduſtrie in den Jahren 1923—1935. Oſtraum-Berichte. Nr. 3/4. 1936. (S. 4—220.)

Koerber, Fritz: Die wirtſchaftliche Entwicklung der Polniſch-Oberſchleſiſchen Kohleninduſtrie. Sprottau 1932. (55 S.)

Kufietta, Heinrich: Die Lage der oſtoberſchleſiſchen Eiſeninduſtrie ſeit ihrer Zugehörigkeit zu Polen. Breslau 1931. (108 S.) — Tübingen, Rechts- u. wirtſchaftswiſſ. Diſſ.

Otte, Gerhard: Das oberſchleſiſche Proletariat und der Genfer Spruch. Würzburg 1934. (81 S.) — Halle-Wittenberg, Staatswiſſ. Diſſ.

Panofſky, Lotte: Die Lebenshaltung der Kohlenbergwerksarbeiter in Deutſch- und in Polniſch-Oberſchleſien. Köln 1931. (XI, 97 S. mit Tab.) — Köln, Diſſ.

Paszkowski, Witold: Organizacja polskiego przemysłu węglowego ze szczególnem uwzględn. zagłębia górnośląskiego. [Die Organiſation der polniſchen Kohleninduſtrie unter beſonderer Berückſichtigung des oberſchleſiſchen Kohlenreviers.] Poſen 1931. (VII, 271 S.) = Poznańskie prace ekonomiczne 16. — Beſprechung in: Oſtland-Berichte. Jg. 6. 1932. (S. 126—138.)

Wende, Gerhard: Die Auswirkung der Grenzziehung auf die oberſchleſiſche Montaninduſtrie. Mit einem Geleitwort von Kurt Wiedenfeld. Stuttgart 1932. (XIII, 98 S., 9 Taf.) = Schriften des Deutſchen Ausland-Inſtituts, Stuttgart. N. F. 7.

Werner, Karl: Weichſelkorridor und Oſtoberſchleſien. Der weltwirtſchaftliche Zuſammenhang beider Probleme. Breslau 1932. (31 S., 1 Kt.) = Zur Wirtſchaftsgeographie des deutſchen Oſtens. 2.

Włodarkiewicz, Stanisław: Śląsk niemiecki po podziale. Szkic ekonomiczny. [Das deutſche Schleſien nach der Teilung. Wirtſchaftsſkizze.] Warſchau 1931. (136 S.) — Beſprechung in: Oſtland-Berichte. Jg. 6. 1932. (S. 67—76.)

Verkehr

Jänecke, Louis: Der Perſonen- und Güterverkehr Schleſiens nach der Teilung Oberſchleſiens. Textausgabe. Breslau 1933. (44 S. m. Fig.) = Zur Wirtſchaftsgeographie des deutſchen Oſtens 6.

Mitarbeiter des Heftes:

Dr. W. v. Franqué, Vogelſang bei Schleiden; Profeſſor Dr E. Lehmann, Dresden; Profeſſor Dr. H. Aubin, Breslau; Dozent Dr. O. Schürer, Halle; Dr. med. Albrecht Burkardt, Berlin; Profeſſor Dr. A. Pfalz, Wien; Profeſſor Dr. Br. Kuske, Köln; Profeſſor Dr.-Ing. K. Gruber, Darmſtadt; Dr. M. Schmidt, Graz; W. Neumann, Graz; Dr. H. Bobek, Berlin; Profeſſor Dr. W. Mitzka, Marburg; Dr. M. Kuder, Frankfurt a. d. O.; Direktor Dr. Fr. Prinzhorn, Danzig.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Dozent Dr. E. Meynen, Berlin NW 7, Schadowſtraße 1b. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig C 1, Königſtraße 2. — Druck: A. Heine GmbH. in Gräfenhainichen.
Printed in Germany.

*Freunde, Schüler und Mitarbeiter
widmen ihre Beiträge H. Hassinger
zu seinem sechzigsten Geburtstage.*

Die Oſtgrenze des deutſchen Volkstums im Spiegel der Bevölkerungsverſchiebung

Von Norbert Krebs

Mit einer Karte

Die Entwicklung der Bevölkerung Europas war in den letzten beiden Menſchenaltern von Land zu Land bekanntlich ſehr verſchieden. Der Stagnation der franzöſiſchen Bevölkerung haben ſich mit der Verringerung der Geburtenzahl große Teile Weſt- und Nordeuropas — mit alleiniger Ausnahme der Niederlande — angeſchloſſen, während das gewaltige Wachstum der Bevölkerung Rußlands und Südoſt-Europas trotz der Kriege und wirtſchaftlicher Nöte weiterbeſtand. Die wirtſchaftliche Entwicklung aber bevorzugte wieder den Weſten und die Mitte durch die Hebung von Induſtrie und Verkehr, die viele Menſchen anzog. Das geſchah in großen Teilen Europas auf Koſten der Landwirtſchaft. Aber doch nicht überall. Neben Gebieten der Landflucht gibt es ſolche der Landnahme, und in einer Grenzzone Mittel- und Oſteuropas gibt es ſogar einen breiten Streifen Landes, wo neben den Anfängen der Induſtrialiſierung auch noch eine räumliche Erweiterung der Kulturflächen und eine Intenſivierung der Betriebe der wachſenden Menſchheit erneute Entfaltungsmöglichkeiten bot. In den letzten Jahrzehnten ſind die zwiſchenſtaatlichen Wanderbewegungen im ganzen geringer geworden, ſoweit nicht gerade die territorialen Veränderungen ſelbſt Maſſenbewegungen ausgelöſt haben. Die Binnenwanderungen gingen weiter und haben eine gewiſſe Angleichung innerhalb der Reiche herbeigeführt, und im ſelben Sinne wirkten auch von den Staaten geförderte wirtſchaftliche Maßnahmen.

Dennoch genügen einem tieferen Verſtändnis nicht die Gegenüberſtellungen größerer politiſcher Einheiten. Es iſt nötig, die Bevölkerungsbewegung, ihre Vermehrung oder Verminderung, beſonders aber ihre Verlagerung in kleinen Räumen, und tunlichſt geſondert für Stadt und Land zu überblicken. Nur eine in regionale Einzelheiten eindringende Darſtellung kann auch zu den Fragen Stellung nehmen, wie weit heutige oder einſtige Staatsgrenzen, ſtabile oder variable Volksgrenzen oder Grenzen von Wirtſchaftsbezirken und Wirtſchaftsſtufen zuſammenfallen mit ſolchen ungleichen Wachstums der Bevölkerung. Solche Fragen ſollen hier aufgeworfen werden für das Gebiet an der Oſtgrenze des Deutſchen Volkstums — an der Hand einer Karte, die eben in der erſten Lieferung des „Atlas des Deutſchen Lebensraumes in Mitteleuropa“ erſchienen iſt und die das Bibliographiſche Inſtitut in Leipzig dieſer Zeitſchrift dankenswerterweiſe zur Verfügung geſtellt hat.

Zum beſſeren Verſtändnis iſt es allerdings nötig, mit einigen Sätzen auf die Methode einzugehen, die für die Zeichnung der Karte maßgebend war, welche ich auf Grund längerer Vorarbeiten zuſammen mit meinen wiſſenſchaftlichen Mitarbeitern Dr. R. Stepp und Dr. H. Waldbaur entworfen habe. Sie beruht auf den offiziellen Zahlenwerken der verſchiedenen Staaten, deren Volkszählungen allerdings nicht alle in die gleichen Jahre fallen, ſo daß die Perioden ungleich lang ſind. Die Ergebniſſe werden in der abſoluten Methode dargeſtellt, ſo daß der Karte das Wachstum oder die Abnahme der Bevölkerung unmittelbar in Tauſendern entnommen werden kann. Das hat den Vorzug, daß man bei der Setzung der Punkte unabhängig iſt von der oft wechſelnden Grenze der einzelnen Verwaltungsbezirke und der dadurch veranlaßten Unvergleichbarkeit der Dichtezahlen. Wir verſuchen eine kartographiſche Darſtellung, während die relative Methode, die das prozentuale Wachstum darſtellt, ſich nicht über ein Kartogramm erheben kann. Aber es ſei zugegeben, daß auf unſerer Karte dicht bewohnte Gebiete bei gleichem prozentualem Wachstum beſſer abſchneiden als dünn bevölkerte, die auch bei ſchnellem Wachstum nur wenige Punkte bekommen. Ein Vergleich mit der vor kurzem erſchienenen Karte von H. Haufe[1] mag die Ergänzung bringen und zugleich die Vorzüge beider Methoden erhellen. So wenig wie Haufe waren wir in der Lage, die Berechnung für jede Gemeinde durchzuführen, obwohl wir das in einzelnen, geſondert gelagerten Fällen getan haben. In der Hauptſache beſchränkten wir uns auf die Zahlen für die kleinſten Verwaltungseinheiten (Kreiſe, Gerichts-, Amtsbezirke uſw.), jedoch nach Abzug der Bevölkerung aller jener Orte, die mindeſtens 2000 Einwohner zählen oder als Markt- und Verwaltungszentren ſonſt aus dem Rahmen der Landgemeinden herausfallen. Alle dieſe Orte mußten in ihrem Wachstum geſondert berechnet werden, weil ihre Entwicklung in den meiſten Fällen, ihrer ſozialen Struktur entſprechend, von der des flachen Landes abwich. Wenn H. Haufe die kleinen Sammelpunkte des Verkehrs noch zum Land rechnet und die Grenze der ausgeſchiedenen Orte erſt bei 15000 Einwohnern annimmt, verſchleiert er zu ſehr dieſe verſchiedenartige Entwicklung und zeigt die im größten Teil Mitteleuropas vor ſich gehende Landflucht, die gerade um 1870 einſetzte, nicht in ihrer ganzen Schwere und weiten Verbreitung. Das Beſtreben der Karte muß aber ſein, die Tendenz der Bewegung in ſozial verſchieden aufgebauten Gebieten auch für kleine Räume richtig herauszuarbeiten. Auch nach Berückſichtigung dieſes Geſichtspunktes ergaben ſich noch Schwierigkeiten infolge der Veränderung der Bezirke und vornehmlich durch das Wachstum der großen Städte, die früher ländliche Gemeinden ſich eingliederten. Hier gibt es alle möglichen Formen der „Verſtädterung“, denen oft nur der Lokalkenner gerecht werden kann. Nur als Grundſatz kann aufgeſtellt werden, daß, ſoweit es die Statiſtik erlaubte, verſucht worden iſt, die noch nicht völlig mit dem Zentrum verſchmolzenen Randorte geſondert zu berechnen.

---

[1] H. Haufe, Die Bevölkerung Europas. Stadt und Land im 19. und 20. Jahrhundert. Neue Deutſche Forſchungen. Berlin 1936.

Die Wahl der Signaturen iſt der Legende zu entnehmen. Daß von einer Volkszunahme von 25 000 Menſchen an eine andere Farbe gewählt wurde, entſpricht einerſeits der Forderung der Flächentreue, die es nicht geſtattet, eine größere Zahl von Zeichen nebeneinanderzuſtellen, und zum andern der Abſicht, die Zentren beſonders ſtarken Anwachſens auch beſonders herauszuſtellen. Vielleicht findet mancher Leſer, daß die blauen Striche zu aufdringlich ſind im Vergleich zu den ſchwarzen Punkten, die den gleichen Wert von tauſend Menſchen darſtellen. Man möge aber bedenken, daß bei einem durchſchnittlichen Geburtenüberſchuß von nur 5 ‰ im Jahr ſich in 60 Jahren einfach aus dem natürlichen Wachstum der Bevölkerung heraus ſchon eine Zunahme von 30 % ergibt, die geringfügigſte Abnahme alſo ſchon weit unter dem zu erwartenden Mittel liegt. Eine ſolche Abnahme iſt alſo ebenſo ein Extrem der Bevölkerungsverſchiebung nach der negativen Seite wie die rot gezeichnete ſtarke Zunahme eine ſolche auf der poſitiven. Abnahmegebiete, ja ſchon ſolche geringen Wachstums, ſind ſtets Gebiete einer unnatürlichen Entwicklung und darum auch ſolche gefährdeter ſozialer Struktur, die aus bevölkerungspolitiſchen Gründen hervorgehoben werden ſollen. Unſere Karte zeigt ja das Zuſammenwirken zweier verſchiedener Faktoren, des Geburtenüberſchuſſes und der Wanderungsbilanz. So gehen in die Karte einerſeits biologiſche und ſoziologiſche Momente ein, wie die Volkskraft und Geburtenfreudigkeit, Lebensſtandard und Altersfürſorge einſchließlich der hygieniſchen Verhältniſſe, von denen die Sterblichkeit abhängt. Andererſeits beſtimmen ſie wirtſchaftliche Faktoren, die, wie einleitend angedeutet, doch nicht überall die alleinige Bevorzugung von Induſtrie und Verkehr mit ſich brachten[2].

*

Dem Zweck dieſes Aufſatzes entſprechend, ſoll nun nicht der Inhalt der ganzen Karte beſprochen werden, ſondern nur jener Streifen, der das deutſche Volksgebiet gegen Oſten hin begrenzt. Er läuft vom Memelland und der Südgrenze Oſtpreußens durch das heutige Polen zur Tſchechoſlowakei, dann durch Weſtungarn nach Südſlawien und endet bei Tarvis am Fuß der Juliſchen Alpen, wo das deutſche, das ſloweniſche und das italieniſche Volksgebiet zuſammenſtoßen. Das Verſtändnis erfordert ſelbſtverſtändlich, daß ein breiterer Streifen zu beiden Seiten dieſes Grenzſaumes und das Verhältnis einiger Sprachinſeln vor der Grenze behandelt werden müſſen. Wir kommen damit in einen Raum, der allgemeineres Intereſſe verdient und auf den einleitend ſchon hingewieſen wurde. Denn ziemlich parallel dazu, mehrfach mit ihm ſich vollkommen deckend, verläuft ein zweiter Grenzſaum durch Europa, der in den letzten zwei Menſchenaltern die Gebiete der Landflucht von denen noch weiter gehender Landnahme geſchieden hat. Oſtpreußen iſt gleich Schleſien, Böhmen, Weſtungarn und Krain ein Gebiet, in dem der brauchbare Boden ſeit langem beſetzt iſt, die Landwirtſchaft keine weſentliche Intenſivierung mehr erfahren kann, die Städte und Induſtriegebiete aber Kräfte an ſich ziehen, ſo daß fürs flache Land beſonders ſeit der Einführung perſonalſparender Maſchinen wenig zu tun bleibt. In Litauen, in großen Teilen Polens, im Slowakiſchen Bergland, im mittleren und öſtlichen Ungarn, in Slawonien und Bosnien aber gibt es teils noch neuen Lebensraum für die Landbevölkerung, teils weitgehende Möglichkeiten der Intenſivierung der Felder, zugleich noch eine geringe Verſtädterung, ſo daß der Bevölkerungsüberſchuß größtenteils auf der Scholle bleibt und davon auch leben kann. Auf der Donau-Theißplatte wuchs die Bevölkerung in einem Raum von tauſend Quadratkilometern mit der Ausdehnung der Kulturflächen und deren Ertragsſteigerung (Anlage von Weingärten, Obſt- und Gemüſekulturen) um 35 000, öſtlich der Theiß bei Bekes Cſába um über 50 000. Noch größer war allerdings das Wachstum der Bevölkerung mit der Einengung der Steppe in der Walachei, in der Dobrudſcha, in Beſſarabien und einem breiten Streifen Südrußlands, ſowie im Bereich der Pripetſümpfe. Im Kreis Jalomitza der Baraganſteppe betrug das Wachstum in den letzten 30 Jahren 57%, in der Dobrudſcha (Tulcea und Conſtanca) 52%, mehr als im Erdölbezirk von Prahova (ohne Städte 49%). Die Poleſie nahm allein in den letzten zehn Jahren (1921—1931) um mehr als die Hälfte ihrer Bevölkerung zu.

---

[2] Die genaue Poſition der Punkte oder Striche innerhalb der Verwaltungseinheiten iſt von einer individuellen Auffaſſung nicht freizumachen, da ja tauſend Menſchen Zu- oder Abnahme immer eine Summation aus verſchiedenen Gemeindegebieten, alſo einem größeren Areal bedeuten. Lokalkenner würden in manchen Fällen anders entſcheiden. Im großen geſehen dürften ſich aber die Abweichungen ausgleichen, ſo daß für nicht allzu kleine Räume auch Berechnungen möglich ſind. Ich empfehle für größere Vergleiche folgendes Näherungsverfahren: man ſchneide aus einem Blatt Papier ein Rechteck von (dem Maßſtab entſprechend) 33 × 30,3 km aus und lege dieſes offene Rechteck an eine beliebige Stelle der Karte. Dann zählt man die Punkte innerhalb dieſer Fläche, zieht entſprechende Werte der Minusſtriche ab und erhält die Zunahme der Bevölkerung innerhalb der 60 Jahre auf 1000 qkm in Tauſendern bzw. die Erhöhung der Volksdichte pro qkm. Beiſpiele: Oſtpreußen bei Heilsberg 6000—5000 = 1000, alſo Zunahme der Volksdichte 1; Oberſchleſien öſtlich von Oppeln 20; Polen ſüdlich Kielce (ohne größeren Ort) 47; Polen bei und mit Kaliſch 82; Oſtſteiermark 3; Stichproben ergeben 13, 10, 14, Mittel 12; Südböhmen bei und einſchließlich Tabor 10—11 = — 1. In ſtädtiſchen und induſtriellen Gebieten, von denen in dieſem Aufſatz weniger die Rede iſt, dürfte die abſolute Zahl größeres Intereſſe haben als die Bezugnahme auf die Fläche.

Wo wir im Nordoſten beginnen, decken ſich die Staats- und Volksgrenze mit der der landwirtſchaftlichen Wirtſchaftsſyſteme. Unſere Karte beſtätigt die Erfahrung jedes aufmerkſamen Reiſenden, der bei Eydtkuhnen Oſtpreußen verläßt und litauiſchen Boden betritt: auf deutſchem Boden gut gehaltene Güter und Bauernhöfe, aber weit auseinander, alles rationell bewirtſchaftet unter Anwendung landwirtſchaftlicher Maſchinen und gegründet auf die Einſtellung von Saiſonarbeitern, die früher von jenſeits der Grenze kamen und nun zum großen Teil vom Arbeitsdienſt geſtellt werden; drüben in Litauen kleinere Höfe und Feldfluren, ſchlechter gehalten und primitiver bewirtſchaftet, aber das Land weit volkreicher und in ſtarker Vermehrung. Freilich weiß H. Mortenſen zu berichten[3], daß eine zweite Kulturgrenze — aber nicht ſo ſcharf ausgebildet — dem nordſüdlichen Lauf der Memel, einer alten politiſchen Grenze der napoleoniſchen Zeit folgt, hinter der die wirtſchaftlichen und Wohnverhältniſſe noch weit ärmlicher werden. Das Land zwiſchen der Memel und der reichsdeutſchen Grenze iſt jüngeres Koloniſationsland, in dem ſich auch Deutſche niedergelaſſen haben, wo beſſere Möglichkeiten der Raumerweiterung beſtanden als in dem für die geringere Kulturſtufe übervölkerten Gebiet öſtlich der Memel. Aber auch nördlich dieſes Fluſſes gab es noch im 19. Jahrhundert viel Wald und Sumpf, der urbar gemacht wurde und einer wachſenden Volkszahl Möglichkeiten der Anſiedlung bot. Wenn die ſtatiſtiſchen Angaben zutreffen, ſollen zu Ende des 19. Jahrhunderts in Litauen noch 25% Waldland beſtanden haben; jetzt ſind es nur noch 17%. Da auch das Grasland prozentual abnahm, fiel die gewonnene Fläche größtenteils dem Ackerland zu, in einem Ausmaß, das die Kleinſiedlung begünſtigte, aber die von der Natur gebotenen Möglichkeiten ſchon überſchritt. Die wenigen Güter, die bis 1919 noch beſtanden haben, ſind größtenteils aufgeteilt und in Kleinbetriebe umgewandelt worden.

---

[3] H. Mortenſen, Litauen, Grundzüge einer Landeskunde. Oſteuropa-Inſtitut in Breslau. Hamburg 1926.

Mehrfache Änderungen der Verwaltungsbezirke und die Unzuverläſſigkeit der ruſſiſchen Volkszählung von 1867 laſſen es nicht zu, das Wachstum auf der litauiſchen Seite genau genug zu verfolgen. Das geht leichter in einem Profil, das wir von Oſtpreußen ſüdwärts nach Polen hineinlegen. Die Karte zeigt uns auch hier ſcharfe Gegenſätze beiderſeits der politiſchen Grenze, aber auch einen bemerkenswerten Unterſchied zwiſchen dem mittleren Oſtpreußen (beiderſeits des Pregel) und Maſuren.

Ländliche Bevölkerung in Tauſendern, Wachstum in %

Deutſche Gebiete	1871	1900	1933	1871—1900—1933		1871—1933
Polniſche Gebiete	1867	1897	1931	1867—1897—1931		1867—1931
8 Kreiſe beiderſeits des Pregel[4] .	322	302	276	— 9	— 8	— 14
Ermland und Oberland[5]	261	238	226	— 9	— 5	— 13
Maſuren[6]	244	251	246	+ 3	— 2	+ 1
Früheres Gouvernement Płock . .	318	456	507	+ 43	+ 11	+ 63
Früheres Gouvernement Lomza (Maſovien)	319	480	446	+ 51	— 7	+ 40

Gerade die fruchtbarſten Landſtriche mit ſtarkem Anteil des Großgrundbeſitzes zeigen in Oſtpreußen die bedeutendſte Abnahme, während die armen Sandböden Maſurens dank der größeren Kinderzahl und der größeren Anſpruchsloſigkeit der Bevölkerung ſowie der ſpäter erſt einſetzenden Abwanderung im ganzen ſtabile Verhältniſſe aufweiſen. H. Haufe[7] zeigt, wie die Abwanderung ins Ruhrgebiet z. T.

---

[4] Labiau, Wehlau, Inſterburg, Gumbinnen, Pillkallen, Stallupönen, Goldap, Darkehmen.

[5] Braunsberg, Heilsberg, P. Holland, Mohrungen, Stuhm, Marienwerder, Roſenburg.

[6] Ortelsburg, Senſburg, Johannisburg, Lötzen, Treuburg, Lyck.

[7] H. Haufe, Deutſches Volkstum in der Bevölkerungsentwicklung des öſtlichen Mitteleuropa. Schriften zur Volkswiſſenſchaft. Berlin 1935.

nur eine temporäre iſt, derart, daß die Frauen die kleinen Gütchen zu Haus bewirtſchaften, die Männer in der Fremde Geld verdienen, zu Ausſaat und Ernte heimkehren und am Ende ihrer Arbeitszeit ſich oft mit einer kleinen Rente in der Heimat niederlaſſen. Vergleicht man mit W. Horn[8] die Bevölkerungsverſchiebung in Oſtpreußen in Zeit und Raum, ſo ſieht man, daß betriebswirtſchaftliche Verbeſſerungen und eine beſcheidene Vergrößerung der Ackerflächen zunächſt noch eine Zunahme der Landbevölkerung bewirkten, die — zuletzt ſehr verlangſamt — bis 1885 anhielt. Das natürliche Wachstum war damals auch noch ſehr groß; es betrug 1878 41‰, 1930 nur noch 22‰. Heute hat nur noch das maſuriſche Gebiet einen Bevölkerungsüberſchuß von mehr als 10‰[9], während der Durchſchnitt in Litauen 12‰, in Polen 16‰ beträgt. Mit dem Rückgang des Geburtenüberſchuſſes und der immer mehr um ſich greifenden Abwanderung, die von 1885 bis zum Beginn des Weltkrieges in jedem Jahrzehnt Oſtpreußen über 200 000 Menſchen koſtete, ergab ſich eine immer weiter gehende Abnahme, die bei der beweglichen Freiarbeiterſchaft der Gutsdiſtrikte das größte Ausmaß annahm und bei den Deutſchen auch zu einer leichteren Löſung von der Scholle führte als bei den Maſuren. Gewöhnlich ging der in die Induſtrie und in die Stadt Abgewanderte auch endgültig dem Bauerntum verloren. Wenn ſich ausnahmsweiſe im Samland günſtigere Verhältniſſe zeigen, iſt es der Ausdehnung der Einflußſphäre von Königsberg, dem Aufblühen der Badeorte und der Bernſteingewinnung zu danken. Daß die Bewegung Maſuren erſt ſpäter erreichte, zeigt auch die Tabelle. Vergleicht man damit aber das Wachstum in Maſovien, das keineswegs das ſtärkſte in Polen iſt, ſo ſieht man, wie dort der Gang der Wirtſchaftsentwicklung verſpätet iſt. Hier machen ſich noch die Bodenreformen und die Wirtſchaftsverbeſſerungen, die ſich in Oſtpreußen vor 1885 ausgewirkt haben, weiter bemerkbar. Man iſt allenthalben zur verbeſſerten Dreifelderwirtſchaft übergegangen. Die ſeinerzeit ſchon im Herzogtum Warſchau mit dem Code Napoleon eingeführte Freiteilbarkeit der Güter fördert die Bevölkerungsvermehrung und die Seßhaftigkeit, zumal immer auch noch Raum für Neuland vorhanden iſt. Öſtlich der Weichſel hat in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts noch eine ſtarke Innenkoloniſation Platz gegriffen; ſie wird aber auch im neuen polniſchen Reich im Weg der Agrarreform, wo immer es angeht, gefördert. Für die Periode von 1867—1921 berechnet Haufe das Wachstum in Kongreßpolen auf dem Land zu 59%, in den Städten zu 360%. Dabei gibt es unter den Städten viele kleine, die eher eine Abnahme als eine Zunahme aufweiſen, weil ſich mit der Verbeſſerung der Verkehrsverhältniſſe ganz allgemein die Reichweite der Märkte vergrößert.

Die hier etwas eingehender beſprochenen biologiſchen und wirtſchaftlichen Momente gelten für den ganzen deutſchen Oſten bis Oberſchleſien. Auch Oſtpommern, die Grenzmark und die Kurmark, Lauſitz und Niederſchleſien entvölkern ſich, wenn man von wenigen Städten und dem Braunkohlenrevier abſieht. In Polen aber zeigt ſich eine gewaltige Verdichtung, die zwar prozentual weſtlich der Weichſel nicht ſo ſehr groß iſt, in den dicht bevölkerten Landſtrichen der Grundmoränenplatten aber numeriſch ins Gewicht fällt. Sie beträgt noch im letzten Jahrzehnt im Raum zwiſchen der oberen Warthe, der Bzura und Pilica in den Städten (ohne Lodz) 74 000, d. i. 23%, auf dem Land 113 000 oder 12%. In Oſtpommern (Reg.-Bez. Köslin) betrug ſie 1925—1933, ebenfalls auf 10 Jahre umgerechnet, für Stadt und Land nur 0,9, in der öſtlichen Kurmark (Reg.-Bez. Frankfurt a. d. O.) 1,8, in der Grenzmark 1,9, in Niederſchleſien ohne Breslau 2,6%. Für die ſüdliche Grenzmark hat eben H. Schleinitz[10] gezeigt, wie die Abnahme auf dem flachen Land verſchieden iſt nach der Gründungsweiſe und der dadurch bedingten Flurverteilung der einzelnen Siedlungen. Der ſtarke Zuwachs der ländlichen Bevölkerung vom Beginn des 19. Jahrhunderts bis etwa 1885 iſt im weſentlichen durch die Separation und die Ablöſung der Dreifelderwirtſchaft bedingt. In den Guts- und Großbauerndörfern, in denen beide Maßnahmen durchgeführt wurden, wurde auch der Nahrungsſpielraum am ſtärkſten erweitert. In den Waldhufendörfern und den Holländerdörfern, in denen die Äcker in einem Stück lagen, konnte die Schaffung neuer Exiſtenzmöglichkeiten nicht ein ſolches Ausmaß erreichen. Seit 1885 übertrifft auch hier die Abwanderung den Geburtenüberſchuß, und nun entſcheidet die Betriebs- und Dorfgröße. Die Volksdichte iſt immer noch in den Waldhufen- und Holländerdörfern größer als im altbeſiedelten Gebiet, der Rückgang aber hier noch weſentlich ſtärker, weil in den Dörfern immerhin auch andere Erwerbsmöglichkeiten vorhanden ſind. Die gewaltige Abnahme der Bevölkerung im Warthe- und Oderbruch, die die Karte von G. Deißmann zeigt[11], beſtätigt dieſe Erfahrungen. Für die ungeheure Verſchiedenheit der dicht an der politiſchen Grenze gelegenen Gebiete aber ein paar Zahlen aus einer bei mir entſtandenen Lehramtsarbeit[12]. Im deutſchen Teil dieſer Grenzbezirke (Schlochau bis Schwerin a. d. Warthe) wuchs die Bevölkerung 1871—1933 in den Städten um 51 000, auf dem Land um knapp 1000, auf der polniſchen Seite (Konitz bis Birnbaum) in den Städten um 40 000, auf dem Land um 72 000.

---

[8] W. Horn, Die Bevölkerungsverteilung in Oſtpreußen und ihre Veränderungen. Veröffentl. d. Geogr. Inſtituts d. Univ. Königsberg, 1931.

[9] Hier und im folgenden fürs Deutſche Reich auf Grund der Zahlen in der Statiſtik des Deutſchen Reiches Bd. 451/1 „Stand, Entwicklung und Siedlungsweiſe der Bevölkerung des Deutſchen Reichs". Berlin 1935.

Dies wird aber erſt voll verſtändlich, wenn wir den Mittelſtreifen zwiſchen auch heute noch reichsdeutſchem und früher ruſſiſchem Gebiete betrachten. Unſere Karte läßt beide Grenzlinien, die vor und nach 1918, deutlich erkennen: Im früher ruſſiſchen

---

[10] H. Schleinitz, Die Entwicklung der ländlichen Bevölkerung und ihre Abhängigkeit von der Geſchichte der Siedlungen (dargelegt am Beiſpiel der ſüdlichen Grenzmark). Geogr. Zeitſchr. 1937.

[11] G. Deißmann, Die Veränderung der Bevölkerungsverteilung in Berlin-Brandenburg 1875 bis 1925. Berliner Geogr. Arbeiten, Heft 11, 1936.

[12] F. Wloſzynſki, Die Bevölkerungsentwicklung zu beiden Seiten der heutigen polniſchen Grenze im ehemaligen Weſtpreußen und Poſen ſeit 1871 (ungedruckt).

Gebiet ſehr ſtarke Zunahme; im früher reichsdeutſchen, jetzt polniſchen Land eine weſentlich lockere Streuung der Punkte, aber im ganzen noch Zunahme; auf dem reichsdeutſchen Boden die Zunahme auf einige wenige Orte beſchränkt und das Land in Abnahme. Poſen und der Weichſelkorridor, die den Mittelſtreifen ausmachen, haben bis zum Weltkrieg die gleiche Entwicklung durchgemacht wie die benachbarten reichsdeutſchen Teile. Dieſe hat aber, wenn man die kleinen Städte einſchließt, das Land nicht entvölkert, wie die kleine Tabelle zeigt, die ſich abſichtlich auf einzelne Kreiſe beſchränkt, die keine weſentliche Gebietsveränderung erfahren haben. Nach dem Krieg aber ſetzt eine gewaltige Auswanderung der Deutſchen ein, die dem neuen Herrn wichen oder von ihm von ihrem Beſitze verdrängt wurden. Dafür kamen polniſche Siedler auf die zerſchlagenen Güter, viel Militär und ſehr viel Beamte in die raſch anwachſenden Städte. Bromberg nahm im letzten Jahrzehnt um 34% zu. Die Statiſtik zeigt, daß alſo die Abwanderungsverluſte mehr als aufgewogen ſind durch den Geburtenüberſchuß und die Zuwanderung, wobei auch rein ländliche Gebiete die ſtarken Schwankungen nach der Gebietsabtretung aufweiſen. Für den ganzen Korridor und für ganz Poſen gibt allerdings ein flüchtiger Überſchlag ein nicht ganz verſtändliches Ergebnis. Rechnen wir die Bevölkerung des an Polen abgetretenen Weſtpreußen (einſchließlich Soldau) für 1910 zu 992 000, ſo ergibt ſich bei einem Geburtenüberſchuß von 10‰ im Jahr ein Soll für 1931 von 1 200 000 Menſchen; da in Wahrheit 1 086 000 gezählt wurden, würde das Defizit nur 114 000 Menſchen betragen, was der rieſigen Abwanderung kaum entſpricht. Für das an Polen abgetretene Poſen ergibt ſich bei der gleichen Rechnung ein Soll von 2 354 000 und eine gezählte Summe von 2 113 000.

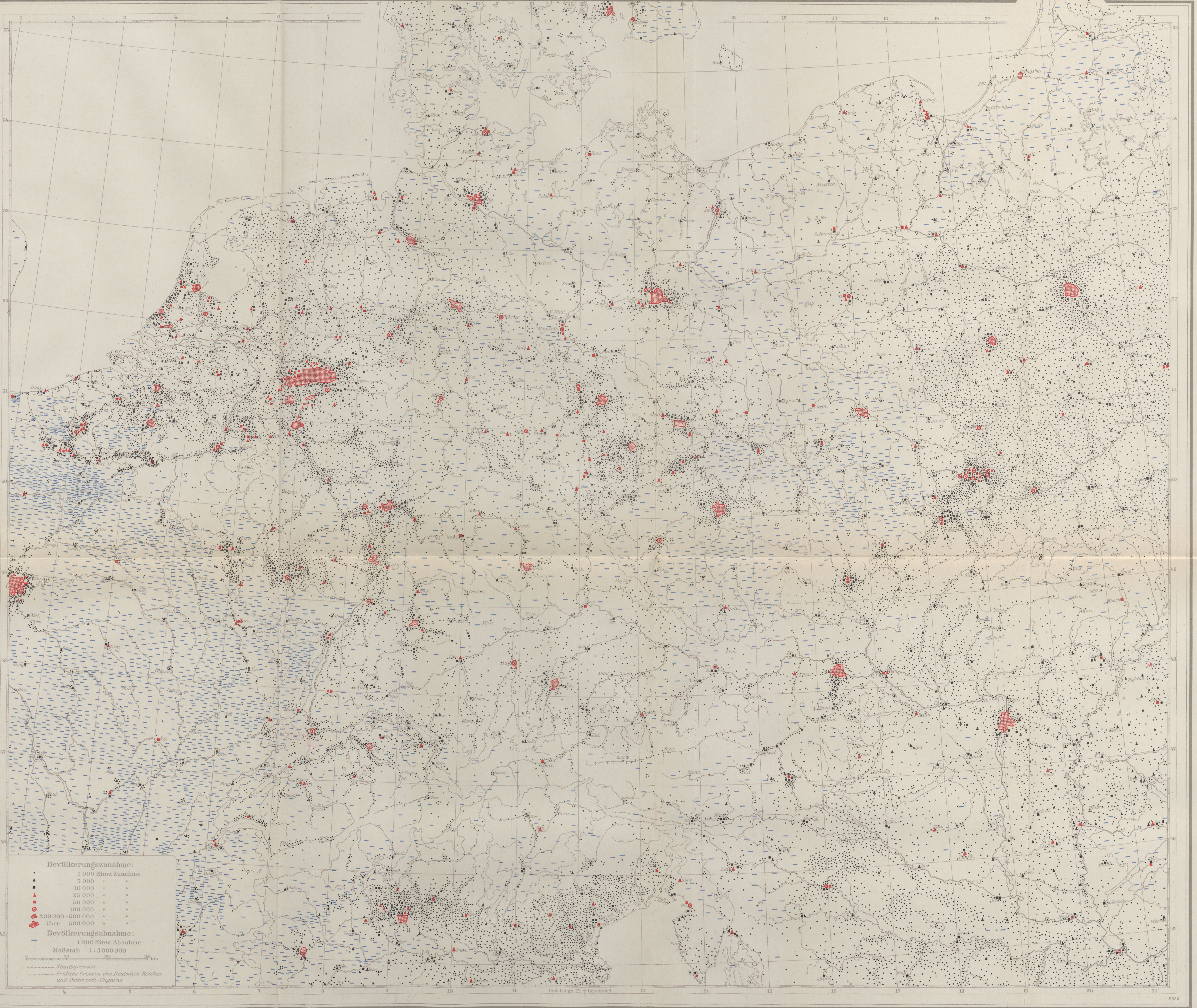
Bevölkerung in Tauſendern	1871	1885	1900	1910	1921*)	1931*)
Graudenz, Stadt	14,0	17,3	32,8	40,3	33,5	50,4
Graudenz, Land	45,7	43,6	44,0	48,7	43,5	48,2
Karthaus (Kartuzy)	56,1	58,8	62,9	69,9	67,0	78,7
Wirſitz (Wyrzysk)	57,1	57,4	61,8	67,2	62,5	67,6
Obornik	48,1	48,1	50,4	55,9	55,1	56,8
Schrimm (Śrem)	57,7	53,5	53,5	57,5	56,4	57,3
Koſten-Schmiegel	66,2	76,1	78,2	83,7	86,5	85,0
Zempelburg (Sępolno)	26,2	—	27,2	—	27,9	29,6
Flatow	37,1	—	38,4	40,6	41,2	40,6
Deutſch-Krone (ohne Stadt) . .	57,2	58,1	56,9	54,5	56,6	57,6
Schwerin a. d. Warthe	21,1	22,6	22,1	21,6	22,3	21,0
Schneidemühl, Stadt.	7,5	12,4	19,7	26,1	37,5	43,2

*) Fürs Deutſche Reich 1925 und 1933.

Ein Geburtenüberſchuß von 10‰ iſt anzunehmen, weil ſowohl in den kaſchubiſchen wie in den von Polen bewohnten Landesteilen die Kinderzahl größer iſt, wie das raſche Wachstum der Kreiſe Karthaus und Wirſitz auch ſchon vor dem Kriege zeigt.

Die Zunahme und Abnahme der Bevölkerung 1870-1930

bearbeitet von N. Krebs, R. Stepp und H. Waldbaur


Bevölkerungszunahme:
• 1 000 Einw. Zunahme
▲ 5 000 " "
■ 10 000 " "
▲ 25 000 " "
■ 50 000 " "
◎ 100 000 " "
200 000-500 000 " "
über 500 000 " "
Bevölkerungsabnahme:
– 1 000 Einw. Abnahme
Maßstab 1 : 3 000 000
0
50
100
150 km
Staatsgrenzen
Frühere Grenzen des Deutschen Reiches und Österreich-Ungarns
Östl. Länge 12 v. Greenwich

Deutſches Archiv für Landes- und Volksforſchung I

Bibliographisches Institut AG. Leipzig

Verlag von S. Hirzel in Leipzig

STADTBIBLIOTHEK ELBING

Die Kaſchubei, ein immer noch dünn beſiedeltes Stück Landes, gewinnt durch die Freiteilbarkeit der Güter und die ſoziale Unterwanderung, allerdings auf Koſten des allgemeinen Lebensſtandards. Sicher iſt hier die Bevölkerung auch noch ſtärker an die Scholle gebunden, ſeit die Abwanderung nach dem Reich aufgehört hat. Von ihrem Umfang zeugt W. Witt, der berichtet[13], daß in den Jahren 1910—1925 Berlin nur aus Weſtpreußen und Poſen 84000 Menſchen, Frankfurt a. d. Oder weitere 8300 aufgenommen hat. Auch Schneidemühl gewann in erſter Linie durch Flüchtlinge aus dem Weichſelkorridor.

Schleſiens gute Böden, längſt ſchon ausgezeichnet genützt und rationell bewirtſchaftet, haben ſchon im 19. Jahrhundert einen Teil der Landbevölkerung abgeſtoßen; die Bevölkerung vermehrt ſich nicht mehr. In einer kleinen Tabelle weiſe ich die Bevölkerungsverſchiebung in Stadt und Land für vier ausgewählte Gebiete nach, einmal für die überwiegend fruchtbare Moränenlandſchaft öſtlich der Oder zwiſchen Wohlau und Namslau, dann für die weſtliche Ackerebene zwiſchen Katzbach und Neiße, drittens für den anſchließenden Teil der Sudeten am Eulengebirge und im Glatzer Keſſel, viertens für die Wald- und Sandlandſchaft Oberſchleſiens öſtlich der Oder, ſoweit dieſes Gebiet wohl von den alten Hüttenorten der friderizianiſchen Zeit, aber nicht von der modernen Großinduſtrie erfaßt wurde.

Bevölkerung in Tauſendern	Landgemeinden			Größere Siedlungen		
	1871	1900	1933	1871	1900	1933
Öſtl. Niederſchleſien	294	259	266	44	52	68
Weſtl. Ackerebene	285	271	269	59	77	86
Liegnitz, Stadt	—	—	—	28	56	77
Schweidnitz, Stadt	—	—	—	17	28	34
Öſtl. Sudeten	274	243	239	54	86	104
Nordöſtl. Oberſchleſien	316	343	403	51	68	94
Oppeln, Stadt	—	—	—	12	30	45
Ratibor, Stadt	—	—	—	15	41	52

Das Gebiet der Abwanderung in den ländlichen Strichen der Ebene greift auch noch in die Sudeten über, nachdem die hier im 19. Jahrhundert aufkommende Induſtrie ihren Sättigungspunkt erreicht hat. Eine Ausnahme machen nur die Fremdenverkehrsbezirke am Fuß des Rieſengebirges ſowie die Orte des Waldenburger und Neuroder Kohlenreviers. Die Abnahme verſchärft ſich noch auf der böhmiſchen und nordmähriſchen Seite des Gebirges. Es zeigt ſich auch hier, daß das Syſtem der Waldhufendörfer ſeinerzeit einen beſſeren, weil geſchloſſenen Grundbeſitz ſchaffen konnte, dem weiteren Ausbau aber nur eine ins Extrem führende Teilung der Güter, aber keine Erweiterung der Fläche zur Verfügung ſtand. Sobald Hausinduſtrie und Fabriksarbeit auch zu verſagen begannen, war der tote Punkt erreicht[14]. Es wirkt verſchärfend mit, daß in Böhmen manche Induſtrien aus dem deutſchen ins tſchechiſche Sprachgebiet verlagert wurden.

---

[13] W. Witt, Innerdeutſche Bevölkerungs-Wanderungen 1910—1925. Erde und Wirtſchaft, V, 1931.

[14] Vgl. H. Schlenger, Formen ländlicher Siedlungen in Schleſien. Veröff. d. Schleſ. Geſ. f. Erdkde. X. Breslau 1930. — W. Bernard, Das Waldhufendorf in Schleſien, ebenda Heft XII. Breslau 1931.

Auffallend iſt, daß das viel ſchlechter ausgeſtattete öſtliche Oberſchleſien ein kontinuierliches und nicht unbeträchtliches Wachstum aufweiſt, das ſich noch ſteigert. Da die Eiſenwerke im Wald keine Bedeutung mehr haben und teilweiſe durch Sägewerke erſetzt ſind, die immerhin etwas Nebenerwerb ſichern, liegt es am Land und an der Bevölkerung. Die Wälder ſind immer noch dünn beſiedelt und vertragen eine weitere Koloniſation, die denn auch tatſächlich an verſchiedenen Stellen durch Güteraufteilung im Gang iſt, wenn auch keine großen Erträge zu erwarten ſind. Man ſieht auch, daß die Rodungskreiſe der friderizianiſchen Zeit mehrfach erweitert wurden[15]. Dazu kommt die größere Genügſamkeit und der größere Geburtenüberſchuß bei der waſſerpolniſchen Bevölkerung. Der Geburtenüberſchuß betrug in der letzten Zählperiode (1925—1933) öſtlich der Oder 14—17‰, an der Oder 9—12‰, auf den fruchtbaren Lehmböden 6—9‰ und im Glatzer Bergland unter 5‰.

Die gewaltige Konzentration von Menſchen im oberſchleſiſchen Induſtriegebiet iſt längſt bekannt. Sie hat hier auch durch Zuwanderungen von allen Seiten das ethnographiſche Bild völlig verändert. Trotz der ſtarken Zuwanderung polniſcher Arbeiter hat ſich das Deutſchtum mehr als vervierfacht. Das Schwergewicht der Bevölkerungsverdichtung liegt natürlich im Norden, zwiſchen Gleiwitz, Tarnowitz und Dabrowa; aber der Verdichtungsgürtel läuft durch alle drei Staatsgebiete, die hier zuſammenſtoßen, und umrahmt ovalförmig die Pleßſchen Wälder, wo die Kohle noch in zu großer Tiefe liegt. Die Schwierigkeiten der Grenzzerreißung und die Folgen wechſelnder Konjunktur können hier nicht beſprochen werden. Nur auf die Tatſache ſei wieder hingewieſen, daß Polen von ſeinen auf den Bahnen beförderten Steinkohlen 1925 43%, 1933 gar 59% ins Ausland verſchickte[16]. Die Bevölkerungsanhäufung des Kohlenreviers iſt alſo im eigenen Bedarf des Landes nur teilweiſe begründet. Die Kulturgrenze in den Weſtbeskiden, auf die vor Jahren ſchon E. Hanslik[17] aufmerkſam gemacht hat, erſcheint auf der Karte durch das Wachstum im Induſtriegebiet etwas verſchleiert, wird aber klar aus einem Vergleich des Geſenkes und des Berglandes hinter Teſchen: Dort allgemeine Abnahme, hier noch eine kräftige ländliche Koloniſation, z. T. in die Wege geleitet durch polniſche Rückwanderer, die ſich in Überſee einiges Geld erſpart haben.

Wenn die Erfahrungen an der litauiſchen und polniſchen Grenze, in der Kaſchubei und in Oberſchleſien es nahelegen, daß der Gegenſatz zwiſchen Slawen und Deutſchen maßgebend ſei für die ungleiche Bevölkerungsentwicklung, ſo iſt das doch ein voreiliger Schluß, wie der Blick auf Mähren und Böhmen beſagt. Es fällt nur die polniſch-deutſche Volksgrenze mit der Grenze einer verſchiedenen Wirtſchaftsentwicklung zuſammen. Böhmen aber hat, obwohl in ſeinem Inneren ſlawiſches Land, die gleiche Entwicklung wie das angrenzende Deutſchland erfahren: Meiſt fruchtbare Böden, ſeit langem gut beſtellt und rationell bewirtſchaftet, kein Stück Landes, das — von ein paar naſſen Wäldern im Süden abgeſehen — noch urbar gemacht werden könnte — und eine von deutſchen Menſchen und zum großen Teil auch mit deutſchem Kapital aufgebaute Großinduſtrie, die Leute in wachſender Zahl braucht. Die induſtrie- und verkehrsreichen Gegenden wachſen; in agrariſchen Gebieten aber zeigt unſere Karte keinen Unterſchied zwiſchen Deutſchen und Slawen, ſondern in weiten Strichen Bevölkerungsabnahme infolge der Abwanderung, die nach Prag und Pilſen, in die neuen Induſtriegebiete der Elbniederung, ins Falkenauer und ins Nordböhmiſche Steinkohlen- und Induſtriegebiet gerichtet iſt. Man kann freilich ſehen, daß die ſchwächeren Böden des ſüdböhmiſchen und mähriſchen Hochlands den Sudeten als Abnahmegebiete am meiſten zur Seite treten, obwohl ſie oder weil ſie über einen großen Bevölkerungsüberſchuß verfügen. Zum Unterſchied von den Sudeten ſind ſie ausgeſprochen induſtriearm und arm an größeren Städten, ſo daß das Land ſelbſt den Überſchuß nicht aufnehmen kann. J. Pohl hat in einer fleißigen Arbeit berechnet[18], daß in Böhmen öſtlich der Moldau und ſüdlich der Sazawa 75000 Menſchen weniger wohnen als 1869. Die Bevölkerungsverminderung ſetzt um 1880 ein, gleichzeitig mit dem verſtärkten Abbau der Kohlenlager und der Lokaliſierung der Großinduſtrie im nördlichſten Böhmen, die dort in hohem Maß verkehrsſtändig war und bis zum Weltkrieg die ganze große öſterreichiſch-ungariſche Monarchie verſorgte, ſich alſo einer beſonderen Blüte erfreute. Wenn aber auch die Abnahme in Südböhmen und Nordmähren beſonders groß iſt, bleibt doch auch das Wachstum im fruchtbaren und verkehrsgünſtigen unteren Egerland und in der Elbniederung trotz mancher neuer Induſtrieanlagen beſcheiden. Es hält ſich in den letzten 30 Jahren unter 10%. Dreimal ſehen wir ſogar, daß deutſche Sprachgebiete eine größere Zunahme aufweiſen als die benachbarten tſchechiſchen: das iſt der Fall im Böhmerwald, in der Iglauer- und in der Schönhengſter Sprachinſel. Aber dieſe Bevölkerungsvermehrung hängt neuerdings zuſammen mit der Agrarreform, die tſchechiſche Holzarbeiter und Siedler in bisher rein deutſche Gebiete ſchickte. Die Binnenwanderungen Böhmens ſind ja auch ſonſt von einſchneidender nationaler Bedeutung. Das nordböhmiſche Braunkohlenrevier war 1880 noch zu $^{9}/_{10}$ deutſch, 1921 kaum noch zu $^{2}/_{3}$. Das gewaltige Anwachſen der großen Städte war zunächſt durch die deutſche Induſtrie veranlaßt, kam jedoch im letzten Jahrzehnt den Tſchechen zugute. Wir ſehen auch in den kleineren nordmähriſchen Städten die Unterwanderung durch tſchechiſche Arbeiter und Beamte, die allmählich die Mehrheit erlangen.

---

[15] Vgl. H. Schlenger, Fridericianiſche Siedlungen rechts der Oder bis 1800 auf Grund der Aufnahmen von Hammer und v. Maſſenbach. Beihefte zum Geſchichtlichen Atlas von Schleſien. Breslau 1933.

[16] B. Mynett, Der Steinkohlenverkehr in Polen. Peterm. Mitt. 1937.

[17] E. Hanslik, Kulturgrenze und Kulturzyklus in den polniſchen Weſtbeskiden. Peterm. Mitt. Erg. H. 158. Gotha 1908.

---

[18] J. Pohl, Vylidňování venkova v Čechách v oddobí 1850—1930 (Die Entvölkerung des flachen Landes in Böhmen im Zeitraum 1850—1930). Prag 1932.

In Böhmen iſt der Geburtenüberſchuß bei Tſchechen und Deutſchen gleich gering. Es iſt auffallend, daß ſogar rein ländliche tſchechiſche Gebiete ein Überwiegen der Todesfälle aufweiſen[19]. Schon in Mähren macht ſich aber ein Unterſchied bemerkbar, und bei den „Walachen" der Weſtkarpathen treffen wir bereits einen großen Kinderreichtum, zugleich einen weſentlich niedrigeren Lebensſtandard. Die Flachlandſchaften Mährens verfügen über eine geringe Volkszunahme, die nur im induſtriellen Marchtal etwas höhere Werte erreicht. Der Geburtenüberſchuß deckt die in beſcheidenem Rahmen bleibende Abwanderung. Am Rand der Beskiden iſt durch den Aufbau einer neuen Induſtriezone (Zlin, Zauchtel, Freiberg) eine Verbeſſerung der Lebensbedingungen geſchaffen worden, von der unter den deutſchen Gebieten nur das auch ſonſt verkehrsbegünſtigte Kuhländchen Vorteil zieht.

Bevölkerung in Tauſendern	Landgemeinden			Größere Siedlungen		
	1869	1900	1930	1869	1900	1930
Vorland der Sudeten zwiſchen Iſer und Elbe	299	300	278	47	67	81
Unteres Egerland	130	163	166	28	47	56
Elbeniederung (Melnik bis Pardubitz)	231	273	294	46	73	108
Südoſt-Böhmiſches Hochland	502	487	439	29	39	50
Geſenke	269	267	260	29	36	45
Mähriſche Beskiden	267	317	341	30	38	61

Mit der Slowakei treten wir vollends ins Gebiet ländlicher Zunahme und eines ſtarken Bevölkerungsdruckes, dem auch der Bergwald ſchon in hohem Maße zum Opfer gefallen iſt. Volksdichten von 70—100, in den ſchleſiſchen und polniſchen Weſtkarpathen ſogar von 120 Menſchen auf dem Quadratkilometer erſcheinen als recht hoch[20]. Der einſtige Unterſchied zwiſchen einer weſtſlawiſchen ackerbautreibenden Bevölkerung in den Tälern und einer im 16. Jahrhundert eingewanderten öſtlicheren Welle von Viehzüchtern iſt längſt verſchwunden, ſeitdem die Bauern ihre Güter auch auf die Höhe vorgeſchoben haben[21]. Solange die ungariſche Grenze in den Beskiden lag, blieb die Wirtſchaftsweiſe primitiv und das ganze Gebiet recht abgelegen. Es wurde ein Gebiet der Abwanderung und auch der überſeeiſchen Auswanderung. Erſt die Zuſammenſchweißung mit Böhmen und Mähren ſchafft neue, beſſere Verkehrsbedingungen und eine allmähliche Hebung des Lebensſtandards. Zugleich begannen große Umſiedlungen. Tſchechen kamen in großer

---

[19] E. Wolters, Zur Bevölkerungsbewegung der einzelnen Völker und Volksgruppen in der Tſchechoſlowakei. Deutſches Archiv f. Landes- u. Volksforſchung, I. Leipzig 1937. Vgl. auch E. Winkler, Die Tſchechoſlowakei im Spiegel der Statiſtik, Karlsbad-Leipzig 1937, S. 22ff.

[20] Vgl. die inſtruktive Karte in dem eben genannten Aufſatz von Wolters über die bereinigte Bevölkerungsdichte, die den Bodendruck am beſten erkennen läßt. Es ſind nicht die tſchechiſchen Abnahmegebiete, die relativ am meiſten übervölkert ſind.

[21] L. v. Sawicki, Almenwirtſchaft und Hirtenleben in der Mähriſchen Walachei. Zeitſchr. f. öſterr. Volkskde. Wien 1915.

Zahl als Beamte, Angeſtellte und Soldaten und füllten den Platz, den die Madjaren aufgeben mußten. Wenn im Slowakiſchen Bergland die Bevölkerungszunahme nicht ſo groß iſt wie in den Polniſchen Weſtkarpathen, wo ſie V. Ormicki zu 17% im letzten Jahrzehnt berechnete[22], liegt das an der notleidenden Induſtrie und dem Rückgang des Bergbaus, der weſtlich von Kaſchau geradezu zu einer Entvölkerung des Gebirges geführt hat.

Eine ſolche Entvölkerung betrifft auch die deutſche Sprachinſel der Zips, die mit der Vernichtung des Durchgangshandels und des Gewerbes ihre ſtädtiſchen Grundlagen verlor und ſich mit ihrer geringeren Kinderzahl auch den Slowaken gegenüber nicht behauptet. Schon ſeit 1848 iſt die Zips Auswanderungsgebiet; es nimmt hier die Ackerfläche ab zugunſten einer extenſiven Graswirtſchaft.

Bis vor kurzem hat die March unterhalb Lundenburg noch eine Kulturgrenze gebildet. Die öſterreichiſche Seite iſt gut beſiedelt und kultiviert und erfreute ſich im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts noch eines Aufſchwungs ihrer Landwirtſchaft[23], auf dem öſtlichen Wieſenufer gab es große Wälder und Weiden in der Hand des Großgrundbeſitzes. Hier iſt noch Koloniſationsraum, der ſich erſt langſam auffüllt. Und gleiches gilt von den weſtlichſten Steppen des Ungariſchen Tieflands am Oſtufer des Neuſiedlerſees und längs der Raab und Rabnitz. Nur der madjariſche Großgrundbeſitz war den drei Gebieten gemein; die Bevölkerung iſt öſtlich der March ſlowakiſch, am Neuſiedlerſee deutſch, an der Raab madjariſch. Mit der Freigabe der Beſiedlung kann hier überall noch eine ſtärkere Volksverdichtung Platz greifen. Sonſt aber beſtehen auch an der deutſch-madjariſchen Sprachgrenze keine prinzipiellen Verſchiedenheiten im Wachstum. Weſtungarn iſt im ganzen ſchon gut in Kultur genommen und die Landwirtſchaft ſteht auf hoher Stufe. Der Geburtenüberſchuß iſt bei den Madjaren wegen des Ein- bis Zweikinderſyſtems nicht größer, ſondern kleiner als bei den deutſchen Bauern[24]. Als Knechte und Erntearbeiter werden oft andere Völker herangezogen. Das Entſcheidende in der Bevölkerungsverſchiebung iſt die Zerſchlagung der Güter und die Aufſiedlung bisheriger Viehzuchtgebiete. Weſtlich der Donau betrifft das vor allem das Dreieck zwiſchen Budapeſt, Stuhlweißenburg und Szegſzard, teilweiſe auch noch die Gegend öſtlich von Steinamanger, wo unſere Karte etwas mehr Punkte zeigt. Der Gegenſatz gegenüber dem Burgenland und der Oſtſteiermark iſt in den bisherigen Grundbeſitzverhältniſſen begründet. Auf dem deutſchen und deutſch verwalteten Boden gibt es hier ſeit langem keinen Großgrundbeſitz, aus deſſen Aufteilung Siedlungsraum zu gewinnen wäre.

---

[22] V. Ormicki, Rozmieszczenie l'udności wiejskiej i lokalizacja przemysłu w Polskich Karpatach Zachodnich (Verteilung der ländlichen Bevölkerung und Lokaliſation der Induſtrie in den polniſchen Weſtkarpathen). Wiadomości geograficne XII, Krakau 1934.

[23] F. Krug, Das Marchfeld als Wirtſchaftsraum, Wirtſchaftsgeographie, hrsg. von B. Dietrich, Heft 7. Wien 1935.

[24] A. Burkardt, Zur Volksbiologie des ungarländiſchen Deutſchtums in der Nachkriegszeit (mit Karte). Deutſches Archiv f. Landes- u. Volksforſchung, I, 1937. — Für die Bevölkerungsentwicklung in Ungarn vgl. G. Thirring, Die Bevölkerung Ungarns, geographiſch betrachtet. Földr. Közlem. (Cholnoky-Feſtſchrift). Budapeſt 1935.

Er exiſtiert allerdings in den ſchwerer zugänglichen und unfruchtbaren Tälern des alpinen Kalkgebirges, wo ungeheure Wälder ſich erhalten und nach einer Periode der Entvölkerung zu Ende des 19. Jahrhunderts ſogar noch dichter zuſammengeſchloſſen haben. Im niederöſterreichiſchen Pieſtingtal ſind allein in der Zeit von 1880—1914 40 Einzelhöfe und 37 Hofſtellen in Dörfern abgeſtiftet worden[25]. Aber das iſt eine Entwicklung, die auch ſonſt die abgelegeneren Alpentäler betraf, während ſich längs der Verkehrslinien, an denen ſich auch die Induſtrie angeſiedelt hat, Bevölkerungsverdichtung Platz greift. Der in ganz Öſterreich ſehr geringe Geburtenüberſchuß wird hier eben durch kräftige Zuwanderung geſtützt. Ein nationaler Unterſchied iſt auch hier nicht zu beobachten. Das langſame Wachstum der deutſchen Oſtſteiermark kennzeichnet auch die Windiſchen Bühel. Abnahmen in abgelegenen Gebirgen finden ſich im deutſchen Kärnten und im ſlawiſchen Krain. Wenn die Gottſcheer Sprachinſel ein Gebiet der Bevölkerungsabnahme iſt, ſo auch nur deshalb, weil ſie hinter den Wäldern liegt und wenig Induſtrie entwickeln konnte[26]. Sonſt iſt Krain gerade im ſüdſlawiſchen Staat *die* Induſtrieprovinz des Reiches und neben dem Banat und der Batſchka das Gebiet mit der beſtentwickelten Landwirtſchaft, wo kaum ein Fleckchen Boden noch neu zu gewinnen iſt. Wie Böhmen muß auch Krain für die Zeitperiode 1870—1930 zum mitteleuropäiſchen Gebiet landwirtſchaftlicher Überſättigung und weitgehender Abſorbierung überſchüſſiger Kräfte durch Induſtrie, Bergbau und Verkehr gerechnet werden.

Nun zeigt ſich auf unſerer Karte ſüdlich der Zala wieder eine ſcharfe Grenze zwiſchen Gebieten der Stagnation und der Bevölkerungsabnahme einerſeits und ſolchen beträchtlicher Zunahme. Sie kommt aber nur bei Radkersburg nahe an die Volksgrenze heran und bleibt ſonſt dem geſchloſſenen Deutſchtum fern. Sie fällt aber auf große Strecken mit der früheren Weſtgrenze Ungarns und Kroatiens zuſommen. Die Urſachen müſſen noch genauer unterſucht werden. Sie ſcheinen nicht überall die gleichen zu ſein. Nur teilweiſe iſt es noch der ungariſche Großgrundbeſitz, der einer Aufteilung und Neubeſiedlung fähig iſt. Solche Gebiete liegen dort, wo auch eine zweite Urſache wirkſam wird, die Trockenlegung und Urbarmachung verſumpfter Landſtriche an der unteren Mur und Drau. Es ſei daran erinnert, daß in Slawonien eine ganz ausgedehnte Koloniſation ſeit den 60er Jahren des letzten Jahrhunderts im Gang iſt, die noch nicht abgeſchloſſen iſt. Sie hat viele deutſche Siedler ins Land gebracht und iſt wohl die jüngſte der deutſchen Koloniſationswellen im Donauraum[27]. Für die Kleinbauernſiedlung der kroatiſchen

---

[25] H. Mairinger, Die Veränderungen des Siedlungsbildes im Pieſtingtale (Niederöſterreich) ſeit der joſephiniſchen Zeit. Geogr. Jahresbericht aus Öſterreich, XVIII. Wien 1935.

[26] E. Lehmann, Bevölkerungsverteilung und Bevölkerungsverſchiebung im Gottſcheer Hochland. Jubil. Feſtbuch der Gottſcheer 600-Jahrfeier 1930. Gottſchee.

[27] E. Lendl, Die jungen deutſchen Sprachinſeln im weſtlichen Slawonien und den benachbarten Teilen Kroatiens. Geogr. Jahresbericht aus Öſterreich, XVIII, Wien 1935.

Zagora kann dieſe Urſache aber nur zum Teil gelten. Hier hat ſich die Bevölkerung ſchon während der Türkenzeit beſonders angeſtaut, als die offeneren Landſtriche geplündert oder preisgegeben und ſpäter der Militärverwaltung unterſtellt wurden. Als ſehr fruchtbares Gebiet hat das weſtlichſte Kroatien auch am meiſten Anregungen vom benachbarten Öſterreich erfahren und ſeine Landwirtſchaft, einſchließlich Wein- und Obſtbau, zu Ende des 19. Jahrhunderts ausgebaut. Neuerdings iſt auch hier noch die Trockenlegung einiger verſumpfter Täler und eine beſcheidene Induſtrie in der Nähe von Agram hinzugekommen. Die Karte des biologiſchen Typus in Südſlawien zeigt hier einen verſtärkten Geburtenüberſchuß[28].

Wie dicht wir hier an Räumen ſtehen, die ihre wirtſchaftliche Erſchließung noch nicht erfahren haben, mögen wir dem unbeſiedelten Streifen längs der Save unterhalb von Agram entnehmen, wo immer noch große Eichenwälder auf ſumpfigem Boden ſtehen. Da gibt es Landſchaftsbilder von einer Urwüchſigkeit, wie ſie ſelbſt in der Poleſie ſchon faſt der Vergangenheit angehören und in Europa überall erſt hinter der Zone liegen, die uns hier beſchäftigt hat: der Zone raſchen Wachstums der Bevölkerung infolge guter biologiſcher und günſtiger wirtſchaftlicher Bedingungen. Dieſer Streifen ſpringt vom Slowakiſchen Bergland oſtwärts auf die Donau-Theiß-Platte zurück, nähert ſich aber deutſchem Boden wieder an ſeiner ſüdöſtlichſten Ecke, eben bei Radkersburg. Die deutſchen Kultureinflüſſe haben nicht nur Böhmen, Mähren und Krain als alte Länder der öſterreichiſchen Herrſchaft erfaßt, ſondern teilweiſe auch das weſtliche Ungarn, das weniger unter der Türkenherrſchaft zu leiden hatte. Im Süden iſt die kroatiſche Grenze eine faſt ebenſo ſcharfe wie die alte ruſſiſche Grenze im Norden. Die alte Grenze zwiſchen dem Reich und Öſterreich (Sudetenländer) tritt nicht in Erſcheinung, weil beiderſeits die Lebensformen und die Wirtſchaftsentwicklung die gleichen waren.

---

[28] F. Mikič, Karte der Indexe des biologiſchen Typus in Jugoſlavien. Collection des cartes de la Société de Géographie de Beograd Nr. 5. Belgrad 1936.

Die deutſchen Siedlungsräume im Südoſten[1]

Von Walter Kuhn

Mit einer Karte

Geographiſche Grundlagen

Die deutſchen Siedlungsräume im Oſten Europas ſind durchwegs dadurch entſtanden, daß die in verſchiedenen geſchichtlichen Perioden aus dem Mutterlande herandrängenden Koloniſationswellen durch die Eigenart der Landſchaft mitbeſtimmt, geleitet, angezogen oder abgeſtoßen, wirtſchaftlich und ſozial geformt, in ihrem Gelingen, ihrer ſpäteren Entwicklung und Ausbreitung beeinflußt wurden. So ſetzten ſich die natürlichen Verſchiedenheiten der Landſchaft in dauernde Weſensunterſchiede der in ihnen wohnenden Gruppen um. Eine Unterſuchung der Siedlungsräume fragt alſo in erſter Linie nach den Zuſammenhängen zwiſchen dem Boden einerſeits, Geſchichte, Stammesart, Wirtſchaftsweiſe und innerem Gefüge der bäuerlichen deutſchen Volksinſeln anderſeits[2].

Die Grundzüge der Raumgliederung Südoſteuropas beſtimmen die Gebirge, vor allem das große tertiäre Faltungsſyſtem Karpathen—Balkan—Jaila—Kaukaſus. Am bedeutendſten wurden davon für die deutſche Volksinſelbildung der oberungariſche und der ſiebenbürgiſche Gebirgsraum ſamt den von ihnen eingeſchloſſenen Becken und dem Verbindungszuge der Waldkarpathen. In geringerem Maße kommen dazu die Erzgebirge der Balkanhalbinſel und der Kaukaſus in Betracht. Als urſprüngliche Waldlandſchaften ſind die Gebirge erſt verhältnismäßig ſpät dauernd beſiedelt worden. Sie bilden dadurch und durch ihre Unwegſamkeit die natürlichen Trennungsſchranken zwiſchen den alten Staaten. So iſt es verſtändlich, daß die älteſten deutſchen Gründungen hier Grenzkolonien waren. Die Gebirgsräume bieten aber auch die beſten Bedingungen für Induſtrieſiedlungen, durch ihre

---

[1] Nach einem Vortrage in Hermannſtadt am 6. September 1937. Die Arbeit iſt auf Anregung von Prof. Haſſinger entſtanden. Ihre Veröffentlichung zu ſeinem 60. Geburtstag ſei ein kleines Zeichen des Dankes, den ich ihm für vielfältige wiſſenſchaftliche und perſönliche Förderung ſchulde.

Wertvolle Hinweiſe für die Arbeit, zumal für den Entwurf der Karte, verdanke ich auch Dr. Egon Lendl, Wien. Weder im Rahmen eines Vortrages noch eines Zeitſchriftenaufſatzes iſt es möglich, die Fülle der ſich aufdrängenden Raumfragen gleichmäßig zu behandeln. Der Beitrag kann nur einige Leitgedanken geben, deren weitere Ausführung von fachgeographiſcher Seite erwünſcht wäre.

[2] Die Arbeit bezieht ſich nur auf bäuerliche Volksinſeln, handelt alſo weder vom ſüdöſtlichen Grenzdeutſchtum noch von den ſtädtiſchen Siedlungsinſeln.

Waſſerkräfte, den Erzreichtum und die verſchwenderiſche Fülle von Holz, zur unmittelbaren Nutzung ſowohl wie für den Betrieb von Glas- und Eiſenhütten.

In der Ebene bildet eine wichtige Gliederungslinie jene von Breslau—Neiße—Tſchenſtochau—Radom—Lublin—Wladimir Wolynſk—Rowno—Korzec—Oſtrog—Żytomir—Kiew, weiter etwa über Tula—Kaſan nach Perm und mit einer Unterbrechung durch den Ural nach Omſk und Nowoſibirſk[3]. Nördlich dieſer Linie beſteht die Bodenkrume aus den verwitterten Ablagerungen der letzten Vereiſung. Die landwirtſchaftliche Eignung wechſelt oft ſchnell auf kleinen Räumen, neben ertragreichen Grundmoränenflächen liegen ſteinige Endmoränenwälle und unfruchtbare Sander. Der Grundwaſſerſpiegel iſt hoch, ſo daß ihn die flachen Wurzeln der Nadelbäume erreichen können. Auch dieſe Landſchaft iſt daher urſprünglich weitgehend bewaldet und ſiedlungsfeindlich. Weite Strecken des Waldes haben ſich bis heute erhalten, vor allem auf den Sandflächen. Charakterbäume ſind Kiefer und teilweiſe Birke, während es im Gebirge Fichte und Tanne ſind.

Südlich der angeführten Grenzlinie wurde der Boden an einzelnen Stellen durch die Verwitterung der anſtehenden voreiszeitlichen Geſteine gebildet, hauptſächlich aber beſteht er aus Löß. Wo Löß in größerer Mächtigkeit auftritt, ſinkt der Grundwaſſerſpiegel, ſo daß ihn die Baumwurzeln nur an wenigen Stellen erreichen können, und auch da nur die tiefgehenden der Laubbäume. Die Urlandſchaft zeigt daher nur vereinzelte Laubwaldinſeln in den Bodeneinſchnitten, inmitten einer ſonſt waldfreien Landſchaft („Waldſteppe“ oder „Parkſteppe“). Aus dieſem Grunde und infolge der großen Fruchtbarkeit des Lößes ſind dieſe Gebiete ſiedlungsfreundlich und in der Tat älteſter Siedlungsboden. Die Wohnſtätten drängen ſich in den Tiefenlinien zuſammen, wo das Grundwaſſer leichter zu erreichen iſt. Daher ſind die Dörfer meiſt ſehr groß.

Zur vertikalen Gliederung und der Bodengrenze kommt als drittes die Klimaſcheide Kiſchinew—Krementſchug—Poltawa—Charkow—Saratow—Samara. Südlich dieſer Grenzzone (eine ſcharfe Grenzlinie läßt ſich hier nicht ziehen) wird das Verhältnis zwiſchen Temperatur und Niederſchlagsmengen und vor allem die jährliche Verteilung der Niederſchläge ſo ungünſtig, daß Wald überhaupt nicht mehr fortkommen kann, auch nicht Laubwald. Damit geht hier die Waldſteppe in die reine Wieſenſteppe über. Nach der Karte von Praſſolov deckt ſich mit dieſer Grenze ungefähr auch die zwiſchen „mächtiger Schwarzerde“ im Norden und „gewöhnlicher Schwarzerde“ im Süden. Die völlig baumloſe Steppe iſt an ſich dem Ackerbau offen. Aber die zu kurze Vegetationsperiode, die häufigen Mißernten bei Ausbleiben des Frühlings- und Frühſommerregens uſw. ſtellen die

---

[3] S. Miklaſzewſki, Gleby Polski, Warſchau 1927. — L. Praſſolov, Allgemeine Bodenkarte des europäiſchen Teiles der USSR, Leningrad 1927 (wiedergegeben bei P. Kriſche, Bodenkarten und andere kartographiſche Faktoren . . ., Berlin 1928, Abb. 39).

Landwirtſchaft doch vor andere, weſentlich ungünſtigere Vorausſetzungen als in der Waldſteppe.

Die große pontiſche Steppe ſendet nach Weſten einen Ausläufer in die Walachei und Vorpoſten in das Innere des Karpathenbogens. Ausgeſprochene Steppe iſt das Flachland zu beiden Seiten der Theiß. Die Randlandſchaften der großen ungariſchen Tiefebene, der Norden und das Hügelland weſtlich der Donau ſtellen Übergangsgebiete mit urſprünglichem Waldſteppencharakter dar.

Naturräume und Volksräume im Südoſten

Naturräume werden zu Volksräumen, indem einerſeits die Volksſtämme bei ihren Wanderungen die Gebiete bevorzugen, die ihnen nach Landesart und wirtſchaftlichen Vorausſetzungen zuſagen, anderſeits das Hineinleben in einen Raum und ſeine Lebensbedingungen die Volksart mitbildet und die Abſonderung von ſtammverwandten Gruppen in anderen Räumen begünſtigt. Südoſteuropa iſt ein Muſterbeiſpiel für dieſe Zuſammenhänge zwiſchen Boden und Volk.

Die *Wieſenſteppe* iſt der naturgegebene Bereich der *Großviehzüchternomaden*. Die Ebenen nördlich des Schwarzen Meeres ſind die alte Wanderſtraße der aſiatiſchen Reitervölker nach Weſten, im Theißtieflande als dem letzten Ausläufer der Steppe kamen ſie zum Stehen und zur Staatenbildung: nacheinander Jazygen, Hunnen, Awaren, Madjaren. Erſt als den letzteren der Übergang zum Ackerbau aufgezwungen wurde, wurde das Tiefland für weitere Nomadenzüge geſchloſſen. In Südrußland dagegen folgte der Tatareneinbruch; die letzten Reſte des Khanates Krim beſtanden bis 1783.

Der Löß der alten *Waldſteppe* iſt dagegen wie geſchaffen für die Entwicklung ackerbautreibender Völker. Das Schwarzerdegebiet im Nordoſten des Karpathenbogens bis zum Dnjepr hin iſt die Heimat der *Slawen*, nach dem Abzug der Süd- und Weſtſlawen der Sitz der *Reußen* (Ukrainer). Sie haben immer wieder verſucht, mit dem Pflug in die weite offene Steppe Südrußlands vorzudringen, immer wieder aber wurden ſie durch neue Nomadeneinbrüche zurückgeworfen, bis ſeit dem 18. Jahrhundert die endgültige Verdrängung des Großviehzüchters durch den Bauern gelang. Weiter im Weſten wurde die Lößlandſchaft an ſchaften Böhmens und Mährens bildete ſich das *tſchechiſche* und das von dieſem urſprünglich verſchiedene mähriſche Volk.

Im *Waldlande* nördlich der Lößgrenze entſtand auf einer Inſel von Schwarzerde in Kujawien das Zentrum der *großpolniſchen* Staatsbildung. Nach Oſten zu ſchließen ſich baltiſche und ſchließlich urſprünglich finniſche Stämme an. Durch die früh von den Reußen aus einſetzende Koloniſation entwickelte ſich aus der Miſchung mit den Finnen und in der neuen Umwelt ein eigenes Volk, die *Großruſſen*.

Im Gebirgsraume der nordweſtlichen Balkanhalbinſel haben die Serben und Kroaten ihre Ausbildung als Volk gewonnen. Verhältnismäßig ſpät erſt wurden die Karpathen endgültig beſiedelt. Die älteſte der heute noch in ihnen lebenden Gruppen ſind die Sekler in den kleinen Becken der Oſtkarpathen, über deren Herkunft wir nichts Sicheres wiſſen. Erſt in der Zeit des ſich feſtigenden ungariſchen Staates haben ſich die Weſtſlawen von den ſüdweſtlichen Talöffnungen her in das oberungariſche Bergland hinaufgeſchoben und damit den Grund zur Entſtehung des Gebirgsvolkes der Slowaken gelegt. Als letzte, entſcheidend erſt ſeit dem 12. Jahrhundert[4], haben die Rumänen den Kern ihres heutigen Volksgebietes, das Siebenbürgiſche Hochland, beſiedelt. Sie ſind urſprünglich ein reines Gebirgsvolk. Während aber die Slowaken auch in den Bergen in erſter Linie Bauern blieben, geſchah die Ausbreitung der Rumänen auf der Grundlage einer ganz beſonderen Wirtſchaftsweiſe: ſie treiben auf den Höhen der Gebirgskämme Schafzucht, ſchaffen Weideflächen durch Rodung in primitiver Form, führen mit ihren Herden weite Wanderungen aus, beſitzen aber daneben auch Dauerſiedlungen in den Tälern mit etwas Ackerbau. Vom Balkan aus nach Siebenbürgen übergetreten, nahmen ſie ſchnell die von den älteren Einwohnern des Landes nicht genützten hochgelegenen Gebiete in Beſitz. Von der Marmaroſch aus begann in der Mitte des 14. Jahrhunderts ihre große Weſtwanderung innerhalb des Waldkarpathenzuges, die ihr Ende erſt im 16. Jahrhundert in den Weißen Karpathen („Mähriſche Walachei“) fand. Die Rumänen waren die Führer der Bewegung und ſetzten ihre wirtſchaftlichen, ſozialen und volkskundlichen Formen, ihre Namengebung der Berge uſw. durch. Daneben aber waren in dieſer Zeit auch die ſlawiſchen Anwohner der Ebene an der Erſchließung der Karpathen beteiligt, deren Sprache ſchließlich obſiegte. Erſt durch dieſen Vorgang erhielten die ſlawiſchen Völker zu den alten Stämmen in der Ebene im Süden Gebirgsſtämme angefügt: bei den Ukrainer die Huzulen, Bojken und Lemken, bei den Polen die Goralen, bei den Mährern die „Walachen“.

Die Übereinſtimmung von Natur- und Volksräumen iſt ſo im Südoſten außerordentlich ſtark. Die Volksgrenze der Madjaren gleicht urſprünglich faſt einer Höhenſchichtenlinie, dem Ufer eines das ungariſche Tiefland erfüllenden Meeres. Erſt die Verſchiebungen im Gefolge der Türkenkriege haben dieſe Lage etwas geſtört. Die Anpaſſung der oſteuropäiſchen Völker an je nur eine Landſchaft und Wirtſchaftsweiſe erſchwerte ihnen die Koloniſation in einem andersartigen Gebiet. Die Deutſchen dagegen, deren Volksboden ſich von den Marſchen bis in die höchſten Tallandſchaften der Alpen erſtreckt, hatten unter ihren Stämmen gleichſam Spezialiſten für die Erſchließung aller Landesarten. Darin liegt eine der Vorausſetzungen für ihren durchſchlagenden Erfolg als Koloniſten.

---

[4] Nach dem heutigen, noch nicht reſtlos ſicheren Stand der Forſchung.

Die mittelalterlichen Volksinſeln im Südoſten

Im Mittelalter entſtehen deutſche Volksinſeln vor allem an den Gebirgsrändern Ungarns[5], im Zuge ihrer endgültigen Erſchließung und des Vorſchiebens der Staatsgrenze auf den Gebirgskamm. Es handelt ſich alſo nicht um Lückenfüllung in einem ſchon erſchloſſenen Volksgebiet, ſondern um Siedlungen im „deſertum“, in dem zwar nicht menſchenleeren, aber noch nicht endgültig zu Volksboden gewordenen Grenzlande. Zwei Ziele ſind der Koloniſation zunächſt geſteckt: die Grenzſicherung und der Bergbau auf Edelmetall.

Der Anſtoß zur Grenzerſiedlung kam von Öſterreich her. Seit etwa 1050 erfuhr unter den Babenbergern die Koloniſation am Alpenrande einen entſcheidenden Aufſchwung (Anwendung des Straßen- und Angerdorfes). Der madjariſche Landesausbau war damals noch weit von der Staatsgrenze entfernt[6]. Wollten ſich die Arpaden das Grenzgebiet nicht wegkoloniſieren laſſen, ſo mußten ſie eine Gegenkoloniſation anſetzen. Das geſchah im 12. Jahrhundert, aber vorwiegend mit deutſchen Siedlern, da Madjaren für das Siedeln im Hügellande nicht zur Verfügung ſtanden. So wurde Weſtungarn, das heutige Burgenland, deutſch.

Es lag nahe, das im Weſten Erprobte auch für die nördlichen und öſtlichen Gebirgsränder Ungarns anzuwenden. Die Verhaue, die urſprünglich das madjariſche Siedlungsgebiet der Ebene umgaben, wurden im 12. und 13. Jahrhundert ſchrittweiſe in das Gebirge vorgeſchoben und das neu einbezogene Land beſiedelt. An den entſcheidenden Stellen, zur Deckung der Paßeingänge, wurde dabei auf deutſche Siedler zurückgegriffen. In der Mitte des 12. Jahrhunderts wurden die Siebenbürger Sachſen im Hermannſtädter und Nösnergau, zu beiden Seiten der Sekler, angeſiedelt, 1211—1225 unter dem Deutſchen Orden auch im Burzenlande. Ins 12. Jahrhundert fallen auch die älteſten Zipſer Siedlungen am Fuße der Hohen Tatra. Alle dieſe Gruppen liegen, wie die älteren Seklerſiedlungen, in den Beckenlandſchaften Siebenbürgens und Oberungarns. In die höheren Gebirgslagen drangen die Grenzerſiedlungen nicht hinauf. Eine zwiſchen der Zips und dem Nösnergau verbindende Grenzergruppe waren wahrſcheinlich die zu Anfang des 13. Jahrhunderts bezeugten deutſchen Orte im Komitat Ugocſa[7], am Austritt der Theiß in die Ebene.

Die uns näher bekannten Grenzergruppen der Siebenbürger und Zipſer ſtimmen in vielen Zügen überein. Sie ſind wehrpflichtig und in den inneren Kämpfen

---

[5] Unſer Wiſſen über die mittelalterlichen deutſchen Bauernſiedlungen in den Ebenen Ungarns iſt derzeit noch ſehr gering, für eine geographiſche Einordnung völlig unzureichend. Wir haben Andeutungen für das Ofener Bergland, die Schwäbiſche Türkei, das Banat. Was aber hier an deutſchen Siedlungen beſtand, wurde durch die Türkenzeit vernichtet.

[6] Artikel „Burgenland-Weſtungarn“ im „Handwörterbuch des Grenz- und Auslanddeutſchtums“, Bd. 1.

[7] Darüber vgl. jetzt Szábo Istvan, Ugocsa megye (Das Komitat Ugocſa), Bd. 1 der neuen Reihe Magyarság és Nemzetiség (Madjarentum und Nationalität), Budapeſt 1937, S. 47 f.

Ungarns des öfteren entſcheidend beteiligt. Dafür iſt ihre Rechtsſtellung außerordentlich gut. Sie ſind perſönlich frei, haben freie Richter- und Pfarrerwahl und entwickeln auf dieſen Grundrechten immer feſtere politiſche Eigenſtändigkeit. Der Herkunft nach ſind ſie vorwiegend Weſtdeutſche, auch die Zipſer vor 1241 (wie auch die planmäßige Siedlung am Alpenrande ſeit 1050 deutlich fränkiſche Einflüſſe zeigt). Wohl im Zuſammenhang damit haben ſie überall die Siedlungsform des Straßen- und Angerdorfes verwendet und in Ungarn heimiſch gemacht. Städte fehlen anfangs und entwickeln ſich erſt ſpäter.

Durch den Anſtoß von Öſterreich her iſt die deutſche Grenzerſiedlung Ungarns in den Wirkungszuſammenhang der ſüddeutſchen Koloniſation eingereiht. Nur ſo iſt es zu erklären, daß überall an den Rändern Ungarns deutſches Leben aufblühte zu einer Zeit, als in Mitteldeutſchland eben erſt die Elbe—Saale-Linie überſchritten wurde und der ganze ſchleſiſche Pfeiler noch fehlte.

Der Bergbau dagegen wurde vor allem im Fortſchreiten des oſtmitteldeutſch-ſchleſiſchen Siedlungszuges nach Ungarn vorgetragen, die Kette der oberungariſchen Bergſtädte iſt die Verlängerung der ſudetendeutſchen. Darum liegt die Gründungszeit der Bergbauſiedlungen durchſchnittlich ſpäter, im 13. und 14. Jahrhundert, ſtammlich überwiegen Schleſier und Oberdeutſche. Der Bergbau war in ſeiner gehobenen Form im mittelalterlichen Oſten deutſches Monopol. Die ſpezialiſierte handwerklich-techniſche Leiſtung erhob ihn in den Bereich der Stadtwirtſchaft. Aber die Bergſtädte brauchten Häuer und Hilfsarbeiter und, wo ſie ins menſchenleere Gebirge vorgeſchoben waren, auch bäuerliches Hinterland zur Lieferung der Lebensmittel. So ſetzten ſie planmäßig in ihrer Nachbarſchaft deutſche Dörfer an, der Bergbau in ſeiner mittelalterlichen Art wirkte volksinſelbildend. Die bis heute deutſch gebliebene Kremnitzer und Deutſchprobener Gruppe ſind ſchöne Beiſpiele dieſes Zuſammenwirkens von Stadt und Land, ähnlich die Zipſer Gründe im Göllnitz- und Bodvatale. Aber auch Neuſohl, Königsberg, Schemnitz uſw. hatten ihren deutſchen Dörferkranz. Die beſonderen wirtſchaftlichen Aufgaben beſtimmen im höchſten Maße das ſoziale und kulturelle Gefüge der Bergſtädte und ſchließen ſie zu einer ſcharf abgegrenzten Gruppe zuſammen.

Die Fundſtellen der Erze liegen in Ungarn am Innenrande der das Tiefland umrahmenden Gebirgszüge. Darum bilden die deutſchen Bergſtädte gewiſſermaßen einen inneren Ring innerhalb des äußeren der Grenzerſiedlungen. Sie erfüllen den ſüdlichen Teil des oberungariſchen Berglandes bis zum Südabfall des Erzgebirges, der heute die Grenze des ſlowakiſchen gegen das madjariſche Volksgebiet darſtellt. In den madjariſchen Randgebirgen finden ſich kaum deutſche Bergorte, mit der einen Ausnahme von Deutſch-Pilſen im Neograder Gebirge im Eipelbogen, das damit die einzige alte Volksinſel im heutigen Ungarn darſtellt. Weitere Bergſtädte liegen im nordweſtlichen Siebenbürgiſchen Hochlande (Neuſtadt-Nagybánya, Mittelſtadt-Felsöbánya uſw.) und im Siebenbürgiſchen Erzgebirge (Ofenberg, Schlatten uſw.). Im Süden wird der Kreis durch eine Kette deutſcher Bergmannsſiedlungen vom Bosniſchen Erzgebirge durch Südſerbien bis in den Balkan hinein geſchloſſen.

Mit dem Ende des 14. Jahrhunderts hört die deutſche Ausbreitung im Südoſten auf. Es erfolgen im Gegenteil Rückſchläge durch die Türkenkriege, durch die rumäniſche und ſüdſlawiſche Gegenwanderung, ſchließlich auch durch das Verſiegen des Bergſegens. Damit endet, bis auf einige noch zu beſprechende geringfügige Ausnahmen, die deutſche Koloniſation im Gebirgsraume überhaupt. Was von den deutſchen Gründungen die Stürme der Zeit überdauert hat, das ſind heute *alte Volksinſeln*, die aus ſich heraus nicht mehr wachſen, die im Gegenteil mit ſtändigem Abbröckeln zu kämpfen haben. Anderſeits ſind die Gebiete durch die deutſche Kulturarbeit ſo erſchloſſen und gereift, daß ſie für neue deutſche Siedlungswellen aufnahmeunfähig geworden ſind. Die kleinen Schübe der Baden-Durlacher, Hanauer, Landler uſw. haben auf dem Sachſenboden nur die Lücken ausgefüllt, die durch äußere Ereigniſſe geriſſen worden waren, ſie haben keinen neuen deutſchen Volksboden geſchaffen. Die wenigen kleinen Gründungen Joſefs II. in Oberungarn bilden nicht eigene Siedlungsräume, ſondern ſchmiegen ſich an alte deutſche Gruppen an. Die abwehrende Haltung, welche die Siebenbürger Sachſen anfänglich gegen Teile der Zuwanderer einnahmen, verſinnbildlicht die Sättigung der alten Siedlungsräume.

Die neuzeitliche Frühkoloniſation in Ungarn

Die *Türkenzeit* bewirkt im Ofener Paſchalik und ſeinen von den Kämpfen heimgeſuchten ebenen Grenzgebieten einen völligen Umſturz des Siedlungsweſens: in der Mitte des Tieflandes die Zuſammenziehung der alten Dörfer zu den heutigen Großgemeinden, an den Rändern, vor allem in Südungarn und ſehr ſtark auch im Weſten der Donau, die Verödung und Zerſtörung der bäuerlichen Siedlung überhaupt, das Zurückweichen der Madjaren nach Norden und ihre Erſetzung durch halbnomadiſche ſerbiſche Viehzüchter vom Balkan. Umgekehrt wurden nach der Befreiung des Landes die Nordränder der Ebene durch das ungeregelte Abſtrömen der Bauern nach dem freigewordenen Tieflande entleert. Die Gebirgsländer wurden im Vergleich dazu von der Türkenzeit weniger betroffen.

Darum erfaßte die nach 1683 neu einſetzende Koloniſation, im vollen Gegenſatz zur mittelalterlichen, mit zwei kleinen Ausnahmen nur die ebenen Landſchaften Innerungarns und die von dieſen eingeſchloſſenen kleineren Gebirgsketten des Bakonyerwaldes, Schildgebirges, Mecſekzuges uſw. Von Anfang an waren Deutſche an ihr beteiligt. Sie ſiedelten dabei nicht auf Neuland, ſondern auf altem Kulturboden, der nur wieder inſtand geſetzt und neu zu Bauernland gemacht werden mußte. Darum ſind auch die Namen der deutſchen Dörfer faſt ausſchließlich madjariſch, ſoweit nicht der öſterreichiſche Staat eingriff und deutſche Ortsnamen ſchuf.

Träger der Koloniſation (mit Ausnahme von Banat und Batſchka) iſt bis 1760 der *private Großgrundbeſitz*, vor allem neben dem ungariſchen der neue öſterreichſche Hochadel, die Heerführer, die in dem eroberten und von den früheren Eigentümern verlaſſenen Lande ungeheure Beſitzungen erhalten hatten. Am ſtärkſten iſt die deutſche Siedlung weſtlich der Donau im ſüdweſtlichen ungariſchen Mittelgebirge (Bakonyerwald, Schildgebirge, Ofener Berge) und in der Schwäbiſchen Türkei (Komitate Tolnau, Baranya und Schomodei). Außerdem zieht ſich vom Donauknie aus eine Brücke kleinerer Volksinſeln, teilweiſe nur Zuſiedlungen zu madjariſchen Dörfern, am nördlichen Rande der Tiefebene entlang bis in den Theißwinkel. Sie lehnen ſich an die madjariſchen Randgebirgsſtöcke an, ſteigen aber nur ſelten in dieſe hinauf, nirgends erreichen ſie das von der Türkenzeit kaum geſtörte ſlowakiſche Volksgebiet. Am Südhange des Neograder Gebirges liegen Iklad und die erſt kürzlich entdeckte Gruppe von Bujak, am Matragebirge die Kompolter Volksinſel, am Hegyalgebirge Ratka, Karlsdorf, Trautſohnsdorf u. a., am Vihorlatgebirge die Munkatſcher Siedlungen. Einen ſtarken Eckpfeiler bildet, ſich vom Nordhang des ſiebenbürgiſchen Bükkgebirges in die Theißebene erſtreckend, das Deutſchtum von Sathmar. Es liegt in unmittelbarer Nachbarſchaft des alten Bergbaureviers von Neuſtadt-Mittelſtadt, ohne aber in das erzführende Laposgebirge überzugreifen.

Von Sathmar aus ſetzt ſich die deutſche Siedlungskette, allerdings noch ſchwächer, nach Süden zu fort, am Weſtrande des Bihorgebirges über die Volksinſel von Großwardein und den Oſtteil des Komitates Békés bis in den Arader Gau. Im Süden wird der Kreis geſchloſſen durch die älteſten ſtaatlichen Kolonien: die Gründungen des Grafen Mercy 1722—1727 im Weſtſtreifen der Banater Ebene und im angrenzenden Hügellande an der Linie Arad—Temeſchburg—Werſchetz—Palanka ſowie an der Donau bis Pantſchowa; etwas ſpäter die Kolonien der Ungariſchen Hofkammer von 1749—1757 in der Batſchka, die ſich geradezu ängſtlich an den Donaulauf im Süden und Weſten halten. Mit Tſchatalja im Nordweſten, dem älteſten deutſchen Dorf der Batſchka (1729), das nach ſeinen Formen und ſeiner geſchichtlichen Einordnung durchaus zur Schwäbiſchen Türkei jenſeits der Donau gehört, iſt der Anſchluß an die deutſchen Privatſiedlungen Weſtungarns erreicht.

Das eigentliche Theißtiefland wird ſo von allen Seiten umſchloſſen, bleibt aber ſelbſt ſo gut wie frei von deutſcher Siedlung. Das liegt wohl nicht ſo ſehr an ſeiner geographiſchen Eigenart als an ſeiner eigentümlichen Sozialſtruktur. Die ungeheuren Stadtdörfer und vor allem die zahlreichen Kleinadelsgebiete[8] der Kumanen, Jazygen und Hajduken ſind für deutſche Koloniſation ungünſtig.

---

[8] Der oſteuropäiſche Kleinadel hat kaum ein Gegenſtück in der deutſchen Sozialgeſchichte. Er ſtellt im weſentlichen ein freies, politiſch aktives Bauerntum dar. Dieſe gehobene Lage und das Fehlen eines ſtarken Großgrundbeſitzes ſind ungünſtige Vorbedingungen für das Zuſtandekommen einer deutſchen Koloniſation. Eine Parallele zum Tiefland ſtellt das Gebiet der kleinadligen Sekler in Siebenbürgen dar, in dem es nur Spuren eines bäuerlichen Deutſchtums gegeben hat. Gleiches gilt für die Kleinadelsſiedlungen im nordöſtlichen Polen und Litauen.

Außer der gleichen Entſtehungszeit und der einem einheitlichen Geſetz folgenden geographiſchen Lage ſind die privaten Siedlungen bis 1760 noch durch eine Reihe weiterer Eigenſchaften verbunden. Die Zuwanderung kam z. T. als Stammesvorlandſiedlung[9] aus dem anſtoßenden bairiſch-öſterreichiſchen Gebiete, vor allem dem Burgenlande. Da dieſes den Menſchenbedarf nicht decken konnte, holten die mächtigen, ſtark mit Deutſchland verbundenen adligen Grundherren von Anfang an große Scharen von Fernſiedlern aus den weſtdeutſchen Übervölkerungsgebieten, von Rhein, Moſel, Main, Neckar und der oberen Donau. Je nach den perſönlichen Beziehungen der einzelnen Herrſchaftsinhaber ergaben ſich dabei die verſchiedenſten Miſchungen. In dem am ſtärkſten deutſch beſiedelten Gebiete weſtlich der Donau hat ſich ein ſtarker Ausgleich der Mundarten vollzogen. Dabei drang in einem Streifen bis 140—150 km von der Grenze des geſchloſſenen deutſchen Volksbodens die bairiſch-öſterreichiſche Mundart durch: im ſüdweſtlichen ungariſchen Mittelgebirge, in einzelnen Siedlungen ſüdlich des Plattenſees, der Gruppe um Groß-Kaniſcha und in der weſtlichen Schomodei. Südöſtlich davon, in der inneren Schwäbiſchen Türkei, ſetzte ſich mit wenigen Ausnahmen das Rheinfränkiſche durch, wenn auch die Mundarten benachbarter Orte immer noch ſtark voneinander abweichen. In den einzeln aufgereihten Siedlungen am Nord- und Oſtrande der Tiefebene dagegen konnte ein ſtärkerer Ausgleich nicht eintreten. Darum ſtellen dieſe Inſeln heute gewiſſermaßen das Raritätenkabinett der ungarländiſch-deutſchen Mundartenforſchung dar[10]. Da gibt es „echte Schwaben" am Hegyalyagebirge, bei Munkatſch und Sathmar, Oſtfranken bei Erlau, Munkatſch und im Arader Gebiet, Moſelfranken in Kompolt, außerdem Pfälzer, Baiern uſw. Die weitgeſpannte dünne Kette der Randſiedlungen iſt heute weitgehend zerſtört und madjariſiert, nur der ſtarke Nordoſtpfeiler Sathmar wurde in letzter Stunde durch den politiſchen Umſchwung gerettet. Mit der ſchlechten Erhaltung des Deutſchtums hängt auch die ungenügende Erforſchung zuſammen. Hier iſt noch manche Entdeckung zu erwarten.

Siedlungsform der Privatkoloniſation bis 1760 iſt allgemein das Straßen- und Angerdorf. Es entwickelt ſich jetzt von den einfachen Formen des Mittelalters zur größeren unregelmäßigen mehrſtraßigen Anlage. Beſtimmende ſoziale Schicht iſt der Mittelbauer. Die Wirtſchaftseinheit der „Seſſion", durchſchnittlich 15 ha, wird bei der Landzuteilung meiſt nicht voll erreicht. Die Dörfer ſind mittelgroß, ſie haben im Durchſchnitt heute etwa 1000 Einwohner.

Wichtig iſt, daß in dieſer Periode der Frühkoloniſation auch der Staat im Süden in den Formen der Hochadelsſiedlung arbeitet, in der Werbung und Betreuung der Siedler, in der wirtſchaftlichen Planung und Anlage der Dörfer. Nur ſind ſeine Gründungen ſchon damals größer und deuten im Grundriß bereits die Entwicklung des Schachbrettdorfes an.

---

[9] Die Begriffe Stammesvorland- und Fernſiedlung wurden zum erſtenmal planmäßig aufgeſtellt von E. Lendl, Die neuzeitliche deutſche Oſtſiedlung. In: Deutſche Monatshefte in Polen, Jg. 3 (1936/37), S. 1—7.

[10] H. Schmidt, Die deutſchen Mundarten Rumpfungarns. In: J. Bleyer, Das Deutſchtum in Rumpfungarn, Budapeſt 1928. Eine neue Bearbeitung des Stoffes von H. Schmidt wird demnächſt erſcheinen.

Die neuzeitliche Hochkoloniſation

Das Jahr 1761 mit der Gründung des Staatsrates bedeutet für Öſterreich den Übergang zur Hochkoloniſation[11]. Was die Frühkoloniſation in den vorausgegangenen 70 Jahren an Methoden vorbereitet hat, wird nun vom aufgeklärt-abſoluten Staate mit ſeinen ungleich größeren Machtmitteln zur Höhe entwickelt, planmäßig durchorganiſiert und in den Dienſt einer weitſchauenden Bevölkerungspolitik geſtellt. Ein Jahr ſpäter erläßt Katharina II. von Rußland ihre erſte Einladung zur Einwanderung an alle Ausländer und 1763 ein Manifeſt mit Gewährung weitgehender Vorrechte. Damit wird der deutſchen Koloniſation ein ungeheures Neuland erſchloſſen und mit einem Schlage der Siedlungsbogen von der mittleren Donau bis zur Wolga geſpannt.

Auch in Rußland hatte dieſe Entwicklung ihre Vorgeſchichte, doch waren an ihr keine deutſchen Siedler beteiligt. Bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts beherrſchten die Tataren nicht nur den Geſamtbereich der Wieſenſteppe Südrußlands, ſondern im Oſten auch einen breiten Streifen der urſprünglichen Waldſteppe von Charkow über Woroneſch bis Kaſan. 1552 erobert Moskau das Khanat Kaſan, 1556 das von Aſtrachan. Dem politiſchen folgt das ſiedlungsmäßige Vordringen des ruſſiſchen Bauern. Die ungeheuren Flächen, die bisher als Weideland der tatariſchen Wanderhirten 1—2 Menſchen auf den qkm ernährten, werden dem Ackerbau gewonnen, und damit ſteigt ihre Aufnahmefähigkeit auf das mindeſtens 10 bis 20fache. Dieſes Koloniſationsgeſchehen übertrifft in ſeinen Ausmaßen bei weitem die Anſiedlungen in Ungarn, und es erfordert ſo gewaltige Menſchenmaſſen, das ſie das großruſſiſche und ukrainiſche Volk nur langſam ſtellen können. So wird in der Periode bis 1760 im weſentlichen nur das Gebiet der mächtigen Schwarzerde im alten Waldſteppenſtreifen beſiedelt, das auch nach ſeinen natürlichen Vorausſetzungen beſſer der Heimat der Koloniſten entſpricht. Die Landnahme erfolgt zunächſt in wenig geregelten volksmäßigen, dann in gutsherrſchaftlichen Formen. Erſt nach 1760 nimmt der Staat unter einer Kaiſerin aus deutſchem Hauſe das Siedlungswerk in die Hand und damit erfolgt gleichzeitig der Einſatz deutſcher Kräfte und der Vorſtoß auf der ganzen Front in die eigentliche Wieſenſteppe hinein.

Verdrängung der Türken und Neubeſiedlung des wüſtgewordenen Südungarn einerſeits, Erſchließung der ſüdruſſiſchen Steppe im Kampfe des Bauern gegen den tatariſchen Nomaden anderſeits ſtehen in einem Zuſammenhange. Ipſen hat dafür das Wort von der turkotatariſchen Front geprägt[12]. Nicht nur die geſchichtliche Stellung der an dieſer Front eingeſetzten deutſchen Siedler iſt im Weſten und Oſten entſprechend, auch ihre Lebensformen wurden durch die gemeinſame Vorausſetzung der ſtaatlichen Koloniſation im Steppengebiete weitgehend gleichgeſtimmt.

---

[11] K. Schünemann, Geſchichte der öſterreichiſchen Bevölkerungspolitik unter Maria Thereſia, München 1935.

[12] G. Ipſen, Gedanken zur ſoziologiſchen Erforſchung des Deutſchtums in Oſtmitteleuropa. In: Deutſche Hefte für Volks- und Kulturbodenforſchung, Jg. 3, 1933, vor allem S. 241ff.

In Südungarn erfolgt 1763—1772 die thereſianiſche Koloniſation. Nun erſt wird der Widerſtand der vielfach ſerbiſchen Gutsbeſitzer überwunden, welche die Steppe als großes Weideland für ihre Herden erhalten wollen. Die Siedlung löſt ſich in der Batſchka von der Donau ab und dringt nach Nordoſten bis an den Rand der großen Lößplatte vor. Im Banat wendet ſie ſich nach Nordweſten in die weite Ebene der Banater Heide. Die joſefiniſche Koloniſation 1784—1787 vollendet das Werk. In Rußland ſiedelt Katharina 1764—1766 die Deutſchen an der Wolga an und 1789/90 die erſten Gruppen in Südrußland bei Jekaterinoſlaw und bei Chortitza am Dnjeprknie. Alexander I. gründet 1804—1809 in Südrußland, meiſt entlang eines Steppenflüßchens aufgereiht, die Gruppen an der Molotſchnaja, am Bereſan, Kutſchurgan und um Odeſſa, 1814—1820 im neuerworbenen Beſſarabien, 1823—1842 die letzte größere Gruppe nördlich des Aſowſchen Meeres (Mariupoler Plan). Insgeſamt hat die ſtaatliche Hochkoloniſation in wenigen Jahrzehnten an 150 000 Menſchen aus Deutſchland nach dem Oſten verpflanzt, eine für damalige Zeiten außerordentlich hohe Zahl.

Die weiten menſchenleeren Flächen Südungarns und Südrußlands ſtanden der Geſtaltung nach dem freien Ermeſſen der Behörden zur Verfügung. Es konnte eine Planmäßigkeit des Siedlungswerkes einſetzen, wie ſie bis dahin nirgends auf deutſchem Volksboden zu finden war. Die Schwierigkeit der Erlangung von Waſſer erzwang, die ebene Form des Landes ermöglichte die Anlage ſehr großer Dörfer. Mehrere Tauſend Einwohner in der Gegenwart ſind die Regel, ſowohl in der Batſchka und im Banat wie an der Wolga und in den meiſten Gruppen Südrußlands.

In Südungarn wird, in Weiterbildung der Siedlungsformen der privaten Koloniſation, das Schachbrettdorf herrſchend[13], ein rein geometriſches und in den ſpäteren Perioden ſogar künſtleriſch geſtaltetes Gefüge zweier einander rechtwinklig ſchneidenden Straßenſcharen, mit ebenſo regelmäßig aufgeteilten Gewannfluren. Der Schachbrettgrundriß wird auch für die neuen nichtdeutſchen Siedlungen benützt und beſtimmt heute das Dorfbild in Südungarn vollkommen. In Südrußland und an der Wolga werden ähnliche, wohl nicht ganz ſo regelmäßige Formen für Deutſche und Nichtdeutſche angewendet. Ausgezeichnet ſchöne Schachbrettdörfer zeigen z. B. die bulgariſchen Dörfer in Beſſarabien ſüdweſtlich der deutſchen Kolonien und die erſt im 19. Jahrhundert erſchloſſene Baraganſteppe in der öſtlichen Walachei. Die Größe und Geſchloſſenheit der Dörfer iſt von tiefſter Bedeutung für das Dorfleben, für die kulturelle Selbſtgenugſamkeit, für Kirchen-, Schul- und Wirtſchaftsorganiſation der einzelnen Kolonien. Auch zur Entwicklung von Städten aus verkehrsgünſtig gelegenen Dörfern bietet der Schachbrettgrundriß die beſten Vorausſetzungen, ob es ſich nun um Neuwerbas in der Batſchka, Tarutino in Beſſarabien oder Balzer an der Wolga handelt.

---

[13] W. Kuhn, Die regelmäßigen Flurformen der jungen deutſchen Sprachinſeln. In: Feſtſchrift f. Carl Uhlig, Öhringen 1932, S. 164—172.

Entſprechend der Menge des verfügbaren Landes wird das Großbauerntum die beſtimmende ſoziale Schicht. An der Wolga wurden den Siedlerfamilien je 30 Deſjatinen[14] zugeteilt, in Südrußland 60, den Mennoniten ſogar 65. In Südungarn wurden allerdings bloß Seſſionen zu 31—37 Joch, wenn auch fruchtbarſten Bodens, ausgegeben, das ſind knapp die 20 Hektar, die herkömmlich als untere Grenze des Großbauerntums angeſehen werden. Aber die Deutſchen haben recht bald in größtem Maßſtabe von den nichtdeutſchen Nachbarn Felder zugekauft, ſo daß heute manche Siedlung ebenſoviel Land auf fremden Gemarkungen beſitzt wie in der eigenen. Zum Großbauerntum gehört in Ungarn wie in Rußland die weitgehende Verwendung nichtdeutſchen Geſindes, gelegentlich auch der Aufſtieg zum Gutsbeſitzertum mit ſeinen nachteiligen volkspolitiſchen Folgen uſw.

Für den Staat des aufgeklärten Abſolutismus iſt der Koloniſationszweck nicht wie beim privaten Großgrundbeſitz unmittelbarer Gewinn, ſondern die wirtſchaftliche Erſchließung des Landes und vor allem die Vermehrung der Bevölkerung. Es wird jetzt eine förmliche wiſſenſchaftliche Theorie der Koloniſation ausgebildet. Nationale Ziele dagegen liegen jener Zeit durchaus fern. Daher werden neben den Deutſchen auch andere Völker herangezogen, in Südungarn Madjaren, Rumänen, Serben, Kroaten, Slowaken, Tſchechen, Bulgaren, Albaneſen; in Rußland nicht nur Großruſſen und Ukrainer, ſondern auch Schweden, Polen, Serben, Bulgaren, Griechen, Armenier uſw. Dabei beſteht aber ein wichtiger Unterſchied: in Ungarn werden die Dörfer der verſchiedenen Völker ziemlich wahllos durcheinandergemiſcht, in Rußland dagegen, wo mehr Raum zur Verfügung ſteht, werden nach und nach geſchloſſene, national einheitliche Gruppen angeſetzt, untereinander zunächſt durch die freie Steppe getrennt.

Der Zweck der „Peuplierung" erfordert es, daß die deutſchen Siedler nicht innerhalb des eigenen Staates geworben werden. Damit wird die Stammesvorlandſiedlung grundſätzlich ausgeſchaltet. Die ſtaatliche Hochkoloniſation iſt nicht nur in Rußland, ſondern auch in Ungarn reine Fernſiedlung. Den größten Teil der Einwanderer ſtellt Südweſtdeutſchland. Für Südrußland kommt dazu ein wichtiger Einſchlag aus dem Bereich der nordoſtdeutſchen Koloniſation: Deutſche, vor allem Mennoniten aus dem Danziger Werder und in Beſſarabien Plattdeutſche und ſüdweſtdeutſche Weiterwanderer aus Polen.

Für alle dieſe Gruppen, ob ſie nun aus dem Hügellande der Pfalz, dem Marſchenboden des Werders oder den Sandflächen Kongreßpolens kamen, bedeutete der Übergang in die Steppe einen grundſtürzenden Wandel der geographiſchen Umwelt. Durch weitgehende Fürſorge des Staates konnte er erleichtert werden, dennoch forderte er überall das Opfer der erſten Generation. Die Wirtſchaftsweiſe mußte völlig umgeſtellt werden. So wurde z. B. die deutſche Scheune aufgegeben und das Dreſchen im Freien eingeführt, in Beſſarabien mit der geriffelten Steinwalze. Der Roggenbau trat zurück gegen den Weizen in Südrußland, gegen Weizen und Mais in Ungarn. Mit der zunehmenden Verkehrserſchließung trat immer mehr der Getreidegroßbau für den Weltmarkt in den Vordergrund, in dem ſich die Deutſchen bald eine führende Stellung eroberten. Die Wirtſchaftsrechnung mußte ſich auf die im Steppengebiet periodiſch wiederkehrenden Mißernten einſtellen, die dann wieder durch einzelne Rekordernten wettgemacht werden. So verliert der Ackerbau die binnendeutſche Stetigkeit und erhält ſpekulative Züge. Nach vollzogener Anpaſſung aber verwachſen die Menſchen ſo mit dem neuen Siedlungsraum, daß ſie bei der Ausbreitung durch Tochterſiedlungen, die wie bei allen jungen Volksinſeln ſehr ſtark iſt, immer wieder ähnlichen Steppenboden ſuchen.

---

[14] eine Deſjatine = ungefähr 1,1 ha.

In der Art der Ausbreitung zeigen ſich freilich weſentliche Unterſchiede zwiſchen dem Deutſchtum Südungarns und Südrußlands. Banat und Batſchka ſind nicht allzu groß, für Tochterkoloniſation beſtand nicht allzuviel Raum. Sie ſetzte im Banat etwas die weſtliche Ausbreitung gegen die Theiß zu fort, ſchuf aber ſonſt keine neuen Siedlungsräume, nur eine Verdichtung der alten ſtaatlichen. Im Norden gelang ein weiterer Ausbau in den Arader Gau, im Süden unter Umgehung der Fruſ̌kagora nach Syrmien und Slawonien und ſeit 1885 nach den nordöſtlichen Randebenen Bosniens[15]. Dieſe Möglichkeiten reichten aber zur Unterbringung des zahlreichen Nachwuchſes nicht aus und daher begann frühzeitig eine ſtarke Einſiedlung in die benachbarten ſerbiſchen, kroatiſchen und rumäniſchen Dörfer. In vielen bilden die Deutſchen heute ſtarke Minderheiten, einige haben ſie ganz erobert. In der Form von Einſiedlungen vollzog ſich zum größten Teil auch das Hinübergreifen nach Slawonien. Im übrigen iſt gerade dieſe letzte und ſtillſte Periode der deutſchen Koloniſation, über die es weniger ſtaatliches Aktenmaterial gibt, noch ganz ungenügend erforſcht. Die engen Entfaltungsgrenzen haben viel dazu beigetragen, daß bewußte Beſchränkung der Vermehrung, das Zwei- und Einkinderſyſtem Südungarns aufkam.

Die ſüdruſſiſche Steppe iſt gegenüber der ſüdungariſchen grenzenlos und menſchenarm. Bis zum Weltkrieg hat es den Deutſchen nie an Raum für Tochterſiedlungen gefehlt. Schon bei der Einwanderung war jeder Gruppe ein Stück Reſerveland zur erſten Ausbreitung zugeteilt worden. Mitte des 19. Jahrhunderts ſetzte dann die gewaltige Tochterkoloniſation aus eigenen Kräften ein, auf gekauften ruſſiſchen Adelsgütern, meiſt in planmäßigem Vorgehen der Stammgemeinden. Dadurch wurden die Räume zwiſchen den alten Siedlungskernen aufgefüllt, die Gruppen in Beſſarabien, um Odeſſa, am Kutſchurgan, Bereſan uſw. miteinander verbunden. Aber auch in weiterer Entfernung entſtanden neue deutſche Gaue am Inguletz und in der Krim, wo die deutſchen Siedlungen bis hart an den Fuß des Jailagebirges vordrangen, dieſes ſelbſt aber frei ließen.

---

[15] Auch die übrigen Gruppen des Deutſchtums in Bosnien, die Niederdeutſchen im Nordweſten ſeit 1879 und die ärariſchen Kolonien ſeit 1891, mit Zuwanderern aus Galizien, Wolhynien uſw. halten ſich mit wenigen Ausnahmen an die Ebene.

Ein ſchönes Beiſpiel iſt die Ausbreitung der Beſſarabiendeutſchen. Die 24 „alten Kolonien“ liegen geſchloſſen in der Mitte des „Budſchak“ (der ſüdlichen Steppenhälfte des Landes). Schon 1840, knapp eine Generation nach der Anſiedlung, beginnt die Ausdehnung nach allen Seiten: nach Oſten zum Dnjeſtr, im Zuſammenwirken mit den Deutſchen jenſeits des Stromes; nach Norden bis zur Steppengrenze bei Kiſchinew; nach Weſten, unter Umgehung des vorgelagerten Blockes der Bulgarenſiedlungen, bis zum Pruth; vor allem aber nach Süden zur Donaumündung und weiter in die damals noch türkiſche Dobrudſcha; mit einem einzigen Dorfe, Jakobſonstal bei Braila, greifen die Deutſchen auch in den Oſtrand der Walachei hinüber. Weiter in die Moldau und Walachei vorgeſchobene Gründungen wurden bald wieder aufgegeben. So wird an Pruth und Donau der Raum der rußlanddeutſchen Steppenſiedlungen ſcharf nach Weſten zu abgegrenzt. Im Süden kommt es zu einer flüchtigen Berührung mit dem Deutſchtum Südungarns, merkwürdigerweiſe nicht über die Walachei, ſondern über Nordbulgarien. In der Gegend von Plewna, in der Ebene zwiſchen Donau und Balkan, ſiedeln um 1892 die letzten Vorpoſten des beſſarabiſchen neben Ablegern des Banater Deutſchtums.

Gegen Norden zu ſind die Südrußlanddeutſchen in das Gubernium Charkow und den Südrand von Kiew vorgedrungen, aber kaum über den Raum der reinen Steppe hinausgegangen. Ihre Hauptſtoßrichtung wurde immer mehr der Oſten. Von den Schwarzmeerkolonien zogen ſie in das Gebiet der Doniſchen Koſaken, an den Kuban und Terek am Nordfuß des Kaukaſus, vereint mit den Wolgadeutſchen ab 1890 ins Uralgebiet (Gubernium Ufa und Orenburg), nach Weſtſibirien (General-Gub. Omſk) und Turkeſtan. So gingen die deutſchen Steppenbauern, zuſammen mit den ruſſiſchen, den Weg zurück, den einſt die nomadiſchen Reiterſcharen aus Aſien gekommen waren.

Recht früh, ſeit 1875, taten ſie dann den Schritt über den Ozean nach Amerika. Auch hier haben ſie immer wieder Steppenboden verlangt und durch ihre Kundſchafter ſuchen laſſen, wenn das auch gelegentlich zu Enttäuſchungen führte. So ſiedeln ſie heute in den nordamerikaniſchen Prärieſtaaten Manitoba, Saskatchewan, Dakota, Kanſas, Nebraska und in den ſüdamerikaniſchen Pampasſtaaten, Entre Rios, im Chaco uſw. Dadurch ſind ſie ſchon rein ſiedlungsmäßig ſcharf getrennt von den übrigen Amerikadeutſchen, den Pennſylvaniendeutſchen und ihren Tochtergruppen, ſowohl wie von den Zuwanderern des 19. Jahrhunderts aus dem Reiche, die vorwiegend auf altem Waldboden ſitzen[16]. Nichts könnte die Eigenſtändigkeit beſſer kennzeichnen, die das Steppendeutſchtum in Rußland gewonnen hat und die es auch in Überſee bewahrt, unbeſchadet ſeiner vorbildlichen nationalen Widerſtandskraft.

Die unbegrenzte bäuerliche Ausbreitungsmöglichkeit im unendlichen ruſſiſchen Raum hat eine ſtändiſche Aufgliederung des Deutſchtums verhindert. Der Nachwuchs hatte es nicht nötig, den vertrauten und mit Stolz gepflegten Bauernberuf zu verlaſſen und etwa ein Handwerk zu ergreifen. Darum gibt es auch keine Einſiedlungen in ruſſiſche Dörfer. Die natürliche Vermehrungskraft iſt bis heute ungebrochen, zur Geburtenbeſchränkung zeigen ſich nur in Beſſarabien in den allerletzten Jahren Anſätze.

---

[16] E. Meynen, Das Deutſchtum in Nordamerika. In: P. Gauß, Das Buch vom deutſchen Volkstum, Leipzig 1935, S. 334.

Darin liegen tiefe Unterſchiede von der ſonſt ſo verwandten Gruppe der Deutſchen in Südungarn. Andere ergeben ſich durch die räumliche Entfernung vom Mutterlande und das Leben in oſtſlawiſcher Umwelt. Im Sowjetruſſiſchen Staate iſt dieſer prächtige deutſche Stamm durch Kollektivierung, Kulakenverſchickung und Verfolgung der Religion in ſeinen Wurzeln getroffen. Der einzige annähernd in ſeinen alten Formen erhaltene Teil ſind die Beſſarabiendeutſchen.

Das Deutſchtum im ehemaligen Waldſteppengebiete nördlich der Karpathen.

Der Gürtel der urſprünglichen Waldſteppe, im Norden des Karpathenzuges und der ſüdruſſiſchen Wieſenſteppe, iſt an den geſchilderten deutſchen Siedlungsbewegungen nicht beteiligt. Mit ſeinem fruchtbaren Löß und den günſtigen klimatiſchen Bedingungen iſt er ſeit Beginn der geſchichtlichen Zeit ein dichtbeſiedeltes Ackerbaugebiet geweſen oder doch, wie im Oſten um Woroneſch, nach der Zurückweiſung des Tatareneinbruches ſchon vor 1760 wieder geworden. Noch heute erſcheint er auf den Dichtekarten als eine Zunge ſtärkſter landwirtſchaftlicher Übervölkerung von Galizien über Kiew—Woroneſch bis an die Wolga, die ſich im Süden ſcharf von der viel dünner beſiedelten Wieſenſteppe und ebenſo im Norden von dem Waldlande auf den diluvialen Podſolböden abhebt. Daher lag hier gar kein Bedürfnis nach einer deutſchen Maſſenkoloniſation vor.

Dennoch wurden Deutſche angeſiedelt, und zwar durch das Beſtreben Joſefs II., in dem 1772 an Öſterreich gefallenen Galizien Muſterdörfer zur Hebung der Landwirtſchaft zu ſchaffen. Es ging alſo um eine reine Qualitätskoloniſation, während die Anſiedlungen im Steppengebiet in erſter Linie Quantitätskoloniſationen zur Erſchließung des Landes waren. Die Urſachen der Anſiedlung in Galizien liegen nicht in geographiſch bedingten Notwendigkeiten, ſondern in der geſchichtlichen Lage, dem Willen eines abſoluten Herrſchers. Trotzdem prägt ſich auch hier die Landesart in der Durchführung des Werkes aus. Es konnten keine geſchloſſenen deutſchen Siedlungsflächen entſtehen, da zu wenig Platz vorhanden war; die Dörfer ſind klein, z. T. winzig, und weit voneinander entfernt, einzeln über Galizien verſtreut, je nachdem wo ein Stückchen freies Land der Koloniſation zur Verfügung ſtand. Den einwandernden Familien konnte nur wenig Boden zugeteilt werden; ſo herrſcht die kleine mittelbäuerliche Wirtſchaft vor.

Dieſen wichtigen, geographiſch bedingten Unterſchieden vom Süden ſtehen aber noch ſtärkere Gemeinſamkeiten aus den geſchichtlichen Zuſammenhängen heraus gegenüber. Es handelt ſich auch in Galizien um ſtaatliche Koloniſation mit weitgehenden

Eingriffen der Behörde, um regelmäßige geſchloſſene Dorfformen (kleine Schachbrettdörfer oder geometriſche Straßendörfer) mit Gewannflur, Siedlerwerbung in Südweſtdeutſchland, Dorfgründungen nicht auf Ödland, ſondern auf dem urbaren Boden der ſtaatlichen Domänen uſw.

Von den joſefiniſchen Kolonien liegen die meiſten in der Ebene des mittleren Oſtgaliziens einſchließlich des 1809 an das Großherzogtum Warſchau abgetretenen Kreiſes Zamoſć, einige auch im Lößhügellande der Bukowina. In die Karpathen wurden nur zwei kleine Gruppen geſetzt, die ohne Entwicklung blieben. Auch die Galiziendeutſchen haben die Anpaſſung an die fremde wirtſchaftliche Umwelt erſt nach ſchweren Anfangsjahren vollzogen. Dann waren auch ſie mit der neuen Heimat ſo verwachſen, daß ſie ſich bei der ſchon um 1810 einſetzenden Tochterkoloniſation ſtreng an den Raum der alten Waldſteppe hielten. Freilich ſtanden ihrer Ausbreitung keine großen Möglichkeiten offen. Im Weſten gab es überhaupt keinen freien Raum. Im Norden wurden einige Kolonien in Mittelpolen und eine größere Zahl im ſüdlichen Wolhynien begründet. In der Gegend von Lutzk treten ſie hart an die Lößgrenze heran, überſchreiten ſie aber nicht. Ebenſo gehen die galiziſchen Tochterſiedlungen im Süden und Südoſten nur bis zum Fuße des Gebirges. Stark ſind ſie im Streifen Galiziens ſüdlich des Dnjeſtr und in der Bukowina vertreten. Letzte Ausläufer gehen in die nördliche Hälfte Beſſarabiens hinüber, genau bis zur Grenze der reinen Steppe bei Kiſchinew. Sie berühren ſich dort ohne Vermiſchung mit dem Siedlungsraum der Rußlanddeutſchen.

Wie die Stammſiedlungen, ſo ſind auch die galiziſchen Tochterſiedlungen klein und weit voneinander entfernt. Die geringe Entfaltungsmöglichkeit hat die Deutſchen früh in die Kümmerform der Einſiedlungen in ſlawiſche und rumäniſche Dörfer und Städte gezwungen. Sie ſind noch weit ſtärker entwickelt als in Südungarn, in Galizien umfaſſen ſie etwa die Hälfte der evangeliſchen Deutſchen (bei denen allein ſich genaue Zahlen feſtſtellen laſſen), im Buchenlande einen noch höheren Anteil. Dieſe Entwicklung, verbunden mit einer ſtarken Ausbildung nichtbäuerlicher Berufe, führte zu einem ſchnellen biologiſchen Reifen des Stammes.

Verglichen mit den nördlichen und ſüdlichen ebenen Landſchaften iſt die deutſche Koloniſation im Gürtel der alten Waldſteppe geringfügig. Sie umfaßt heute noch nicht 100 000 Menſchen und reicht nach unſerem Wiſſen nur ein kleines Stück in das heutige Rußland hinein.

Weiter im Oſten ſind allenfalls noch zwei Volksinſeln in dieſen Zuſammenhang einzureihen, die Gruppe Bielowies im Gub. Tſchernigow und das vereinzelte Riebensdorf im Gub. Woroneſch, im Zentrum der Übervölkerung im Schwarzerdegebiet. Ähnlich wie die galiziſchen Kolonien von der öſterreichiſchen Regierung unter Anlehnung an das ſüdungariſche Vorbild begründet wurden, ſo wurden die beiden genannten Gruppen 1766 im Zuge der Anſiedlungen an der Wolga angelegt und vielleicht nur durch eine Laune Katharina II. ins innere Rußland verſprengt. Schon vor dem Krieg war in beiden die ſprachliche Ruſſifizierung weit fortgeſchritten.

Vergleich mit der neuzeitlichen Koloniſation im Norden der Lößgrenze

Die Eigenart des Steppendeutſchtums wird erſt deutlich, wenn man ihm die völlig andersartige Siedlungsbewegung im Norden der Lößgrenze gegenüberſtellt[17].

Im Norden hatte es die deutſche Koloniſation mit urſprünglichem Waldland zu tun, deſſen ſlawiſche Beſiedlung wohl nicht voll ausgereift, aber auch nicht durch die Nomadeneinfälle geſtört war. Innerhalb des gerodeten Landes beſtanden noch größere Waldinſeln, namentlich auf den landwirtſchaftlich ungünſtigen Böden (Sandern); ebenſo waren die Niederungen der Stromtäler mit Auenwald erfüllt. Die deutſchen Siedler ſtießen alſo nicht, wie in der Steppe, in weites Neuland des Pfluges vor, ſondern füllten nur kleinere oder größere Lücken im polniſchen, ukrainiſchen und weißruſſiſchen Volksboden aus.

Im Nordoſten, wo der türkiſche Gegendruck fehlte, ſetzte die neuzeitliche Koloniſation um mehr als ein Jahrhundert früher ein als im Südoſten. In der entſcheidenden Zeit der deutſchen Ausbreitung gehörte der Siedlungsraum zum polniſchen Staate, wo bei dem Mangel einer ſtarken Zentralgewalt von einer planmäßigen ſtaatlichen Koloniſation keine Rede ſein konnte. Eine ſolche brachte erſt die kurze Zeit zwiſchen den Teilungen und dem Tilſiter Frieden im preußiſchen Anteil; ihr Umfang war gering.

Auch der für die ungariſche Frühkoloniſation ſo typiſche mächtige, im Weſten verankerte Hochadel kommt in Polen kaum vor. Es iſt der einheimiſche polniſche Adel, der in kleinen Ausmaßen und langſamem Tempo, mit rein privatwirtſchaftlicher Einſtellung die Beſiedlung ſeiner Güter mit Deutſchen betrieb. Er holte die Menſchen aus der nächſten Nachbarſchaft und wandte keinerlei Fürſorge an ſie. Anderſeits entſprach die Landesart in der nördlichen Hälfte Polens ſo ſehr jener Oſtdeutſchlands, daß den deutſchen Grenzſtämmen, den Schleſiern, Pommern und Weſtpreußen, der Übergang wirtſchaftlich nicht allzu ſchwer wurde. So iſt die Siedlung im Nordoſten eine ausgeſprochene Stammesvorlandſiedlung.

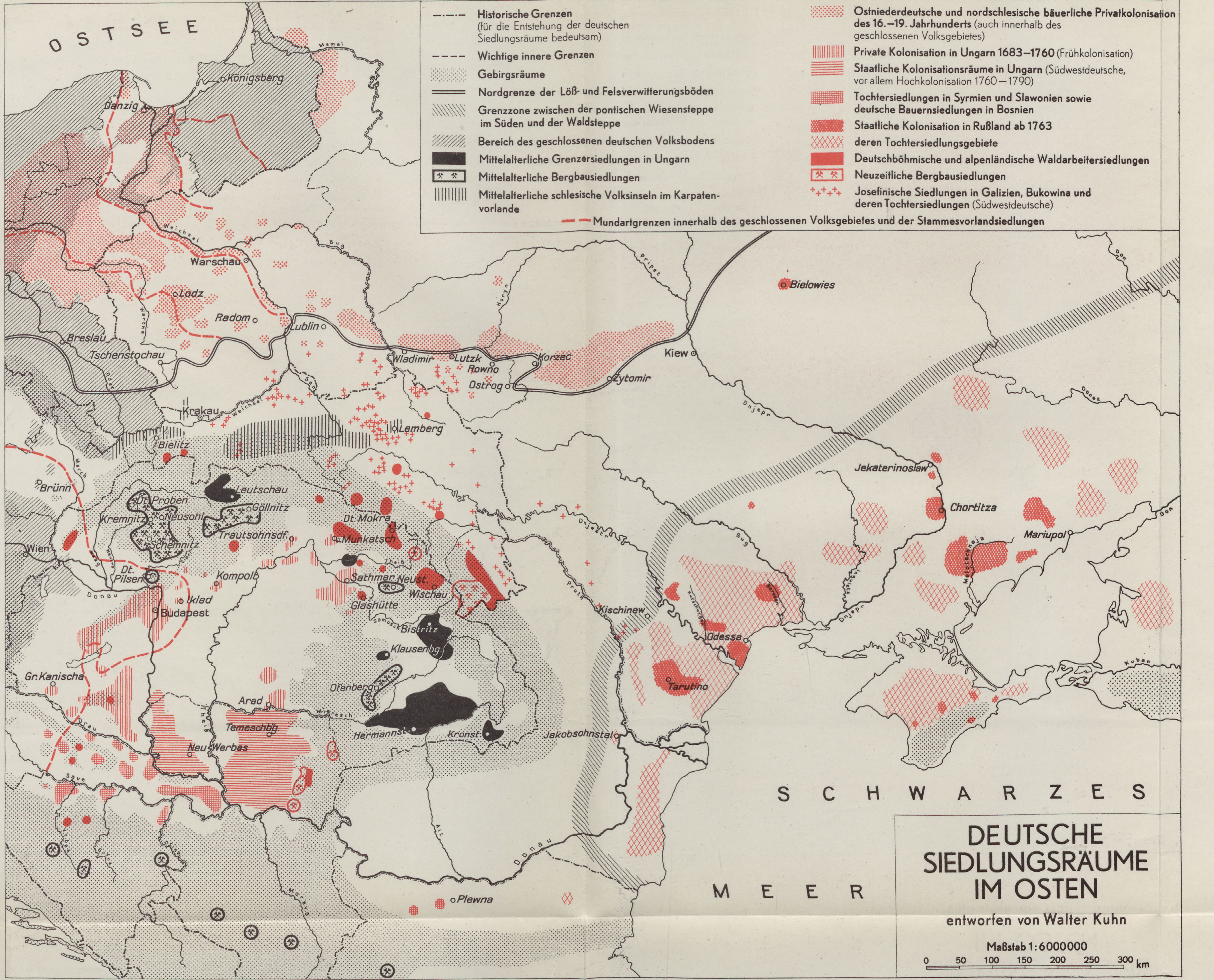
Während im Süden der Staat ſein Werk geſchloſſen aufbaut, zieht ſich die Privatkoloniſation im Norden in beſcheidener Form durch dreieinhalb Jahrhunderte hin. Sie beginnt in der Mitte des 16. Jahrhunderts am Rande des geſchloſſenen Sprachgebietes in Weſtpreußen, Pommern, Brandenburg und Niederſchleſien, erweitert dieſes um einen breiten Streifen, ſchiebt ſich im 17. Jahrhundert in immer neuen Tochterſiedlungen durch Poſen und Weſtpreußen, im 18. Jahrhundert nach Mittelpolen hinein. Dabei bleiben die deutſchen Stämme im großen und ganzen getrennt. Die Weſtpreußen ſiedeln nördlich der Weichſel, die Deutſchen des Weichſel—Nogat-Deltas dringen ſchnell das Weichſeltal hinauf, die Pom-

---

[17] Nur um des Vergleiches willen, nicht zur ſelbſtändigen Behandlung wird der Nordoſten hier herangezogen. Eine nähere Darſtellung als Gegenſtück der vorliegenden iſt W. Kuhn, Die Siedlungsräume des bäuerlichen Deutſchtums in Polen. In: Deutſche Monatshefte in Polen, Jg. 2, 1935/36, S. 34—48.

Deutsches Archiv für Landes- und Volksforschung, 1. Jahrgang, 1937

Karte XV.



DEUTSCHE SIEDLUNGSRÄUME IM OSTEN

entworfen von Walter Kuhn

Maßstab 1: 6000000

- Historische Grenzen (für die Entstehung der deutschen Siedlungsräume bedeutsam)
- Wichtige innere Grenzen
- Gebirgsräume
- Nordgrenze der Löß- und Felsverwitterungsböden
- Grenzzone zwischen der pontischen Wiesensteppe im Süden und der Waldsteppe
- Bereich des geschlossenen deutschen Volksbodens
- Mittelalterliche Grenzersiedlungen in Ungarn
- Mittelalterliche Bergbausiedlungen
- Mittelalterliche schlesische Volksinseln im Karpatenvorlande
- Mundartgrenzen innerhalb des geschlossenen Volksgebietes und der Stammesvorlandsiedlungen
- Ostniederdeutsche und nordschlesische bäuerliche Privatkolonisation des 16.–19. Jahrhunderts (auch innerhalb des geschlossenen Volksgebietes)
- Private Kolonisation in Ungarn 1683–1760 (Frühkolonisation)
- Staatliche Kolonisationsräume in Ungarn (Südwestdeutsche, vor allem Hochkolonisation 1760–1790)
- Tochtersiedlungen in Syrmien und Slawonien sowie deutsche Bauernsiedlungen in Bosnien
- Staatliche Kolonisation in Rußland ab 1763
- deren Tochtersiedlungsgebiete
- Deutschböhmische und alpenländische Waldarbeitersiedlungen
- Neuzeitliche Bergbausiedlungen
- Josefinische Siedlungen in Galizien, Bukowina und deren Tochtersiedlungen (Südwestdeutsche)

OSTSEE
SCHWARZES MEER
Memel
Königsberg
Danzig
Weichsel
Warschau
Bug
Lodz
Radom
Warthe
Lublin
Breslau
Tschenstochau
Oder
Krakau
San
Bielitz
March
Brünn
Wien
Leutschau
Dt. Proben
Kremnitz
Neusohl
Göllnitz
Schemnitz
Trautsohnsdf.
Dt. Pilsen
Kompolt
Iklad
Budapest
Donau
Gr. Kanischa
Drau
Save
Theiß
Arad
Temeschbg.
Neu-Werbas
Maros
Lemberg
Wladimir
Lutzk
Rowno
Ostrog
Korzec
Zytomir
Horyn
Pripet
Kiew
Bielowies
Dt. Mokra
Munkatsch
Sathmar
Neust.
Wischau
Glashütte
Samosch
Bistritz
Klausenbg.
Ofenberg
Mieresch
Hermannst.
Kronst.
Jakobsohnstal
Alt
Morava
Plewna
Dnjestr
Pruth
Kischinew
Odessa
Tarutino
Bug
Dnjepr
Donez
Don
Jekaterinoslaw
Chortitza
Mariupol
Kuban
0 50 100 150 200 250 300 km

Kartographie und Druck Bibliographisches Institut AG., Leipzig

Verlag von S. Hirzel in Leipzig

STADTBIBLIOTHEK ELBING

mern koloniſieren zwiſchen Weichſel und Warthe und die Schleſier ſüdlich der Warthe. Im 19. Jahrhundert erreicht die deutſche Welle unter Vermiſchung der einzelnen Stämme das Cholmerland, Wolhynien und das nordweſtliche Gub. Kiew. Bis in die Nähe des Dnjepr reicht die Wachstumsſpitze. In 350jährigem Fortſchreiten wurde ſo eine Strecke von rund 1000 Kilometern durchmeſſen, gleich der Entfernung von Köln bis Königsberg. Und doch iſt dieſe Vorſtoßtiefe nur die Hälfte der turkotatariſchen Front von der Donau zur Wolga, an der die ſtaatliche Koloniſation mit einem Schlage deutſche Bauern anſetzte.

Die Oſtwanderung der Niederdeutſchen und Schleſier hält ſich durchwegs an die Wälder nördlich der Lößgrenze, nur in Wolhynien wird dieſe durch einige kleinere Gruppen in geringer Tiefe überſchritten. Die Landnahme auf Waldboden, der bisher nie in menſchlicher Nutzung geſtanden hatte, prägte die Geſtalt des deutſchen Roders in ihrer höchſten Vollkommenheit aus, während ſie im Südoſten keine beſondere Bedeutung hat. Der ſtillen Art des deutſchen Vorrückens, den beſchränkten Mitteln der koloniſierenden polniſchen Gutsherren und der geringen Ausdehnung der Siedlungsflächen entſpricht die beſcheidene Größe der Wirtſchaften. Der Mittelbauer auf meiſt ſchlechtem Land wird die beſtimmende ſoziale Schicht. In Rußland wird der Unterſchied zwiſchen den armen Wolhyniern und den reichen Schwarzmeerdeutſchen noch unterſtrichen durch die beſonderen Anſiedlerprivilegien, die dieſe als Kronskoloniſten genießen.

Gegenüber den geſchloſſenen Dorfformen und der gewannmäßigen Verteilung der Flur im ganzen Südoſten ſteht im Nordoſten die geſchloſſene Hufe und, dadurch bedingt, die Auflockerung der Siedlungen zu Einzelhöfen oder Liniendörfern. Damit hängt die Kleinheit der Kolonien zuſammen, die oft nur aus wenigen Familien beſtehen, und ihre kulturelle Unſelbſtändigkeit. —

So ſind der Nordoſten und der Südoſten der neuzeitlichen deutſchen Koloniſation nach geographiſchem Gebiet, geſchichtlicher Stellung, Stammesart, Siedlungs-, Sozial- und Wirtſchaftsform und in einer Reihe weiterer Lebensformen verſchieden. Das Deutſchtum im Mittelſtreifen, im alten Waldſteppenland, nimmt auch ſeinen Formen nach eine Mittelſtellung ein, ſteht aber dem Süden näher. Als eigentliche Grenze zwiſchen dem nordöſtlichen und ſüdöſtlichen Volksinſeltum ergibt ſich ſo die Lößgrenze.

Die jungen Volksinſeln im Gebirge

Die Gebirgsräume, im Mittelalter der Hauptſchauplatz der deutſchen Koloniſation, ſtehen in der Neuzeit abſeits. Nur zwei weitzerſtreute, nach Zahl und Siedlungsfläche kleine Gruppen ſind zu nennen, die Bergbau- und Waldarbeiterſiedlungen.

Die neuzeitlichen Bergbauſiedlungen entſtanden vor allem durch die Beſtrebungen der öſterreichiſchen Regierung, den verfallenen Bergbau im ungariſchen Raum zu erneuern. Im Banat wurden ſchon 1718 deutſche Bergleute angeſiedelt, nach dem Türkenkrieg 1737 wurde das Werk fortgeſetzt. Die Bergorte liegen in der weſtlichen Gebirgshälfte des Banates, durchaus von den Bauerndörfern der Ebene geſchieden. Die Siedler kamen aus den älteren Bergbaugebieten Öſterreichs, vor allem den Alpen („Steierdorf“), dann der Zips und den Sudetenländern. Ebenſo wurden nach der Erwerbung der Bukowina 1775 im ſüdweſtlichen Teil des Landes von der öſterreichiſchen Regierung Bergleute angeſetzt, diesmal überwiegend aus der Zips, als dem nächſtgelegenen alten deutſchen Bergbaugebiete. Die Gruppe greift über in die benachbarte Marmaroſch (Ludwigsdorf) und nach Karpathenreußen („Zipſerei“ uſw.).

Wie die mittelalterlichen, ſo ſind auch die neuzeitlichen Bergorte in ihrer Lage durch die erzführenden Schichten, in ihrem ſozialen Aufbau durch die beſonderen wirtſchaftlichen Aufgaben beſtimmt. Nur handelt es ſich jetzt nicht mehr um Städte, ſondern um Dörfer mit geſchloſſener Siedlungsanlage und mit geringem oder ganz ohne landwirtſchaftlichen Grundbeſitz. Später, mit dem Aufhören des Bergſegens, mußte der Übergang zu anderen Berufen gefunden werden, zum Ackerbau, ſoweit Landzukauf möglich war, zur Waldarbeit uſw. Darum berührt ſich die Gruppe der Bergbauſiedlungen mit der im folgenden zu beſprechenden.

Während der Bergbau alt iſt, begann die planmäßige Nutzung der Karpathenwälder, Köhlerei, Forſtwirtſchaft und Glashütten erſt in öſterreichiſcher Zeit, vor allem gegen Ende des 18. Jahrhunderts. Damit hielt ein neues Siedlungselement, die Waldarbeiter- und Glashüttenkolonien, ſeinen Einzug. Das klaſſiſche Gebiet der oſtdeutſchen Glasinduſtrie ſind ſeit dem 15. Jahrhundert die Randgebirge Böhmens. Ebendort, im Böhmerwalde, im ſüdlichen Egerland, im Iſer- und Rieſengebirge, in der Glatzer Grafſchaft uſw. erſchloß im 16.—18. Jahrhundert Hand in Hand mit der Waldnutzung durch Glaserzeugung eine zweite Siedlungswelle das Gebirgsinnere[18]. So war an vielen Stellen die Tradition der Gebirgswaldrodung bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts nicht abgeriſſen. Darum waren die Deutſchen der Sudetengebirge der gegebene Koloniſtenſchlag für die in ihrer Art ſo verwandten Karpathen. Zu ihnen kamen noch Siedler aus den öſterreichiſchen Alpenländern, vor allem dem Salzkammergute und der Steiermark mit ihrer gleichfalls hochentwickelten Hochwaldnutzung. Es handelt ſich alſo bei den Waldarbeitern ſozuſagen um eine Fernkoloniſation mit Merkmalen der Stammesvorlandſiedlung, — während die private Siedlung nördlich der Lößgrenze eine reine Stammesvorlandſiedlung, die Frühkoloniſation in Ungarn eine gemiſchte Stammesvorland- und Fernſiedlung und die neuzeitliche Hochkoloniſation eine reine Fernſiedlung war.

Die Reihe der Holzfällerſiedlungen beginnt mit den zerſtreuten Einzelhöfen im Inneren der Kleinen Karpathen, in unmittelbarer Nachbarſchaft Preßburgs und der übrigen mittelalterlichen deutſchen Städte, teilweiſe ſogar auf deren großem Stadtgebiet, aber durchaus ein eigener Lebenskörper. Kleine, ſtark entdeutſchte

---

[18] M. Klante, Schleſiſches Glas im Wandel der Jahrhunderte. In: Schleſiſches Jahrbuch, Jg. 8, Breslau 1935/36, S. 111ff.

Splitter finden ſich in den Hohen Beskiden ſüdlich Bielitz und am Südrande des Oberungariſchen Berglandes. Das Hauptentfaltungsgebiet aber iſt das Innere der Waldkarpathen, das vorher von keiner deutſchen Siedlergruppe betreten worden war, in Oſtgalizien, der öſtlichen Slowakei, Karpathenreußen, der Marmaroſch, dem nördlichen Siebenbürgen und dem Buchenlande. Die Waldarbeiterſiedlungen treten unmittelbar an die Bauerndörfer in der Ebene um Munkatſch heran, ebenſo kommen ſie mit Franzenstal, Glashütte und den erſt zu Beginn des 20. Jahrhunderts begründeten galiziſchen Tochterſiedlungen Großtarna und Batartſch der Sathmarer Gruppe ganz nahe. Im Norden berühren ſie ſich am Gebirgsrande mit den ſüdweſtdeutſchen Dörfern des galiziſchen Lößhügellandes. Beſonders klar ſind die Grenzen im Buchenlande einerſeits gegen die Pfälzer im Nordoſten, anderſeits gegen die Zipſer im Südweſten des Landes.

Im Banater Bergland in der Nachbarſchaft der Bergbauorte, liegen die zu Beginn des 19. Jahrhunderts von der öſterreichiſchen Regierung angeſiedelten deutſchböhmiſchen Waldarbeiterdörfer. Im Gebirge Slawoniens und des nördlichen Bosniens liegen je einige Orte. Das Mecſekgebirge in der Mitte der Schwäbiſchen Türkei und der Bakonyerwald zeigen wenigſtens Spuren ſudetendeutſcher Glashüttenſiedlungen.

Es gibt alſo kaum ein Gebirge im ganzen Südoſten, in dem die Waldarbeiterſiedlungen ganz fehlen. Meiſtens wurden ſie von privaten Grundherren, ein Teil auch vom öſterreichiſchen Staate nach privatwirtſchaftlichen Grundſätzen (Banat, Buchenland, Bosnien) angeſiedelt, in der Regel auf Eigenland, aber mit kleiner Grundbeſtiftung, beſonders wenn man die geringe Ergiebigkeit des Ackerbaues in den hohen Gebirgslagen in Rechnung ſtellt. Die Landwirtſchaft ſollte ja nur einen zuſätzlichen Verdienſt neben der Waldarbeit liefern. So iſt der Kleinbauer der herrſchende Typ, nur einige deutſchböhmiſche Bauerndörfer im Buchenland, in Oſtgalizien und Slawonien bilden hier eine Ausnahme. Anderſeits gibt es auch gegen Gehalt und Penſion angeſtellte Holzfäller in gutsherrlichen Häuſern, die erſt allmählich durch Zukauf eigenen Landes endgültig bodenſtändig werden (Kleine Karpathen, Beskiden, Tereſchwatal in Karpathenreußen). Da die Landwirtſchaft ohnehin nicht Haupterwerbsquelle iſt, iſt Erbteilung ziemlich allgemein. Der Holzreichtum des Gebirges gibt die Grundlagen für allerhand Hausinduſtrien, ganz wie in der deutſchböhmiſchen Heimat. Mit der Einſchränkung der Waldarbeit herrſcht heute vielfach bittere Not.

Die beſonderen wirtſchaftlichen Formen, das abgeſchloſſene Leben im Gebirgswald und in verkehrsentlegenen Siedlungen bedingen eine beſonders gute Erhaltung des Volksgutes und allgemein eine konſervative Haltung, die ſich z. B. auch in der bis heute ungebrochenen natürlichen Vermehrung ausdrückt. Die beiden Stämme der Schleſier und Bajuwaren unterſcheiden ſich in vielen Zügen, die letzteren zeigen eine weit größere nationale Widerſtandsfähigkeit.

Die Tochterſiedlungsbewegung in der Schwäbiſchen Türkei

Ein Beitrag zur Wanderungsforſchung in den ſüdoſtdeutſchen Volksinſeln

Von Egon Lendl

Die deutſchtumskundliche Forſchung in den neuzeitlichen Sprachinſeln Südoſteuropas hat ſich bisher mit beſonderem Nachdruck der Herkunftsforſchung der erſten Einwanderer zugewendet. Beſonders durch die Auswertung des in Wien, an verſchiedenen Stellen im Deutſchen Reich und auch in den Zielländern der Koloniſation verwahrten Aktenmaterials ſind wertvolle Angaben über die Herkunftsgebiete der aus dem Mutterland direkt einwandernden Koloniſten zutage gefördert worden[1]. Wir ſind daher heute bereits über die ſtammliche Zuſammenſetzung der meiſten deutſchen Koloniſtengruppen im ſüdoſteuropäiſchen Raum in groben Umriſſen unterrichtet.

Weſentliches zur Feſtſtellung beſtimmter Herkunftsgebiete hat auch die Mundartforſchung unter den deutſchen Koloniſten, wie ſie ſowohl von der germaniſtiſchen Lehrkanzel der Univerſität Budapeſt unter der Leitung weiland Profeſſor Bleyers, als auch von Szegedin und Debrezin aus unter Führung Profeſſor Schmidts und Profeſſor Huß' betrieben wurde, beizubringen vermocht. Faſt alle dieſe Arbeiten, ſeien ſie nun rein hiſtoriſche Quellenarbeiten oder germaniſtiſche Studien, mußten ſich naturnotwendig, da ſie nach dem Syſtem der Punktforſchung[2] zu arbeiten genötigt waren, mit wenigen Ausnahmen, wie z. B. die Arbeiten von H. Schmidt und J. Weidlein über die Mundarten der Schwäbiſchen Türkei[2a], auf kleine Gebiete des deutſchen Siedlungsraumes beſchränken. Zudem fehlt es im Bereich der Privatkoloniſation an ſehr vielen Stellen an ausreichendem archivaliſchem Quellenmaterial über die Erſteinwanderer, ſo daß eine reſtlos eindeutige Feſtſtellung über die Herkunft der Anſiedler nur ſehr ſchwer gegeben werden kann. Gewiß hat die Anlage von Einwandererkartotheken und ſippenkundliche Unterſuchungen auch die Herkunftsgeſchichte dieſer Kolonien aufzuhellen vermocht und es iſt zu hoffen, daß in Bälde auf dieſem Gebiete noch viele beachtliche Ergebniſſe aufgezeigt werden können.

---

[1] Hier ſei beſonders auf die von der Deutſchen Akademie in München unter Leitung des Generalſtaatsarchivars Dr. J. Kallbrunner und Dr. Wilhelms herausgegebenen „Quellen zur deutſchen Siedlungsgeſchichte in Südoſteuropa" hingewieſen.

[2] Über den Begriff der Punktforſchung vgl. W. Kuhn, Deutſche Sprachinſelforſchung (Geſchichte, Aufgabe und Verfahren) Plauen i. V. 1934.

[2a] H. Schmidt, Die deutſchen Mundarten Rumpfungarns. In: Das Deutſchtum in Rumpfungarn. Hrsg. von J. Bleyer, Budapeſt 1928. — J. Weidlein, Artikel Donauſchwaben, Mundart und Sprachgebrauch, Handwörterbuch des Grenz- und Auslanddeutſchtums Bd. II, Lief. 5, S. 298ff.

Der Mangel an ausreichendem Quellenmaterial zur Anſiedlungsgeſchichte trifft in noch viel höherem Maße als bei den von privaten Herrſchaften begründeten Stammſiedlungen für den großen Bereich der Tochterkoloniſation zu. Nur in den allerſeltenſten Fällen beſtehen über die Entſtehung dieſer Art von Siedlungen verläßliche ſchriftliche Aufzeichnungen ſowie Angaben über die ſich neuanſiedelnden Familien und ihre Herkunftsorte. Als einzige ſchriftliche Quelle kann in dieſen Dörfern meiſt nur der Anſiedlungsvertrag gelten, den entweder eine Siedlergemeinſchaft mit dem Grundherren oder jeder Koloniſt privat abſchloß. Bei Ein- und Zuſiedlungen zu fremdnationalen Dorfſchaften, wie ſie innerhalb der ſüdoſteuropäiſchen deutſchen Tochterſiedlungsgebiete ſehr häufig ſind, fehlt ſogar meiſt auch dieſes Dokument. Wir ſind daher bei der Herkunftsforſchung im Bereich der Tochterſiedlungen noch viel mehr als bei Stammſiedlungen auf die Benützung indirekter Quellen angewieſen oder müſſen uns zur Ermittlung der Herkunftsorte der Koloniſten allein auf die Befragung der Bewohner dieſer Siedlungen beſchränken. Auf die Benützung indirekter Quellen zur Herkunfts- und Wanderungsforſchung hat u. a. Walter Kuhn in ſeiner Studie über die Herkunftsgebiete der Deutſchen Wolhyniens hingewieſen und hat die Bedeutung der Tauf- und Konfirmationsbücher in den evangeliſchen Paſtoreien für die Herkunftsforſchung erörtert[3]. Auch der Verfaſſer hat bei einer Unterſuchung über ein Teilgebiet des ſlawoniſchen Deutſchtums in einem Falle dieſen Weg mit Erfolg genützt[4]. Die Benützung der Kirchenbücher für die Herkunftsforſchung wird leicht und mit Erfolg dort zu beſchreiten ſein, wo die neueinwandernden Koloniſten innerhalb ihrer Umgebung eine konfeſſionelle Diaſpora bilden und daher die pfarrliche Organiſation, ſei ſie nun evangeliſch oder katholiſch, durch ihr Erſcheinen erſt begründet oder ausgebaut wird. Ebenſo dort, wo es zur Bildung größerer neuer Siedlungseinheiten kommt, die eine leichtere Ausſonderung der neu zugezogenen Koloniſten ermöglicht. Vorausſetzung iſt, daß die Kirchenbücher überhaupt zweckentſprechende Angaben enthalten, was nicht immer der Fall iſt. Schwerer geſtaltet ſich die Benützung dieſes Quellenmateriales für die Herkunftsforſchung, wenn es nur zu Zu- und Einſiedlungen in ältere andersvolkliche Dörfer gekommen iſt und auch keine konfeſſionellen Unterſchiede zwiſchen den neuankommenden Deutſchen und der älteren Bewohnerſchaft vorhanden ſind. Gerade der zuletzt geſchilderte Vorgang iſt innerhalb des deutſchen Volksinſelgebietes Südoſteuropas nicht ſelten und bildet z. B. in manchen Teilen des donauſchwäbiſchen Gebietes (weſtliche Schwäbiſche Türkei, Slawonien, Nordbatſchka) die Regel. Die

---

[3] Walter Kuhn, Die Kirchenbücher als Geſchichtsquelle des Wolhyniendeutſchtums. Deutſche Monatsbl. i. Polen. Jg. 3 (1937) H. 8/9.

[4] Siehe Karte der Herkunftsorte der deutſchen Siedler der Gemeinde Hraſtovac in Slawonien In: E. Lendl, Das Deutſchtum in der Ilovaſenke. Diſſ. Wien 1931.

Wanderungs- und Herkunftsforſchung im Tochterſiedlungsbereich des Donauſchwabentumes wird daher mangels der primitivſten ſchriftlichen Quellen oft auf recht erhebliche Schwierigkeiten ſtoßen und eine ſo exakte Durcharbeitung, wie etwa im nordoſtdeutſchen Siedlungsgebiet, kaum ermöglichen.

Die Zuverläſſigkeit der durch direkte Befragung der Siedler gewonnenen Angaben wird im einzelnen allerdings in manchen Tochterſiedlungsgebieten dadurch erhöht, daß der Siedlungsvorgang erſt vor wenigen Jahrzehnten ſtattgefunden hat und noch überall Zeugen aus der Anſiedlungszeit leben und befragt werden können. Eine weitere Kontrollmöglichkeit über dieſe Angaben beſteht darin, daß auch in den vermuteten Abwanderungsgebieten eine Befragung nach Auswanderern in Tochterſiedlungen durchgeführt wird.

Bevor nun an einem einzelnen Beiſpiel, und zwar dem der Schwäbiſchen Türkei, die Tochterſiedlungsbewegung innerhalb einer einzigen deutſchen Volksinſellandſchaft des Südoſtens in ihren Grundzügen aufgezeigt werden ſoll, ſei vorerſt auf die große Bedeutung dieſes Vorganges für die räumliche Ausweitung des deutſchen Siedlungsbereiches im allgemeinen kurz hingewieſen. Dabei muß feſtgeſtellt werden, daß die Tochterſiedlungsbewegung in faſt allen Teilen des ſüdoſtdeutſchen Volksinſelgebietes auch in der Gegenwart keineswegs zum Abſchluß gekommen iſt, ſondern ſelbſt nach dem Weltkrieg nicht nur unter den ehemaligen Rußlanddeutſchen in Beſſarabien und der Dobrudſcha, ſondern auch im Karpathenraum, d. h. im Gebiet der mittelalterlichen ſchleſiſchen Koloniſation der Mittelſlowakei und im Bereich des Donauſchwabentums es zu neuen Siedlungsgründungen gekommen iſt [5].

Welches Ausmaß der Tochterſiedlungsbewegung im allgemeinen zukommt, mögen nur folgende Hinweiſe andeuten. Von den deutſchen Siedlungsgebieten des Südoſtraumes ſind z. B. ein Drittel aller deutſchen Dörfer der Batſchka und des Banates Tochterſiedlungen der benachbarten, mit Einwanderern aus dem Mutterland begründeten Stammſiedlungen. Darüber hinaus ſind von denſelben Gebieten aus rund vier Fünftel aller deutſchen Gemeinden des benachbarten Siedlungsgebietes Slawonien-Syrmien mit ſeinen rund 160 000 Deutſchen und auch ein Teil der bosniſchen Kolonien begründet worden.

Die Schwäbiſche Türkei, die größte deutſche Volksinſellandſchaft im heutigen Ungarn mit ihren rund 200 000 Seelen iſt bis auf ganz wenige Siedlungen (wie etwa die Gemeinde Dunakömlöd und Nemet-Ker) ein ausſchließlich durch Privatkoloniſation im 18. Jahrhundert entſtandenes deutſches Siedlungsgebiet in den drei südungariſchen Komitaten Baranya, Tolnau und Schomodei. Die Hügellandſchaften um das Mecſekgebirge ſind faſt ausſchließlich von deutſchen Dörfern beſetzt, die zum allergrößten Teil von Bauern bewohnt werden, welche kleinere oder mittlere Beſitze ihr eigen nennen und urſprünglich im Südweſten Deutſchlands ihre Heimat hatten. In dieſem Lebensraum iſt es zu keiner größeren ſtädtiſchen Siedlung gekommen, ſondern es ſchalten ſich nur am Rande des Übergangsgebietes zum madjariſchen Volksboden einige ſtädtiſche Siedlungen ein, darunter als bekannteſte die alte Biſchofsſtadt Fünfkirchen. So nur iſt es alſo im deutſchen Lebensbereich der Schwäbiſchen Türkei zu keiner Aufſplitterung des ſozialen Gefüges gekommen. Als eine Auflockerung des rein bäuerlichen Lebensraumes kann neben einem kleinen Bergwerksgebiet doch noch die auch ſonſt im übrigen Ungarn anzutreffende gutsherrſchaftliche Siedlung mit den großen Meierhöfen und den dazu gehörigen Gutsarbeiterwohnungen betrachtet werden. Allerdings iſt auch ſie hier im Hügelland nicht in dem Ausmaß entwickelt wie in den rein madjariſchen Volksgebieten in der Ebene, ſo z. B. im benachbarten Mezőföld.

---

[5] Siehe Handwörterbuch des Grenz- und Auslanddeutſchtums Bd. 1/2, Art. Beſſarabien und Dobrudſcha. — Mehrere Veröffentlichungen über junge Ausſiedlungen aus der Kremnitz-Probener Sprachinſel nach dem Weltkrieg in „Deutſche Stimmen“, Preßburg, Jg. 1936/37. — H. Haller, Die Entſtehung der deutſchen Tochterſiedlungen in Syrmien. Beiträge zur Kunde des Deutſchtums in Slawonien und Syrmien. Hrsg. H. Rüdiger, Stuttgart 1937. S. 36. — E. Lendl, Die jungen deutſchen Sprachinſeln im weſtlichen Slawonien und den benachbarten Teilen Kroatiens. Geogr. Jahresber. aus Öſterreich. 18. Bd. Wien 1935, S. 79.

Über die Anſiedlungsgeſchichte, die Sozial- und Wirtſchaftsordnung und auch die volkskundlichen Beſonderheiten dieſer deutſchen Sprachinſellandſchaft liegen bisher eine Reihe Arbeiten von deutſcher Seite vor, die uns ſowohl einen guten Einblick in die Entſtehungsgeſchichte als auch in die Kulturlandſchaft, wie ſie durch deutſchen Bauernfleiß geſchaffen wurde, gewährten. Ich nenne nur die Arbeiten von J. Weidlein, R. Hartmann, G. Holder, G. Schuon, O. Faas, F. Baſch und H. Klocke. In all dieſen Arbeiten, und auch in einigen, die von madjariſcher Seite vorliegen, iſt gelegentlich auf die Tochterſiedlungsbewegung im Bereich der Schwäbiſchen Türkei hingewieſen worden[6], wenn auch ihre Ausdehnung von nationalmadjariſcher Seite vielfach überſchätzt und die Beweggründe mißdeutet wurden[6a]. Auf die langſame Durchſiedlung der Landſchaft der Schwäbiſchen Türkei ſeit dem 18. Jahrhundert haben ſchon Hartmann, Schuon, Faas und Faulſtich, und endlich ſehr ausführlich J. Weidlein hingewieſen[7].

Nähere Unterſuchungen über dieſe Frage hinſichtlich der Entwicklung ſeit dem Jahre 1848, dem Jahr der Bauernbefreiung, fehlen bisher. Im folgenden iſt nun der Verſuch unternommen, einige Grundlinien aufzuzeigen. Die Mitteilungen über Tochterſiedlungsgründungen beruhen neben einzelnen Hinweiſen in der Literatur faſt ausſchließlich auf Angaben, die während zweier Studienreiſen im Gebiet der Schwäbiſchen Türkei im Jahre 1933 und 1934 durch direkte Umfragen in den Dörfern gewonnen werden konnten. Außer dem eigentlichen Siedlungsgebiet der Schwäbiſchen Türkei wurden auch noch einzelne Sprachinſeln im Weſten dieſes Siedlungsgebietes aufgeſucht und in die Betrachtung einbezogen. Manche Angaben ſtammen aus dem Bereich der deutſchen Gemeinden der bei Ungarn verbliebenen Batſchka, vor allem aus der Großgemeinde Vaskut. Eine gewiſſe Kontrollmöglichkeit über das im Gebiet der Schwäbiſchen Türkei zur Frage der Tochterſiedlung gewonnene Material boten die Ergebniſſe einer Arbeit des Verfaſſers über das deutſche Siedlungsgebiet in Weſtſlawonien, die auch im Kapitel über die Herkunft der dortigen Deutſchen zu dieſer Frage Aufſchluß gab[8].

---

[6] K. Kogotuvicz, Dunántul és Kisalföld. Bd. 2. Szeged 1936.

[6a] Hier ſei beſonders auf die madjariſche Hetzſchrift: Mentsük meg a Dunántult! von Iſtván Dénes, Budapeſt 1936, hingewieſen, in der eine „Deutſche Gefahr“ für den Teil Ungarn weſtl. der mittleren Donau konſtruiert wird.

[7] G. Schuon, Die nordöſtliche Schwäbiſche Türkei. Schriften d. Deutſchen Auslandinſtitutes, Stuttgart. Neue Reihe Bd. 3, 1936, S. 56ff. — O. Faas, Deutſches Bauerntum im Bergland der Schwäbiſchen Türkei. Schriften d. Deutſchen Auslandinſtitutes, Stuttgart. Neue Reihe, Bd. 2, 1936, S. 14ff. —J. Weidlein, Die Bedeutung der Flurnamen für die hiſtoriſche Siedlungsgeographie der Schwäbiſchen Türkei. In: Geogr. Jahresber. aus Öſterreich. Bd. XVIII. Wien 1935, S. 58ff. — Ae. Faulſtich, Deutſche und Nichtdeutſche in der Schwäbiſchen Türkei. In: Südoſtdeutſche Forſchungen. Hrsg. Fritz Valjavec, Bd. I. München 1936, S. 286ff. — R. Hartmann, Die ſchwäbiſche Türkei im 18. Jahrhundert, München 1935.

Einen Überblick über die einzelnen Wanderungsbewegungen und die damit verbundenen Neuſiedlungen innerhalb der Schwäbiſchen Türkei und aus dieſem Raum heraus, gewinnen wir am leichteſten, wenn die verſchiedenſten Wanderungsrichtungen, die von den Anſiedlern eingeſchlagen wurden, durchbeſprochen werden. Dabei zeigt ſich, daß es zumeiſt von der ſozialen Stellung, die die Auswanderer in der alten Heimat einnehmen, abhängig iſt, in welches Auswanderungsgebiet ſie ſich wenden. Daher alſo die Art der einzelnen Tochterſiedlungen in der Umgebung der Sprachinſel durchaus verſchieden ſein kann. In die Gemeinden Weſtſlawoniens wanderten z. B. faſt ausſchließlich wirtſchaftlich ſchwächere oder ganz arme Leute, zweite Bauernſöhne, Tagelöhner, Gutsarbeiter, Menſchen, die in der Schwäbiſchen Türkei bei den geltenden Erbgeſetzen keine ausreichende Exiſtenzmöglichkeit hatten und in Slawonien bis vor dem Weltkrieg die Möglichkeit beſaßen, mit ganz geringen Mitteln für eine bäuerliche Wirtſchaft den ausreichenden Bodenbeſitz zu erwerben.

An den Pachtungen und Parzellierungen von Meierhöfen der madjariſchen Großgrundbeſitzer innerhalb des deutſchen Siedlungsgebietes der Schwäbiſchen Türkei aber oder in ſeinen Randgebieten beteiligen ſich vorwiegend Leute aus der Großbauernſchichte, die über größere Barmittel verfügen. Die Pächter und Käufer dieſer Gutsbetriebe kommen daher zumindeſt in der erſten Zeit nur zum kleineren Teil aus den Dörfern der Schwäbiſchen Türkei ſelbſt. Sie ſtammen zumeiſt aus den deutſchen Dörfern der Batſchka, die eine größere Großbauernſchicht beſitzen, über deren eigenartige Stellung und Bedeutung innerhalb der ganzen Dorfſtruktur uns H. Klocke in ſeinen dorfſoziologiſchen Studien unterrichtet hat[9].

Die erſte Welle der Tochterſiedlungsbewegung nach der Anſiedlung wendet ſich ebenſo wie in den anderen Sprachinſelgebieten auch hier von den Stammſiedlungen[10] zu den benachbarten fremdvölkiſchen Dörfern und verſucht, in dieſe einzudringen.

---

[8] E. Lendl, Die jungen deutſchen Sprachinſeln im weſtlichen Slawonien und dem benachbarten Kroatien, a. a. O. S. 87.

[9] H. Klocke, Deutſches und madjariſches Dorf in Ungarn. 3. Beih. zum Archiv f. Bevölkerungswiſſenſchaft u. Bevölkerungspolitik, Bd. 7. Leipzig 1937, S. 58.

[10] Der Ausdruck Stammſiedlung iſt hier im Gegenſatz zu der Tochterſiedlung für die direkt durch Einwanderer aus dem deutſchen Mutterland begründeten Ortſchaften gebraucht.

Dieſer Vorgang beginnt ſchon kurze Zeit nach der Einwanderung und dauert, wenn nicht plötzlich ſich beſondere Schwierigkeiten ergeben, faſt überall bis in die jüngſte Gegenwart hinein an. Dem Eindringen deutſcher Siedler in benachbarte fremdvölkiſche Dörfer iſt allerdings oft durch die langſame kulturelle und ziviliſatoriſche Höherentwicklung eines Teiles ſeiner urſprünglichen Bewohnerſchaft und der damit verbundenen wirtſchaftlichen Widerſtandskraft eine Grenze geſetzt. Eine wirtſchaftliche oder auch biologiſche Kriſe (Geburtenbeſchränkung), die in einem benachbarten Dorf vorhanden iſt, fördert naturgemäß ebenfalls die Einſiedlung deutſcher Bauern aus der Nachbarſchaft. So iſt z. B. in der nördlichen Schwäbiſchen Türkei der Zuſammenbruch der madjariſchen Kleinadelsgüter in der erſten Hälfte des 19. Jahrhunderts in den Gemeinden Kety und Belecſka von den deutſchen Bauern weitgehend zur Erweiterung ihres Bodenbeſitzes ausgenützt worden. Allerdings kommt es im Gebiet der Schwäbiſchen Türkei, wie J. Weidlein[11] nachweiſen konnte, beſonders im Gebiet der ſüdlichen Baranya, meiſt nur zur Verdrängung der Südſlawen aus den den deutſchen Stammſiedlungen benachbarten Dörfern, und nur an ganz wenigen Stellen iſt durch die deutſche Einſiedlungsbewegung in größerem Ausmaß madjariſcher Volksboden in deutſchen Beſitz übergegangen. Wie durch eine Kriſenerſcheinung in der geiſtigen Einſtellung der Bevölkerung einer beſtimmten Gegend die deutſche Einwanderung gefördert werden kann, dafür gibt das urſprünglich faſt ausſchließlich von madjariſchen Reformierten bewohnte Gebiet des Sárköz in der öſtlichen Tolnau ein gutes Beiſpiel. Hier hat, wie G. Schuon[12] nachweiſt, eine weitgehende Unterwanderung der geburtenſchwachen reformierten madjariſchen Dörfer durch vorwiegend deutſche Katholiken eingeſetzt, ſo daß in manchen Orten heute die Bevölkerungsmehrheit katholiſch iſt.

Bis in die 60er Jahre des 19. Jahrhunderts überwiegt die eben geſchilderte Einſiedlungsbewegung in benachbarte Gemeinden im Gebiet der Schwäbiſchen Türkei noch über die Auswanderung in weiter abgelegene Gebiete. Neben dem Raum, der in der Nachbarſchaft noch leicht zu beſiedeln war, dürfte hierfür bis zum Jahre 1848 die Urſache in der größeren Schollengebundenheit des noch im Hörigkeitsverhältnis ſtehenden deutſchen Bauern zu ſuchen ſein. Doch ſind auch ſchon in jener Zeit einzelne recht bedeutſame Abwanderungen aus dem Gebiet der Schwäbiſchen Türkei erfolgt und neue Dorfgründungen zuſtande gekommen, über die wir aber im einzelnen noch nicht genau unterrichtet ſind. So ſind z. B. im Weſten der Schwäbiſchen Türkei am Ende des 18. und in der erſten Hälfte des 19. Jahrhunderts von den Stammſiedlungen der nördlichen Tolnau und Baranya Tochterkolonien im Hegyhater Bezirk des Baranyer Komitates begründet worden bzw. durch Einſiedlung in urſprünglich madjariſche Gemeinden deutſche Bevölkerungsmehrheiten entſtanden[13].

---

[11] J. Weidlein, Die volklichen Verhältniſſe der Schwäbiſchen Türkei im 18. Jahrhundert in den Südoſtdeutſchen Forſchgg. Hrsg. von F. Valjavec, München 1936, S. 60ff. — Die Bedeutung der Flurnamen für die hiſtoriſche Siedlungsgeographie der Schwäbiſchen Türkei, a. a. O. S. 59ff.

[12] G. Schuon, Die nordöſtliche Schwäbiſche Türkei, a. a. O. S. 55.

[13] O. Faas, Das Deutſche Bauerntum im Bergland der Schwäbiſchen Türkei, a. a. O. S. 18ff.

Auch die der Schwäbiſchen Türkei im Weſten vorgelagerte Sprachinſel bei Igal in der nördlichen Schomodei hat in jener Zeit zu den ſchon beſtehenden Stammſiedlungen neue Tochterkolonien mit Siedlern aus der Tolnau erhalten (Gadacs, Bonya u. a.)[14]. Vereinzelt iſt allerdings auch ſchon ein Weiterausgreifen der Tochterſiedlung zu beobachten. So kommt es in der erſten Hälfte des 19. Jahrhunderts beſonders in der Umgebung von Virovitica und Slatina in der ſlawoniſchen Drauebene zu einzelnen kleineren Siedlungsgründungen deutſcher Bauern aus den weſtlichen Teilen der Schwäbiſchen Türkei, hauptſächlich im Bereich der ehemals Schaumburg-Lippeſchen Herrſchaft z. B. in Radoſavci, Spiſic-Bukovica. Dieſes erſte Ausgreifen der Tochterſiedlung auf ſlawoniſchem Boden iſt jedoch in keiner Weiſe im Ausmaß in Vergleich zu ſetzen mit der großen Ausſiedlungsbewegung, wie ſie ſpäter in den 60er und 70er Jahren des 19. Jahrhunderts feſtzuſtellen iſt. Erſt in dieſer Zeit, nach Aufhebung der kroatiſch-ſlawoniſchen Militärgrenze, tritt das Land zwiſchen Save und Drau für die arme und landhungrige Bevölkerung der benachbarten deutſchen Siedlungsgebiete als Einwanderungsgebiet ſtärker in den Blickkreis. Beſonders die Batſchka lieferte viele Koloniſten für die öſtlichen Landesteile, für Syrmien und den öſtlichen Teil Slawoniens. Aus der Schwäbiſchen Türkei kommen Deutſche mehr in den weſtlichen Teil Slawoniens und die benachbarten Teile Kroatiens, in jenen Abſchnitt des kroatiſch-ſlawoniſchen Zwiſchenſtromlandes, der ſich am beſten mit den beiden Orten Bjelovar im Weſten und Djakovo im Oſten begrenzen läßt. Um 1870 entſtehen die erſten großen Tochterſiedlungen aus der Schwäbiſchen Türkei als Rodungsgründungen in den verſumpften Niederungswäldern ſlawoniſcher Flüſſe. So ziehen z. B. aus den evangeliſchen Dörfern der nördlichen Schomodei, den Orten Döröcſke, Ecſeny, Rakſi, Bonya und aus der Tolnau (aus Hidegut, Alſo-Nana, Ráckoſzar, Cſikoſtötös u. a.), aber auch aus den katholiſchen Dörfern der Schomodei (aus Nagocs, Mikloſi, Kara, Zichy u. a.) Leute in die Neuſiedlungen an der Ilova und in die Umgebung von Djakovo. Es entſtehen dadurch eine Reihe rein deutſcher Dorfgründungen, die ſich z. T. durch ihre Siedlungsanlage und reine deutſche Bevölkerung deutlich von den übrigen Deutſchtumsgemeinden Slawoniens abheben.

Zur ſelben Zeit ſchreitet die weitere Ausgeſtaltung der deutſchen Siedlungen in der unteren Baranya, alſo im Gebiet der Schwäbiſchen Türkei weiter fort, wo urſprünglich deutſche Stammſiedlungen in der Nachbarſchaft von ſerbiſchen und kroatiſchen Gemeinden ſich befanden. Bisher hatte die Tochterſiedlungsbewegung in dieſem Teile des Landes nur in Einſiedlungen in benachbarte ſlawiſche Ortſchaften beſtanden, jetzt kommen auch aus den entfernteren Teilen des deutſchen Sprachinſelgebietes Siedler in die Baranya. So erhält z. B. in dieſer Zeit die Gemeinde Püſpökmarok und Borjad eine relativ ſtarke Zuſiedlung aus deutſchen Gemeinden der Tolnau.

---

[14] J. Weidlein, Das Deutſchtum im Somogyer Komitat (Schomodei), Deutſch-Ungarn. Heimatbl. Jg. V, H. 3/4. Budapeſt 1934.

Gleichzeitig beginnt aus der Batſchka ein Übergreifen deutſcher Bauernſiedlung über die Donau in das Gebiet der großen Mohacſer Donauinſel und der unteren Baranya. 1870 kommen die erſten Familien aus der deutſchen Großgemeinde Vaskut, ſüdöſtlich von Baja, als Pächter auf die Pocſapuſzta und auch ſonſt tauchen in den benachbarten, damals noch viel ſtärker von Südſlawen bewohnten Gemeinden des Baranyavarer Bezirkes Batſchkaer Schwaben, als Pächter und Käufer ſlawiſchen Beſitzes auf. Die Anſiedler dieſer Gruppe ſind meiſt wohlhabende Leute, die wohl in der ſozial anders geſchichteten Batſchka an einem weiteren Vorwärtskommen durch Landkauf in der gewohnten Weiſe behindert waren, für die aber in der ärmeren, viel ſtärker kleinbäuerlichen Landſchaft der Schwäbiſchen Türkei ein leichtes Vorwärtskommen möglich geweſen iſt. Manche unter ihnen übernehmen ſogar Pachtungen auf den Gütern madjariſcher Adeliger und bewirtſchaften dort Betriebe bis zu 300 Joch Feld. Doch bleibt dieſer Großbeſitz in ſeiner Geſchloſſenheit nie lange in der Hand eines einzelnen deutſchen Großbauern, ſondern wird bald aufgeteilt und damit die Grundlage zur Entſtehung deutſcher Kleinſiedlungen gegeben.

Zwiſchen 1880 und der Jahrhundertwende iſt noch einmal eine verſtärkte Siedlungsbewegung aus dem Raum der Schwäbiſchen Türkei über die Drau nach Slawonien hin feſtzuſtellen. Wieder werden von deutſchen Bauern mehrere, allerdings kleinräumigere Neuanſiedlungen auf gerodeten Waldflächen begründet, ſowohl in der Umgebung von Pakrac als auch bei Daruvar und in der Drauebene, doch bleibt die Zahl der vollſtändig neuen Dorfanlagen verhältnismäßig gering gegenüber den nun auch in dieſen Gegenden ſich immer mehr durchſetzenden Ein- und Zuſiedlungen zu fremdvölkiſchen Ortſchaften. Die deutſchen Einwanderer aus der Schwäbiſchen Türkei verteilen ſich in jener Zeit auf ſehr viele Ortſchaften des weſtlichen Slawoniens und des benachbarten Kroatiens, erreichen aber nur an verhältnismäßig wenigen Stellen ein ſolches Ausmaß, daß ſie ihre eigenſtändige deutſche Lebensart innerhalb des Dorfes durchzuſetzen vermögen. Die Zahl der Fälle, in denen es zu einer räumlich getrennten Zuſiedlung der Deutſchen kommt, iſt äußerſt ſelten, meiſt iſt eine vollſtändige Durchmiſchung zwiſchen den alten Bewohnern und den neuangekommenen Koloniſten innerhalb des Dorfes feſtzuſtellen. Zur Bildung einer Tochterſiedlung, deren Menſchen aus beſtimmten Dörfern der Schwäbiſchen Türkei auswandern und in dauernder Beziehung zur alten Heimat ſtehen, wie wir dies aus anderen Sprachinſelgebieten des Oſtens, etwa aus Galizien und der Dobrudſcha kennen, kommt es bei dieſem Siedlungsvorgang nicht. Erſtens handelt es ſich ja meiſt um mehrere getrennt ankommende Zuwanderergruppen, vielfach ſogar um einzelne Familien, und zweitens iſt die Einſiedlung durchaus ein Werk, das durch die Privatinitiative einzelner Familien erfolgt iſt. Alle dieſe Siedlungen entbehren in ihrem Aufbau daher einer geordneten Planung.

Der größte Teil der Leute, die in jener Zeit aus der Schwäbiſchen Türkei nach Slawonien einwandern, kommen wieder aus den evangeliſchen Gemeinden im nördlichen Somogyer Komitat und aus den katholiſchen Gemeinden im Szigethvarer

Hügelland, vereinzelt auch Koloniſten aus den katholiſchen Gemeinden der unteren Tolnau, wie z. B. aus Tevel und Zomba. Teilweiſe werden von ihnen auch die in der früheren Periode, alſo in den 60er Jahren begründeten Anſiedlungen erweitert und dort die Lücken, welche die erſten Notjahre geriſſen hatten, aufgefüllt. An einigen Stellen werden ſogar deutſche Anſiedlungen in Slawonien, die von ſudetendeutſchen oder reichsdeutſchen Einwanderern im 18. Jahrhundert oder in der erſten Hälfte des 19. Jahrhunderts begründet worden waren, durch eine Zuſiedlung aus der Schwäbiſchen Türkei vergrößert und damit gegenüber der kroatiſchen Umwelt in ihrem Beſtand geſichert (Raſſovac im Pozeganer Keſſel, Kapetanovo bei Pakrac).

Um die Jahrhundertwende endlich iſt ein merkliches Nachlaſſen der bäuerlichen Auswanderung aus dem Raum der Schwäbiſchen Türkei feſtzuſtellen, denn um dieſe Zeit beginnt die große Auswanderungsbewegung in die Vereinigten Staaten von Nordamerika und in die Induſtrie- und Bergwerksgebiete des Deutſchen Reiches und Belgiens. Viele wertvolle Kräfte ſind dadurch endgültig dem bäuerlichen Lebenskreis der ſüdoſtdeutſchen Sprachinſeln entzogen worden, wenn auch vielfach die finanziellen Zuſchüſſe, die durch dieſe Menſchen wieder in die Heimat ſtrömten, manchen anderen Deutſchen, meiſt aus derſelben Familie, die Neugeſtaltung eines bäuerlichen Betriebes in einer Tochterſiedlung ermöglichten. Auch iſt die direkte Rückwanderung in die Heimat nach mehreren Arbeitsjahren in der Fremde nicht ſelten. Sie erfolgt oftmals nach jahrzehntelanger Abweſenheit, führt allerdings meiſt dieſe Rückwanderer nicht mehr zur Gänze in den rein bäuerlichen Lebenskreis zurück, ſondern läßt ſie auf den Dörfern ſich als Handwerker und Händler eine neue Exiſtenz ſchaffen.

Im erſten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts kommt es immer öfter zur Parzellierung der großen Gutswirtſchaften des ungariſchen Hochadels auch innerhalb des deutſchen Siedlungsgebietes der Schwäbiſchen Türkei. Es werden zahlreiche Meierhöfe (Puſzten), die inmitten der bäuerlichen deutſchen Dörfer mit ihren meiſt madjariſchen Gutsknechten und Verwaltern nicht nur Vertreter einer nichtbäuerlichen Wirtſchaftsform waren, ſondern nationalmadjariſche Volksinſeln darſtellten, von deutſchen Großbauern zuerſt gepachtet und dann meiſt aufgekauft. Dieſe Entwicklung fällt in die Zeit der Kriſe der gutsherrſchaftlichen Betriebe im Karpathenraum überhaupt und iſt nicht nur auf das Gebiet der Schwäbiſchen Türkei beſchränkt, ſondern auch an anderen Stellen für die Umgeſtaltung des Siedlungsbildes innerhalb der ſüdoſtdeutſchen Sprachinſeln bedeutſam. Neben deutſchen Großbauern aus der Batſchka, die ſich auf dieſe Weiſe in den deutſchen Siedlungsgebieten der Tolnau feſtſetzen, ſind faſt immer auch deutſche Mittel- und Kleinbauern aus den das Gut umgebenden Dörfern je nach den vorhandenen Barmitteln an den Güterparzellierungen beteiligt. Dieſe Aufteilung der Großgrundbeſitzflächen geſchieht, wie ſchon angedeutet, meiſt nicht ſofort nach dem Beſitzwechſel, ſondern der zuerſt kaufende deutſche Großbauer iſt erſt ſpäter bereit, Teile des neuerworbenen Beſitzes an die benachbarte bäuerliche

Bevölkerung abzugeben[15]. Die Großbauern, die ſich auf dieſe Weiſe in der Schwäbiſchen Türkei ankaufen, ſtammen zum größten Teil aus der nördlichen Batſchka, dem Teil, der der Schwäbiſchen Türkei am nächſten liegt, vorwiegend aus den Großgemeinden Vaskut, Bacſalmas, Apatin und anderen Orten. Zur ſelben Zeit entſtehen auch am Rand des deutſchen Siedlungsgebietes im Niederungsland zwiſchen Donau und Sio durch Parzellierung von Meierhöfen mehrere neuere dörfliche Siedlungen, in denen ſich neben Madjaren auch deutſche Tolnauer Kleinbauern niederlaſſen. Hier kommt es zu Dorfgründungen ohne den Umweg über Batſchkaer Gutspachtungen. Es entſtehen drei Siedlungen in der Gemeinde Tengelic, deren Bewohner ſeit dem Jahre 1905 vorwiegend aus Kis-Tormas, Varſad und Nagy-Szekely zugewandert ſind[16].

Knapp vor dem Weltkrieg kommt es noch einmal zu einer Reihe von Güterparzellierungen jetzt im Weſten des deutſchen Siedlungsgebietes, und zwar in der Schomodei. An dieſer Siedlungsbewegung beteiligen ſich nicht nur Deutſche aus der benachbarten Sprachinſel, ſondern es kommen auch Siedler aus der Tolnau und der Baranya. So entſtehen z. B. die Gemeinde Szerſekſzöllös — die erſten Deutſchen waren dort allerdings ſchon 1908 anzutreffen —, dann die Siedlung Luljapuſzta u. a. Sehr viele dieſer Siedler kamen aus der Gemeinde Cſikoſtötös in der Baranya. Zur ſelben Zeit entſteht auch die Siedlung Antalſallas im Szigethvarer Bergland, faſt ausſchließlich von Koloniſten aus den deutſchevangeliſchen Dörfern der Tolnau begründet, alſo eine evangeliſche Gemeinde inmitten der ſonſt katholiſchdeutſchen Dörfer im Weſten der Schwäbiſchen Türkei. Nach dem Weltkrieg lebt die Wanderung aus den Dörfern auf die Meierhöfe als Pächter und Beſitzer raſch wieder auf. Beſonders das Gebiet der unteren Baranya, die ſog. Ormánſzag, ein vorwiegend von reformierten Madjaren beſetztes Gebiet zwiſchen der Drau im Süden und dem Villanyer Hügelzug im Norden, wird jetzt von Deutſchen aus der Batſchka und der Baranya aufgeſucht. So ſind z. B. dort und auch in der benachbarten Schomodei ſeither mehrere deutſche Kleinſiedlungen entſtanden (Margitpuſzta, Bulkovapuſzta, Kadarkut- und Diospuſzta u. a.). Gerade dieſe Kleinſiedlungen in anſonſten fremdvölkiſcher Umgebung, die vielfach mit fremdem, nichtdeutſchem Geſinde arbeiten, ſind in der Vereinſamung beſonders ſtark der Entnationaliſierung ausgeſetzt, wenn ihnen auch die ſehr lebendigen verwandtſchaftlichen Beziehungen in das deutſche Volksgebiet der Sprachinſel andererſeits einen Rückhalt bieten.

In die Zeit vor dem Weltkrieg fällt auch noch die in ihrem Ausmaß nicht ſehr bedeutſame Abwanderung nach Bosnien und die Beteiligung an der Gründung der ſog. „äräriſchen" Siedlungen im Norden des Landes[17]. Übrigens handelt es ſich hier vielfach um eine Tochterſiedlung zweiten Grades, denn der Teil der Koloniſten, der dorthin aus den ſlawoniſchen Tochterkolonien kommt, iſt weit größer als der, welcher direkt aus der Schwäbiſchen Türkei nach Bosnien zieht. Tochterſiedlungen zweiten Grades können wir übrigens auch in Slawonien ſelbſt beobachten; denn die Auswanderung, beſonders aus Gemeinden, die in den 60er und 70er Jahren des 19. Jahrhunderts von evangeliſchen Deutſchen aus der Tolnau begründet wurden, iſt in mehreren Orten Slawoniens und des benachbarten Kroatiens in den erſten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts nicht unbedeutend. So ſind z. B. auf dem Umweg über Hraſtovac — einer deutſchevangeliſchen Gründung aus den 60er Jahren des 19. Jahrhunderts — in der Nachbarſchaft noch mehrere kleinere evangeliſche Gemeinden durch Einſiedlung entſtanden (z. B. Brſljanica, Mali Baſtaj u. a.).

---

[15] Wir treffen alſo hier einen ähnlichen Vorgang, wie er an manchen Stellen auch in Galizien beobachtet werden konnte, wo ſich die deutſchen Mennoniten als Vorläufer einer deutſchen Tochterſiedlungsbewegung auf polniſchen Gütern niederlaſſen.

[16] G. Schuon, Die nordöſtliche Schwäbiſche Türkei, a. a. O. S. 68.

[17] H. Maier, Die deutſchen Siedlungen in Bosnien. Schriften d. Deutſchen Auslandinſtitutes Reihe A, Bd. 13, Stuttgart 1924.

Nach dem Weltkrieg und der ſüdſlawiſchen Beſatzungszeit hat die Siedlungsbewegung aus der Tolnau in die Baranya ebenfalls einen neuen Aufſchwung erlebt. Durch ihre Option für Südſlawien hatten viele Serben und Kroaten der unteren Baranya ihren Wohnort in Ungarn aufgegeben; ihren Beſitz entweder billig verkauft oder zumindeſt in Pacht gegeben. Ein Großteil dieſes Landes kam in die Hände der benachbarten Deutſchen, und dadurch wurde der ſchon über ein Jahrhundert andauernde Durchdringungsprozeß der ſerbokroatiſchen Bauerngemeinden mit deutſchen Koloniſten beſchleunigt. Zahlreiche Deutſche aus der Tolnau und aus anderen Gemeinden der Baranya ſind damals nach Sarok, Illocſka, Belac, Lapancſa und andere Orte an der neuen Grenze gegen Südſlawien gezogen. Aber auch Somberek, Vemend und Palatoboſzok, Orte, die weiter im Norden liegen, erhielten in dieſen Jahren ſtändig neuen Nachſchub aus den Gemeinden der Tolnau.

Als eine letzte, wohl recht unbedeutende Ausweitung des deutſchen Siedlungsraumes kann endlich die Heldenanſiedlung auf den durch die ungariſche Bodenreform enteigneten Teilen des Großgrundbeſitzes angeſehen werden. Auch durch dieſe Bewegung ſind an einigen Stellen deutſche Bauern zu Grund und Boden gekommen, haben aber dieſen Gewinn faſt durchweg dadurch erkaufen müſſen, daß ſie ihren Namen madjariſieren ließen.

War bisher von der Ausweitung des bäuerlichen Lebensbereiches der deutſchen Volksinſellandſchaft der Schwäbiſchen Türkei die Rede, ſo muß abſchließend noch darauf hingewieſen werden, daß ein großer Teil des Bevölkerungsüberſchuſſes dieſes Gebietes, der ſich in der Heimat im rein bäuerlichen Bereich keine Exiſtenz ſchaffen konnte, vielfach in den Dörfern ſelbſt eine ausgedehnte Handwerkerſchicht bildet. So iſt z. B. in der Gemeinde Szakadat oder Böſzenfa ein hoher Prozentſatz der Bevölkerung im Baugewerbe tätig und zieht auf Saiſonarbeit in die benachbarten Städte und darüber hinaus auch auf mehrjährige Arbeitsauswanderung ins Ausland.

Viele Menſchen aus der Volksinſel ſind aber auch, beſonders in der Zeit der Entwicklung und dem Ausbau der ungariſchen Induſtrie um die Jahrhundertwende, in die neuentſtehenden Arbeiterviertel am Rand der ungariſchen Großſtädte, vor allem nach Budapeſt, abgeſtrömt und haben auch weſentlich zur Bildung der neuen Induſtriearbeiterſchicht in Ungarn beigetragen. Obwohl ſie meiſt als ungelernte Hilfsarbeiter in die Stadt kamen, waren die Deutſchen aus der Schwäbiſchen Türkei wegen ihrer Tüchtigkeit bald bekannt und ihr Fortkommen bis zum Einbruch der großen Wirtſchaftskriſe zum größten Teil ein geſichertes. In nationaler Hinſicht ſind ſie allerdings, obwohl es ſtellenweiſe in den raſch wachſenden Vororten von Peſt zu einer großen Anhäufung von deutſchſtämmigen Menſchen kam, äußerlich raſch im Madjarentum aufgegangen, trotzdem ſie noch immer viele Beziehungen an ihre alte deutſche Heimat binden. Auch in anderen Teilen der alten öſterreichiſch-ungariſchen Monarchie treffen wir größere Gruppen von Abwanderern aus der Schwäbiſchen Türkei. Gewöhnlich gehören ſie beſtimmten Berufsgruppen an, ſo lebt z. B. in Wien eine verhältnismäßig große Anzahl von Friſeuren aus der Schwäbiſchen Türkei.

Die Tochterſiedlungsbewegung aus der Schwäbiſchen Türkei, die hier nur von dem Geſichtspunkt der räumlichen Ausweitung eines Volksinſelgebietes einer Unterſuchung unterzogen worden war, bedarf gewiß auch nach anderen Seiten hin einer genauen Durchforſchung, um verſchiedene Fragen, beſonders aus dem Bereich der Soziologie und Volkskunde[18], die mit dieſem Wanderungsvorgang verbunden ſind, aufzuklären. Iſt doch die Tochterſiedlungsbewegung ein Vorgang, der Weſentliches zur Frage über die Bedeutung des volksmäßigen Erbes einer beſtimmten Menſchenſchichte und den Formkräften der Landſchaft auf dieſe zu liefern vermag und ſomit zu dieſem Problem der Volksforſchung aus dem auslanddeutſchen Volksbereich einen wichtigen Bauſtein beiträgt.

---

[18] A. Karaſek, Die jungen Sprachinſeln im Oſtraum. In: Wähler, Der deutſche Volkscharakter, Jena 1937.

Die Anſiedlung von Oberöſterreichern in Deutſch-Mokra im 18. Jahrhundert

Von Franz Stanglica

Mit zwei Karten

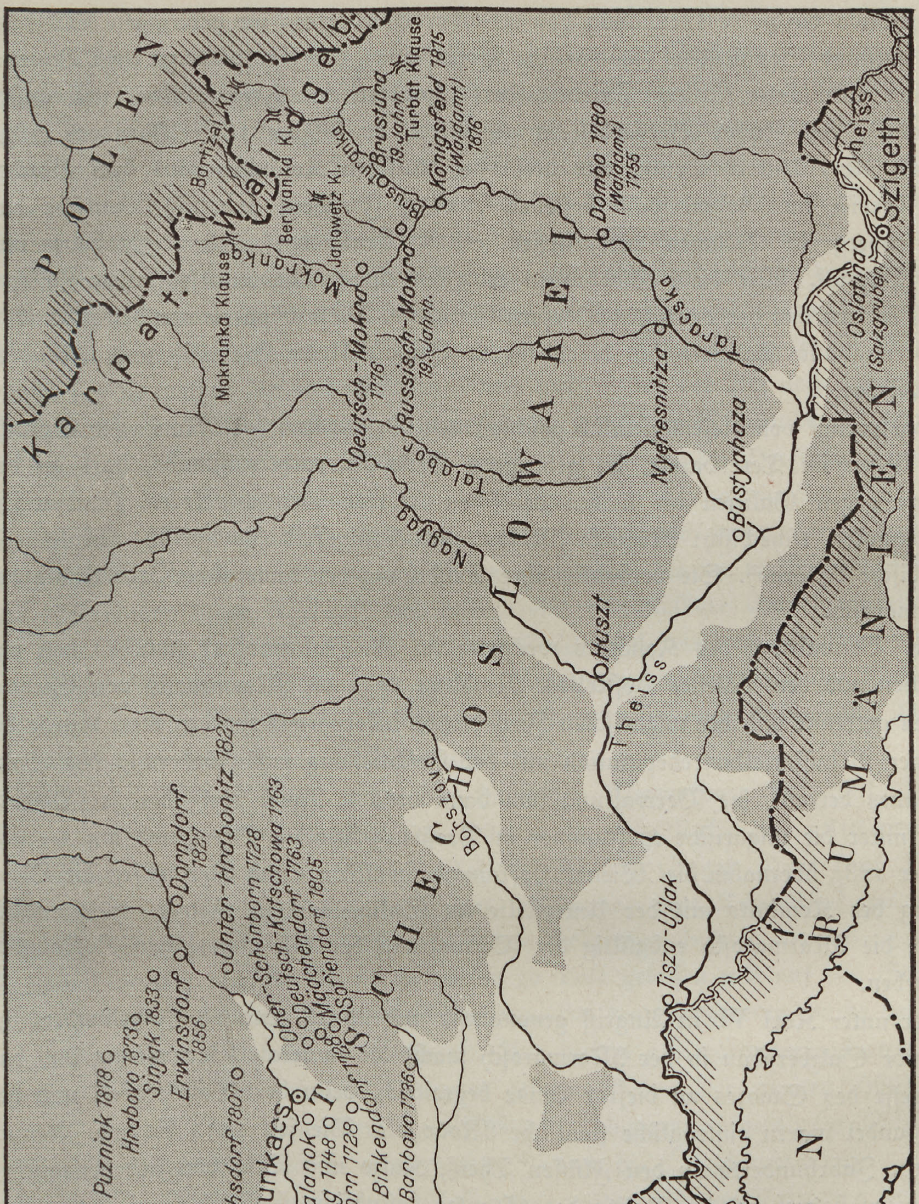
Karpathenrußland, die öſtlichſte Provinz der Tſchechoſlowakei, gehörte im 18. und 19. Jahrhundert zum Marmaroſcher Komitat. Um 1702, nicht lange nach der Vertreibung der Türken, kam die Marmaroſch unter ſiebenbürgiſche Verwaltung, aber ſchon 3 Jahre ſpäter (1705) ging ſie an Rakoczy über und gelangte erſt nach Beendigung der Rakoczyſchen Unruhen (1711) wieder an Siebenbürgen. Der weitaus größte Teil des Komitats war kgl. Fiskalbeſitz.

Das ſehr volksarme Land war längs der Flüſſe im Tiefland ſtark verſumpft und im gebirgigen Teil mit Urwald bedeckt. Die Einwohner, Ruſſen (Rußnaken), Ruthenen und Walachen, in kleinen, nur wenige Hütten zählenden Ortſchaften in der Niederung wohnend, lebten ausſchließlich von der Jagd und der Schaf- und Ziegenzucht. An Feldfrüchten bauten ſie nur Kukuruz, Hafer, Klee, Erbſen und Bohnen. Erſt unter der kaiſerlichen Verwaltung beginnt die Aufſchließung und Kultivierung dieſes Gebietes. Und wie in der Batſchka und im Banat wurde auch hier der Deutſche Kulturpionier, gerufen vor allem durch die Privatgrundherren und ſpäter, in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, durch die Kameralverwaltung.

Die Grafen von Schönborn, denen Karl VI. 1726 rieſige Beſitzungen im Umkreiſe der Burg Palanok (madjariſch: Várpalánka) verliehen hatte, riefen deutſche Siedler auf ihre Güter, die noch heute im Munkacſer Gebiete in etwa 20 Dörfern den Hauptteil des Deutſchtums in Karpathenrußland ausmachen. Von deutſchen Anſiedlern aus der Würzburger Gegend und dem Schwarzwald wurden 1728 Ober- und Unterſchönborn (madjariſch: Alſo- und Felſö-Schönborn) und Birkendorf (Berezinka), von deutſchen Bauern aus Kleinberg und Kleinwedel 1736 Barbovo und von Deutſchen aus dem Schwarzwald 1748 Pauſching (madjariſch: Póſaháza) gegründet. Von dieſen raſch anwachſenden erſten Siedlungen zweigten ſich bereits im 18. Jahrhundert Tochterſiedlungen ab; 1763 entſtand Deutſch-Kutſchowa und Mädchendorf (Lalovo)[1]. Im 19. Jahrhundert ſetzten die Schönborn die deutſche

---

[1] Herbert Franze, Die deutſchen Siedlungen in Karpathenrußland. Karpathenland 3 (1930), S. 49ff.; Dr. Eduard Winter, Die Deutſchen in der Slowakei und in Karpathorußland. Deutſchtum und Ausland, 1. Heft, 1926.


POLEN
Karpat. Waldgeb.
TSCHECHOSLOWAKEI
RUMÄNIEN
UNGARN
Deutsch-Mokra 1776
Russisch-Mokra 19. Jahrh.
Königsfeld 1815 (Waldamt) 1876
Dombo 1780 (Waldamt) 1755
Brustura 19. Jahrh.
Turbat Klause
Brusturanka
Berlyanka Kl.
Barttzal Kl.
Janowetz Kl.
Mokranka
Mokranka Klause
Talabor
Nagyag
Taracsko
Nyeresnitiza
Bustyahaza
Huszt
Theiss
Oslatina (Salzgruben)
Szigeth
Tisza-Ujlak
Borszova
Donndorf 1827
Unter-Hrabonitz 1827
Ober-Schönborn 1728
Deutsch-Kutschowa 1763
Mädchendorf 1763
Sofiendorf 1805
Puzniak 1878
Hrabovo 1873
Sinjak 1833
Erwinsdorf 1856
Friedrichsdorf 1807
Munkacs
Palanok
Pausching 1748
Unt.-Schönborn 1728
Birkendorf 1728
Barbovo 1736
Latoroza
1 : 750 000
0 5 10 15 20 km
Gez. von H. Neide

Die deutſchen Siedlungen in Karpathenrußland (Tſchechoſlowakei). Raſter = Hügel- und Bergland

Koloniſation durch die Gründung von Waldarbeiterdörfern im gebirgigen Teil fort. 1805 entſtand Sophiendorf (madjariſch: Zſofiafalva), das ſich ſpäter zu einer Bauernſiedlung entwickelte, 1807 Friedrichsdorf (madjariſch: Frigyesfalva, tſchechiſch: Klenovci), von Zipſer Bergarbeitern gegründet, es folgten 1827 Dorndorf, 1833 Sinjak, 1837 Unterhrabonitz, alle drei von deutſchen Koloniſten aus dem Prachatitzer Gebiet im Böhmerwald beſiedelt[2], 1855 Zdenova, wo ſich Deutſche aus Senftenberg in Böhmen niederließen, 1856 Erwinsdorf, 1873 Hrabovo und 1878 Puzniak. Alle dieſe Siedlungen erhielten einen nicht unweſentlichen Zuſtrom von Siedlern aus den deutſchen Dörfern Galiziens. Dieſe Spuren von deutſcher Einwanderung aus Galizien ſind beſonders in Sinjak, Unter-Hrabonitz und Dorndorf nachweisbar.

Abgeſprengt von dieſem ziemlich geſchloſſenen Deutſchtum der Munkacſer Sprachinſel liegen im Teresvatale, im gebirgigen Teile Karpathenrußlands, hart an der Grenze gegen Galizien die beiden deutſchen Dörfer Deutſch-Mokra (madjariſch: Németmokra, tſchechiſch: Německá Mokra) und Königsfeld (madjariſch: Kiralymezö, tſchechiſch: Uzčorna). Sie verdanken ihre Entſtehung der kameralen Verwaltung der Marmaroſch.

Die Verwaltung des Komitats wechſelte im 18. Jahrhundert zwiſchen den ungariſchen und den Wiener Hofſtellen. Nachdem 1733 die Marmaroſch von Siebenbürgen getrennt und der ungariſchen Jurisdiktion inkorporiert worden war, wurde die Wiener Miniſterialbancodeputation mit der Erſchließung und Förderung des Salzbergbaues betraut, die Verwaltung kam dann vom 1. April 1743 bis 31. Oktober 1785 unter die ungariſche Hofkammer in Preßburg bzw. in Ofen, und am 1. November 1785 übernahm die Wiener Hofkammer in Münz- und Bergweſen die Oberleitung des Komitats mit der Unterſtelle im Salinenamt zu Sziget. 1794 endlich wurde die Marmaroſch endgültig der Verwaltung der kgl. ungariſchen Hofkammer übergeben.

Der unter Karl VI. in Angriff genommene und im 18. und 19. Jahrhundert bedeutende Salzbergbau in der Marmaroſch macht die kamerale Verwaltung und das Intereſſe des Staates an dieſem Lande begreiflich, denn der Salzbergbau und der Salzhandel waren einträgliche ſtaatliche Monopole. Die ſeit 1724 bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts an den Flüſſen Theiß, Kaſzo und Viſo von ſiebenbürgiſchen Zigeunern betriebene, im Beſitze des Staates befindliche Goldwäſcherei trat gegenüber dem Salzbergbau infolge des geringen Ertrages ganz zurück. Von dem Erträgnis der Marmaroſcher Salzgruben zu Slatina, Sugatagh, Rhonaſzek und Königsthal wurden Nord- und Südungarn und ſogar die Sudetenländer beliefert[3]. Der Jahresdurchſchnitt an gewonnenem Salz betrug im 18. Jahrhundert 300 000 Zentner. Von den Gruben wurde das Salz per Achſe zu den drei Floßämtern in Sziget,

---

[2] Andreas Korn, Ein Böhmerwäldler Weihnachtſpiel in Karpathenrußland. Karpathenland 2 (1929), S. 21 ff.

[3] Hofkammerarchiv, Wien, Handſchrift 791.

Buſtyahaza und Tiſza-Ujlak geſchafft und von hier auf der Theiß zu den Verlagsorten Tokay, Poroſzlo und Szolnok verflößt[4]. Von den Verlagsorten wurde es zu Lande nach Peſt, Oberungarn und weiter auf dem Donauwege nach Preßburg geführt. Ein großer Teil des Salzes ging nach dem Bau des Franzenskanals durch die Batſchka auf Flößen auf der Theiß bis Földvar, durch den Kanal an die Donau und dann donauaufwärts, wodurch die Transportzeiten des früheren Landweges von den oberen Verlagsorten an der Theiß bis Peſt bedeutend verkürzt wurden.

Für die Salzbeförderung äußerſt wichtig war der große Holzreichtum des gebirgigen Teiles der Marmaroſch, der die Ausbeute des reichen Salzvorkommens erſt ermöglichte. Ein großer Urwald von den Niederungen an den Flüſſen erſtreckte ſich über den Kamm der Karpathen bis nach Galizien. Dieſe weiten, von der Axt noch unberührten Wälder waren die Vorausſetzung der großen Ausbeute der Salzgruben. Durch den Holzreichtum in unmittelbarer Nähe der Salzgruben wurde die Verflößung und die Auswertung des Salzvorkommens ſehr verbilligt. Aber nicht allein das Salz ſelbſt bot hier dem Staate eine reiche Einnahmequelle, ſondern auch das Holz, auf dem das Salz verflößt wurde, wurde in den Salzverlagsorten, die im waldarmen Mittel- und Südungarn lagen, verkauft und bildete eine unmittelbare Einnahmequelle für den Staat. Das Holz war ſowohl für den Salzhandel wie auch als Handelsware von großer Bedeutung. Neben den großen Stämmen, die zum Bau der Salzflöße gebraucht wurden, lieferten die Wälder der Marmaroſch auch Klötzerholz, Brennholz, Schindeln und anderes Schnittmaterial.

Die Holzwirtſchaft oblag unter der kameralen Verwaltung den fünf Waldämtern zu Dombo (1775 errichtet, ſeit 1783 in Deutſch-Mokra und 1816 von hier nach Königsfeld verlegt), Körösmezö, Raho, Viſſo und Sziget. Dieſe fünf Waldämter belieferten die Floßämter zu Sziget, Buſtyahaza und Tiſza-Ujlak mit Floßholz. Die durchſchnittliche im Jahre gelieferte Holzmenge betrug 100 000—120 000 Stämme, die von den Bergen in Holzrieſen zu Tale gelaſſen und auf den Gebirgsflüſſen zu den Floßämtern geſchwemmt wurden. Bei den Floßämtern wurde das Holz aufgefiſcht und zum Trocknen aufgeſtapelt. Aus dieſem gehörig ausgetrockneten Holz wurden die Flöße für den Salztransport gebaut. Die in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts von den oberöſterreichiſchen Holzhauern aufgeführten Schleuſen (Klauſen) ermöglichten auch in waſſerarmen Jahren die Holzſchwemmung.

Zu Beginn der Aufſchließung der Salzgruben in der Marmaroſch unter Karl VI. wurde das für den Salztransport nötige Holz in wildem Raubbau in den ungeheuren Urwäldern gewonnen. Der Waldreichtum des kameralen Beſitzes ließ damals an ein Erſchöpfen nicht denken. Dennoch wurden die Folgen dieſes Raubbaues, der eine ſyſtematiſche Durchholzung und Wiederbeſämung nicht kannte, bereits um die Mitte des 18. Jahrhunderts fühlbar, und in den 60er Jahren war die kamerale Verwaltung zum Ankauf von Waldungen genötigt[5]. Die Kammer kaufte um 1768 von dem Grundherrn Franz Szerenſzy die Waldungen um Bruſtura und im Intereſſe der einheitlichen Verwaltung des ganzen Waldgebietes alle in Privatbeſitz befindlichen Ortſchaften Mokra, Bruſtura, Dombo, Kalinfalva, Alſo- und Felſö-Ganya, Nyeresnitiza, Szeles, Konka und Kökenyes[6].

---

[4] Hofkammerarchiv, Wien, Ungariſches Kamerale, Faſz. 33, Nr. 73 ex Auguſt 1792.

[5] Ebd. Faſz. 19/1, Nr. 18 ex Juli 1774.

Der Ankauf der Bruſturaer Waldungen war der Anlaß zu einer tiefgreifenden Reform des Forſtweſens in der Marmaroſch und zu Einführung einer geordneten Waldwirtſchaft. Vorausſetzung für dieſe Reform war die Berufung tüchtiger Forſtleute, Holzknechte und Waldmeiſter. Als Vorbild für die künftige Holzwirtſchaft ſollte die des oberöſterreichiſchen Salzkammergutes dienen. Die Salzgewinnung, der Salzhandel, die Verflößung des Salzes, die Gewinnung des nötigen Holzes in der Nähe der Salzgruben waren hier und dort die gleichen[7]. Der weſentliche Unterſchied beſtand in der Art des Betriebes, im Mangel an geſchulten Holzknechten in der Marmaroſch. Die Arbeitsweiſe und Tüchtigkeit der oberöſterreichiſchen Holzarbeiter waren in der ganzen Monarchie bekannt, hier in der Marmaroſch mußte man die Forſtarbeiten den durch ihre Trägheit bekannten Walachen überlaſſen, denen jeder forſttechniſche Betrieb fremd war.

Schon unter Karl VI. hatte Hofkammerrat Baron von Zuana um 1730 oberöſterreichiſche und ſteiriſche Holzhauer und Zimmerleute zur Schulung der Walachen und einer Verbeſſerung der Holzwirtſchaft berufen. Dieſe ſind infolge ihrer geringen Anzahl unter den Walachen an verſchiedenen Ortſchaften zerſtreut angeſiedelt und infolge des Fehlens an eigenen Schulen und eigenem Gottesdienſt bereits in der zweiten Generation entnationaliſiert geweſen.

Dieſem Mangel an tüchtigem, geſchultem Perſonal ſollte nach Ankauf der Bruſturaer Waldungen durch Anſiedlung einer entſprechenden Anzahl von oberöſterreichiſchen Holzhauern abgeholfen werden, um die in den letzten Jahrzehnten zutage getretenen böſen Folgen einer planloſen Abholzung zu vermeiden.

Wenige Jahre nach Ankauf der Bruſturaer Waldungen nahm die ungariſche Hofkammer die Berufung und Anſiedlung von tüchtigen Forſtleuten, Waldaufſehern, Waldbereitern, Schaffern, Waldmeiſtern und Holzknechten in Angriff. Die ungariſche Hofkammer legte der Kaiſerin Maria Thereſia einen Plan zur Anwerbung von 80—100 oberöſterreichiſchen Holzknechten, einem Waldmeiſter und 4 Rottmeiſtern vor, die mit dem Waldweſen vertraut und im Bau von Holzrieſen, Schleuſen-, Rechen-, Klauſenbau und im holzwirtſchaftlichen Betrieb geſchult ſein ſollten. Die Kaiſerin genehmigte am 15. März 1775 die Eingabe der ungariſchen Kammer und beſtimmte als Kommiſſäre zu den Verhandlungen mit der Verwaltung des Salzkammergutes über die Anwerbung der Holzknechte den Hofkammerrat von Kempelen und den Adminiſtrator der Marmaroſch Rudnyanſzky[8]. Schon im folgenden Monat, April 1775, kamen die beiden Kommiſſäre perſönlich nach Gmunden und ſetzten ſich mit der Salinenverwaltung über die Anwerbung ins Einvernehmen. Auf den erſten Aufruf des Salzamtmannes zu Gmunden, Edlen von Riethaller, meldeten ſich 33 Holzknechte zu Ebenſee zur Auswanderung. Aber die von Kempelen und Rudnyanſzky gebotenen Bedingungen waren ſo gering, daß alle 33 Holzknechte ihre Anmeldung zurückzogen[9]. Die oberöſterreichiſchen Holzknechte forderten als Grundlage ihrer Anſiedlungsbedingungen die gleichen Begünſtigungen, die ſie im Dienſte der Gmundner Salinenverwaltung hatten. Sie verlangten die Anſiedlung in einem gemeinſamen Orte, einen eigenen vom Ärar beſoldeten Pfarrer, Schulmeiſter, Arzt und eine Hebamme, die Aufnahme von Nationaliſten (Walachen) als Hilfsknechte, einen Wochenlohn von 3—4 fl. für jeden Rottmeiſter und 1 fl. 30 kr. bis 2 fl. für jeden Holzknecht, die Beiſtellung von unentgeltlichem Baumaterial für ihre Häuſer, die ſie ſelbſt erbauen wollten und die ihnen erbeigentümlich überlaſſen werden ſollten, wobei ſie während der Bauzeit die ihnen für die Arbeit im Walde ausgemeſſene Löhnung verlangten, einen zum Haus gehörigen Garten, Weide und Wieſen für 3 Stück Vieh auf jeden Rottmeiſter und für 2 Stück Vieh auf jeden Holzknecht, die unentgeltliche Verabreichung ihres Holz- und Salzbedarfs, Befreiung von Kontribution, Steuern und anderen Landesabgaben und das Hofkorn, eine Anweiſung auf 18—20 Metzen Korn und 4—6 Metzen Weizen für jeden Rottmeiſter und 15 Metzen Korn und 3 Metzen Weizen für jeden Holzknecht jährlich, wobei ihnen der Metzen Korn mit 1 fl. und der Metzen Weizen mit 1 fl. 45 kr. angerechnet werden ſollte, ſchließlich auch die Gewährung der im Salzkammergute üblichen Proviſion, eine Art Penſion für die ausgedienten Holzknechte und deren Weiber und Kinder, und die Hilfsgelder im Falle der Erkrankung und Arbeitsuntauglichkeit. Für die Reiſe in die Marmaroſch ſollten den Rottmeiſtern 5—6 fl. und den Holzknechten 3 fl. 30 kr. als Zehrgeld verabreicht werden. Der Wochenlohn ſollte ihnen nach dem genannten Satze bis zur Fertigſtellung und Einrichtung der Anſiedlung bezahlt werden, dann ſollte mit ihnen ein eigener Kontrakt über die Entlohnung zwiſchen ihnen und der Marmaroſcher Verwaltung geſchloſſen werden. Da die geſamte Holzknechtſchaft des Salzkammergutes geſchloſſen ein Abgehen von dieſen Bedingungen im Falle der Auswanderung ablehnte und ſich keiner bei dem Salinenamt in Gmunden zu den von Kempelen und Rudnyanſzky gebotenen Bedingungen meldete, wendeten ſich beide Kommiſſäre um die Genehmigung der von den Hauern geforderten Punkte an die ungariſche und Wiener Hofkammer, die ſie dann auch auf Drängen der ungariſchen Kammer, die eine Gefährdung des begonnenen Werkes befürchtete, und angeſichts der geſchloſſenen Haltung der Holzknechtſchaft von der Kaiſerin erhielten[10]. Unter den nun von den Hofſtellen genehmigten Bedingungen meldeten ſich 100 Holzknechte zur Auswanderung in die Marmaroſch.

---

[6] Die Beſitzer der Ortſchaften waren: Joſef Illovaſi, Stephan Majos (Bruſtura, Mokra, Dombo), Stephan Moricz, Wolfgang Zſigoveny, Maria Cſerney und Georg Bornemiſſa. Hofkammerarchiv, Wien, Ungariſches Kamerale, Faſz. 19/1, Nr. 71 ex April 1775.

[7] Hofkammerarchiv, Wien, Ungariſches Kamerale, Faſz. 19/1, Nr. 53 ex April 1775.

---

[8] Hofkammerarchiv, Wien, Ungariſches Kamerale, Faſz. 19/1, Nr. 12 und 53 ex April 1775.

[9] Ebenda, Faſz. 19/1, Nr. 118 ex Mai 1775.

[10] Ebenda, Faſz. 19/1, Nr. 75 ex Juli 1775.

Zum Führer der Holzknechte hatten Kempelen und Rudnyanſzky den k. k. Waldmeiſter Johann Georg Imeldis gewonnen, der ſeit 6 Jahren in der Steiermark und ſeit 17 Jahren in Oberöſterreich im ſtaatlichen Forſtweſen tätig war und auf allen Gebieten der Forſtwirtſchaft reiche Erfahrungen geſammelt hatte und für ſehr geſchickt galt. 1774 war der durch ſeine Fähigkeiten bekannte Mann zur Waldbereitungskommiſſion in Tirol beordert worden. Imeldis wieder wählte ſich 2 im Klauſen- und Rechenbau und 3 im Betriebe der Werkſtätten erfahrene Rottmeiſter, die mit ihm nach dem Oſten ziehen ſollten.

Dieſe 100 teils ledigen, teils verheirateten Holzknechte, mit ihren Familien 220 Köpfe zählend, ſtammten faſt durchwegs aus dem oberöſterreichiſchen Salzkammergut[11].

Die engere Heimat dieſer Auswanderer iſt das Trauntal; faſt die Hälfte (40 Familien) ſtammt aus Langbath, am Einfluß der Traun in den Gmundner See (auch Traun-See genannt), 29 Familien kamen von dem auch an der Traun gelegenen Iſchl und 7 gleichfalls aus dem an der Traun liegenden Goiſern. Die übrigen Ortſchaften liegen rings um den Gmundner See oder im Umkreis des Traungebietes. Die Auswahl war ſo getroffen worden, daß alle im Forſtdienſt notwendigen Arbeiter vertreten waren. Aber auch auf die Lebensbedürfniſſe der Holzarbeiter war Bedacht genommen worden; ein Schneider, Schuſter, Binder, Müller, Schmied und Leinweber zogen mit den Holzknechten in die Fremde. Dem Waldmeiſter wurde auch ein Schreiber beigegeben.

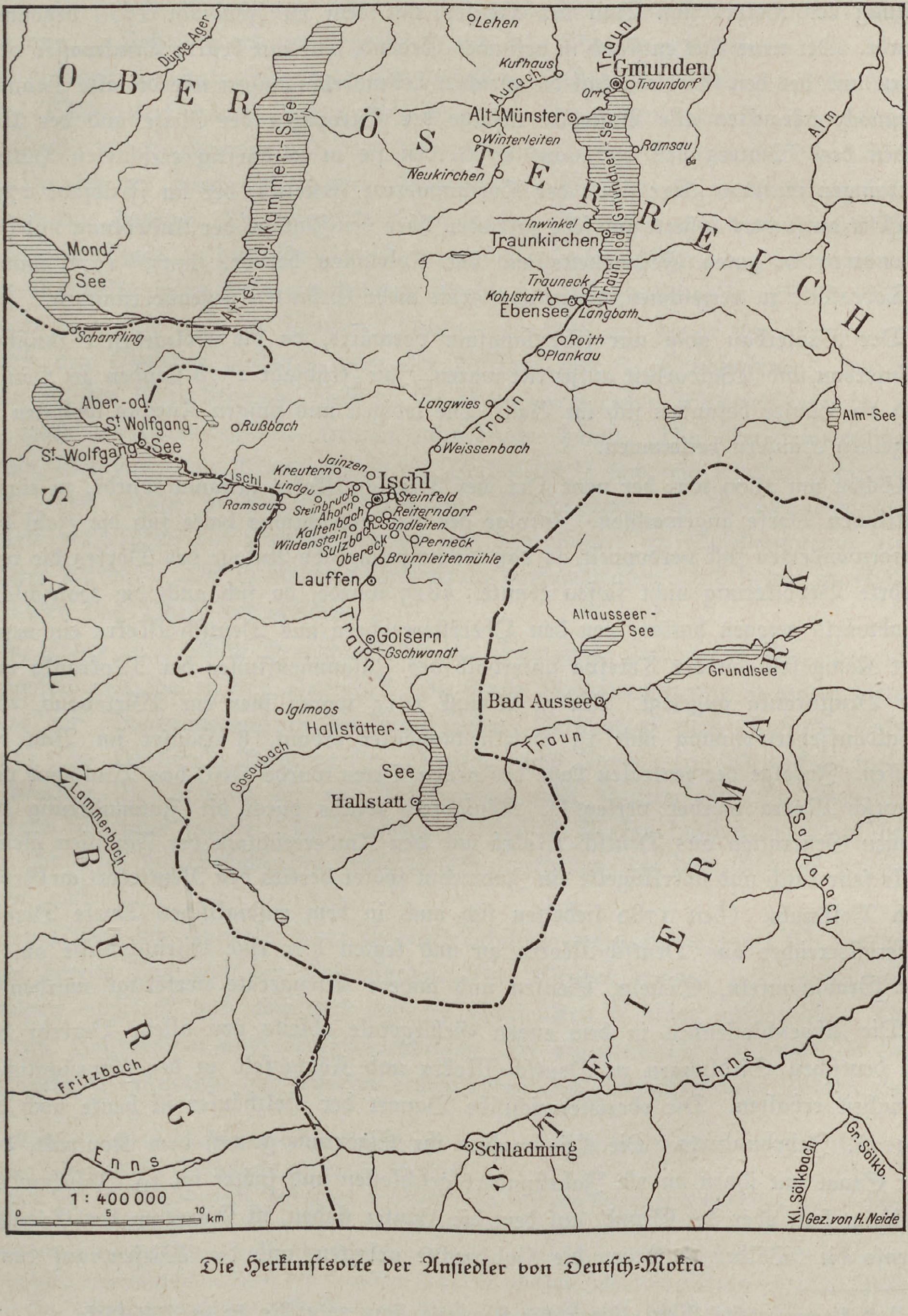
In Iſchl ſammelte Waldmeiſter Imeldis die Auswanderer aus dem oberen Trauntal, zog mit ihnen traunabwärts, nahm an der Einmündung der Traun in den Gmundner See die Langbather mit und kam am 3. Oktober 1775 abends mit der ganzen Auswandererſchar nach Gmunden. In Gmunden wurden am Salinenamt die vereinbarten Anſiedlungsbedingungen feſtgelegt, den Auswanderern vorgeleſen, von 6 Holzknechten unterfertigt und den Auswanderern eingehändigt. Am 6. Oktober traten ſie von Gmunden auf 4 Schiffen (ſog. Siebnerinnen) die Reiſe an[12]. Sie paſſierten am 10. Oktober 1775 Wien und trafen am 16. in Peſt ein. In Peſt nahm ſie der Marmaroſcher Salzkontrollor von Tiſza Ujlak Jakob Thonauer in Empfang und beförderte ſie auf bereitgeſtellten Wagen in die Marmaroſch, wo ſie am 9. November ankamen[13]. Die Fahrt ging im Tale der Taraczka und Mokranka aufwärts bis zu einer aus 16 Hütten beſtehenden und von Ruthenen bewohnten Ortſchaft oberhalb des heutigen Ruſſiſch-Mokra. Hier mitten in den von der Kammer 1768 angekauften Bruſturaer Waldungen, wurde der neue Ort Deutſch-Mokra

---

[11] Kgl. ungariſches Reichsarchiv, Budapeſt, Salinaria, Nr. 22 ex November 1775. Anſiedlerliſte ſiehe am Schluſſe des Aufſatzes.

[12] Hofkammerarchiv, Wien, Ungariſches Kamerale, Faſz. 19/3, Nr. 13 und 75 ex Oktober 1775.

[13] Hofkammerarchiv, Wien, Ungariſches Kamerale Faſz. 19/3, Nr. 123 ex Oktober 1775.


OBERÖSTERREICH
SALZBURG
STEIERMARK
Dürre Ager
Atter- od. Kammer-See
Mond-See
Scharfling
Aber- od. St. Wolfgang-See
St. Wolfgang
Rußbach
Ischl
Lehen
Kufhaus
Aurach
Alt-Münster
Winterleiten
Neukirchen
Traun
Gmunden
Ort
Traundorf
Ramsau
Alm
Traun- od. Gmundner-See
Inwinkel
Traunkirchen
Trauneck
Kohlstatt
Ebensee
Langbath
Roith
Plankau
Langwies
Traun
Weissenbach
Alm-See
Jainzen
Kreutern
Ischl
Lindau
Ramsau
Steinbruch
Ahorn
Kaltenbach
Wildenstein
Sulzbach
Obereck
Steinfeld
Reiterndorf
Sandleiten
Perneck
Brunnleitenmühle
Lauffen
Traun
Goisern
Gschwandt
Altausseer-See
Grundlsee
Bad Aussee
Iglmoos
Hallstätter-See
Gosaubach
Hallstatt
Traun
Lammerbach
Sölkbach
Fritzbach
Enns
Schladming
Enns
Kl. Sölkbach
Gr. Sölkb.
1 : 400 000
0 5 10 km
Gez. von H. Neide

Die Herkunftsorte der Anſiedler von Deutſch-Mokra angelegt. Einige Hütten zur vorläufigen Unterbringung der Anſiedler wurden errichtet und noch vor Einbruch des Winters ging man an die Rodung und die Vorbereitung des Holzes zum Bau der Häuſer, mit dem im Frühjahr 1776 begonnen wurde. Der neue Ort entſtand in geſunder Gegend, war mit beſtem Trinkwaſſer verſehen und bot den Siedlern faſt die gleichen Lebensbedingungen wie die alte Heimat. Dennoch erkrankten alle Anſiedler infolge der Strapazen der Reiſe und der Unbilden des Winters von 1775 auf 1776, den ſie in notdürftig errichteten Hütten verbringen mußten. Aber ſchon der Hofkammerrat Feſtetics, der im Frühjahr 1778 den Ort aufſuchte, äußerte ſich ſehr zufrieden über den Zuſtand der Anſiedlung und hob beſonders den guten Geſundheitsſtand der Koloniſten hervor. 1775—1778 waren 9 Todesfälle zu verzeichnen, denen aber weit mehr Geburten gegenüberſtanden.

Der Häuſerbau ging nur ſehr langſam vorwärts, da die Holzarbeiter zwiſchen Häuſerbau und Waldarbeit aufgeteilt waren. Im Frühjahr 1778 ſtanden 40 Häuſer und 10 Häuſer befanden ſich im Bau. Die ledigen und jungen Knechte wohnten in einzelnen Häuſern beiſammen.

Schon um 1800 war der neue Ort, der Deutſch-Mokra genannt wurde, zu einem ſtattlichen Dorfe angewachſen. Infolge des Kinderreichtums hatte ſich die Zahl der Eingewanderten faſt verdoppelt, ſo daß die urſprüngliche Anlage des Dorfes die vermehrte Bevölkerung nicht faſſen konnte. 1815 wurde, da ſich auch die Holzſchläge talabwärts gezogen hatten, von den Oberöſterreichern aus Deutſch-Mokra ein neuer Ort Königsfeld an der Tereſva unterhalb des Zuſammenfluſſes der Mokranka und der Bruſturanka angelegt. Am 5. Auguſt 1815 waren hier ein Wirtshaus, eine Waldaufſeherwohnung und 13 Holzknechtshäuſer erbaut, 8 Häuſer im Bau begriffen. Infolge der zentralen Lage des neuen Ortes wurde 1816 das Waldamt von Deutſch-Mokra hierher verlegt[14]. Königsfeld wuchs durch die Zuwanderung der jungen Generation aus Deutſch-Mokra und den Kinderreichtum der Familien gleichfalls ſehr raſch und überflügelte ein Jahrzehnt ſpäter bereits den Mutterort an Größe und Volkszahl. Seit 1780 ſiedelten ſich auch in dem rußnakiſchen Dorfe Dombo Oberöſterreicher aus Deutſch-Mokra an und legten hier eine Eiſenſchmiede an, in der Grabſchaufeln, Sicheln, Senſen und andere Eiſengeräte verfertigt wurden[15].

Die Abgeſchloſſenheit in dem engen Gebirgstale abſeits von allem Verkehr hat die deutſchen Siedlungen zu Deutſch-Mokra und Königsfeld in der urſprünglichen Reinheit erhalten. Die oberöſterreichiſche Bauart der Holzhäuſer iſt heute noch die des 18. Jahrhunderts. Die Häuſer ſind ihr Eigentum gemäß dem Kontrakt, den der Staat mit ihnen im 18. Jahrhundert geſchloſſen und ſpäter im 19. Jahrhundert beſtätigt hat, aber der Grund, auf dem die Häuſer ſtehen, iſt Eigentum des Staates, ebenſo die Wälder, in denen die Holzknechte arbeiten, und die Wieſen, auf denen ihr Vieh weidet[16]. Da der Staat keine neuen Hausſtellen trotz der vermehrten Bevölkerung bewilligte, ſind die Deutſchen gezwungen, zu 2—3 Familien in einem Hauſe beiſammen zu wohnen. Ihre Exiſtenz und ihr ganzer Lebensunterhalt iſt in dem im 18. Jahrhundert zwiſchen ihnen und dem Staate geſchloſſenen und heute noch gültigen Kontrakt feſtgelegt. Die deutſchen Holzknechte arbeiten in den ſtaatlichen Wäldern; für dieſe Arbeit zahlt ihnen der Staat den kontraktmäßigen Lohn, ein Salz- und Holzdeputat und das Hofkorn (etwa 40 kg Getreide jährlich). Wird der Holzarbeiter durch Alter oder Krankheit dienſtuntauglich, ſo erhält er vom Staate eine Penſion. Die Kontraktualiſten ſterben aber heute aus, denn der tſchechoſlowakiſche Staat, zu dem Deutſch-Mokra und Königsfeld ſeit 1919 gehören, nimmt keine Kontraktualiſten mehr an, ſondern bezahlt die Waldarbeiter in Akkord. Vom Staate haben ſie auch die Weiden (Almen) gepachtet, auf denen ihre Rinder und Pferde den Sommer hindurch unter der Aufſicht von 6 „Sindlerinnen", die die Wartung der Kühe beſorgen, bleiben. Es iſt eine regelrechte Almwirtſchaft, die ſie aus ihrer oberöſterreichiſchen Heimat mitgebracht haben. Die oberöſterreichiſchen Sitten, Gebräuche, die Mundart und die Volkslieder[17] ſind rein erhalten geblieben. Noch 1886 wurde in Deutſch-Mokra ein „Schwerttanz" in oberöſterreichiſchem Dialekt aufgeführt, ein Brauch, der im 19. Jahrhundert im Salzkammergut noch gepflegt wurde[18]. Die in dieſem Schwerttanz vorkommenden Orte liegen im Salzburgiſchen und Oberöſterreichiſchen.

---

[14] Hofkammerarchiv, Wien, Ungariſches Kamerale, Faſz. 33/2, Nr. 82 ex Juli 1816.

[15] Johann Matthias Korabinſky, Geographiſch-Hiſtoriſches und Produktenlexikon von Ungarn. 1786.

Im Jahre 1921 zählte Deutſch-Mokra 584 Einwohner (davon 526 Deutſche) und Königsfeld 764 (davon 673 Deutſche). Die ſtarke Volksvermehrung in beiden Orten zwang zur Auswanderung in die umliegenden Ortſchaften nach Ruſſiſch-Mokra (1921: 349 Deutſche), Bruſtura (77 Deutſche) und Dombo (92 Deutſche), wobei die deutſche Bevölkerung im 19. Jahrhundert noch Zuſtrom aus den deutſchen Dörfern Galiziens erhielt. Im Nachbarort Ruſſiſch-Mokra kauften die Deutſchen nach und nach die Gründe der verſchuldeten Ruthenen, die dem Alkohol ergeben waren, auf.

Der Nutzen der Anſiedlung der oberöſterreichiſchen Holzarbeiter zeigte ſich für den Staat bereits kurz nach der Koloniſation. Die Wälder wurden ſyſtematiſch nach Schlägen eingeteilt und abgeholzt und die abgeholzten Schläge aufgeforſtet. Die von den Holzknechten nach oberöſterreichiſcher Art aufgeführten Schleußen in der Mokranka, Bruſturanka und Tereſva ermöglichten auch in waſſerarmen Jahren eine ſtändige Holzſchwemmung und gewährleiſteten eine dauernde Verſorgung der Floßämter mit Holz und ſicherten hierdurch eine ununterbrochene Salzförderung. Unter der Leitung der Oberöſterreicher wurden die eingeborenen Ruthenen und Walachen für den Holzbetrieb geſchult. Auch die Rindviehzucht, bis dahin hier unbekannt, und die Bauart der Häuſer wurde von der heimiſchen Bevölkerung übernommen. Der deutſche Koloniſt wurde hier im wahrſten Sinne des Wortes Lehrmeiſter und Kulturpionier der anſäſſigen Bevölkerung.

---

[16] Robert Jakobi, Aus der deutſchen Sprachinſel Königsfeld in Karpathenrußland. In: Sudetendeutſche Zeitſchrift für Volkskunde 7 (1934), S. 69ff.

[17] Erſt in der Nachkriegszeit, beſonders aber ſeit 1934, als 200 Leipziger Hochſchüler hier weilten, werden die alten oberöſterreichiſchen Lieder verdrängt und nur jene geſungen, die das wandernde Volk und beſonders jene Leipziger Hochſchüler mitgebracht haben. Dieſe neuen Lieder ſind ſo Mode geworden, daß die alten alpenländiſchen Lieder faſt vergeſſen ſind. Dr. Guſtav Jungbauer, Sudetendeutſche Volkskunde. In: „Sudetendeutſchtum. Ein Land, ein Volk und ſeine Arbeit", B. Leipa u. Leipzig 1936.

[18] Abgedruckt von F. Arnold Mayer, Ein deutſches Schwerttanzſpiel aus Ungarn. In: „Zeitſchrift für Völkerpſychologie und Sprachwiſſenſchaft" 19 (1889), S. 204—263, 416—433.

Dieſe Auswanderung von Oberöſterreichern aus dem Salzkammergute nach dem Oſten der öſterreichiſch-ungariſchen Monarchie ſteht im 18. Jahrhundert nicht allein. 1776 wurden von der Hofkammer 31 Oberöſterreicher nach Sambor und Wieliczka zur Verbeſſerung des Salz- und Holzweſens berufen, 1790 Forſtknechte zum Rechen- und Klauſenbau nach Delatyn in Galizien[19]. Sehr viele oberöſterreichiſche Holzarbeiter wanderten im 18. Jahrhundert nach Ungarn. Die großen ſtaatlichen Waldungen im Banat in den Bergſtätten Reſchitza, Dognacſka und Bogſchan bedurften eines ſtändigen Zuzuges von geſchulten Forſtarbeitern, um eine geregelte Forſtwirtſchaft aufrechtzuerhalten, die zum Betriebe der Kupfer- und Eiſenwerke Vorausſetzung war. Zwiſchen 1774 und 1790 waren 50 oberöſterreichiſche Waldarbeiter nach den banatiſchen Bergorten ausgewandert, 1793 folgte ihnen der Ausſeer Philipp Steiner mit 5 Familien nach Dognacſka. Im gleichen Jahre kehrte er zurück zur Anwerbung von 80 tüchtigen und erfahrenen oberöſterreichiſchen und 30 ſteiriſchen Waldarbeitern. Überdies bewilligte die Hofkammer im Jahre 1793 noch die Auswanderung von weiteren 150 Holzhauerfamilien aus dem Salzkammergute für die Anſiedlung in Südungarn. In Oberungarn wurde 1777 zu Soovar eine aus 60 Köpfen beſtehende Gruppe von oberöſterreichiſchen Salinenarbeitern bei den dortigen ſtaatlichen Salzgruben angeſiedelt.

Liſte der Auswanderer

Name, Beruf, Stand	Geburtsort und -Jahr	Letzter Wohnort
Georg Aſter, Holzknecht, ledig	Iſchl, 1749	Nr. 15 in Lindau bei Iſchl
Ignatz Auer, Holzknecht, ledig	Langbath am Gmundner See, 1757	Nr. 73 in Oberlangbath am Gmundner See
Sebaſtian Bruderhofer, Füderlarbeiter, ledig	Langbath am Gmundner See, 1735	Nr. 43 in Oberlangbath am Gmundner See
Martin Ebmer (Ebner), Holzknecht, ledig	Alt-Münſter am Gmundner See, 1744	Nr. 3 in Kufhaus bei Gmunden
Andreas Feichtinger, Holzknecht, ledig	Langbath am Gmundner See, 1747	Nr. 60 in Ebenſee am Gmundner See
Michael Fink, Holzknecht, ledig	Inwinkel bei Traunkirchen, 1730	Nr. 1 in Traunſtein b. Gmunden
Bartholomäus Forſtner, Holzknecht, mit Frau	Irling, 1738	Nr. 10 in Reiterndorf bei Iſchl

---

[19] Carl Schraml, Das oberöſterreichiſche Salinenweſen von 1750 bis zur Zeit nach den Franzoſenkriegen. 1934.

Name, Beruf, Stand	Geburtsort und -Jahr	Letzter Wohnort
Andre Freyßleder, Holzknecht, ledig	Langbath am Gmundner See, 1738	Nr. 49 in Ebenſee am Gmundner See
Andreas Gärber, Holzknecht, ledig	Iſchl, 1752	Nr. 14 in Kreutern bei Iſchl
Johann Gärber, Holzknecht, ledig	Langbath am Gmundner See, 1752	Nr. 7 in Trauneck am Gmundner See
Peter Grabmer, Aufſetzer, ledig	Iſchl, 1760	Nr. 12 in Jainzen bei Iſchl
Mathias Grainmeiſter, Aufſatzknecht, mit Frau	Langbath am Gmundner See, 1725	Nr. 24 in Oberlangbath am Gmundner See
Ferdinand Hechenfelder, Aufſatzknecht, mit Frau	Scharfling bei St. Lorenz, 1751	Nr. 2 in Steinfeld bei Iſchl
Franz Hillinger, Zutreiber, ledig	Iſchl, 1752	Nr. 14 in Iſchl
Franz Hödl (Hödel), Schmiedemeiſter, geſt. 7. Juni 1778, ledig	St. Peter bei Iſchl, 1746	Nr. 13 in Iſchl
Ignatz Hofer, Pfannhauſer, mit Frau und 5 Kindern	Traunkirchen, 1725	Nr. 41 in Gries bei Viechtwang
Karl Holzberger, Pfannhauſer, mit Frau und 1 Kind	Langbath am Gmundner See, 1748	Nr. 2 in Trauneck am Gmundner See
Michael Holzberger, Pfannhauſer, mit Frau und 4 Kindern	Langbath am Gmundner See, 1739	Nr. 10 in Trauneck am Gmundner See
Joſef Höſſenberger, Fäßlſtößer, ledig	Ort am Gmundner See, 1749	Nr. 9 in Gmunden
Benedikt Hüttner, Holzknecht, ledig	Alt-Münſter am Gmundner See, 1748	Nr. 22 in Kufhaus bei Gmunden
Johann Georg Imeldis, k. k. Waldmeiſter, geſt. 1777, mit Frau Maria Joſefa und den Kindern: Joſef Ignatz, Maria Magdalena	Mals im Inntal in Tirol, 1726	Nr. 11 in Iſchl
Johann Jocher, Holzknecht, mit Frau	Langbath am Gmundner See, 1738	Nr. 8 in Roith bei Ebenſee
Mathias Kälß (Kalß), Holzknecht, ledig	Iſchl, 1753	Nr. 2 in Obereck bei Iſchl
Ignatz Kefer, Wührer, verwitwet	Iſchl, 1722	Nr. 11 in Roith bei Ebenſee
Mathias Kienesberger, Holzknecht, mit Frau und 2 Kindern	Langbath am Gmundner See, 1744	Nr. 17 in Ebenſee am Gmundner See
Johann Kläckl (Klakl), Schiffwerker, ledig, mit ſeiner Mutter Maria	Goiſern, 1738	Nr. 2 in Lindau bei Iſchl
Joſef Kläckl, Schiffwerker, ledig, mit Frau und 1 Kind und ſeiner Mutter Maria (ſ. o.)	Goiſern, 1745	Nr. 5 in Weißenbach bei Iſchl
Ignatz Korb, Holzknecht, mit Frau	Langbath am Gmundner See, 1753	Nr. 32 in Ebenſee am Gmundner See
Johann Kranawetl, Aufſatzknecht, ledig	Iſchl, 1752	Nr. 47 in Reiterndorf bei Iſchl

Name, Beruf, Stand	Geburtsort und -Jahr	Letzter Wohnort
Johann Kriechbaum (Krechbaum), Schiffwerker, mit Frau	Iſchl, 1735	Nr. 8 in Ramſau bei Iſchl
Ignatz Lähner, Schiffwerker, ledig	Langbath am Gmundner See, 1750	Nr. 9 in Ebenſee am Gmundner See
Jakob Lähner, Holzknecht, ledig, mit ſeiner Mutter Suſanna und ſeinem Vater Martin	Langbath am Gmundner See, 1752	Nr. 18 in Ebenſee am Gmundner See
Johann Lähner d. Ä., Strennknecht, ledig	Langbath am Gmundner See, 1746	Nr. 59 in Ebenſee am Gmundner See
Johann Lähner d. J., Holzknecht, mit Frau	Langbath am Gmundner See, 1751	Nr. 9 in Ebenſee am Gmundner See
Anton Lehrer, Schuſter, ledig	St. Wolfgang, 1737	Nr. 42 in Grübl
Johann Leithner, Holzknecht, ledig	Iſchl, 1754	Nr. 39 in Gries bei Viechtwang
Joſef Leithner (Leitner, Leutner), Holzknecht, ledig, geſt. 1780, mit ſeinem Vater Balthaſar, Holzknecht aus Iſchl	St. Wolfgang, 1753	Nr. 9 in Rußbach bei St. Wolfgang
Jakob Leutner, Schiffwerker, mit Frau	Iſchl, 1751	Nr. 12 in Ramſau bei Traunkirchen
Franz Xaver Lidl, Förſter, mit Frau	Iſchl, 1751	Nr. 36 in Iſchl
Leopold Liedl, Schreiber	—	—
Georg Lindemayr, Bierbrauer, mit Frau und 3 Kindern	Schladming, Steiermark, 1740	Nr. 43 in Lauffen bei Iſchl
Anton Loidl, Holzknecht, mit Frau und 3 Kindern	Langbath am Gmundner See, 1736	Nr. 32 in Plaickſtadt bei Wildenſtein
Ignatz Moßhamer, Pfannhauſer, mit Frau und 3 Kindern	Langbath am Gmundner See, 1739	Nr. 37 in Oberlangbath am Gmundner See
Anton Neuhuber, Rottmeiſter und Holzknecht, mit Frau und 4 Kindern	Langbath am Gmundner See, 1736	Nr. 27 in Langwies an der Traun
Simon Neuhuber, Aufſatzknecht, ledig	Langbath am Gmundner See, 1757	Nr. 13 in Ebenſee am Gmundner See
Kaſpar Oberbichler, Schneider, mit Frau und 1 Kind	Virgen in Tirol, 1739	Nr. 18 in Ahorn bei Iſchl
Franz Obergeſchwandner, Zeugſtadlknecht, ledig	Iſchl, 1748	Nr. 126 in Iſchlleiten bei Iſchl
Kaſpar Pfändl, Reifbinder, mit Frau und 1 Kind	Hallſtatt, 1729	Nr. 7 in Lauffen bei Iſchl
Franz Pfifferling, Holzknecht, ledig	Gmunden, 1751	Nr. 34 in Lehen bei Gmunden
Georg Pfifferling, Holzknecht, ledig	Traunkirchen am Gmundner See, 1755	Nr. 13 in Traunſtein bei Gmunden
Georg Pilz, Wührer, mit Frau und 1 Kind	Iſchl, 1733	Nr. 19 in Reiterndorf bei Iſchl
Georg Pinder (Pindter, Binder), Holzknecht, mit Frau und ſeiner Mutter Maria	Langbath am Gmundner See, 1750	Nr. 57 in Ebenſee am Gmundner See

Name, Beruf, Stand	Geburtsort und -Jahr	Letzter Wohnort
Matthias Pinder, Holzknecht, ledig	Langbath am Gmundner See, 1748	Nr. 57 in Ebenſee am Gmundner See
Georg Plaickinger (Plackinger), Wührer, mit Frau und 4 Kindern	Langbath am Gmundner See, 1738	Nr. 29 in Langwies bei Iſchl
Michael Pointinger, Holzknecht, mit Frau und 3 Kindern	Goiſern, 1736	Nr. 10 in Perneck bei Iſchl
Gottlieb Preiner, Holzknecht, ledig	Traunkirchen am Gmundner See, 1746	Nr. 8 in Winterleiten bei Alt Münſter
Johann Preinesberger, Pfannknecht, mit Frau und 2 Kindern	Langbath am Gmundner See, 1743	Nr. 6 in Oberlangbath am Gmundner See
Joſef Reiß, Holzknecht, mit Frau und 2 Kindern	Langbath am Gmundner See, 1744	Nr. 1 in Roith bei Iſchl
Matthäus Reiß, Holzknecht, ledig	Langbath am Gmundner See, 1752	Nr. 1 in Roith bei Iſchl
Matthias Reiß, Holzknecht, mit Frau und 1 Kind	Langbath am Gmundner See, 1739	Nr. 73 in Oberlangbath am Gmundner See
Paul Reiß, Holzknecht, mit Frau	Langbath am Gmundner See, 1741	Nr. 2 in Roith bei Iſchl
Bartholomäus Reiſſenbichler (Reiſenbüchler), Sagknecht, mit Frau und 2 Kindern	Langbath am Gmundner See, 1739	Nr. 11 in Kohlſtatt bei Ebenſee
Franz Reiſſenbichler, Koller, mit Frau und 1 Kind	Langbath am Gmundner See, 1755	Nr. 26 in Unterlangbath am Gmundner See
Simon Reiſſenbichler, Holzknecht, mit Frau und 3 Kindern	Langbath am Gmundner See, 1727	Nr. 5 in Plankau bei Ebenſee
Johann Reitter, Holzknecht, ledig	Goiſern, 1753	Nr. 3 in Staina bei Wildenſtein
Joſef Roßacher (Roſtacher), Rottmeiſter und Zeugſtadelknecht, mit Frau	Langbath am Gmundner See, 1739	Nr. 34 in Unterlangbath am Gmundner See
Ignatz Rußbacher (Rusbacher), Fudertrager, mit Frau	Langbath am Gmundner See, 1728	Nr. 41 in Oberlangbath am Gmundner See
Matthias Rußbacher, Wührer, ledig	Langbath am Gmundner See, 1758	Nr. 41 in Oberlangbath am Gmundner See
Joſef Samß, Holzknecht, mit Frau und 2 Kindern	Lauffen, 1747	Nr. 38 in Lauffen
Adam Schickmayr, Müller, ledig	Wimsbach, 1726	Nr. 36 in Neukirchen bei Alt-Münſter
Nikolaus Schienfer, Aufſatzknecht, ledig	Iſchl, 1754	Nr. 91 in Sandleithen bei Iſchl
Joſef Schleicher, Zeugſtadelknecht, mit Frau und 1 Kind	Langbath am Gmundner See, 1748	Nr. 11 in Oberlangbath am Gmundner See
Thomas Schmallnauer, Aufſetzer, mit Frau und 2 Kindern	Iſchl, 1739	Nr. 6 in Brunnleitenmühle bei Iſchl
Georg Schwaiger (Schweiger), Holzknecht, ledig	Langbath am Gmundner See, 1749	Nr. 47 in Ebenſee am Gmundner See

Name, Beruf, Stand	Geburtsort und -Jahr	Letzter Wohnort
Johann Schweinzer, Holzknecht, ledig	Iſchl, 1737	Nr. 13 in Steinbruch bei Iſchl
Georg Silberleutner, Holzknecht und Löffelmacher	—	Atzbach
Andre Stadler, Rottmeiſter und Wührer, mit Frau und 4 Kindern	Iſchl, 1736	Nr. 137 in Iſchlleiten bei Iſchl
Jakob Stadler, Holzknecht, mit Frau und 2 Kindern	Iſchl, 1741	Nr. 14 in Reiterndorf bei Iſchl
Matthias Stadler, Zimmerpollier	—	—
Sebaſtian Stiger, Holzknecht, ledig	Langbath am Gmundner See, 1748	Nr. 3 in Plankau bei Ebenſee
Michael Taufler, Holzknecht, mit Frau	Iſchl, 1728	Nr. 93 in Iglmoos bei Goſau
Georg Urich	—	Mähren
Johann Vockner, Holzknecht, mit Frau	Langbath am Gmundner See, 1739	Nr. 41 in Ebenſee am Gmundner See
Andre Voglhueber, Aufſatzknecht, ledig	Goiſern, 1746	Nr. 1 in Gſchwand bei Iſchl
Georg Waitzhofer, Kletzer und Schiffmann, ledig	Stadl bei Pichl, 1751	Nr. 143 beim Kreuz bei Iſchl
Leopold Wimer (Wimmer), Fudertrager, mit Frau und 1 Kind	Iſchl, 1745	Nr. 89 in Sandleiten bei Iſchl
Sebaſtian Wimer (Wammer), Aufſatzknecht, mit Frau	Iſchl, 1756	Nr. 50 in Puchen bei Verweſeramt Iſchl
Mathias Winkel (Weikel), Zeugſtadelknecht, ledig, mit ſeiner Schweſter Anna Engl.	Bad Auſſee in der Steiermark, 1754	Nr. 7 in Trauneck am Gmundner See
Thomas Wiſſauer (Wiſauer), Fuderſtößer, mit Frau u. 1 Kind	Langbath am Gmundner See, 1749	Nr. 10 in Oberlangbath am Gmundner See
Johann Wißholzer, Aufſatzknecht, mit Frau	Langbath am Gmundner See, 1751	Nr. 6 in Roith bei Traunkirchen
Franz Witzlſteiner, Holzknecht, ledig	Iſchl, 1745	Nr. 2 in Kaltenbach bei Iſchl
Joſef Zauner, Aufſatzknecht, ledig	Langbath am Gmundner See, 1751	Nr. 3 in Trauneck am Gmundner See
Johann Zepezauer (Zeppezauer), Rottmeiſter und Schiffwerker, mit Frau Maria	Iſchl, 1720	Nr. 22 in Sulzbach bei Iſchl
Martin Zeppezauer, Holzknecht, ledig	Iſchl, 1748	Nr. 8 in Langwies bei Ebenſee
Mathias Zeppezauer, Holzknecht, ledig	Iſchl, 1757	Nr. 8 in Langwies bei Ebenſee
Sebaſtian Zeppezauer, Holzknecht, ledig	Iſchl, 1752	Nr. 8 in Langwies bei Ebenſee
Thomas Zeppezauer, Holzknecht, mit Frau und 4 Kindern	Iſchl, 1721	Nr. 8 in Langwies bei Ebenſee

Name, Beruf, Stand	Geburtsort und -Jahr	Letzter Wohnort
Franz Zierler, Rottmeiſter und Holzknecht, mit Frau und 2 Kindern	Goiſern, 1729	Nr. 1 in Gſchwand bei Iſchl
Joſef Zierler, Holzknecht, mit Frau	Goiſern, 1749	Nr. 8 in Reiterndorf bei Iſchl
Franz Zopf, Wührer, ledig, mit ſeiner Mutter Magdalena	Iſchl, 1755	Nr. 24 in Ahorn bei Iſchl

Die Entſtehung der Grenze zwiſchen Niederöſterreich und Mähren

Von Hans Hirſch

Der Hiſtoriker, der die grenzbildenden Gegebenheiten zu erfaſſen ſich bemüht[1], ſieht ſich dem heutigen Verlauf der Grenze zwiſchen Niederöſterreich und Mähren gegenüber vor eine ganz andere Aufgabe geſtellt als die iſt, die zu zeigen hat, wie aus den natürlichen Grenzwällen Böhmens künſtliche lineare Grenzen geworden ſind. Mähren hat von der Natur die Rolle eines Mittler- und Durchgangslandes zugewieſen erhalten[2]. Von Norden aus geſehen gibt es bis zur Donau keine Oberflächengeſtalt und keine Naturbeſchaffenheit des Landes, die ſo ſehr als Bewegungshindernis und damit als grenzbildender Faktor erſcheinen müßte, wie es die böhmiſchen Randgebirge tatſächlich geworden ſind. Wenn man ſagen darf, der Geograph widme mehr den morphologiſchen und Naturgrenzen, der Hiſtoriker mehr der Entwicklung vom Grenzſaum zur linearen Grenze ſeine Aufmerkſamkeit, ſo gibt es kaum ein Beiſpiel, an dem dieſe Arbeitsteilung, die zur Erzielung eines beide Teile berührenden Endergebniſſes führt, beſſer begründet werden könnte als durch den Hinweis auf jene naturgegebenen und hiſtoriſch gewordenen Verhältniſſe, aus denen die Entſtehung der Thayagrenze zwiſchen Niederöſterreich und Mähren abgeleitet werden muß. Denn die morphologiſchen und Naturgrenzen wird man von Niederöſterreich aus[3] geſehen „an der Umgrenzung der Brünner Bucht und ... öſtlich des Marsgebirges längs der March bis an die Höhen der Weißen Karpathen und des mähriſch-marchiſchen Geſenkes“ anzunehmen haben. Die Tiefenfurche der Thaya aber bot, wie Sieger treffend ſagt[4], zwar einen idealen Grenzſaum, aber keine Grenzlinie dar und hat darum der Bildung der linearen Grenze nur ſehr teilweiſe die Richtung gegeben. Die mähriſche Grenze hat eine Länge von

---

[1] Der Vortrag, den ich am 15. April 1934 in Znaim gehalten habe, gelangt ſtiliſtiſch umgeformt und mit Berückſichtigung der Angaben des neueſten Schrifttums hier zum Abdruck. Veranlaſſung zur Beſchäftigung mit dieſem älteſten Kapitel niederöſterreichiſch-mähriſcher Grenzgeſchichte bot eine treffliche Seminararbeit des Herrn Franz Ridel, die hoffentlich für die folgenden Jahrhunderte noch weiter wird ausgeführt werden können; vgl. ſeine Studie über den öſterreichiſch-ſloweniſch-tſchechiſchen Grenzraum, Volk und Reich, 2. Beiheft, 1934, S. 86ff. Für wertvolle Ratſchläge habe ich Herrn Landesarchivar Dr. Lechner herzlich zu danken.

[2] Siehe Haſſinger, Die Tſchechoſlowakei, 1935, 47ff.

[3] Vgl. Becker, Jahrb. f. Landeskunde v. Niederöſterreich NF. 13/14 (1915), 17.

[4] Ebenda 1 (1902) 175, 193.

194,6 km, von denen durch den Lauf der Thaya nur etwa 30 km gegeben ſind. Natürliche und politiſche Grenzen ſtimmen alſo im Süden Mährens ganz beſonders nicht überein. Es ſind geſchichtliche Ereigniſſe und hiſtoriſch gewordene Verhältniſſe, aus denen zwiſchen beiden Ländern eine Scheide ſich ergeben ſollte, die aber der nationalen und kulturellen Verbindung auch weiterhin kein weſentliches Hindernis geſchaffen und in ihrer Art und in ihrem Verlauf mit dazu geführt hat, daß die Beziehungen zwiſchen Mähren und Niederöſterreich und damit ganz beſonders auch Wien im Laufe der Jahrhunderte beſonders enge geworden und geblieben ſind.

Eine Darſtellung, wie es allmählich zu dieſer Grenzbildung kam, darf die ältere Geſchichte der Oſtmark und Mährens außer Betracht laſſen. Nur wenige Tatſachen ſind daraus zum Verſtändnis des Folgenden anzuführen: Daß in Südmähren verſchiedene Namen auf das Verbleiben germaniſcher Bevölkerungsreſte nach dem Abzug der Markomannen und Quaden hindeuten[5], daß die karolingiſche Oſtmark das heutige Grenzgebiet zwiſchen Mähren und Niederöſterreich nicht in ſich ſchloß, dieſes aber nach Einwanderung der Slawen von jenen in Beſitz genommen und noch im 9. Jahrhundert von einer zumeiſt ſlawiſchen Bevölkerung bewohnt wurde. Das großmähriſche Reich des Swatopluk hat ſicher den nordöſtlichen Teil des heutigen Niederöſterreich bis zur Donau umfaßt. Als es die Madjaren zu Beginn des 10. Jahrhunderts zerſtörten, kann der Einfluß, den ſie nun auch auf dieſe Gebiete erſtrecken durften, nur ein geringer geweſen ſein[6]. Die ottoniſche Oſtmark aber, der nach der Beſiegung der Madjaren in der Schlacht auf dem Lechfeld zufiel, das Donaudeutſchtum nordwärts auszubreiten, hat ſich dieſer Aufgabe zunächſt nur langſam und ſchrittweiſe entledigt. Es liegen Nachrichten vom Ausgang des 10. und dem Beginn des 11. Jahrhunderts vor, die uns die damaligen Grenzverhältniſſe im Norden der Donau erſtmalig mit einiger Sicherheit erfaſſen lehren. Aus der Zeit Herzog Heinrichs II. von Bayern, des Vaters Kaiſer Heinrichs II., iſt eine Beſtimmung der Rechte und Freiheiten erhalten, die dem Biſtum Paſſau hinſichtlich ſeiner Beſitzungen in der Oſtmark dem Markgrafen gegenüber zuſtanden; ihre Angaben ſind voll verwertbar, ſeitdem der Beweis ihrer Echtheit geglückt iſt[7]. Von den Paſſauer Beſitzungen wird angegeben, ſie reichten ultra Danubium usque ad Marevinos terminos in latum et sursum in longum usque ad Mochinle et Trebinse — alſo die Donau entlang hinauf nach Triebenſee, anderſeits nach Mallebarn bei Stockerau. Es ſind in dieſer Angabe nur donaunahe Orte genannt und das „usque ad Marevinos terminos“ hat nur dann einen Sinn, wenn man annimmt, daß die mähriſche Grenze nicht weit von den genannten Orten zu denken ſei. Die ottoniſche Oſtmark hat ſich alſo nördlich der Donau zunächſt kaum viel weiter als bis zum Biſamberg erſtreckt. Es blieb auch nach dem Madjarenſturm des Jahres 955 bei den Grenzen zwiſchen Baiuvaren und Mähren, wie ſie zur Zeit des großmähriſchen Reiches in Geltung geſtanden haben. Als 1012 ein iriſcher Pilger Coloman von der durch die Kriegsläufe beunruhigten Bevölkerung zu Tode gemartert wurde, ſchrieb Thietmar, dies ſei „in Bawariorum confinio atque Morarensium“ vorgefallen[8]. Gerade im Hinblick auf dieſe Grenzverhältniſſe gelangte Bretholz[9] für die zweite Hälfte des 10. Jahrhunderts zu der Erkenntnis, daß Mähren „weder in politiſchem noch kirchlichem Zuſammenhange“ mit Böhmen geſtanden haben kann, ſondern viel mehr als „ein Ungarn naheſtehendes Gebiet angeſehen wurde“.

---

[5] Vgl. darüber zuletzt Klebel, Jahrb. d. Reichsverbandes f. d. kath. Auslanddeutſchen 1935, 108ff.

[6] Siehe Bretholz, Geſchichte Mährens, Brünn 1893, 1, 151.

[7] Druck: G. Friedrich, Cod. dipl. et epist. regni Bohemiae 1, 41 Nr. 35. Zur Frage der Echtheit vgl. Zibermayr, Mitteilungen d. Inſt. 26, 383ff. Die Beſtimmung Mochinle-Mallebarn wird nach freundlicher Mitteilung des Herrn Landesarchivars Lechner beſtritten. Ein donaunaher Ort muß aber damit gemeint ſein.

Zu dieſer Zeit hat ſich Pilgrim von Paſſau offenſichtlich bemüht, Paſſau den Rang einer Miſſions-Metropole zu verſchaffen, der auch Ungarn und Mähren angehören ſollten. Jedenfalls wird in den von Pilgrim hergeſtellten Fälſchungen Mährens wiederholt im Zuſammenhang mit dem Lande der Hunnen und Avaren und mit „inferior Pannonia atque Mesia“ gedacht[10]. Nun wirkte zur Zeit Swatopluks in ſeinem Bereich Erzbiſchof Method, der in Schreiben Johanns VIII. als „archiepiscopus ecclesię Marabensis“ bezeichnet wird[11] und dem Wiching als Biſchof von Neutra unterſtellt erſcheint. Aber bald nachher ſind die kirchlichen Verhältniſſe Mährens im Zuſammenhang mit dem politiſchen Umſturz, den das Auftreten der Madjaren bedeutete, in Verwirrung geraten. Anderſeits beſtand zur Zeit, da Pilgrim von Paſſau ſeine Forderungen anmeldete, bereits in Prag ein Bistum, an deſſen Gründung Otto I. und Otto II. gearbeitet hatten und das nicht an die Metropole Salzburg, ſondern an Mainz angeſchloſſen wurde. Es iſt für die Richtung, in der ſich die Verfaſſung der mähriſchen Kirche künftig entwickeln ſollte, jedenfalls wichtig feſtzuhalten, daß der Biſchof von Mähren zuſammen mit den Vorſtehern der Sprengel von Prag, Speyer und Worms ſchon 975 in einer Urkunde des Erzbiſchofs Willegis von Mainz als an der Entſcheidung mitbeteiligt aufgeführt wird[12]. Annähernd zu dem gleichen Zeitpunkt, zu dem Paſſau ſeine Anſprüche auf Mähren betrieb, ſetzte ſich der heilige Adalbert von Prag aus für eine Vereinigung der beiden Bistümer ein. Wenigſtens wird in der Urkunde, in der Heinrich IV. 1086 die Grenzen des Bistums Prag umſchreibt, behauptet, der Sprengel habe „ab inicio“ Böhmen und Mähren umfaßt und ſei als „unus et integer“ ſchon von Otto I. und Benedikt VI. auf Grund eines vom Adalbert herrührenden Privilegs in dieſem Umfang in Ausſicht genommen geweſen[13]. Daß die Angliederung Mährens an Prag zunächſt nicht gelang und wir von Zeit zu Zeit von Biſchöfen hören, die in Mähren wirkten, hindert die Bedeutung nicht, die dieſe Nachrichten für die Feſtſtellung haben, welche grenzbildenden Faktoren von allem Anfang an für die Trennung Mährens von der Oſtmark und Ungarn und für eine Verbindung mit Böhmen in Frage kamen. Es iſt das Zuſammengehen weltlicher und kirchlicher Organiſation in dem Sinne, in dem jüngſt Aubin davon ſprach[14], von deſſen Wirkungen es abhängig war, wie weit Mähren künftighin nach dem Süden, und wie weit die Oſtmark künftighin nach dem Norden ſich erſtrecken ſollte. Jedenfalls war in dem Augenblick, in dem in der Form einer Diözeſangrenzenentſcheidung Böhmen und Mähren ein erſtesmal als kirchliche Einheit zuſammengeſchloſſen erſcheinen, eine Linie gegeben, die ſich für Mähren und Öſterreich ſehr bald zu einer Trennungslinie in politiſcher Hinſicht auswirken konnte.

---

[8] Thietmari Chron., hrsg. von R. Holtzmann 492f. zu 1017.

[9] Archiv f. öſterr. Geſch. 82, 175.

[10] Siehe Bretholz, a. a. O., 154 und die dort angeführten Belege.

[11] Vgl. G. Friedrich, Cod. dipl. 1, 18 Nr. 24; bezeichnend iſt, daß derſelbe Methodius in einem faſt gleichzeitigen Schreiben des Papſtes (ebenda Nr. 13) als „Pannoniensis ecclesie archiepiscopus“ angeredet wird.

[12] Siehe Mainzer UB., bearb. v. M. Stimming 1, 134 Nr. 219; es heißt „astipulantibus quoque assessoribus nostris venerabilibus episcopis Spirensi, Warmaciensi, Pragensi, Moraviensi“.

Zunächſt hat freilich das fortſchreitende Wachstum der ottoniſchen Oſtmark nach dem Norden und dem Oſten eine Vorrückung der öſterreichiſchen Grenze von der Donau weg nordwärts gegen die Thaya zur Folge gehabt. In den Schenkungen Kaiſer Heinrichs II. iſt ein Fortſchreiten der Beſiedlung im Marchfeld und überhaupt im Weinviertel zu verfolgen. Zwar iſt der Boden, der nun neu verteilt werden ſollte, von altersher menſchlicher Beſiedlung zugänglich geweſen. Thaya, March und Donau floſſen damals verzweigter als heute dahin und boten ſo ideale Grenzſäume dar; auf weite Strecken wird der Boden von Auengehölz bewachſen geweſen ſein. 1002 gibt Heinrich II., um nur eine der Schenkungen zu erwähnen, deren Angaben gleichzeitig über die Bodenbeſchaffenheit des Gebietes etwas beſagen, dem gleichnamigen Markgrafen 20 Hufen zwiſchen Kamp und March zur Auswahl, „ubicumque desiderat sua optatio“[15], ebenſo überträgt Konrad II. 1025 dem Grafen Arnold (von Wels-Lambach) 50 Manſen zwiſchen Donau und March, „ubicumque . . . eos sumere velit“[16]. Es iſt klar, in beiden Fällen kann es ſich nur um herrenloſes Land gehandelt haben, das nun beſiedelt werden ſollte. Unter weſentlicher Unterſtützung der ſaliſchen Kaiſer und zur nämlichen Zeit, zu der auch oſtwärts Ungarn gegenüber die Grenzziehung Leitha—March durchgeführt wurde, kam es zur Durchdringung des Marchfeldes mit Siedlern und zur Hinausſchiebung der Grenze gegen Norden bis an die Thaya. Im Kampfe mit den Madjaren[17] mußte Kaiſer Konrad II. freilich zeitweilig das Gebiet zwiſchen Fiſcha und Leitha verlorengeben. 1043 wird aber aus dieſem von Aba wieder abgetretenen Land eine Mark mit einem eigenen Markgrafen eingerichtet, die bald nachher an die Babenberger fiel. Weitere Nachrichten aus der Zeit Heinrichs III. runden das Bild ab, das von einer gleichmäßig fortſchreitenden Koloniſation des Weinviertels aus den Quellen heraus dargeboten werden kann. 1045 überträgt der Kaiſer an den Markgrafen Siegfried 150 Manſen zwiſchen Fiſcha, Leitha und March[18], ferner 130 Manſen und 35 Hofſtätten zwiſchen Donau und March und in der Nähe von Stillfried, außerdem 100 zwiſchen Sulzbach, March und Zaya und ebenſo weitere 100 zwiſchen March und Ungarſtraße[19]. Um die nämliche Zeit baut auch Paſſau ſeinen Beſitz in dieſer Richtung aus[20]. Ungefähr ſeit 1050 iſt eine paſſauiſche Eigenkirche in Horn nachweisbar, die zum Mittelpunkt des ganzen Horner Beckens werden ſollte. St. Nikolaus erhält den Zehent von Neukirchen, Röhrenbach, Mold, Strögen, Riedenburg und Hohenwart. 1067 gewinnt das Hochſtift nebſt Diſinfurt 50 Hufen um Baumgarten, Stopfenreuth und Matzneuſiedel. 1055 iſt ſchon von Königshufen zwiſchen dem Mailberger Wald, der Waſſerſcheide zwiſchen Donau und Thaya, und dem Pulkafluß die Rede, deren Lage bezeichnenderweiſe durch die Angabe „in marchia Boemia in comitatu Adelberonis“ beſtimmt wird. Dieſe Quellenausſagen, die leicht noch durch andere ähnliche ergänzt werden könnten, genügen, um darzutun, daß um die Mitte des 11. Jahrhunderts oder in der zweiten Hälfte dieſes Jahrhunderts das Viertel unter Manhartsberg ſchon beſiedelt und die Thayagrenze ſo ziemlich erreicht war. Wie ſehr die koloniſatoriſche Bewegung in jenen Jahren die Richtung gegen Norden nahm, beweiſt die Schenkung von Herren-Baumgarten unweit Feldsberg[21] an das Hochſtift Paſſau (1056) „cum omni utilitate, quae contra Boemes quoquo modo haberi vel conquiri potest“. Ja, Lechner iſt ſogar geneigt, die „marchia Boemia“ als eine Mark gegen Böhmen vom Buchbergzug und dem Mailberger Wald bis über die Thaya hinaus und nach Mähren hinein reichend und den Grafen Adelbero, auf den ein Adalprehtisdorf einer Urkunde von 1108 hinweiſt, dem Geſchlecht der Grafen von Ebersberg entſtammend zu nehmen. Auf dieſen ſcharfſinnigen Forſchungen weiterbauend, hat H. v. Mitſcha-Märheim aus Flurnamen den Nachweis zu erbringen verſucht, daß ſich in dieſen „deutliche Spuren der alten Abgrenzungen“ erhalten haben, die es ermöglichen, das Gemärke zwiſchen Oſt- und Böhmiſcher Mark mit einiger Wahrſcheinlichkeit feſtzulegen.

---

[13] Vgl. Stumpf, Reg. 2882, Druck: G. Friedrich, a. a. O. 1, 92 Nr. 86, dazu die Nachrichten und den Text des Diploms bei Cosmas (hrsg. v. Bretholz) 134ff.

[14] Hiſt. Vierteljahrſchrift 28, 265.

[15] DH. II 22.

[16] DK. II 33, genannt wird Pframa bei Groß Enzersdorf. Ausdrücklich wird von den Hufen geſagt „qui ad nostrum regale ius pertinebant“.

[17] Vgl. zu den folgenden Nachrichten die Darſtellung von M. Vancſa, Gotha 1905, Geſch. Nieder- und Oberöſterreichs 1, 235ff. und Lechner, Das Waldviertel, hrsg. von E. Stepan 1937/7 1, 61. In den für das neuerworbene Gebiet vorliegenden Grenzangaben kommt der Ortsname Strachtin vor (vgl. DH. III 277 von 1051), der allgemein, auch von Klebel (Mitteil. d. Inſt. 41, 121), auf Tracht bei Nikolsburg in Mähren gedeutet wird.

---

[18] DH. III 133 (ubicumque inibi nos sibi praecipiamus mensurare).

[19] DH. III 141 (ubicumque . . . per nostrum nuncium inibi demonstrentur); zur topographiſchen Beſtimmung vgl. Bednar, Jahrb. f. Landeskde. von Niederöſterreich NF 22 (1929), 402ff. und im allgemeinen Vancſa, a. a. O., 1, 243ff.

[20] Vgl. zu den folgenden Angaben Vancſa, a. a. O., 1, 258 und K. Lechner, Jahrb. des Vereins f. Landeskde. von Niederöſterreich NF. 19 (1924), 44, wo auch ein Hinweis auf die Unechtheit der Urkunden gegeben iſt, deren Angaben aber für die Darſtellung der Siedlungsverhältniſſe verwertbar erſcheinen.

[21] DDH. III 331. und 376. Vgl. zur folgenden Darſtellung Lechner, Jahrb. f. Landeskunde v. Niederöſterreich NF. 26 (1936), 113ff.; Mitſcha-Märheim, Monatsblatt der her.-gen. Geſ. Adler 12 (1937), 238, und Mitt. d. geogr. Geſ. 80 (1937), 233ff. Die Urkunde von 1108 iſt bei Keiblinger, Geſch. v. Melk 2, 2, 573 gedruckt.

Es war aber auch die große Aufgabe Kaiſer Heinrichs II. geworden, im Intereſſe des Reiches allen Neugeſtaltungen gegenüber Stellung zu nehmen, die aus Ottos III. Politik nach ſeinem vorzeitigen Abgang als unfertige Ergebniſſe vorlagen. In wechſelvollen Kämpfen[22], die der deutſche Herrſcher zu beſtehen hatte, ging es darum, das ſlawiſche Großreich, das Boleſlav Chrobry aufgerichtet hatte und dem einige Zeit auch Böhmen und Mähren angehörten, in Schach zu halten. Daß ſich an dieſen Heerzügen auch der Markgraf Heinrich der Oſtmark beteiligte und die Polen und Mährer mit Erfolg bekriegte, zeigt die Offenſivrichtung der Polen auch gegen Süden und beweiſt, daß Heinrich II. und der babenbergiſche Markgraf gemeinſame Intereſſen den weſtſlaviſchen Reichen gegenüber zu ſchützen hatten. Gleichzeitig bereitet ſich auch in Böhmen eine Wandlung vor, die ſchließlich für das Schickſal Mährens entſcheidend werden ſollte. Der Aufſtieg der Přemysliden, dem in Böhmen nach dem Untergang des Hauſes Slavnik nichts mehr im Wege ſtand[23], vollzog ſich Hand in Hand mit einer politiſchen Einigung des tſchechiſchen Volkes, deren erſtes Kennzeichen die Losreißung Mährens aus dem Gefüge des großpolniſchen Reiches war, die Herzog Břetiſlav an der Seite Kaiſer Konrads II. gelang. Damit hatten die Přemysliden jene Stellung erlangt, die es ihnen bei günſtigen Verhältniſſen möglich machte, einem allzuweiten Vordringen der Markgrafen der Oſtmark nach dem Norden ein Ziel zu ſetzen.

Jedenfalls fanden ſich bereits 1041 Kaiſer Heinrich III. und Markgraf Adalbert mit ſeinem Sohne Luitpold in der Bekämpfung der großtſchechiſchen Pläne Herzog Břetiſlavs zuſammen. Was vorher Boleſlav Chrobry für Polen erſtrebt hatte — ein weſtſlawiſches Großreich — ſollte jetzt für Böhmen als Hauptland Wirklichkeit werden. Damals iſt die Entſcheidung darüber gefallen, wohin das nördliche Niederöſterreich künftig gehören ſollte. Als Břetiſlav 1041 zu Regensburg ſeinen Frieden mit Heinrich III. machte, mag die Thaya als Grenze zwiſchen Mähren und der Oſtmark eine Rolle geſpielt haben[24]. Die großen Schenkungen, die der ſaliſche Herrſcher, wie vorhin ſchon erwähnt wurde, an den Markgrafen nach dieſem Jahre gerade im Viertel unter Manhartsberg gemacht hat, beweiſen, daß dort die Beſiedlung nun im beſten Gang war und dieſes Gebiet als endgültig der Oſtmark zugehörig angeſehen wurde. Zur Sicherung der Oſtgrenze des Deutſchen Reiches war ſie von Otto I. neu begründet worden, ſie hatte ſich nun Böhmen und 1043 auch Ungarn gegenüber in dieſer Eigenſchaft voll bewährt.

Der Friede, den Heinrich III. mit Herzog Břetiſlav abgeſchloſſen hatte, nahm dieſem nicht alles weg, was er im Kampfe gegen das Reich Boleſlav Chrobrys ſich errungen hatte; um ſo leichter mußte ihm der Verzicht auf ein weiteres Vordringen im Süden fallen. Das Entgegenkommen, das Heinrich III. durch dieſe maßvolle Haltung bewies, iſt leicht zu deuten. Das Přemyſlidenreich ſollte in Abhängigkeit vom Deutſchen Reich deſſen Oſtgrenze an dem ihm durch die natürliche Lage zukommenden Abſchnitt ſichern, wie die Oſtmark im Süden an der Donau. Tatſächlich iſt von dieſem Zeitpunkt an Böhmen mit den Ländern, die ſpäter zur böhmiſchen Krone gehört haben, in das Reich förmlich hineingewachſen[25], bis ſchließlich unter den Luxemburgern der deutſche König, der römiſche Kaiſer und der König von Böhmen ein und dieſelbe Perſon werden ſollten. Für die Entwicklung in der Folgezeit mußte wichtig werden, daß in keinem der beſchriebenen Grenzabſchnitte eine Veränderung in der politiſchen Führung eintrat, die den deutſchen Herrſcher ganz naturgemäß zu Gegenmaßnahmen nötigen mußte.

---

[22] Siehe die Darſtellung bei Bretholz, a. a. O., 161ff.

[23] Vgl. O. Brunner, Das Waldviertel, hrsg. v. E. Stepan, 1937/7, 2, 384ff.

[24] Vgl. Vancſa, a. a. O., 1, 238.

Die Ausdehnung der Oſtmark bis zur March und zur Leitha war den Babenbergern mit weitgehender Unterſtützung der ſaliſchen Kaiſer gelungen. Die für beide Teile günſtigen politiſchen Verhältniſſe ſollten zunächſt auch nach dem Tode Heinrichs III. andauern. Noch 1075 hat der Markgraf Ernſt in der Schlacht an der Unſtrut auf der Seite Heinrichs IV. für das Reich und ſeinen Herrſcher ſein Leben geopfert. Unter ſeinem Sohn und Nachfolger Leopold II. trat aber eine Änderung ein[26]. Die ſtarke Stellung, die Biſchof Altmann von Paſſau, eine der Stützen Gregors VII. in Süddeutſchland und deſſen Legat, gerade in der Oſtmark innehatte, ſeine Erfolge vor allem auf kirchenpolitiſchem Gebiet mögen dazu beigetragen haben und ebenſo die Haltung und die Intereſſen jener Adelsklaſſe, die damals die Reichsverfaſſung recht eigentlich in Händen hielt und die Gelegenheit zur Mehrung ihres Einfluſſes und ihrer Rechte, die der Inveſtiturſtreit zu bieten ſchien, gerne benutzte. Auf den Rat der „primores sui regiminis“ habe ſich Leopold, ſo berichtet die in Göttweig entſtandene Lebensbeſchreibung Biſchof Altmanns[27], auf einem Plazitum zu Tulln entſchloſſen, den Abfall von Heinrich IV. zu vollziehen. Damit war die Syſtematik der Grenzſicherung, wie ſie Heinrich III. ſeit 1041 und 1043 feſtgelegt hatte, geſtört. Es iſt daher ſehr verſtändlich, daß die Schilderung jener Ereigniſſe, die eine Folge dieſer Neueinſtellung Leopolds II. ſind, die Quellen nötigen, über die Grenzverhältniſſe zwiſchen Mähren und der Oſtmark zu berichten. „Ich glaube nicht übergehen zu ſollen, daß Herzog Wratiſlav und ſeine Brüder Konrad und Otto gegen den Markgrafen der Oſtmark Leopold Krieg anfingen. Aber zuerſt iſt zu erforſchen, warum ſolche Feindſeligkeiten zwiſchen Leopold und Konrad, dem Diarchen von Mähren, entſtanden. Denn vorher waren ſie miteinander befreundet. Da aber die Grenzen beider Länder nicht durch Wald und Berge und auch durch keine anderen Hinderniſſe gezogen ſind, ſondern ein Bächlein (rivulus) namens Thaya, das durch ebengelegene Ortſchaften fließt, ſie kaum trennt, haben immer zur Nachtzeit ſchlechte Menſchen auf beiden Seiten Diebſtähle begangen,

---

[25] Vgl. H. Hirſch, Jahrb. d. Vereins f. Geſch. d. Deutſchen in Böhmen 1 (1926), 30; Aubin, a. a. O., 249.

[26] Vgl. Vancſa, a. a. O., 1, 273ff.; Brunner, a. a. O., 388f.

[27] Mon. Germ. SS. 12, 236.

Vieh weggetrieben, Häuſer verwüſtet und bei beiden Völkern Beute gemacht. Und wie oft ein kleiner Funke einen mächtigen Brand erregt, ſo ſind die beiden vorerwähnten Herren, weil ſie den gefährlichen Zunder nicht unterdrücken konnten, aus geringfügigen Urſachen zu großer Schädigung der Ihrigen gekommen. Denn da Konrad öfters an den Markgrafen zur Eindämmung dieſer Plünderungen herangetreten war, dieſer aber mit hochmütiger Haltung ſeine Mahnungen zurückwies, wandte er ſich mit Bitten an ſeinen Bruder Wratiſlav, den Herzog von Böhmen, und warb um Hilfe gegen den Übermut der Deutſchen.“

In dieſer Darſtellung, die Cosmas[28] von dem Krieg zwiſchen dem Markgrafen der Oſtmark und Wratiſlav von Böhmen liefert, erſcheint der Anſtoß hierzu in Grenzzwiſchenfällen gegeben. Möglich, daß ſie tatſächlich der Ausgangspunkt für die Fehde geworden ſind, in deren Verlauf Leopold II. bei Mailberg eine Niederlage erlitt. Aus anderen Quellen geht hervor[29], daß in dieſem Heerzuge der Gegenſchlag Heinrichs IV. zu erkennen iſt, der den ihm getreuen Böhmenfürſten zu ſeinem Rächer aufgerufen und mit Öſterreich belehnt hatte. Die Unſicherheit der Lage, die ſich aus dem Entſchluß Leopolds II. für Heinrich IV. ergab und durch die ähnliche Haltung des ungariſchen Königs noch vermehrt wurde, ließ dem deutſchen Herrſcher keine andere Wahl. Hatten die großtſchechiſchen Beſtrebungen des Herzogs Břetiſlav den Widerſtand Heinrichs III. hervorgerufen, ſo ſah ſich ſein Sohn und Nachfolger, um in ſtürmiſcher Zeit wenigſtens den einen öſtlichen Grenzabſchnitt halten zu können, zu weitgehenden Zuwendungen an Herzog Wratiſlav genötigt. Heinrich IV. hat es dem Böhmenherrſcher, der ihm ſchon vorher ein hingebender Freund geweſen war, offenbar niemals vergeſſen, daß ſich dieſer 1077 nach Canoſſa in Nürnberg bei ihm einfand[30]. Hatte der König die Mark Meißen ſchon 1075 nach dem Erfolg bei Homburg an Wratiſlav übertragen, ſo kam nun 1081 nach dem Abfall Leopolds II. auch die Oſtmark hinzu. Nach dem Siege bei Mailberg aber ward der Herzog mit Zuſtimmung der weltlichen und geiſtlichen Fürſten auf einer Synode zu Mainz (1085) zum König von Böhmen und Polen erhoben und auf Geheiß des Kaiſers am 15. Juni des folgenden Jahres vom Erzbiſchof Egilbert von Trier in Prag feierlich gekrönt. Einige Monate vorher hatte Heinricht IV. dem Biſchof Gebhard von Prag, der ein Bruder Wratiſlavs war, ein Diplom verliehen, in dem die Grenzen des „episcopatus Pragensis“, der als „per totum Boemie ac Moravie ducatum unus et integer“ bezeichnet wird, näher beſtimmt werden. Böhmen und Mähren erſcheinen hier in bezug auf ihre kirchliche Verfaſſung zu einer Einheit zuſammengeſchloſſen.

Die Frage muß unterſucht werden, inwieweit die ſüdlichen Grenzen des Prager Sprengels auch als ſolche zu gelten haben, die Mähren und die Oſtmark voneinander ſcheiden und inwieweit die Aufklärungen von Wert ſind, die der Bericht enthält, den Cosmas faſt zum nämlichen Jahre geliefert hat. Man wird für dieſe Frühzeit des Mittelalters nicht ſo bald wieder in den Stand geſetzt ſein, eine Grenzziehung ihrer Bedeutung und ihren Angaben nach an dem zu meſſen, was ein gleichzeitiger Chroniſt darüber ſagt. Was Cosmas dazu äußert, zeigt, daß er der Oſtmark gegenüber jene Wald- und Ödgrenze vermißt, die Böhmen zu jener Zeit von ſeinen Nachbarn ſchied und eine nicht zu unterſchätzende Vorausſetzung für die Sicherheit des Landes darſtellt. Eben weil die Grenzen Südmährens den Erforderniſſen von damals nicht entſprachen, leitet Cosmas davon Grenzzwiſchenfälle und aus dieſen wiederum den Krieg zwiſchen Wratiſlav und Leopold II. ab. Die Bemerkung, die Thaya hätte als „rivulus" der Beſtimmung, beide Länder zu trennen, nicht genügen können, kann nur auf den Oberlauf bezogen werden. Denn daß ſie im Unterlauf etwa von Znaim an bei der Verſumpfung der Ufer, den zahlreichen Veräſtelungen des Waſſerlaufes und dem Auengehölz, von dem die dadurch entſtehenden Landabſchnitte bedeckt waren, auch heute noch eine ſehr brauchbare Grenzzone abgibt, kann jeder feſtſtellen, der einmal von einem geeigneten Standpunkt etwa von Nikolsburg aus das Mündungsgebiet der Thaya betrachtet. In der Urkunde Heinrichs IV. wird als ſüdliche Begrenzung angeführt: „Deinde in ea parte que meridiem respicit addita regione Moravia atque ad fluvium cui nomen est Wag et ad mediam[31] silvam cui nomen est Mŏre et eiusdem montis eadem parrochia tendit, qua Bawaria limitatur." Der Hinweis auf Mŏre = Mailberg legt den Schluß nahe, daß es ſich 1086 darum gehandelt hat, einen bewaldeten Höhenzug im Süden zu nennen, der durch die Ereigniſſe des Jahres 1082 als allgemein bekannt vorausgeſetzt werden durfte[32]. Eindeutig iſt aus dieſer Angabe aber dann abzuleiten, daß die ſüdliche Grenze Mährens im Laufe des 11. Jahrhunderts vom Land im Norden der Donau bis an die Thaya vorgeſchoben worden iſt.

---

[28] Siehe die Ausgabe von Bretholz 131.

[29] Vgl. Vancſa, a. a. O., 1, 275ff.; Meyer von Knonau, Jahrbücher 3, 422.

[30] Vgl. Meyer v. Knonau, a. a. O., 3, 42; 4, 49, 163.

Dieſer Auffaſſung ſcheinen nun freilich andere Angaben der Prager Grenzumſchreibung und die Deutungen, die dieſe gefunden haben, im Wege zu ſtehen. Iſt die Urkunde Heinrichs IV. in allen ihren Teilen echt[33], dann hätte die Prager Diözeſe nach ſeinem Willen nicht nur Böhmen, Mähren und Schleſien links der Oder, ſondern auch Krakowien, Teile von Rotrußland und das Land an der Wag, alſo ein mehr öſtliches Miſſionsgebiet umfaſſen ſollen[34]. Es ſind deshalb wiederholt nicht nur gegen die Urkunde ſelbſt, ſondern auch gegen die Richtigkeit der Grenzangaben Bedenken geäußert worden. Die Verteidiger der Echtheit berufen ſich darauf, daß es ſich bei den topographiſchen Feſtlegungen dem klaren Wortlaut nach darum gehandelt habe, den Umfang des Prager Sprengels mit Einſchluß von Mähren in dem Ausmaß zu umſchreiben, wie dies von Otto I. und Benedikt VI. beabſichtigt geweſen ſei, und daß Cosmas zur Vorgeſchichte des Diploms berichtet, Biſchof Gebhard von Prag habe ein „privilegium . . . olim a sancto Adalberto episcopo suo antecessore“ vorgewieſen, das damals Papſt und Kaiſer beſtätigt hätten und deſſen Angaben in der Urkunde Heinrichs IV. übernommen worden ſeien[35]. Eine ſolche Anſchauung verliert aber den Angaben gegenüber, die das Privileg Heinrichs IV. über den Verlauf der Grenze im Süden macht, jede Berechtigung[36]. Entweder es lag wirklich eine Urkunde Biſchof Adalberts vor[37] — und dann wurden die Angaben über den Grenzverlauf, wo ſie den Verhältniſſen am Ausgang des 11. Jahrhunderts nicht mehr entſprachen, willkürlich geändert, — oder die Urkunde Adalberts iſt eine Fälſchung, deren Inhalt den Anſprüchen angepaßt war, die Wratiſlav als König von Böhmen und Polen zu ſtellen ſich berechtigt fühlen mochte. Es fällt auf, daß gegenüber der ſehr genauen Grenzbeſchreibung im Weſten und im Norden die Angaben im Oſten, wie ein neuerer Beurteiler mit Recht findet, „etwas in Unordnung geraten“ ſind[38]. Von einer geſchloſſenen Linie kann da überhaupt nicht die Rede ſein, wie dies die Nennung der Flüſſe Bug und Styr beweiſt, von denen jener zur Weichſel, dieſer zum Pripet fließt. Offenbar hat es ſich darum gehandelt, durch den Hinweis auf die genannten Flüſſe und das Land an der Wag das Gebiet im allgemeinen zu bezeichnen, über das ſich der Einfluß der Prager Kirche im Zuſammenhang mit der Anerkennung der königlichen Rechte Wratiſlavs auf Polen allmählich hätte erſtrecken ſollen. Daß dadurch die Rechte der bereits beſtehenden Biſtümer Krakau, Breslau, Gran und Poſen geſchmälert worden wären, ſcheint zu beweiſen, daß wir es mit Feſtſetzungen zu tun haben, die ebenſo nicht zu verwirklichen waren wie die Vereinigung von Böhmen und Mähren in kirchlicher

---

[31] Eine Münchner Abſchrift der Urkunde bietet die Leſung medias silvas dar. Daran knüpft V. Hruby, Časopis matice moravské 50 (1926) 85ff. eine Betrachtung, der zufolge mit Berückſichtigung dieſer Leſart (vgl. auch Čas. mus. král. česk. 96 (1922) 74ff. „mitten durch den Wald bei Mailberg und mitten durch den Wald im Böhmerwald" zu überſetzen wäre (freundlicher Hinweis von J. Pfitzner).

[32] Ähnlich urteilt Staſiewſki, Unterſuchungen über drei Quellen zur älteſten Geſchichte und Kirchengeſchichte Polens, 169, der daraus auch den Schluß ableitet „daß die Grenzbeſchreibung nicht auf den hl. Adalbert zurückgehen kann".

[33] Vgl. darüber zuletzt R. Holtzmann, Arch. f. Urkundenforſchung 6, 177ff.; Naegle, Kirchengeſchichte Böhmens 1, 2, 464ff.

[34] So die Angaben bei Holtzmann. a. a. O., 193.

---

[35] Vgl. beſ. Cosmas, hrsg. v. Bretholz, 135.

[36] Auch Chaloupecky, Česk. Časopis hist. 32 (1926), 335ff. iſt der Meinung, die ähnlich früher auch ſchon Pekař geäußert hatte, daß die Grenzziehung der Heinrich-Urkunde den Verhältniſſen am Ausgang des 11. Jahrhunderts und nicht denen des 10. Jahrhunderts entſpricht. Wenn 1086 das Land an der Pulka zu Mähren kam, wie aus der Grenzangabe dieſes Jahres gegenüber der von 1082 geſchloſſen werden kann (vgl. Mitſcha-Märheim, Monatsbl. Adler 12, 1937, 239), muß es ſpäter wieder auf irgendeine Art an Öſterreich zurückgegeben worden ſein. Cosmas, dem die Ereigniſſe des Jahres nach 1082 zur Zeit der Abfaſſung ſeines Berichtes darüber bereits bekannt waren, ſpricht jedenfalls nur von der Thayagrenze. Ob er ſelbſt, wie Chaloupecky a. a. O. meint, an der Abfaſſung des Diploms von 1086 beteiligt war und eine Vorrückung der Grenze von der Thaya bis Mailberg herbeiführen geholfen hat, wird wohl nie ſicher entſchieden werden können.

[37] Vgl. darüber Naegle, a. a. O., 1, 2, 493ff., und über das Alter der topographiſchen Angaben des Diploms Heinrichs IV. neuerdings Z. Wojciechowski, Mieszko I i powstanie Pánstwa Polskiego, Thorn 1936, 48ff., der betreffs des Nord- und Oſtabſchnittes der nämlichen Meinung iſt wie Holtzmann und demgemäß die Begrenzung der Prager Anſprüche gegenüber Schleſien, Krakowien und Ungarn auf den Ausgang des 10. Jhs. bezieht.

[38] R. Holtzmann, a. a. O., 183.

Hinſicht[39] und das polniſche Königtum der Přemyſliden. Solche Maßnahmen ſind aus der Kampfzeit der achtziger Jahre des Inveſtiturſtreits verſtändlich im Hinblick auf die zweifelhafte Haltung des Markgrafen der Oſtmark und des Königs von Ungarn und ſind gleichzeitig ein Gegenſtoß gegen den Polenherzog Boleſlav, der eigenmächtig die Königswürde angenommen und Anſchluß an die Gegner Heinrichs IV. gefunden hatte[40].

Bei der Thayagrenze iſt es hinfort geblieben, wie groß auch die Erfolge der Siedler noch ſpäter geweſen ſind, denen zufolge das Gebiet der Pollauer Berge ſicher zeitweilig zu Öſterreich gehört hat. Wieder wie bei Böhmen muß feſtgeſtellt werden, daß die politiſche Grenze mit der des Volkstums nicht zuſammenfällt und daß die Trennung beider Gebiete unter Mitwirkung der Reichsgewalt und im Zuge großer Begebenheiten der politiſchen Geſchichte zuſtande kam und zwar Mähren gegenüber entſprechend der hier früher als im Waldviertel einſetzenden Beſiedlung des Weinviertels etwa hundert Jahre vor der Grenzziehung[41], die Kaiſer Friedrich I. zwiſchen Böhmen und Niederöſterreich durchführen ließ. Mag das Privileg Heinrichs IV. auch zunächſt nur kirchlichen Intereſſen gedient haben, die allerdings damals mit den weltlichen der Přemyſliden zuſammenfielen, ſo war doch, wie es ſich im Weſten und im Norden gegenüber den Diözeſen Regensburg, Zeitz, Meißen und Poſen um Landesgrenzen gehandelt hat[42], nun auch im Süden gegenüber Paſſau ein Trennungsſtrich gezogen, der bei der ſelbſt in dieſer Zeit oft erſtaunlichen Wirkſamkeit und Dauerhaftigkeit kirchlicher Anſprüche ſchließlich zum Ergebnis haben ſollte, daß an der Thaya auch Mähren und Öſterreich ſich voneinander ſchieden. Was nun noch zu leiſten war, die Entwicklung vom Grenzſaum zur Grenzlinie iſt ſpäter hinzugekommen. Die Angaben des Landbuches[43] zeigen jedenfalls, daß die Thayagrenze, die im Zeichen der Koloniſation entſtanden war und deren Früchte ein erſtes Mal der Oſtmark ſicherte, ſich ſchließlich auch im politiſchen Sinne durchgeſetzt hat und von einer Trennung im kirchlichen Sinne zu einer politiſchen fortgediehen iſt. Daß die ſpäteren Erfolge, mit denen das Deutſchtum von Öſterreich aus in Mähren vorwärtsſchritt, eine entſprechende Verſchiebung der Grenze nicht mehr herbeiführten, kann damit erklärt werden, daß Mähren, das ſeit dem Ausgang des 11. Jahrhunderts immer feſter mit Böhmen zuſammenwuchs, unter dem Einfluß der Luxemburger Politik zunächſt mehr und mehr und ſchließlich endgültig in niederſächſiſche Zuſammenhänge gerückt und damit nach dem Norden[44] orientiert wurde.

---

[39] Dafür tritt vor allen R. Holtzmann, a. a. O., 190 f. ein.

[40] Siehe Meyer von Knonau, a. a. O., 2, 745 f.; 3, 134 f., 207.

[41] Vgl. H. Hirſch, Das Waldviertel, hrsg. v. E. Stepan 7, 119.

[42] Siehe Holtzmann, a. a. O., 183.

[43] Mon. Germ., Deutſche Chroniken 3, 2, 714 ff.

[44] Klebel a. a. O., 108.

Der Burgentypus in der Steiermark

Weg und Ziel neuzeitlicher Burgenforſchung

Von Werner Knapp

Mit einer Karte

In ſeinem Werk „Die Burg im Wandel der Weltgeſchichte" zeigt Schuchhardt große völkiſch-raſſiſche Linien auf, nach denen ſich der geſamte wiſſenſchaftlich erfaßbare Burgenbau der Vorzeit vollzogen hat. Auch dem mittelalterlich-deutſchen Burgenweſen, beginnend in frühgeſchichtlicher Zeit, iſt ein Teil der weitſchauenden Arbeit gewidmet. Beſonders wertvoll erſcheint der kurze Rückblick „Burg und Stadt"; hier wird nochmals die Geſamtentwicklung in gedrängter Form gefaßt und auf die in der vorhergehenden Burgenforſchung außer acht gelaſſenen Zuſammenhänge zwiſchen Burg und Siedlung aufmerkſam gemacht. Es iſt hier vor allem die Bindung zwiſchen Burg und Stadt, auf welche nach kurzem Hinweis auf den mit der Entſtehung der Grafenburg beginnenden Schutz von Ackerbaugebieten eingegangen wird. Die Bildung der Burgſtädte am Fuße der älteren Höhenburg und die Entwicklung der Städte um die an Flußübergängen gelegenen Königshöfe ſind anſchaulich geſchildert. Aufbauend auf Schuchhardt hat Weinelt eine Darſtellung der Burgen des Freiwaldauer Bezirks und des Schönhengſtgebiets herausgegeben. Bewußt ſtellt er die Burgenkunde in den Dienſt der Erforſchung der oſtdeutſchen Siedlungsgeſchichte des Mittelalters. Fußend auf der Schuchhardtſchen Trennung der mittelalterlichen Burgen in ſolche, die aus dem fränkiſchen und andere, die aus ſächſiſchem Kulturboden erwachſen ſind, gelangt er zu einer intereſſanten Theorie über die Herkunft der deutſchen Koloniſten ſeines Forſchungsgebiets.

Die hier gegebene Abhandlung geht in der gezeichneten Blickrichtung einen Schritt weiter. Es ſoll der Verſuch unternommen werden, Bauformenforſchung und Siedlungsgeographie gemeinſam auf das mittelalterliche Burgenweſen eines beſtimmten politiſchen Raums zu konzentrieren.

Für Steiermark bietet der kleine Band von M. Sidaritſch „Geographie des bäuerlichen Siedlungsweſens im ehemaligen Herzogtum Steiermark"[1] eine treffliche ſiedlungsgeographiſche Grundlage. Die Kartenbeilagen Sidaritſchs geben einen klaren Überblick über die Verteilung der Siedlungs- und Flurtypen. Der Verfaſſer ſtellt 3 durch die Siedlungsform und Lage gekennzeichnete Koloniſationsſchichten heraus:

---

[1] Graz 1935. 83 S. mit 2 Ktn.

eine erſte mit Einzelhof und Weiler und entſprechender Flurteilung, deren Entſtehung er mit guter Begründung im 7.—9. Jahrhundert anſetzt. Seine zweite Schicht iſt der Mehrſeithofſtreifen der Oſtſteiermark mit Plandörfern, Weilern und Kleinſiedlungen und vorherrſchender Gewannflur; die zugehörige Siedlungszeit das 9. bis 11. Jahrhundert. Im 11. und 12. folgt dann als dritte Schicht der endgültige Ausbau regelmäßiger Gewanndörfer mit Schmalhöfen in den Flußebenen. Sidaritſch ſchreibt dazu: „Daß die großen Ebenen ſo ſpät planmäßig beſiedelt wurden, läßt ſich einerſeits aus der Vorliebe der erſten Landbewohner für die Höhen, andererſeits aus der Tatſache erklären, daß die ſpärlichen früheren Siedlungen in den offenen Ebenen beſonders oft zerſtört wurden.“ Dieſer Siedlungsſchichtenfolge ſchließe ich eine kurze hiſtoriſche Überſicht an:

Während der Völkerwanderung, nachdem die römiſche Herrſchaft im 5. Jahrhundert endgültig zerbrochen war, wurde die Steiermark Durchzugsgebiet verſchiedener germaniſcher Stämme; von ihnen verweilten wohl höchſtens die Langobarden lange genug im Land, um Spuren einer Kultur hinterlaſſen zu können. Ihre Herrſchaft währte bis in das 6. Jahrhundert, worauf abermals Wirren folgten und die Alpenſlawen unter avariſcher Oberhoheit ihren Einzug hielten. Es folgten nun Kriege zwiſchen Slawen, Baiern und Avaren um die Vorherrſchaft, welche mit dem Siege der Baiern und ſchließlich der fränkiſchen Oberherrſchaft im 8. Jahrhundert endeten. Nach neuerlichen Kämpfen eröffnete Karl der Große 788 den Reichskrieg gegen die Avaren, der ihre völlige Unterwerfung zur Folge hatte. Innere Unruhen wurden im 9. Jahrhundert durch die Ungarneinfälle abgelöſt, die ſich bis Mitte des 10. periodiſch wiederholten. Erſt nach der Schlacht auf dem Lechfelde 955, der endgültigen Niederlage der Ungarn, war es möglich ein geordnetes Koloniſationswerk zu organiſieren. 970 tauchen bereits neue Amtsbezirke von Grafen und Markgrafen an der Donau öſtlich der Enns, an der mittleren Mur, Drau und Save und jenſeits der letzteren auf. Im 11. Jahrhundert folgen neuerliche Ungarnkriege mit wechſelndem Erfolg. 1042—1053 war die bei Wildon ſüdlich Graz verſchollene Hengiſtburg in ungariſchem Beſitz und wurde beim Abzug zerſtört. 1108 wurde ein 2. Reichskrieg gegen Ungarn nötig; in dieſes Jahrhundert fallen auch die erſten Kreuzzüge, die dem ſteiriſchen Adel viel Blut gekoſtet und die Landbeſitzverhältniſſe ſtark zugunſten der Kirche verſchoben haben. Auch das 12. Jahrhundert brachte Ungarneinfälle, und es iſt erſtaunlich, daß die Koloniſation trotz des ſtändigen Kriegs vorwärts ſchreiten konnte. Schritt um Schritt bildete ſich in dieſer Zeit die Steiermark als ſelbſtändiges Territorium heraus. Im 8. Jahrhundert wurde das noch ſlawiſche Karantanien (ungefähr das heutige Kärnten und der weſtliche Teil der Mittelſteiermark) zu einer bairiſchen und 788 nach dem Sturz des Herzogs Taſſilo zu einer fränkiſchen Mark. Nach dem Ungarnſieg 907 gingen Hügelland und Ebenen von Mittel- und Unterſteiermark dem Reiche verloren, um erſt im Lauf der 2. Hälfte des 10. Jahrhunderts wieder eingegliedert zu werden. Ein Graf Markwart, aus angeſehenem bairiſchen Geſchlecht erhielt nun die Mark als Verwaltungsbezirk, der dann über die Eppenſteiner und die Wels-Lambacher Mitte des 11. Jahrhunderts an die Traungauer überging. Auf Grund des 1186 abgeſchloſſenen Vertrags fiel die Steiermark 1192 an die Babenberger, nach deren Ausſterben ſie nach den Wirren des Interregnums 1282 an die Habsburger gelangte.

Wenden wir uns nach dieſem kurzen geſchichtlichen Überblick zur Siedlung ſelbſt zurück. Soziologiſch läßt ſich dieſe in 2 weſentlich voneinander verſchiedene Gruppen trennen: es ſteht die Einzelſiedlung der Sammelſiedlung gegenüber. In der Flurform heben ſich beide nicht minder deutlich voneinander ab als in der Wohnſiedlungsform und wirtſchaftlich-organiſatoriſchen Struktur. Das Einzelhofland ſetzt ſich aus einer Menge in ſich ſelbſtändiger Glieder zuſammen, während die Sammelſiedlung auf einem Aufbau von Einzelſtellen beruht, deren Beſtand nur im Rahmen des Ganzen möglich iſt. Der Einzelhof, die Einöde, iſt jeweils ein in ſich geſchloſſenes von der Umwelt unabhängiges Wirtſchaftsgebiet. Die Baugründe liegen rings um den Hof, von dem aus ſie beſtellt werden, dieſer ſelbſt verfügt über alle lebensnotwendigen Gebäude und Geräte und braucht um beſtehen zu können keine fremde Hilfe. Anders die Sammelſiedlung, deren weſentliche Flurform die Gewannflur iſt. Deutlich weiſt dieſe Flurteilung darauf hin, daß die Rodung gemeinſchaftlich durchgeführt wurde. Die Markung iſt in einzelne Gewanne unterteilt, die einzelne Hofſtätte im Dorf beſitzt in jedem davon ihren Anteil. Auf das Gemeindeland, die Allmende, beſtehen gemeinſchaftliche Rechte der Dorfinſaſſen; ſie iſt Ausdruck der inneren Struktur der Siedlungsgenoſſenſchaft, durch welche die Wohnſiedlung geformt erſcheint. Im Dorf ſchließen ſich die Häuſer mehr oder weniger dicht zuſammen, das geſchloſſene Wohngebiet iſt in Hofſtätten aufgeteilt, welchen zweifellos entſcheidender Einfluß auf die Entwicklung der Hofform zugeſprochen werden muß. Das Prinzip der Gleichberechtigung der Dorfgenoſſen hatte die Rechteckform des Ackerlandes wie der Hofſtätte zur Folge und ihr mußte ſich auch die Hofform unterordnen. Hier ſtand nicht der weite, nur durch die landſchaftliche Gegebenheit beſchränkte, durch Hänge und Waſſerläufe abgegrenzte Raum zur Verfügung, auf dem ſich der Haufenhof der Einöde herausgebildet hat. Der Regelhof[1a], vor allem Streck- und Hakenhof iſt für die Gemeinſchaft die naheliegende Siedlungsform. Im Rahmen dieſer Arbeit erſcheint es zweckdienlich, von einer ins einzelne greifenden, differenzierten Unterteilung der Flur- und Siedlungsformen, wie ſie bei der Siedlungsgeographie üblich iſt, abzuſehen und nur die beiden Hauptgruppen gegeneinander abzugrenzen, die Einzel- und die Sammelſiedlung.

Die Frage lautet jetzt: Wie liegen die Burgen innerhalb dieſer Siedlungsgebiete? Laſſen ſich gegenſeitige Beziehungen feſtſtellen? Die beigefügte Karte zeigt nun die überraſchende Tatſache, daß ein weſentlicher Teil der Stellen mit der Grenze beider Gebiete zuſammenfällt. Eine zweite ebenfalls zahlreiche Gruppe liegt im Gebiet der Gemeinſchaftsſiedlung; die Innengebiete der Einzelhofſiedlung hingegen haben nahezu keine feſten Punkte aufzuweiſen. Die wenigen Abweichungen fallen für eine grundſätzliche Betrachtung kaum ins Gewicht und es iſt wohl die Generaliſierung der Karte dafür mitverantwortlich zu machen. Nach der allgemein gangbaren Vorſtellung ſind die meiſten mittelalterlichen Burgen zwiſchen 11. und 13. Jahrhundert entſtanden, wären alſo der 3. Schicht, auf jeden Fall der Gemeinſchaftsſiedlung zuzurechnen. Ohne Zweifel trifft dies für die zweite Gruppe der feſten Punkte zu. Jedoch die Entſcheidung der ſiedlungsgeographiſchen Zugehörigkeit der Grenzzonenburgen erfordert nähere Unterſuchung. Die in der Karte erſcheinende Grenze ſtellt einen Gürtel von verſchiedener Breite dar: bald ſind es ſteilanſteigende Waldhänge mit eingeſchobenen Felsſtürzen, welche zwiſchen den Siedlungsgebieten liegen, dann wieder iſt die Grenze nur durch ſanftere Gehänge von geringer Ausdehnung gekennzeichnet und beide Gebiete greifen ineinander. Dieſer letztere Fall trifft vor allem in den Gegenden der Weilerflur zu, welche auch in ihrer Erſcheinungsform wie in ihrer Lage ein Zwiſchenglied zwiſchen beiden Weſenseinheiten darſtellt.

[1a] Dieſe Bezeichnung, welche ſämtliche geometriſch regelmäßigen Hoftypen umſchreibt, hat W. Platzer in der Siedlungsforſchung eingeführt.

Die Geländeformen ſind aus der Siedlungs- und Flurverteilung abzuleſen. Die Hochgebirgsſtöcke erſcheinen, ſofern ſie nicht ſiedlungsleer ſind, als geſchloſſene Zonen der Einödflur. Das Hügelland der Mittel- und Südſteiermark zeigt ſtark zerriſſene Inſeln und lange Zungen der Einzelbeſiedlung. Hier greift das Sammelſiedlungsgebiet buchtartig in das Einzelhofland längs der Talböden ein, wird jedoch meiſt nicht von Einöd-, ſondern von der Weilerflur begleitet. Durch dieſe Überdeckung wird das Fehlen klargezeichneter Siedlungslandſchaftsgrenzen bewirkt. Die Höhen der meſozoiſchen Kalkſtöcke der Oberſteiermark ſind wie ihre ſteilen Flanken großenteils ſiedlungsleer, zumal ſie dem Großgrundbeſitz gehören, deſſen Waldgebiete auch in die kriſtallinen Zentralalpen (Niedere Tauern) übergreifen. Die aus kriſtallinen und paläozoiſchen Schichten beſtehenden Rumpfflächen der Nordoſtſteiermark ſind, ſoweit ſie nicht der Wald überzieht, mit Einödfluren bedeckt. Im großen ganzen bildet der Saum des gehobenen älteren Gebirgslandes gegen das niedrigere tertiäre und eiszeitliche Hügel- und Flachland die Grenze zwiſchen dem Einzelhofgebiet und den Sammelſiedlungen, jedoch die ſtark zergliederten, ſteilhangigen tertiären Riedel der Mittelſteiermark und der windiſchen Bühel tragen ebenfalls Einzelſiedlungen, da ſie für Sammelſiedlungen keinen Raum bieten. Als Sondererſcheinung ſind noch die vulkaniſchen Bildungen der Oſtſteiermark zu nennen, welche als geſonderte Bergkuppen klar aus dem Landſchaftsbild hervortreten. Die kleinen Einödinſeln mit verſtreuten Burgenſtandorten bezeichnen in der Siedlungskarte vielfach ihre Lage. Die Höhenſchicht zwiſchen 400 und 800 m umfaßt, von den Obdacher, Oberwölzer und Rantener Gebieten abgeſehen, welche höher liegen, den Grenzgürtel zwiſchen Einzel- und Sammelſiedlung und damit die Burgſtellen der erſten Gruppe. So zeigen ſich weitgehende Zuſammenhänge zwiſchen Burglage und Siedlung, welche in der Höhe und Energie des Reliefs der Landſchaft wurzeln.

Die Bautypenforſchung erhält dem Schuchhardtſchen Werke gegenüber in Steiermark eine Bereicherung, und es erſcheint notwendig, etliche in der Burgenkunde neue Bezeichnungen einzuführen. Naheliegend und doch nie beſchritten war in dieſer Richtung der Weg, auf alte in Urkunden feſtgelegte Benennungen zurückzugreifen. In den älteſten ſteiriſchen Urkunden tritt die Burg als „castrum“ in Erſcheinung, da dieſe Dokumente bekanntlich in lateiniſcher Sprache abgefaßt ſind. Dieſe Terminologie, die wohl richtig mit „Wohnwehrbau“ zu überſetzen wäre, ſcheidet als fremdſprachig aus, und ich halte mich an das deutſche Wort „Burg“, das in dieſer Gruppe wiederholt als Suffix am Ortsnamen des Wehrbaus, manchmal auch als ſelbſtändige Bezeichnung auftritt. Verhältnismäßig früh, jedoch ſelten erſcheint auch „turris“, das ſpäter als „Turn“ wiederkehrt und fachtechniſch in der Turmburg aufgegriffen iſt. Immer häufiger zeigt ſich nun in der Folgezeit die Bezeichnung „Haus“, die — wie ſich erweiſen wird — einen beſtimmten Typus umſchreibt. Während „Veſte“ wohl die hochgotiſche Erweiterung der Verteidigungsbauten durch Zwinger und Mauerturm und die dadurch erreichte wehrtechniſche Feſtigung des Gebäudes andeutet, bezeichnet „Geſloß“, wie das in dem verwendeten Wort nicht minder anſchaulich zum Ausdruck kommt, die zum geſchloſſenen Gebäudekomplex angewachſene Wohnwehranlage ohne Rückſicht auf die Wurzel, aus welcher ſie hervorgegangen iſt.

Für den Wohnturm, der in meiner Typologie ebenfalls eine Rolle ſpielt, konnte ich bislang nur in ſüdtiroler Urkunden in „caſaturre“ eine fachtechniſch zutreffende Bezeichnung finden, und dies mag darin begründet ſein, daß gerade in Steiermark dieſes Gebäude als ſelbſtändiger Wehrbau nur ſelten zur Anwendung kam; ſo ſcheint hierfür in dieſer Gegend kein eigener Ausdruck entwickelt worden zu ſein. Seltener tritt die Bezeichnung „Sitz“ oder „Geſäß“ auf; ſie meint wohl meiſt wehrhafte Höfe und iſt vor allem für das 15. Jahrhundert bezeichnend.

Den Verſuch einer Begründung dieſer Angaben ſtellen die beigegebenen Tabellen dar. Als Unterlage diente das für derartige Unterſuchungen hervorragend geeignete Ortsnamenbuch von Zahn. Ich habe drei größere Buchſtabengruppen herausgegriffen (BP, CK und DT) und zunächſt die verſchiedenen Ausdrücke für Wohnwehrbauten chronologiſch geordnet (Tabelle 1). Sieht man von dem fremdſprachigen „castrum“ ab, ſo findet ſich für das 11. und 12. Jahrhundert einzig die Bezeichnung „Burg“; im 13. Jahrhundert überwiegt „Haus“, im 14. „Veſte“, bis ſchließlich „Geſloß“ im 15. das Feld beherrſcht.

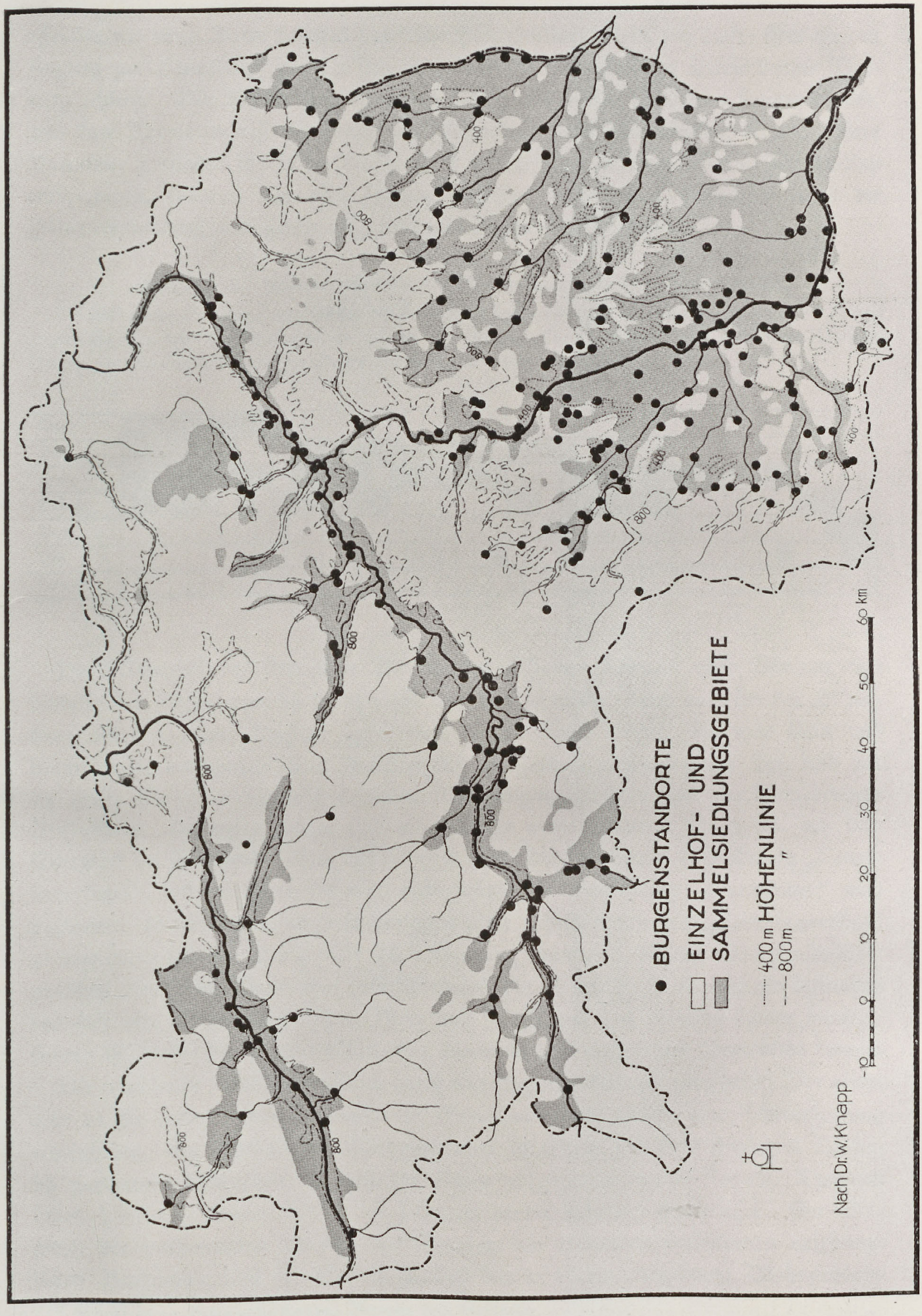
Es ergibt ſich daraus die Frage, wie ſich dieſe Benennungen in Beziehung auf den Baukörper verhalten. Zur Klärung ſoll die graphiſche Darſtellung Tabelle 2 beitragen. Zur Unterſuchung wurden dieſelben Burgſtellen herangezogen wie für Tabelle 1, mehrfache Wiederholungen gleicher Bezeichnungen für dieſelbe Burgſtelle blieben unberückſichtigt: ſo iſt beiſpielsweiſe die vierfache Nennung von Kapfenberg als Haus (1403, 1407, 1424 und 1340) nur als eine einzige eingezeichnet, da es hier nur von Intereſſe iſt, welche verſchiedenen Benennungsarten ſich bei ein und derſelben

Stelle zeigen und wie oft dieſelbe Kombination dieſer Ausdrücke feſtgeſtellt werden kann. Burg zeigt ſich meiſt zuſammen mit Haus, Veſte und Schloß. Für Haus ergibt ſich die innigſte Beziehung zu Veſte, dann auch zu Schloß, das Zuſammentreffen mit Burg wurde bereits erwähnt. Die Bezeichnung Veſte überragt alle anderen bei weitem, wie das ja auch aus der Zahlentabelle 1 zu erſehen iſt. Wie Haus, ſo tritt auch Schloß allein faſt nie in Erſcheinung und findet ſich oft mit Veſte, dann auch mit Haus und Burg zuſammen. Sitz und Turm laſſen ſich nur ſelten verzeichnen, ihre gegenſeitige Verbindung überwiegt.

Tabelle 1. Burgbenennungen nach Jahrhunderten geordnet
(Zahn, Ortsnamenbuch der Steiermark BP, CK, DT)
(ſämtliche Nennungen bis 1500)

	Jahrhundert					Geſamtanzahl	Zeitabſchnitt d. Nennungen
	11.	12.	13.	14.	15.		
Burg	2	2	2	11	7	24	1066—1480
Haus			4	15	28	37	1284—1496
Veſte			3	35	33	71	1296—1496
Schloß					43	43	1443—1500
Turm			2	13	14	29	1250—1494
Sitz, Geſäß				2	15	17	1359—1499
Caſtrum		3	21	8	3	35	1144—1486

Um die Bedeutung, welche dieſen Zuſammenhängen zufällt, voll erfaſſen zu können, iſt zunächſt eine Unterſuchung der Bautypen notwendig: Die Burg, die ich der Klarheit halber Ringburg nenne, iſt in der Steiermark, ſoweit ſich bisher feſtſtellen ließ, verhältnismäßig ſelten zu finden. Da jedoch keine typologiſchen Unterſuchungen für ganz Steiermark vorliegen, iſt heute noch keine einwandfreie Überſicht möglich. Wie auch in anderen Gegenden, ſo tritt der Ringburgentypus faſt durchweg als Höhenburg am Rande von Hochſiedlungsgebieten auf, fällt alſo in die erſte Gruppe der ſiedlungsgeographiſchen Einteilung. Hierher gehören der Wolkenſtein im Ennstal, der ſich an den Aufweg zu den Höfen am Hochtauſing ſtellt. Im Murtal folgen Strechau über dem Zugang zu der hochgelegenen Laſſingau, Pfannberg am Rand des Hochbeckens von Semriach, Göſting heute im Waldgebiet, Polheim am Zugang zu Frauenberg und den Fahrenbacher Höfen über Leibnitz, weiter Ehrenhauſen und Mureck. In der Oſtſteiermark konnten bislang Ehrenfels am Schöckelfuß und Neiperg bei Hartberg als Ringburgen feſtgeſtellt werden. Das charakteriſtiſche dieſer Anlagen ſind die dem Bergabbruch folgenden Gebäudezüge, die ſich in ihrer Form durch das Baugelände beſtimmt zur mehr oder minder geſchloſſenen Baugruppe vereinen; die vorhandenen Lücken ſchließt die Ringmauer. Bezeichnend iſt der geometriſch unregelmäßige freie Innenhof. Im Gegenſatz zu anderen alpenländiſchen Gebieten fehlt bei den ſteiriſchen Ringburgen nach meinen bisherigen Unterſuchungen der Turm nirgends, eine Ausnahme bildet Katſch im oberen Murtal, das


BURGENSTANDORTE
EINZELHOF- UND SAMMELSIEDLUNGSGEBIETE
400 m HÖHENLINIE
800 m ″
10 0 10 20 30 40 50 60 km
400
600
800
Nach Dr. W. Knapp

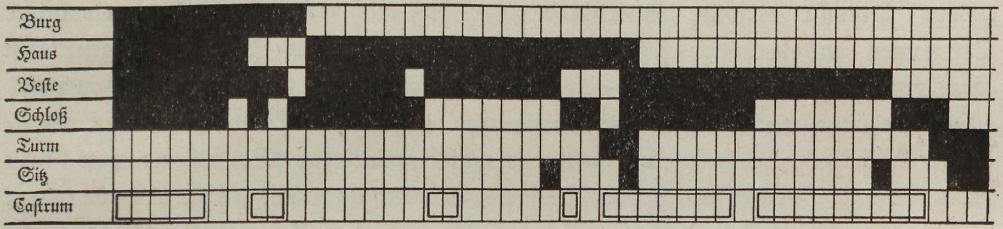
Die Burgenſtandorte in Steiermark

Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

offenbar nie einen Turm beſeſſen hat. Als Hauptbollwerk ſtellt ſich dieſer ſtets an den Zugang zur Hauptburg, vor die ſich eine ebenfalls dem Gelände angeſchmiegte Vorburg ſchließt. Die Türme ſind durchweg kantig, nie rund. Höchſtens Krems könnte, was den Turmgrundriß anbelangt, als Ausnahme bezeichnet werden, da die äußere Turmſeite gerundet iſt; dieſe Rundung iſt jedoch nicht mathematiſchem Formwillen entſprungen, ſondern aus dem Zwang örtlicher Gegebenheit erwachſen, was die Innenraumlöſung als geradſeitig unregelmäßiges Vieleck beweiſt[2].

Tabelle 2. Zuſammenſtellung der Benennungen nach ihrer Anwendung

Die ſenkrechten Spalten zeigen die bei der Einzelſtelle vorkommenden Bezeichnungen, durch die waagrechten Spalten tritt die Häufigkeit im ganzen vor Augen. Die Darſtellung gibt nicht über ſämtliche Nennungen Auskunft, da nur die Benennungsart als ſolche hier unterſucht wurde.



Die Mehrzahl der ſteiriſchen Burgen hat ſich aus Türmen oder Häuſern entwickelt; der Turm, zunächſt wohl meiſt aus Holz errichtet, ſtand auch bei der Höhenburg oft auf einem künſtlich geformten regelmäßigen Hügel. Er war klein und kaum jemals bewohnbar. Der Inhaber ſaß auf ſeinem nahegelegenen Hof, und nur im Falle der Not diente der Turm Verteidigungszwecken und vorübergehendem Aufenthalt. Derartige Hügel ſind mancherorts noch erhalten. So z. B. auf dem Stergleck bei Eibiswald. Hier beſteht noch heute die ſprechende Bezeichnung „Turmbauerkogel“, und es wäre, da auch anderwärts die Benennung „Turmbauer“ noch vorkommt, zu überlegen, ob dieſe Anlagen nicht richtigerweiſe als „Turmbauernhof“ zu bezeichnen wären. Durch dieſe Namengebung käme auch die nahe Verwandtſchaft zwiſchen Burg und Bauernhof zum Ausdruck, die tatſächlich ſo weitgehend beſtanden hat, daß eine Trennung zwiſchen Burg und befeſtigtem Hof oftmals ſchwer durchzuführen iſt; ſo bei den ganzen Gülthöfen, die wohl alle wehrfähige Herrenſitze waren.

Die wachſende Wehrentwicklung hatte eine Typenumbildung zur Folge. Vor allem war es die immer mehr aufkommende Steinbautechnik, welche eine Vereinfachung ermöglichte. Ein Ausbau des Wohngebäudes in Stein gab dem ſtändigen Wohnſitz genügende Sicherheit, ſo daß der Turm aufgegeben werden konnte. Trotzdem laſſen ſich ſolche Türme bis in die Neuzeit herein hiſtoriſch nachweiſen. Ein Vergleich der vorhandenen Bauten mit ihrer in den Urkunden enthaltenen urſprünglichen Benennung läßt den Schluß zu, daß das in Stein ausgebaute Wohngebäude kurzweg mit „Haus“ bezeichnet wurde. Stand es auf einer Erhöhung, ſo wurde dieſe mit „Hausberg“ bezeichnet; dieſe alte Bezeichnung iſt nicht zu verwechſeln mit der durch die Archäologie eingeführten, welche auch Turmhügel und Burgſtälle oftmals mit einbezieht. Sicherheit über dieſe Zuſammenhänge kann freilich erſt erlangt werden, wenn dahingehende Unterſuchungen für größere Gebiete vorliegen. Natürlich wurde, ſoviel kann heute ſchon feſtgeſtellt werden, bei der Verwendung dieſer Bezeichnungen nicht immer richtig vorgegangen; ſodann zog der Um- und Ausbau älterer Wehranlagen meiſt eine Änderung der Typenbezeichnung nach ſich; ſo bei Ehrenhauſen ſüdlich von Leibnitz, einer Höhenburg, die ihrem Typus nach urſprünglich zu den Ringburgen gezählt werden muß. Die Feſte tritt als „Ernhus“ und „Hauſe ze Ernhauſen“ (13. Jahrhundert) aus den Urkunden hervor, wahrſcheinlich infolge eines Umbaus zur damaligen Zeit. Noch heute ſind Schloß und Markt nach dem „Haus“ benannt; es wäre immerhin denkbar, daß auch andere, auf -hauſen endende Ortsnamen auf derartige feſte Herrenhäuſer zurückweiſen. Für den eigentlichen Haustypus liegen in Steiermark eine Reihe Beiſpiele vor. Es handelt ſich um rechteckige Gebäude von 10—12 m Breite und 16—18 m Länge von meiſt turmartiger Wirkung, ſie ſind jedoch größer als die eigentlichen Wohntürme, von denen unten noch die Rede ſein wird. Daß ſie entwicklungsmäßig nicht als erweiterte Türme aufzufaſſen ſind, geht aus ihrer Stellung in der Geſamtanlage hervor. Im Gegenſatz zum Wohnturm, welcher meiſt im Schwerpunkt der Burgſtelle errichtet iſt, ſtellt ſich das Haus in den Ringmauerzug. Die auf ebenem Gelände erſtellten Hausburgen klingen in der Anordnung der Gebäude weit mehr an den fränkiſchen Hof an als an die Turmburg. Wohl nicht zu Unrecht werden die in Württemberg vereinzelt in den Dörfern eingeſtreuten fränkiſchen Höfe als Edelſitze angeſprochen. Sollten hier gemeinſame Wurzeln vorhanden ſein?

---

[2] Grundriß in Baravalla-Knapp, Burgen und Schlöſſer.

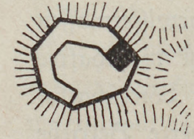
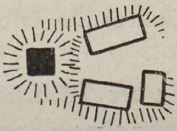
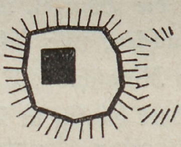
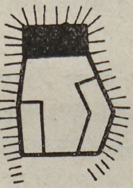
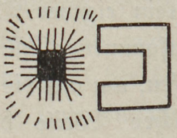
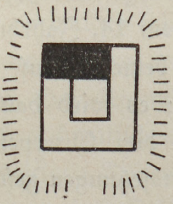
Die enge Verwandtſchaft zwiſchen Burg und Hof, die ſchon aus den Bezeichnungen: Hofhaltung, Fürſtenhof, Hofburg und anderen hervorgeht, läßt ſich wie auf baugeſchichtlichem, ſo auch auf archivaliſchem Wege aufzeigen. Deutlich tritt ſie in der Gleichartigkeit der beiderſeitigen Typenentwicklung zutage: Die Ringburg und der Haufenhof ſind Anpaſſungen an das Gelände. Den verſchiedenen wirtſchaftlichen und wohnlichen Anforderungen entſprechen voneinander geſonderte Einzelgebäude, das Bindende der Geſamtanlage iſt der Wirtſchaftshof, um den ſich dem Gelände angepaßt die Baulichkeiten gruppieren. Die Wehrhaftigkeit bedingt für die Burg beſondere Maßnahmen, ſo entſtehen Turm und Ringmauer, welche beim Hofe fehlen. Im Talland ſteht ebeneres Gelände zur Verfügung. An Stelle der naturgegebenen Gebäudeanordnung tritt nun die Planung nach mathematiſch-regelmäßigen Vorſtellungen. Die Entwicklung in dieſer Richtung tritt immer deutlicher hervor und findet in der durch die Feuerwaffe und die Berechnung der Geſchoßbahn bedingten Form neuzeitlichen Feſtungsweſens ihren ſprechendſten Ausdruck. Es entſteht das Haus, das ſich durch ſeitliche Erweiterung und Zuſammenbau mit den Wirtſchaftsgebäuden zum Haken-, zum Hufeiſen- und endlich zum Vierflügelbau weiterbildet. Dieſelben Formen finden ſich beim Bauernhof: hier ſind Streck-, Haken-, Dreiſeit- und Vierſeithof die entſprechenden Erſcheinungen. Zwiſchen beiden Entwicklungsreihen ſteht der Turmbauernhof, bei dem der Turm bald in Verbindung mit ſtreckhofartigen Anweſen, dann wieder im Zuſammenhang mit Haufenhöfen auftritt. Der bereits erwähnte Hof bei Eibiswald bildet eine Art Zwiſchenſtufe zwiſchen Regel- und Haufenhof. So ſcheint es berechtigt, eine Beziehung zu Weiler und Weilerflur zu ſuchen, die ja ihrerſeits ebenfalls entwicklungsmäßig zwiſchen Sammel- und Einzelſiedlung ſtehen. In dieſe Zwiſchenſchicht gehört auch die vollentwickelte Turmburg, die ſich vom Turmbauernhof vor allem durch die Bewohnbarkeit des Turmes unterſcheidet. Den Mittelpunkt des meiſt kleinen Burgplatzes nimmt der bewohnbare ſteinerne Turm ein, welcher mehrere Wohngeſchoſſe übereinander enthält. Von den drei Komponenten des Burgenbaues, der Wohnung, Wehr und Wirtſchaft, durch deren Wechſelbeziehung die jeweilige Ausgeſtaltung der Burgtypen bedingt iſt, überwiegen hier die beiden erſten im Gegenſatz zum Turmbauernhof, bei dem die Wehrhaftigkeit nur in zweiter Hinſicht — gewiſſermaßen als notwendiges Übel — hinzutritt. Auch die Ringburg iſt zunächſt wehrhaftes Gehöft, wird im Laufe der Entwicklung zur Wohnburg, wobei die Wirtſchaftsbauten nach und nach in die Vorburg wandern, anderwärts als geſonderte Betriebe ausgeſchieden werden.

Im 15. Jahrhundert erſcheint als neue Bezeichnung der Wehrſiedlung der Ausdruck „Geſloß", unſer heutiges „Schloß". Er bedeutet ohne Zweifel — wie erwähnt — die geſchloſſene Anlage ohne Rückſicht auf die Wurzel. Ringburg, Turmbauernhof und Hausburg können zum Schloß anwachſen, wie ſich dies an vielen Beiſpielen verfolgen läßt. Hier wäre zweckmäßig in Ringſchloß, Turm- und Hausſchloß zu trennen. Auch Veſte iſt vom 14. Jahrhundert häufig in Verwendung und bezieht ſich wohl meiſt, wie oben bemerkt, auf den Ausbau in Stein und Verſtärkung der Verteidigungsanlagen; es wird damit kein eigener Typus bezeichnet.

Die Geſamtentwicklung zeigt in drei Gruppen zuſammengefaßt die Tabelle 3, und nun ſind die notwendigen Vorausſetzungen geſchaffen, um auf die graphiſche Darſtellung zurückzugreifen. Sie enthält in überſichtlicher Weiſe die verſchiedenen Typenübergänge im Laufe der Entwicklung. In die Burg wandert als Neubauelement das Haus ein und führt zu einem Wechſel in der Benennung. Wehrtechniſch erweitert wird dieſe Hausburg zur Veſte und wächſt zum Schloß heran. Andernorts beginnt die Entwicklung mit dem Haus und findet auch hier über die Veſte im Schloß ihren Abſchluß. Es erübrigt ſich, auf alle Wandlungen näher einzugehen — ſie ſind mühelos aus der Tafel abzuleſen.

Tabelle 4 zeigt den Verſuch, durch Zuſammenſtellung der bisher baulich unterſuchten Stellen und ihrer urkundlichen Benennung weitere Klärung herbeizuführen. Das Schwergewicht liegt hier auf Gruppe III, den aus dem Haus erwachſenen Typen. Hier halten ſich Haus und Veſte mit je 17 Erwähnungen die Waage, Schloß überwiegt mit 19, auch Burg kommt zweimal vor, was wohl auf die bereits geſchilderte Ungenauigkeit der Abfaſſung mancher Urkunden zurückzuführen iſt. Intereſſant erſcheint die Tatſache, daß die meiſten Turmerwähnungen in dieſe Gruppe fallen. Es zeigt ſich daraus, daß die Wurzel mehrerer Hausſchlöſſer weiter zurückliegt als ſich dies heute durch rein bauliche Unterſuchung feſtſtellen läßt und daß etliche dieſer Schlöſſer aus Turmhöfen hervorgegangen ſind, alſo entwicklungsgeſchichtlich in Gruppe II einzureihen ſind, während ſie nach ihrer Bauanlage in Gruppe III geführt werden müſſen. Die bereits geſchilderte Entwicklung der Burg zum Schloß geht aus Spalte I hervor.

Tabelle 3. Die Burgtypen der Steiermark. Ihre Lage und Art der Befeſtigung.

I	II	III	Lage		Befeſtigung
			zur Siedlung	geographiſch	
Ringburg 	Turmburg Turmhof  	Haus 	Auf d. Grenze zwiſchen Einzel- und Sammelſiedlung	In der Höhe, meiſt unebenes Gelände	Abſchnittgraben natürlicher Schutz durch Steilabfall
			Im Sammelſiedlungsgebiet	Niederung, ebeneres Gelände	Waſſergraben (Wall)

Ehe zu einer Folgerung aus den feſtgeſtellten Zuſammenhängen geſchritten wird, erſcheint ein kurzer Vergleich mit anderen außerhalb der Steiermark liegenden Gebieten nicht unangebracht. Eine Bearbeitung des Überetſch und Tiſenſer Mittelgebirges und eine gleichgerichtete über die Innsbrucker Umgebung liegen druckfertig vor. Leider fehlte hier eine ſiedlungsgeographiſche Vorarbeit, ſo daß eine Betrachtung der Flurformen nicht herangezogen werden konnte. Auch dort ſind es geographiſch verſchieden gelegene Burgengruppen, die ſich jedoch im Bautypus von den gleichliegenden der Steiermark unterſcheiden. Dieſelbe landſchaftliche Bindung weiſt in beiden Gebieten die Ringburg auf; jede dieſer Stellen findet ſich in Randlage. Auf den Flußübergangstypus, der hier als neu hinzutritt, kann in dieſem

Zuſammenhange nicht näher eingegangen werden. Die Hausburg konnte nur ein einziges Mal in Höhenlage feſtgeſtellt werden; dort überwiegt als Höhenburg der Ringtypus bei weitem. Die Turmburg ſteht durchweg mit der Gruppenſiedlung in Verbindung, während die Ringburg mit dieſer nirgends in direktem Zuſammenhange ſteht. Im nordtiroler wie im ſüdtiroler Gebiet zeigen ſich, durch die klargeprägte Geländeformung vorbedingt, Ketten von Randburgen hochgelegener Geländeſtufen, welche durchweg über höhergelegenes Siedlungsland verfügen, während im Überetſch unterhalb der vorderen Kette ſich noch heute Sumpf- und Augebiet findet, deſſen Kultivierung erſt in jüngſter Zeit in Angriff genommen wurde. Es zeigen ſich alſo auch hier dieſelben ſiedlungsgeographiſchen Zuſammenhänge wie in der Steiermark; die Abweichungen liegen lediglich im Bautypus. Ein Rückblick auf die Typenentwicklung und die nach Sidaritſch gegebene Datierung der Siedlungszonen vermitteln im Zuſammenhang mit dem Vergleich der geſchichtlichen Ereigniſſe einen intereſſanten Einblick in die Wechſelbeziehungen zwiſchen Burg und deutſcher Koloniſation (Tabelle 5). Während die tiroliſchen Gebiete bereits im 5. und 6. Jahrhundert einer Germaniſierung von bleibendem Erfolg unterzogen wurden, ſpielten ſich die parallelen Vorgänge in der Steiermark erſt im 10. Jahrhundert ab, allerdings auf einer früheren Grundlage aufbauend, die mit der deutſchen Landnahme in Tirol gleichzeitig anzuſetzen iſt. Aus der zeitlichen Differenz wird der Typenunterſchied im Burgenbau zu erklären ſein. Auf die erſte Beſetzung des ſteiriſchen Landes dürften die wenigen Ringburgen hinweiſen, welche im Typus den tiroliſchen Höhenburgen gleichen. Während nun im Überetſch nur an einer einzigen Stelle die Hausburg als Höhenburg in Erſcheinung tritt, nämlich in Boimont, überwiegt dieſer Typus in Steiermark, wie bereits gezeigt wurde, ſtark. Dieſe Tatſache weiſt ohne Zweifel auf die ſpätere Erfaſſung des Landes durch die deutſche Koloniſation hin. So ſcheint es denkbar, daß ſich aus der Verbindung von Landſchaftslage und Bautypus Rückſchlüſſe gewinnen laſſen auf den Zeitpunkt der Erfaſſung einer Gegend durch deutſche Dauerbeſiedlung. Vor allem im Zuſammenhang mit dem Siedlungsbild gewinnen dieſe zunächſt nur als Vermutung möglichen Annahmen an Wahrſcheinlichkeit. Eine Beweiskraft vermögen ſie frei-

Tabelle 4. Urkundliche Benennung der typologiſch ſichergeſtellten Burgſtellen

Urkundliche Benennung	Bautypus (ſ. Tab. 3)		
	I	II	III
Burg	2		2
Haus	3		17
Veſte	5	3	17
Schloß	5	1	19
Turm			4
Sitz			2

lich erſt dann zu erlangen, wenn auf vielen Teilgebieten dahingehende Forſchungsergebniſſe vorliegen. Hier kann nur gezeigt werden, welche Möglichkeiten auf dem über Burg und Siedlung eingeſchlagenen Forſchungswege zu erwarten ſind. Zur Überſicht wurden auch dieſe letzten Beobachtungen in eine Tabelle zuſammengefaßt. Zum Vergleich habe ich auch Württemberg herangezogen, obwohl hier die burgenkundlichen Unterſuchungen noch in ihren Anfängen liegen und noch keine weſentlichen Ergebniſſe vorhanden ſind. Immerhin zeigt ſich auch hier eine Spanne von zwei Jahrhunderten, welche ähnlich wie in den anderen Gebieten zwiſchen der germaniſchen Landnahme und der erſtmöglichen wiſſenſchaftlichen Erfaſſung und früheſten Datierung der Gemeinſchaftsſiedlung liegt, welche auch in Württemberg, ſoweit ſich das überſehen läßt, mit Turmburg, Turmhof und Hausſchloß, nie mit der Ringburg in urſprünglicher Verbindung ſteht. Es ſind das die vielfach in Dörfern liegenden „Burſtel“, wie ſie ſich auch in Niederöſterreich, im Burgenland, in Schleſien und anderwärts unter anderer Benennung zeigen. Ihre Zugehörigkeit zu der erwähnten Typengruppe iſt in den meiſten Fällen unſchwer feſtzuſtellen. Es iſt denkbar, daß in ihnen die letzten Reſte der Sitze des Dorfadels vorliegen, deſſen Entſtehung Ernſt auf hiſtoriſchem Gebiet eingehend unterſucht und in klarer und überzeugender Weiſe dargelegt hat. Weiterer Forſchung iſt es vorbehalten, den Schleier zu lüften, welcher noch immer über den Geſchehniſſen liegt, die ſich unmittelbar an die deutſche Landnahme ſchließen. Die Löſung dieſer Frage kann nur bei der Burgenforſchung liegen und bei ihr nur, wenn ſie die hier gezeichneten Bahnen einſchlägt.

Tabelle 5. Burgentypus und Koloniſation

	Beginn der Dauergermaniſierung	Überwiegender Bautypus in Höhenlage	in der Niederung	nachweisbarer Beginn der Talkoloniſation
Etſchland Bozen—Meran	5.—6. Jh.	Ringburg	Turmburg (Schwemmkegel)	8.—9. Jh.
Steiermark	10. Jh. auf älterer Grundlage	Haus ſoweit bis jetzt feſtgeſtellt	Turmhof Hausſchloß	12.—13. Jh.[3]
Württemberg	3. Jh.	Forſchungsergebniſſe liegen noch nicht vor	Turmhof Wohnturm Hausſchloß	5. Jh. (alemanniſche Reihengräber)

Die vielumſtrittene Frage nach einer Geſetzmäßigkeit in der Entwicklung des mittelalterlichen Burgenbaus, welche bereits Schuchhardt mit einem beſtimmten ja beantwortet, erhält nun eine noch weitergehende Klärung. Einer ſtammlichen Gliederung auch in weiteſtem Sinne, wie ſie Schuchhardt verſteht, möchte ich mich vorerſt nicht ohne weiteres anſchließen. In ſeiner neuen Veröffentlichung „Grundriß der Schönhengſter Burgenkunde" ſchreibt Weinelt: „Sachſentyp; damit iſt natürlich nicht gemeint, daß die Burg von einem Sachſen erbaut wurde, ſondern das beſagt, daß ſie in der Art ihrer Anlage dem ſogenannten ſächſiſchen Stil folgt. Es ſind das Burgen, die dem Schema der alten indogermaniſchen und germaniſchen Volksburg folgen, die im Sachſenlande zur Herrenfeſte umgeſtaltet worden iſt." Damit iſt nicht viel mehr als die Benennung dieſes Typs gegeben. Nach den vorhergehenden Unterſuchungen ſcheint eine allgemeine, in der Wandlung der ſozialen Struktur begründete Wandlung der Anlagen von der Volksburg zum Herrenſitz vorzuliegen, die ſich jenſeits von der ſtammlichen Bindung vollzogen hat. Zur reſtloſen Klärung dieſes Problems ſind jedoch noch viele Unterſuchungen nötig. Heute können keine fertigen Ergebniſſe vorgelegt werden, was bei der Jugendlichkeit der Burgenforſchung als vollgütiger Wiſſenſchaft wohl verſtändlich erſcheint. Eines jedoch glaube ich ſchon heute ſagen zu dürfen: Gerade dieſer Wiſſens- und Forſchungszweig ſcheint beſonders dazu berufen zu ſein, Licht in jene Zeitabſchnitte zu tragen, welche der hiſtoriſchen Wiſſenſchaft nur wenig zugänglich ſind, in welchen jedoch der Grundſtein für unſere geſamtdeutſche Kultur gelegt wurde. Sie ſollte daher um ſo mehr in den Vordergrund des Intereſſes künftiger Forſchung geſtellt werden.

---

[3] Einige frühere Nennungen, wie Bruck an der Mur, Haus im Ennstal, Pettau in Südſteiermark weiſen auf Fortführung der früheren Siedlungsgrundlage hin, die weſentliche Talkoloniſation fällt jedoch nach Ausweis des Ortsnamenbuchs in die oben angegebene Zeit.

Schrifttum

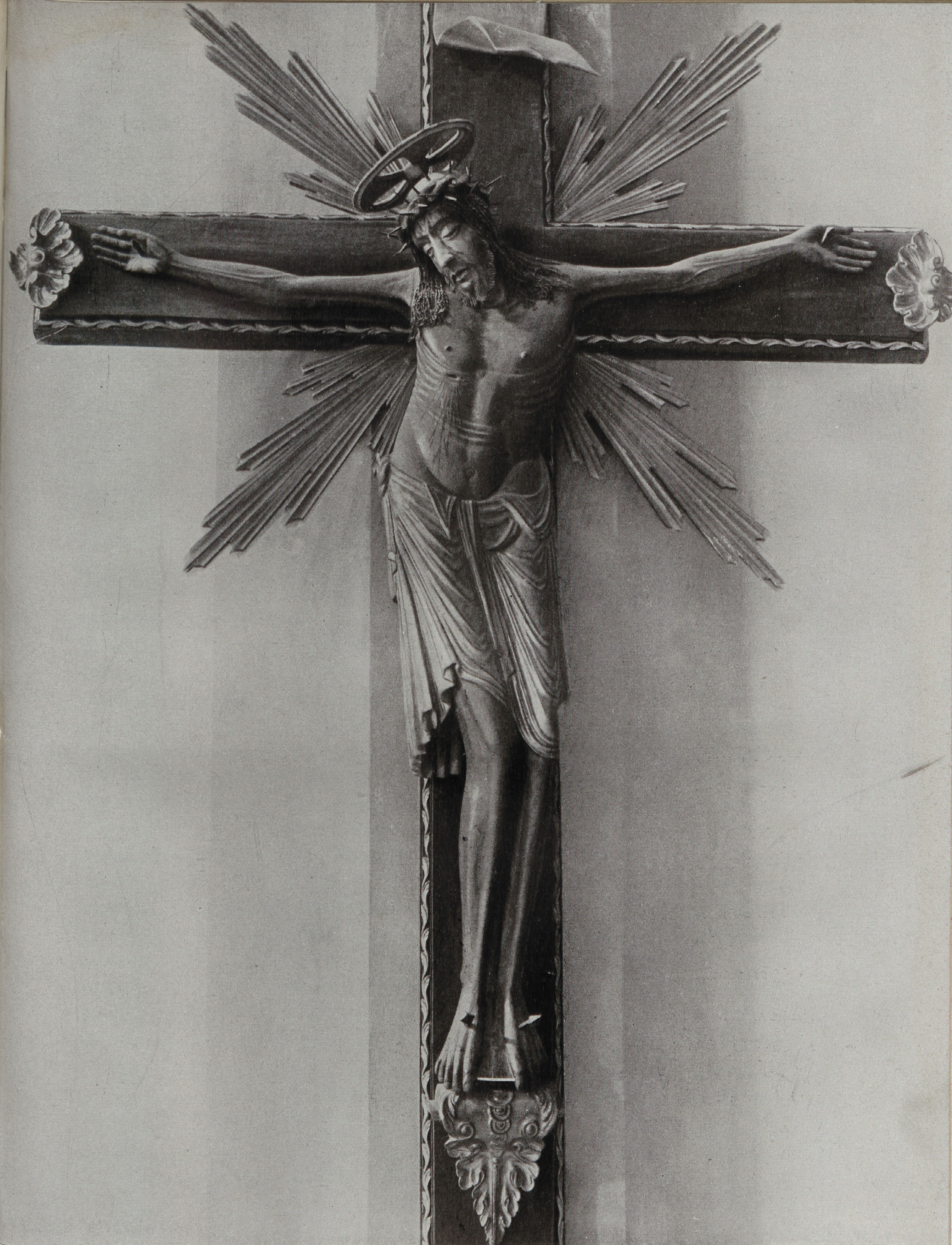
C. Schuchhardt, die Burg im Wandel der Weltgeſchichte, Potsdam 1931.
H. Weinelt, Probleme ſchleſiſcher Burgenkunde. In: Darſtellungen und Quellen zur ſchleſiſchen Geſchichte Bd. 36, 1936.
— Grundriß der Schönhengſter Burgenkunde. In: Mitteilungen zur Volks- und Heimatkunde des Schönhengſter Landes, 1937.
— Die Burgen des nordmähriſchen Bezirks Römerſtadt. In: Sudetendeutſche Monatshefte 6, 1937.
M. Sidaritſch, Geographie des bäuerlichen Siedlungsweſens im ehemaligen Herzogtum Steiermark, Graz 1925.
H. Pirchegger, Geſchichte der Steiermark, Graz 1936.
W. Platzer, Das Bauernhaus in der ſüdlichen Weſtſteiermark, unveröffentlichte Diſſertation an der T. H. Graz 1937.
J. v. Zahn, Ortsnamenbuch der Steiermark im Mittelalter, Wien 1893.
Baravalle-Knapp, Steiriſche Burgen und Schlöſſer, Graz 1936/37. Hierin viele Grundriſſe der erwähnten Anlagen.
V. Ernſt, Die Entſtehung des niederen Adels, Berlin-Stuttgart-Leipzig 1916. Karten: Landkarte der Steiermark 1:400000 von H. Grengg, Schulwiſſenſchaftlicher Verlag Haaſe, Wien. Geologiſche Karte 1:400000, Beilage zu Geologie und Mineralogie von Dr. J. Stiny. In: Heimatkunde der Steiermark 6 ebenda.
R. Daehn, Die Verbreitung und Geſtaltung der ländlichen Orts- und Hausformen im württembergiſchen Unterland. In: Stuttgarter geographiſche Studien 60/61, 1937.

Werke deutſcher Meiſter im Friaul

Von Werner Körte

Mit ſieben Textabbildungen

Die Frage nach der künſtleriſchen Eigenart des Friaul wird in der deutſchen wie der italieniſchen Forſchung gern als eine entlegene Frage der Lokalforſchung behandelt, und ſo mag denn hier ſchon eingangs angedeutet werden, in welchem Zuſammenhange wir ſie ſtellen. Selbſt derjenige, der mit Italien gut vertraut iſt, pflegt ſich zu ſagen, daß dieſer öſtlichſte Teil der oberitalieniſchen Ebene, den die hohen Kämme der karniſchen und juliſchen Alpen umgeben, in künſtleriſcher Hinſicht immer ein Nebenland geweſen iſt, das nur wenige Meiſter von Rang, wie Cima da Conegliano und Pordenone hervorgebracht hat. Man war bisher ſtets gewohnt, dieſe Landſchaft von Venedig her zu ſehen und mußte ſie als ein provinzielles Hinterland wenig ergiebig finden. Wenn wir ſie dagegen heute als ein Alpenvorland, von den Bergen herab, betrachten, ſo iſt dieſe Frageſtellung erſt möglich geworden durch den großen Wandel, der in unſerem Verhältnis zu Italien eingetreten iſt. Der Italienfahrer der Goethezeit konnte über die Alpen ziehen in der frohen Erwartung, das „Land der Kunſt“ ſchlechthin zu betreten; denn was er hinter ſich ließ, bedeutete ihm künſtleriſch ein leeres Feld. Seitdem wir aber unſeres eigenen Reichtums innegeworden ſind, iſt unſer Verhältnis zu unſeren Nachbarn im Süden an Spannungen nur reicher und darum fruchtbarer geworden. Je ernſter wir uns heute mit ihrem Weſen auseinanderſetzen, dem wir wahrlich viel verdanken, um ſo weniger können wir, wie einſt, flüchtig an jenen Grenzſtrichen vorübereilen, in denen der Formenwille beider Völker aufeinanderſtößt. Wir ſind vielmehr vor die ernſte Aufgabe geſtellt, die Grenzen des deutſchen Kunſtgebietes nach Süden hin ſorgſam und beſonnen abzutaſten, um auf die Frage nach dem Geltungsbereich der deutſchen Kunſt eine klare Antwort zu finden. Wir wiſſen, daß dieſe künſtleriſche Südgrenze nicht zuſammenfällt mit der Sprachgrenze, noch weniger mit der heutigen politiſchen Grenze, und ſo iſt denn unſere Frage nach der künſtleriſchen Sonderart des Friaul eine Teilfrage aus dieſem größeren Zuſammenhang. Vor die gleichen Probleme werden wir uns geſtellt ſehen, wenn wir etwa die deutſchen Bildwerke in den Tälern am Süd-



Phot. Öſterr. Lichtbildſt

Abb. 1. Cividale, Dom. Kruzifix. Friauliſcher (?) Meiſter des 13. Jhs.

Deutſches Archiv für Landes- und Volksforſchung I, Körte.

Verlag von S. Hirzel in Leipzig

abhang des Monte Roſa oder des Simplon betrachten; ſie werden methodiſch in der gleichen Weiſe zu löſen ſein, und wir greifen dieſe Aufgabe nur deshalb zuerſt in ihrem öſtlichen Abſchnitt an, weil uns hier wertvolle Vorarbeiten den erſten Überblick erleichtert haben.

Als im Jahre 1917 deutſche und öſterreichiſche Truppen das Friaul bis zum Piave beſetzten, da wurde in beiden Heeren alsbald ein Denkmalsſchutzkommando gebildet, das den beweglichen Kunſtbeſitz des Landes in ſicheren Gewahrſam bringen und die bedrohten Baudenkmäler wenigſtens notdürftig inſtand halten ſollte[1]. Damals wurden deutſche Forſcher zuerſt auf die entſchieden nordiſchen Elemente in der Kunſt dieſer Landſchaft aufmerkſam, und ſie gewahrten zum erſten Male wieder die mannigfachen Fäden, die das Friaul künſtleriſch mit den deutſchen Alpenländern verknüpfen. Eine Reihe ſchöner Einzelfunde beſtätigte jetzt, was man früher allenfalls durch die ungenauen Angaben italieniſcher Kunſthändler erfahren hatte[2], und dennoch iſt es in der Nachkriegszeit nicht zu einer Verwertung dieſer Ergebniſſe gekommen.

Wenn wir heute dieſe Arbeiten wieder aufnehmen wollen, ſo haben wir uns zunächſt zu fragen, ob wir hier überhaupt mehr als verſprengte Einzelfunde erwarten dürfen — einzelne Werke wandernder deutſcher Meiſter, wie ſie uns in ganz Italien begegnen. Damit aber haben wir ſchon die Frage nach der Geſchichte dieſes Landes in ſeinem Verhältnis zum Reich geſtellt, und ſie muß zunächſt in wenigen Worten beantwortet werden. Die geſchichtliche Kette, der wir folgen wollen, beginnt nicht ſchon dort, wo ein germaniſcher Stamm, das Volk der Langobarden, von dieſem Lande Beſitz ergreift. Es iſt gewiß eine wichtige Aufgabe, die Kunſt dieſes Stammes, deſſen Herzöge ſeit 569 in Cividale reſidierten, einmal zugleich beſonnen und gründlich zu erforſchen, und leider hat die deutſche Wiſſenſchaft hier vieles nachzuholen. Die deutſchen Bildwerke aber, die uns beſchäftigen ſollen, dürfen wir hier erſt erwarten, ſeitdem das Friaul ein Teil des Reiches geworden war. Wenn langobardiſche Erinnerungen im deutſchen Mittelalter fortlebten, ſo geſchah das durch die alten Sagen wie etwa die von König Authari und ſeinen Getreuen — jene Sagen, die im Friaul ihren Schauplatz haben. Künſtleriſch aber gibt es keine verbindende Brücke aus der Völkerwanderungszeit hinüber zu den deutſchen Werken, die wir hier ſammeln wollen. Denn in die deutſche Geſchichte und damit Kunſtgeſchichte wurde das Land erſt einbezogen, ſeitdem Karl der Große in der civitas Austriae, d. h. in Cividale einen Markgrafen eingeſetzt hatte, und nachdem auch die höchſte geiſtliche Würde des Landes, das Patriarchat von Aquileia, in deutſche Hände übergegangen war. Otto der Große unterſtellte dann 952 die Mark Friaul dem

---

[1] Vgl. den Bericht von Walter Mannowſky in dem Sammelwerk von P. Clemen, Kunſtſchutz im Kriege. Leipzig 1919, S. 39ff.; der Verfaſſer hat Herrn Direktor Mannowſky für wertvolle Auskünfte und Abbildungen aufrichtig zu danken.

[2] Für das Deutſche Muſeum erwarb Wilhelm von Bode in Bologna ein ſchönes Veſperbild, das angeblich aus dem Friaul ſtammen ſollte. Vgl. die Arbeit des Verfaſſers, Deutſche Veſperbilder in Italien. Kunſtgeſchichtliches Jahrbuch der Bibliotheca Hertziana, I, 1937, S. 65ff.

Herzog von Bayern, 976 wurde ſie mit Kärnten vereinigt, und ſo bildete ſie ſeither einen feſten Teil des Reiches. Heinrich IV. übertrug 1077 die herzoglichen Rechte auf den Patriarchen von Aquileia, der fortan in Aquileia ſelbſt, teils in Cividale und ſpäter in Udine reſidierte, und faſt ausſchließlich waren es jetzt Männer des heutigen Hochadels, die das Land regierten. Als Beiſpiel mag uns hier eine Folge von Namen genügen: es ſind die Suffraganbiſchöfe, die der große Patriarch des 11. Jahrhunderts Poppo von Treffen (1019—1045) um ſich verſammelte, als er 1031 die wieder aufgebaute Baſilica von Aquileia weihte: hier erſcheinen nebeneinander u. a. Rothari von Treviſo, Auſtulf von Padua, Ulrich von Brescia, Hermann von Belluno, Regiſo von Feltre, Ulrich von Trient und Helmeger von Ceneda. Auch in den folgenden Jahrhunderten bleiben die Patriarchen vorwiegend von deutſcher Herkunft. Hier ſind Volker von Leubrechtskirchen (1204—1218) und Berthold von Andechs, Graf von Meran (1218—1251) die führenden Geſtalten, und noch im 14. Jahrhundert werden wir Markward von Randeck als dem Erneuerer der Baſilica begegnen. Politiſch alſo iſt das Land feſt in deutſcher Hand, ja mit Innerdeutſchland wird es dadurch noch feſter verbunden, daß der wichtige Zugang von Kärnten her, das Kanaltal zwiſchen Villach und dem Oberlauf des Tagliamento, dem Biſtum Bamberg gehörte. Ein tragfähiger Grund für eine deutſche Kunſt war damit allein aber noch nicht gegeben; denn eine wirklich zuſammenhängende Schicht deutſcher Meiſter können wir uns für die Dauer ja nur auf einem deutſchen Volksboden denken. Die Frage aber, ob weſentliche Teile des Friaul jemals zum deutſchen Siedlungsbereich gehört haben, kann nur von dem Siedlungsgeographen, dem Hiſtoriker, dem Sprachforſcher und dem Volkskundler gemeinſam beantwortet werden, und ſie iſt wohl nur für den nördlichſten Teil des Landes zu bejahen. Hier hat ſich noch heute, ſüdlich der großen Waſſerſcheide, in den einſamen Gebirgsdörfern der karniſchen Alpen, eine deutſche Bevölkerung rein deutſch erhalten — nicht etwa als ein Reſt aus der Völkerwanderungszeit, ſondern als eine Volksgruppe, die wohl im 11. Jahrhundert aus Tirol über die Berge gekommen iſt. In Sappada, deutſch „Bladen“, in Sauris und Timaù, deutſch „Tiſchlwang“, wird eine Mundart geſprochen, die dem Puſtertaler Dialekt verwandt iſt. Hier haben die Kirchen gotiſche Schnitzaltäre, und die Holzhäuſer ſind denen Kärntens und Tirols ähnlich. Unten in der Ebene aber hat in der Zeit, die uns beſchäftigen wird, d. h. im 13. bis 16. Jahrhundert, das italieniſch friauliſche Element ſchon eindeutig vorgeherrſcht. Nur in den Städten haben wir uns hier eine gewiſſe Schicht deutſcher Kaufleute und Handwerker zu denken, und auf ſolche Miſchung der Volksteile iſt es zurückzuführen, daß der friauliſche Dialekt noch heute einen gewiſſen Prozentſatz deutſcher Lehnworte aufweiſt. Für die weitgehende Durchdringung des Landes von deutſcher Seite her dürfen wir immerhin anführen, daß es für faſt alle friauliſchen Städte neben dem meiſt älteren italieniſchen Namen auch einen deutſchen gibt. Gewiß, auch wir ſagen heute noch „Venedig“ und „Mailand“, ohne daraus Schlüſſe auf den Charakter dieſer Städte zu ziehen. Im Friaul aber werden auch viele kleinere Orte abſeits der großen

Straßen deutſch benannt. So wird Gemona zu „Glemaun“, Udine zu „Weiden“, Cividale zu „Sibidat“, Aquileia zu „Agley“, Pordenone zu „Portenau“ und Treviſo zu „Terveys“. Statt Spilimbergo heißt es „Spengenberg“, ja Venzone führt ſogar einen vom Italieniſchen ganz unabhängigen deutſchen Namen: „Peuſchldorf“, und dieſe Bezeichnungen ſind vielfach erſt im 17. Jahrhundert aus der Übung gekommen.

Dies alſo ſind die Grenzen, innerhalb deren wir deutſche Kunſt im Friaul erwarten dürfen, und ſie kündigt ſich an in dem Bereich, der einer politiſchen Macht am eheſten zugänglich iſt: in der Architektur. Die Baſilica von Aquileia, die der große Patriarch Poppo von Treffen vor 1031 auf der Grundlage eines frühchriſtlichen Baues neu errichtete, kann aus der italieniſchen Entwicklung allein nicht erklärt werden. Ihr rieſiges Querhaus mit den eingeſtellten Säulen an den Seitenſchiffsenden iſt eher aus deutſchen Bauten wie St. Michael in Hildesheim abzuleiten, und die Herkunft des Bauherren entſpricht ja durchaus dieſem Befund.

Auf dem Felde der Architektur alſo iſt das Friaul im frühen 11. Jahrhundert in mancher Hinſicht ein Teil des „ottoniſch-ſaliſchen“ Kunſtgebietes; im Bereiche der darſtellenden Künſte aber kennen wir einſtweilen kein Werk, das wir, ohne Unrecht zu tun, dem nordiſchen Kunſtkreiſe zurechnen dürften. Hier iſt uns erſt aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts ein Bildwerk erhalten, für das wir zum mindeſten nahe Verwandte in Tirol nachweiſen können. Im Dome zu Cividale, einem Bauwerk, das ſelbſt von einem Kärntner Meiſter, Erhard von Villach, begonnen wurde, hängt ein lebensgroß in Holz geſchnitzter Kruzifixus, der bisher u. W. kaum in ſeiner Bedeutung gewürdigt worden iſt[3] (Abb. 1). Sehen wir von den barocken Zutaten, der Strahlenglorie, dem natürlichen Haar und den Kartuſchen am Ende der Kreuzarme ab, ſo bleibt uns eine Arbeit von edler frühgotiſcher Formengebung. Nicht auf die Entfaltung des plaſtiſchen Volumens hat es der Schnitzer in erſter Linie abgeſehen; er projiziert den Körper Chriſti flach auf die Ebene des Kreuzes, und nur in wenigen Zonen, an der Bruſt, den Hüften und den Knien, runden ſich die Formen in die Tiefe. Viel bewußter wird vielmehr der Linienwert des menſchlichen Körpers entwickelt, und alle Formen werden, in edler Schlankheit, nach ihrer Längsrichtung hin geſteigert: in den ausgebreiteten Armen geſchieht das durch die ſtark herausgearbeiteten Adern. Die Beine ſtrecken ſich, während der Rumpf ganz auffällig verkürzt wird, übermäßig lang und ſie werden begleitet von den parallelen Falten des Lendentuches, ja in ihrer Länge noch eigens betont durch die ſcharfen Grate der Schienbeine. Im gleichen Sinne wird die gotiſche Leitlinie der Figur in ihrer doppelten Brechung als lineare Achſe in jeder Zone deutlich herausgehoben: hier durch die Schattenſchlucht zwiſchen den Knien, dort durch eine einzelne, ſonſt kaum motivierte Längsfalte, auf der Bruſt wiederum durch die flache Mittelrinne und im Antlitz durch den ſcharfen, ſchmalen Grat der übermäßig langen Naſe. Man könnte hier an einen Zuſammenhang mit der zeitgenöſſiſchen Malerei denken, denn namentlich die Zeichnung des Gewandes wird mit ausgeſprochen graphiſchen Mitteln beſtritten. Seine Falten ordnen ſich in immer neuen Doppelwellen, ſeine umgeſchlagenen Zipfel aber ſind an den Hüften rein ornamental in die Fläche geplättet, und nur unter der rechten Hüfte löſt ſich das Lendentuch, ſeiner natürlichen Schwere folgend, zu freierem Falle vom Körper.

---

[3] Vgl. nur E. Th. Müller, Mittelalterliche Plaſtik Tirols, Berlin 1935, S. 27 und Abb. 34.

Verſuchen wir den Kruzifixus von Cividale zunächſt nach ſeinem Gewandſtil zeitlich und räumlich einzuordnen, ſo dürfen wir ihn etwa in die Mitte zwiſchen zwei bedeutende Werke der benachbarten tiroliſchen Kunſt ſtellen: zwiſchen die Geſtalten einer Kreuzigungsgruppe aus Sonnenburg im Puſtertal, die eine ähnliche Formengebung auf einer etwas früheren Stufe und daher in archaiſch ſtrengerer Bindung zeigen, und anderſeits den ſchönen Kruzifixus in der Laubengaſſe zu Bozen, deſſen Lendentuch nun ſchon in ganz freiem, gelöſtem Fall herabſinkt. Dieſes wahrhaft erleſene Werk iſt ſeiner Proportion wie ſeiner Geſamterſcheinung nach dem Gekreuzigten von Cividale nahe vergleichbar. Wollen wir aber für deſſen beſonders eindrucksvolle Bewegung, d. h. für die zwiefache Brechung ſeines Leibes noch nähere Parallelen finden, ſo müſſen wir innerdeutſche Werke heranziehen, wie etwa den Kruzifixus aus Walsdorf im Taunus, der in das Wiesbadener Landesmuſeum gelangte. Alle dieſe zum Vergleich herangezogenen Stücke ſind nicht feſt datiert, ſie ermöglichen es uns aber, die Entſtehungszeit des Kruzifix von Cividale auf das erſte Drittel des 13. Jahrhunderts einzukreiſen.

Es iſt nun gewiß kein Zufall, daß uns hier ein Werk der bildenden Kunſt zu beſtätigen ſcheint, was wir aus der Geſchichte und aus der mittelhochdeutſchen Dichtung ohnehin wiſſen: in eben dieſer Zeit wurde auch politiſch das Friaul beſonders eng in den Lebensraum der Deutſchen hineingezogen. Im gleichen Cividale wie in dem benachbarten Aquileia und Udine verſammelte Kaiſer Friedrich II. 1232 jenen glänzenden Hoftag der deutſchen Fürſten, deſſen Beſchlüſſe für die inneren Schickſale des Reiches ſo folgenreich werden ſollten. Dem deutſchen Adel wurde damals das Friaul vollends ein vertrauter Boden, und umgekehrt ſcheint auch der friauliſche Adel kulturell nach Norden geblickt zu haben. Seiner Abſtammung nach war der Sänger dieſer Landſchaft, Thomaſin von Zirclare, der als Domherr in Aquileia lebte, gewiß kein Deutſcher. Für ſein großes Lehrgedicht aber, das um 1216 entſtand, bediente er ſich, etwas unbeholfen, der mittelhochdeutſchen Sprache. Als „welſcher Gaſt“ erſcheint er, nach ſeinen eigenen Worten, unter den Deutſchen, und die geiſtige Welt, in der er lebt, iſt völlig die adlige Welt des deutſchen Rittertums.

Dennoch fallen die deutſchen Bildwerke im Friaul, die uns hier beſchäftigen ſollen, nur zum geringſten Teil in diejenige Zeit, in der das deutſche Element zugleich eine politiſche Macht darſtellte. Die edelſten deutſchen Leiſtungen entſtanden hier in den Jahrzehnten, in denen der deutſche Bildſchnitzer einen politiſchen Schutz von ſeiten deutſcher Landesherren nicht mehr erwarten durfte, in denen er vielmehr ganz allein auf ſein künſtleriſches Vermögen angewieſen war. Für einen unmittelbaren Zuſammenhang zwiſchen einer deutſchen Schöpfung auf dieſem Boden und einem adligen Auftraggeber deutſchen Blutes können wir bisher nur ein einziges Beiſpiel nachweiſen:

Markward von Randeck, 1365—1381 Patriarch von Aquileia und zugleich Kanzler Kaiſer Karls IV., übernahm mit ſeinem geiſtlichen Amte auch die Aufgabe, die Baſilica ſeines Patriarchenſitzes wiederherzuſtellen, die 1348 durch ein ſchweres Erdbeben beſchädigt worden war. Die Bauformen, die er — um 1379 — dafür wählte, laſſen im allgemeinen nicht darauf ſchließen, daß der deutſche Kirchenfürſt Bauleute aus ſeiner Heimat herbeigezogen habe, und die gotiſchen Arkaden des Langhauſes, die er erneuerte, ſind zwanglos aus der Formenwelt der italieniſchen Gotik zu erklären. Unverkennbar deutſche Steinmetzen aber waren an den Kapitellen der Vierungspfeiler tätig (Abb. 2), und namentlich an dem rechten Kämpferkapitell des Triumphbogens, das gegen das Querhaus hin einen Biſchof, in der Mitte eine Marienkrönung und rechts einen gepanzerten Ritter zeigt. Auch hier iſt die Kapitellform keine eigentlich deutſche: ein ſchwerer maſſiger Block iſt an den Ecken abgekantet und wird oben von einer Hohlkehle mit Wulſt abgeſchloſſen. Die Hand aber, die dieſe Figuren ſchuf, hatte innerhalb des deutſchen Kunſtkreiſes eine beſtimmte Schulung genoſſen. Ein Werkmeiſter aus der Schule Peter Parlers iſt hier an der Arbeit, wie ja der Kanzler Markward ſelbſt in engſter Beziehung zum Prager Hofe Karls IV. ſtand. Typen, die uns aus der Prager Hofkunſt der karolingiſchen Zeit ganz vertraut ſind, kehren hier faſt unverändert wieder. Namentlich der Chriſtus der Marienkrönung, der mit ſeinen formelhaft geſchwungenen Seitenlocken und ſeinem breiten Vollbart von dem herkömmlichen Typus merklich abweicht, iſt dem Idealbilde des böhmiſch-luxemburgiſchen Herrſchers angeglichen, wie es die Werkſtatt des großen Peter Parler in Prag formuliert hatte. Parleriſche Arbeiten aus dem gleichen Jahrzehnt, wie etwa der Artuskopf vom „Schönen Brunnen" zu Nürnberg (um 1385), ſind dem Chriſtus von Aquileia nächſt verwandt, und echt parleriſch iſt auch der breite maſſige Körper des Krönenden mit der ungeſchlachten Rechten, die Mariens Krone berührt. Vollends noch deutlicher aber führt uns eine andere Geſtalt dieſes Pfeilerkapitells, der ſtehende Ritter an der Kante, in den Kreis der Prager Przemyſliden-Denkmäler. Man kann ihn nicht erblicken, ohne ſofort an das edle Standbild des heiligen Wenzel aus dem Jahre 1373 im Veitsdome zu denken. Denn dort gewahren wir den gleichen adligen Anſtand eines gelöſten Stehens auf unverhüllten Beinen, das erſt ein Parler wieder hatte wagen dürfen, wir ſehen die gleiche Haltung von Schwert und Lanze, und wenn ſich auch die ſchwere, grobe Schuppenpanzerung beim heiligen Wenzel nicht wiederfindet, ſo begegnet ſie uns um ſo ähnlicher bei dem Sitzbilde Karls IV. ſelbſt am Altſtädter Brückenturm. Es wäre gewiß nicht ſchwer, auch für die Maria eine Analogie in der Reihe der Prager Triforienbüſten und für die bärenhaften Heiligen an der Seite ein Vorbild unter den Grabtumben des Prager Domes zu finden. Uns mag einſtweilen hier die Feſtſtellung genügen, daß jetzt auch das Friaul, auch Aquileia in den künſtleriſchen Bereich jener großen ſchwäbiſchen Baumeiſter- und Bildhauerfamilie einbezogen wird, die in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts die gotiſchen Bauhütten von Baſel und Freiburg, von Schwäbiſch Gmünd, Nürnberg und Prag beherrſchte.

Wie in ſo vielen anderen Randgebieten des deutſchen Siedlungsbereiches fiel aber auch im Friaul die Blütezeit des deutſchen Kunſtſchaffens, am Anfang des 15. Jahrhunderts, zuſammen mit den Jahrzehnten eines politiſchen Zurückweichens. Als ſich die Republik Venedig im Jahre 1420 wichtiger Teile des Landes bemächtigte und damit das Erbe der deutſchen Standesherren antrat, da tat zunächſt der Wechſel in der politiſchen Leitung dieſes Gebietes den vielen dort anſäſſigen deutſchen Meiſtern keinen Abbruch. Wenn ihre Kunſt fortan noch begehrt wurde, ſo verdankte ſie das nicht mehr irgendeinem politiſchen Vorſpann, ſondern nur noch ihrer rein künſtleriſchen Überzeugungskraft. Je mehr die deutſchen Maler, Schnitzer und Steinmetzen, die uns in den Notariatsarchiven von Udine und Cividale ſo zahlreich begegnen, all jenen Gefährdungen ausgeſetzt waren, denen der Landesfremde nun einmal unterliegt, um ſo mehr mußte es bedeuten, daß ſie ſich dennoch bis in das 16. Jahrhundert hinein behaupteten, und an der Ebenbürtigkeit ihres Könnens hat man damals im Friaul nicht gezweifelt.

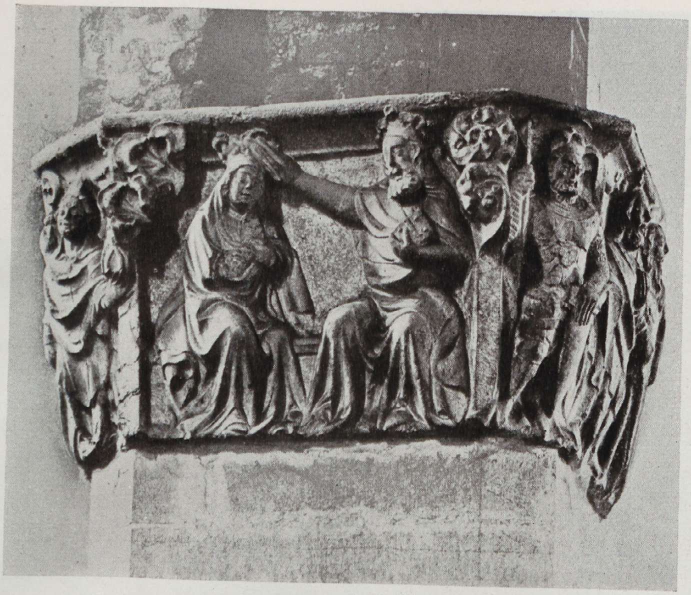
Die äußeren Bedingungen ihres Schaffens werden wir uns auch jetzt noch in zwiefacher Art vorzuſtellen haben. Einen gewiſſen Rückhalt mußten ſie, als anſäſſige Meiſter, noch immer in den allenthalben wohnhaften deutſchen Kaufmannſchaften finden, die naturgemäß gern die eigenen Landsleute beſchäftigten. Dieſen Vorgang der Auftragserteilung können wir zum mindeſten in einer dem Friaul nahe benachbarten Stadt, in Treviſo, belegen, wo eine ſtarke Kolonie deutſcher Kaufleute feſt zuſammenhielt. Für die „Scuola“, die „Schule“ der Deutſchen zu „Terveys“ arbeitete ein ſalzburgiſcher Meiſter im Jahre 1414 das erleſen ſchöne Veſperbild, das noch heute auf dem Altar dieſer deutſchen Landsmannſchaft in der Kirche San Niccolo ſteht. Das edle Werk mag uns ſchon eingangs zeigen, was wir von einer Sammlung der deutſchen Bildwerke in Oberitalien erhoffen dürfen. Es ſteht hier vor uns in einer morgendlichen Friſche und Reinheit der Neuerfindung, die noch nicht durch eine allzuhäufige Wiederholung ihrer Formen verbraucht iſt. Nicht das allein aber iſt unſer Gewinn, daß wir eine auch aus der Heimat vertraute Gattung der deutſchen Pietà in den Formen des weichen Stiles nun auch auf fremdem Boden wiederfinden. Vielmehr fällt, als Reflex gleichſam, von dieſer Schöpfung helles Licht auf ihr Urſprungsland zurück. Die Aufſtellung dieſer Gruppe in der Fremde war ein Ereignis, deſſen Gedächtnis man lebendig erhielt, und ſo erfahren wir denn urkundlich, was wir für innerdeutſche Kunſtwerke dieſer Zeit ſo gut wie niemals wiſſen: das Entſtehungsjahr 1414, und den Auftraggeber, die deutſche Gemeinde. Im öffentlichen Leben Italiens war ja der ſchriftliche Verkehr ſchon ſo viel weiter verbreitet als im Norden, daß uns viel häufiger als dort urkundliche Nachrichten auch über deutſche Werke Auskunft geben. So wird es denn möglich ſein, von auslandsdeutſchen Arbeiten her wichtige Rückſchlüſſe auf das innerdeutſche Kunſtſchaffen zu ziehen, und dieſer Gewinn kommt zu jenem anderen, größeren hinzu, der in der Kenntnis dieſer deutſchen Leiſtungen ſelbſt liegt.

Zu Anfang des 15. Jahrhunderts aber ſcheint das Friaul für deutſche Meiſter nicht das eigentliche Ziel ihrer Wanderung geweſen zu ſein, ſondern vielfach nur eine Etappe ihres Weges nach Venedig. Manche der deutſchen Arbeiten, die wir heute kennen, iſt gewiß nur unterwegs entſtanden, um ihrem Schöpfer die weitere Wanderung nach dem Süden zu ermöglichen. Denn in Venedig ſchickte man ſich eben damals an, die Faſſadengiebel von S. Marco mit einem reichen Beſatz von gotiſchen Figuren zu ſchmücken, auch die innere Ausſtattung der Kirche wurde ergänzt, und ſo ſcheinen denn geſchickte Meiſter willkommen geweſen zu ſein. Kamen ſie aus dem deutſchen Südoſten, der in dieſer Zeit des „weichen Stiles" an ſchöpferiſcher Kraft den Weſten ja faſt übertraf, ſo war für ſie das Friaul ein natürliches Durchgangsland, und es überraſcht uns daher nicht, die beſten deutſchen Werke längs der Paßſtraßen und großen Flußtäler zu finden, die aus den Alpen nach dem Süden führen: zu Cividale, wo der Weg vom Iſonzotal her mündet, zu Venzone und Gemona am Tagliamento, und endlich in Tizians Heimat, Pieve di Cadore, im oberen Piavetal. Zum mindeſten einen deutſchen Bildhauer können wir auf ſeinem Wege etappenweiſe verfolgen. Er ſcheint aus Kärnten über die Berge gekommen zu ſein und ſcheint zuerſt in Venzone Halt gemacht zu haben, dort alſo, wo der Tagliamento aus ſeinem engen Gebirgstale hervorkommt und zwiſchen den letzten Felſen hindurch in die friauliſche Ebene eintritt. Hier, in der kleinen venezianiſchen Grenzfeſtung, ſteht auf dem Hochaltar des Kirchleins S. Giovanni eine Gruppe der thronenden Maria mit Kind (Abb. 3), die zwar vielfach beſchädigt iſt — ſo iſt z. B. das Kind faſt völlig ergänzt —, die uns aber dennoch das ſüdoſtdeutſche Madonnenideal des weichen Stiles in ſeiner reifſten und glücklichſten Ausprägung zeigt. In weich gerundeten Wellen rauſchen die Mantelſäume vom Haupt auf die Schultern, von dort, ſich überkreuzend, auf die Knie, und endlich abermals reich verſchränkt, auf den Boden herab. Von den volleren Formen des ſchweren Stoffes ſetzt ſich dann das feine Gefältel eines zarten Kopftüchleins ab, deſſen freigewordene Enden ſich vor der Bruſt überkreuzen und von dem ſpielenden Chriſtkind ergriffen werden. Zu Füßen der Jungfrau aber tummelt ſich eine Schar pausbäckiger Engelknaben, die ihre Gebieterin ſamt ihrem Wolkenthron in die Lüfte zu heben ſcheinen. — Dieſe gleiche Meiſterhand finden wir nun in einem anderen Werke fern von Venzone wieder: in einer ſtehenden Heiligen, die zuſammen mit drei anderen deutſchen Figuren über dem Geſtühl im Chore von S. Marco ſteht. Wir bedürfen nicht erſt der beiden Engelknaben zu ihren Füßen, um die Identität des Meiſters zu erkennen; ſie offenbart ſich uns ſchon in der Anlage des zart geneigten Kopfes und in der ſchweren Fülle der weich gewellten Mantelfalten, und ſo ſehen wir denn, wie es dieſem Meiſter gelungen iſt, mit ſeiner Kunſt durch das venezianiſche Vorland bis in das zentrale Heiligtum Venedigs vorzudringen, das auch manches andere Werk von deutſcher Hand aus dieſer Zeit in ſeinen Mauern birgt.

Vor allem aber waren es die Veſperbilder, die man immer wieder von den Deutſchen Meiſtern begehrte, und ſie bilden auch den Kernbeſtand der uns erhaltenen

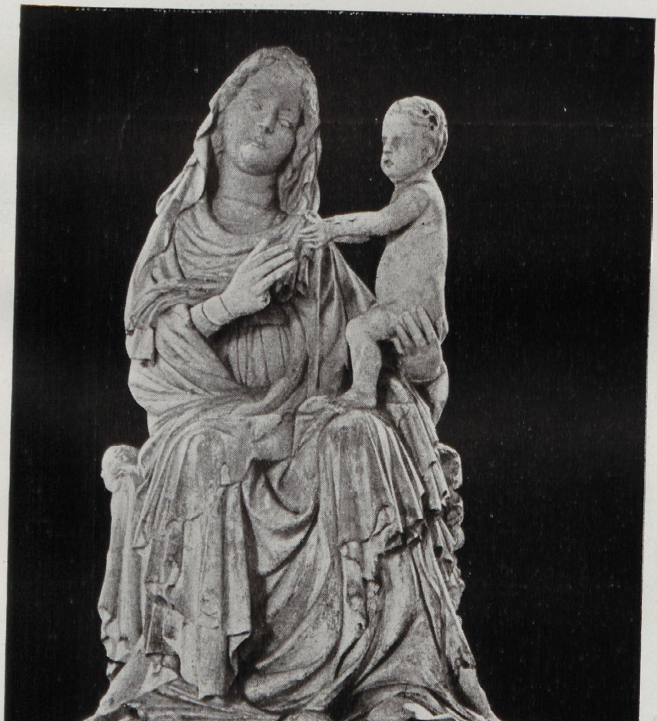
Plaſtik im Friaul. Der Verfaſſer hat es an anderer Stelle (ſ. o. Anm. 2) zu erklären verſucht, warum der Italiener ſeit dem ſpäten 14. Jahrhundert eben dieſe Form des deutſchen Andachtbildes allen anderen deutſchen Werken vorzog, ja warum er ſie ſo bereitwillig aus der Hand deutſcher Meiſter entgegennahm, daß wir heute ſchon mehr als ſechzig deutſche Pietàgruppen in Italien kennen. Das Bild der Mutter Maria, die ihren toten Sohn auf den Knien hält, war der italieniſchen Malerei längſt bekannt; ein unverlierbares Grundempfinden des Italieners für körperliche Ponderation ſcheint aber dieſer Zuſammenordnung zweier ſchwerer Körper widerſprochen zu haben, und ſo haben ſich bis in die Generation, die Michelangelo voraufging, alle großen italieniſchen Bildhauer dieſer Aufgabe verſagt. Dennoch war das geiſtliche Bedürfnis nach dieſer Form des Andachtsbildes durch vereinzelte deutſche Gruppen geweckt worden, und ſo wurde man ſeit etwa 1400 nicht müde, ſie immer wieder bei den wandernden oder anſäſſigen deutſchen Meiſtern zu beſtellen.

Auch von der Hand des Meiſters, der die thronende Maria in Venzone ſchuf, oder zum mindeſten von der Hand eines ihm ſehr naheſtehenden Landsmannes, beſitzen wir im gleichen friauliſchen Orte, in einer Kapelle des Domes, ein herrliches Veſperbild (Abb. 4). Es iſt das einzige der hier beſprochenen Bildwerke, das der deutſchen Forſchung ſchon lange vertraut war, und es iſt zugleich die edelſte deutſche Leiſtung auf dieſem Boden. Im Jahre 1424 iſt es, nach der Inſchrift auf ſeinem Sockel, entſtanden, und dieſe Jahrzehnte ſind eine wahrhaft glückliche Zeit der deutſchen Kunſtgeſchichte; denn jetzt verſtehen es deutſche Meiſter elegant zu ſein, ohne flach zu werden, und eben darum ſind ſie in dieſer Sprache ihres reifen „weichen Stiles“ dem Südländer auch ſo gut verſtändlich. Die damenhaft verfeinerte, herbſtlich reife Schönheit dieſes Werkes wendet ſich an einen erleſenen Geſchmack, ſie will von Kennern verſtändnisvoll genoſſen werden, und dennoch verliert die Gruppe dadurch nichts von dem echten religiöſen Gehalt des Andachtsbildes; ja deſſen Sinn durchdringt uns um ſo tiefer, je mehr wir das Geſetz dieſer künſtleriſchen Rechnung erkennen. Der Meiſter von Venzone ſchwelgt nicht im Leiden der Mutter und des Sohnes, er ſucht das Kunſtwerk im Andachtsbild, und ſo gibt er uns dort, wo die Löſungen des 14. Jahrhunderts gern beſonders kraß geweſen waren, ſchön artikulierte Kurven voll immer neuer Reize. Die geſchwungene Linie des einſinkenden Chriſtusleibes hebt ſich wirkungsvoll gegen die waagrecht gelagerten Arme ab, und die federnde Eleganz der Wadenlinie offenbart ſich erſt dadurch in ihrer ganzen Schönheit, daß ſie ſich von der geraden Seitenwand des Thrones abſetzt. Am freieſten aber kann der Künſtler natürlich mit dem gefügigen Stoff des Faltenwerkes ſchalten, und hier vernehmen wir ein pathetiſches Rauſchen aufgewühlter Gewandmaſſen. Diagonale Verſchränkungen ſind es, die dem Meiſter vor allem gefallen. Die ſorgfältig gepflegten Wellenſäume des Kopftuches, die gleich einem Tränenſtrome zur Rechten des Madonnenhauptes herabrauſchen, wechſeln unten auf das linke Knie hinüber, um ſich von hier aus in üppiger Flut hinabzuergießen. Die an der linken Wange melodiſch aufſteigende Bewegung des Kopftuches wird



Phot. Ministero Pubbl. Istruzione

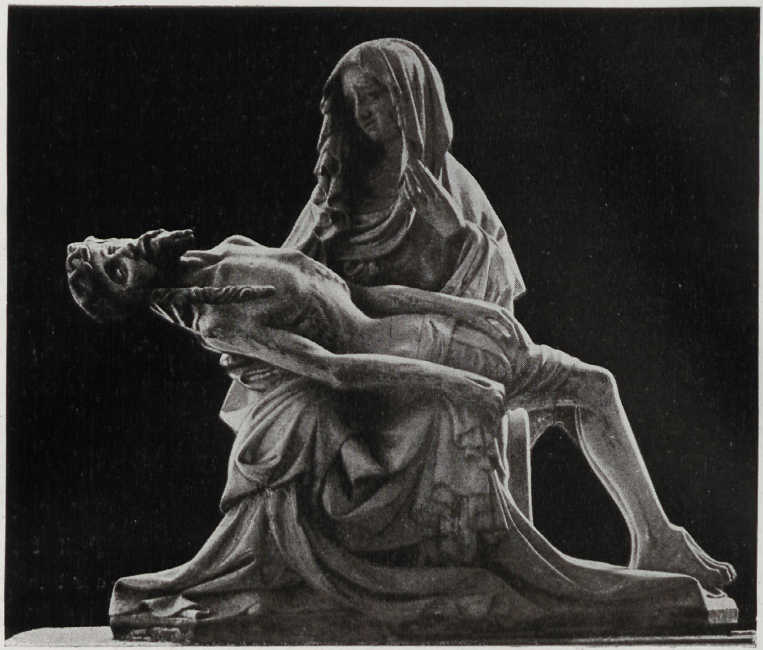
Abb. 2. Aquileia, Baſilica. Pfeilerkapitell. Deutſcher Meiſter aus dem Parlerkreiſe. 14. Jh.



Phot. Dr. Mannowſky-Danzig

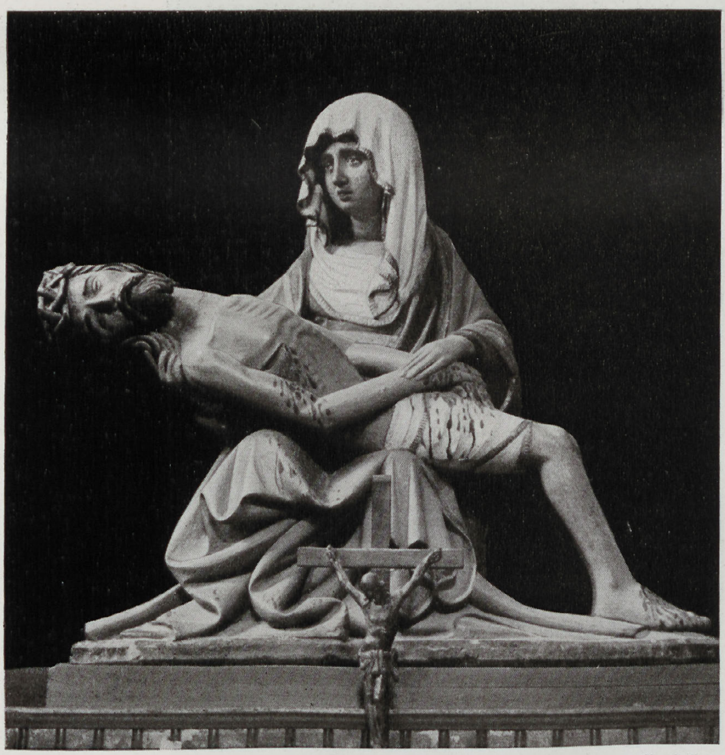
Abb. 3. Venzone, S. Giovanni. Maria mit Kind. Um 1420.

Verlag von S. Hirzel in Leipzig.



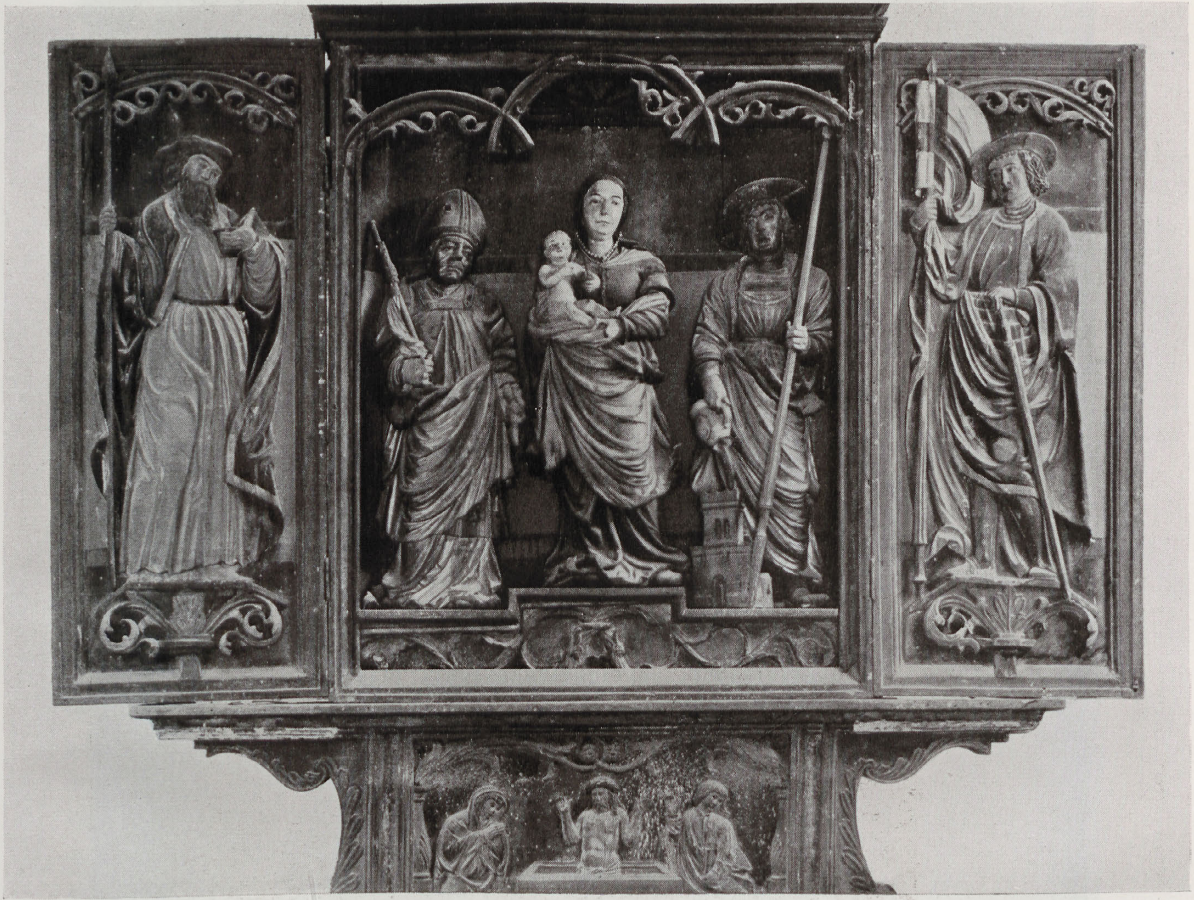
Phot. Dr. Mannowſky-Danzig

Abb. 4. Venzone, Dom. Veſperbild. 1424.



Aufnahme des Verfaſſers

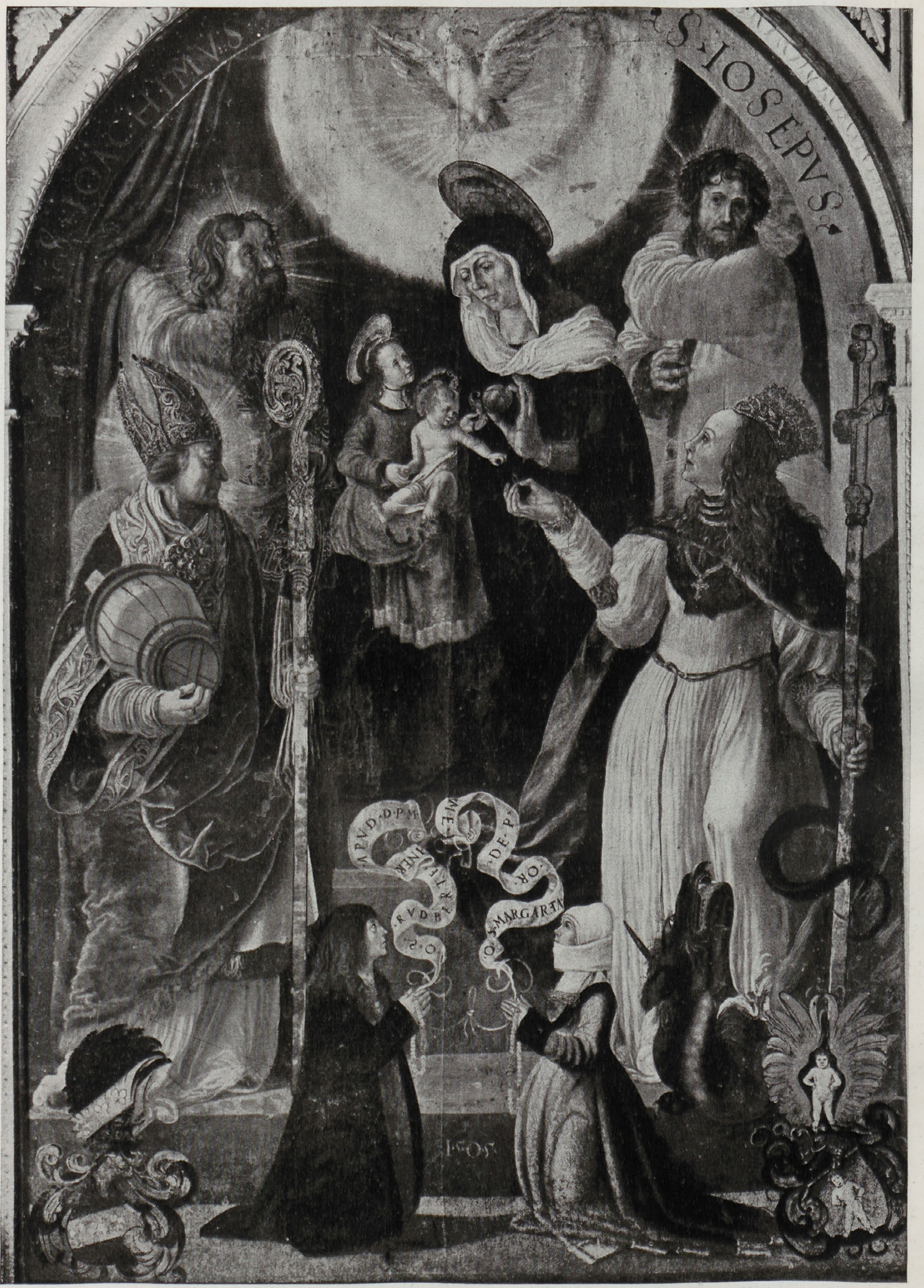
Abb. 5. Gemona, Dom. Veſperbild. Um 1420.



Phot. Ministero Pubbl. Istruzione

Abb. 6. Midiis, Schnitzaltar. Um 1520.

Verlag von S. Hirzel in Leipzig.


S. IOACHIMVS
S. IOSEPVS
APVD D P M
ME INNER
DE P
OR
S. RVDBERTI
O. S. MARGARETA
1505

Phot. Briſighelli, Udine

Abb. 7. Gemona, S. Maria delle Grazie. „Anna Selbdritt“ mit anderen Heiligen. 1505.

durch die flach verebbenden Falten beantwortet, die vom rechten Knie herabſtrömen, und ſo vollendet ſich in all dieſen wohlüberlegten Entſprechungen der Eindruck einer kunſtvoll geordneten Drapierung.

Die lokalen Meiſter des Friaul hatten einer ſolchen erleſenen Feinkunſt um dieſe Zeit nichts Ebenbürtiges entgegenzuſtellen, und nur unter dieſer Vorausſetzung war ja der Zuſtrom deutſcher Meiſter möglich geworden. Das Veſperbild von Venzone iſt nur aus einer langen künſtleriſchen Erfahrung, ja aus dem äußerſten Raffinement oſtdeutſcher Spezialwerkſtätten zu erklären, und ſo hat denn Wilhelm Pinder ſchon erkannt, daß die dieſem Werke nächſt verwandte Gruppe in der Breslauer Eliſabethkirche ſteht. Wenn wir deshalb auch noch nicht ſogleich an einen ſchleſiſchen Meiſter zu denken brauchen, ſo dürfen wir doch als wichtiges Ergebnis feſthalten: das Auftreten deutſcher Meiſter im Friaul iſt nicht ein Vorgang des nahen Grenzverkehrs allein, ſondern es vollzieht ſich in ganz großen und Länder umſpannenden Arbeitszuſammenhängen.

Andere deutſche Veſperbilder in der Nachbarſchaft halten ſich nicht mehr auf der gleichen Höhe der plaſtiſchen Feinarbeit. Eine Gruppe im Dome zu Cividale ſcheint zwar auf das Vorbild in Venzone zurückzugehen, mit dem ſie motiviſch weitgehend übereinſtimmt. Die Formen von Körper und Gewand aber, die dort in feinſter Ziſelierung aus dem Stein hervorgeholt worden waren, werden ſtumpfer, und ſackartig ſchwer umhüllt der Mantel jetzt die Gottesmutter. Auch dieſe geringeren Werke ſind deshalb für uns wichtig, weil ſie uns zeigen, daß gleichzeitig ganz verſchieden geſchulte Werkſtätten und Meiſter von verſchiedener landſchaftlicher Herkunft im Friaul tätig waren. Sie ſchließen ſich alſo nicht in der Fremde organiſatoriſch zuſammen, um den Wettbewerb mit den einheimiſchen Künſtlern durch den „Vertrieb“ einer genormten Ware auszuhalten — dieſen Vorgang können wir erſt in Mittelitalien beobachten, wo der Exiſtenzkampf der zugewanderten Fremden naturgemäß noch ſchärfer war — ſie äußern ſich vielmehr in der Fremde hie und da ſo unbefangen wie in der Heimat, ja ſie paſſen ſich gelegentlich dem italieniſchen Formgefühl überraſchend wenig an. So iſt z. B. in einer Gruppe des Domes zu Aquileia das Mißverhältnis zwiſchen dem ſchweren männlichen Körper und dem zarten weiblichen, der ihn tragen ſoll, mit einer Kraßheit herausgearbeitet, die wir an dieſer Stelle ſchärfer empfinden als auf deutſchem Boden. Denn eben dieſe ſtatiſchen Bedenken waren es ja offenbar, aus denen wir uns die Scheu des Italieners vor dem plaſtiſchen Veſperbilde zu erklären haben. Wo ſich deutſche Meiſter aber der italieniſchen Auffaſſung zu nähern ſuchten, da formten ſie ihre Gruppen gern im Sinne des repräſentativen Kultbildes um. In der ſchönen Pietà des Domes zu Gemona (Abb. 5) neigt ſich das jugendliche Haupt Mariens nicht mehr zu Chriſtus herab, und das des Sohnes ſelbſt kehrt ſich in ſcharfer Wendung dem Beſchauer zu. Das zarte Motiv der ſich zum letzten Male begegnenden Blicke wird alſo einer neuen Symmetrie und frontalen Schaubarkeit zum Opfer gebracht, und damit wird gerade der innerſte Gehalt, die lyriſche Einſamkeit des deutſchen Veſperbildes dem fremden Empfinden zuliebe preisgegeben. Häufig aber griffen die Veränderungen, die im Auftrage außerdeutſcher Beſteller erfolgten, noch viel tiefer in den Urbeſtand ein. Auffällig oft mußten deutſche Meiſter die einſame Gruppe der Maria mit ihrem Sohne zu einer dramatiſchen Szene umwandeln, wie ſie der Auffaſſung des Italieners entſprach. So wird denn die Maria einer deutſchen Beweinungsgruppe in der Kathedrale von Trieſt[4] von einem ganzen Chore Klagender begleitet, von denen Magdalena das Haupt und eine andere Frau die Füße des Heilandes aufnimmt. Statiſch mochte dieſe Löſung einem italieniſchen Beſteller mehr zuſagen als das deutſche Urbild in ſeiner labilen Verteilung der Maſſen. In ihrer tiefen Eindringlichkeit aber leidet die Marienklage unter dieſem vielſtimmigen Echo, und gerne mögen ſich die deutſchen Meiſter zu dieſer ſzeniſchen Erweiterung nicht verſtanden haben. Der Standort dieſes Werkes weiſt uns nun ſchon über die Grenzen des Friaul hinaus, und ſo ſei hier denn wenigſtens angedeutet, daß die deutſche Erfindung des plaſtiſchen Veſperbildes auch noch weiter nach Süden, durch Dalmatien bis nach Cattaro in ſchönen Werken zu verfolgen iſt.

Ein ſpäterer deutſcher Meiſter genügte der gleichen fremden Forderung in höchſt eigenwilliger Weiſe. Leonhard Thaner, ein vielbeſchäftigter deutſcher Maler und Schnitzer, der ſeit 1465 in Udine und ſpäter in Cividale anſäſſig war[5], hatte 1487 für S. Daniele im Friaul eine achtfigurige Beweinungsgruppe zu liefern. Er beharrt dabei, die Mittelgruppe der klagenden Maria als das zu geben, was ſie für ihn iſt und bleibt: einſames Veſperbild auf eigener Sockelplatte. Wohl fügt er das trauernde Gefolge hinzu, aber er erzwingt keine verbindende Handlung unter den Trauernden, und keiner von ihnen darf helfen, die Laſt des Toten zu tragen. Zähe alſo verteidigt der deutſche Schnitzer, für den uns die Altaraufträge noch in Fülle überliefert ſind, ſeine deutſche und ſpätgotiſche Geſinnung; dennoch müſſen wir uns ſagen, daß er ſich mit ſeiner Kunſt nicht mehr an die gleichen anſpruchsvollen Kreiſe des Friaul wird haben wenden können, zu denen einſt das ſchöne Veſperbild von Venzone geſprochen hatte. Jetzt, in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, iſt der deutſche Meiſter, der nun mehr in der Breite wirkt, dem einheimiſchen nicht mehr unbedingt überlegen. Ein Ausgleich der Kräfte iſt eingetreten, und unter deutſchem Einfluß kommt es zur Bildung einer bodenſtändig friauliſchen, von örtlichen Meiſtern getragenen Volkskunſt, die aber noch immer unverkennbar alpenländiſch-deutſche Züge aufweiſt. Träger dieſer Kunſt ſind namentlich die vielen Glieder der Familie Mioni aus Tolmezzo[6] in der Carnia, die künſtleriſch und gegenſtändlich mit ihren Schnitzaltären in enger Beziehung zu dem deutſchen Kunſtkreis Tirols und Kärntens ſtehen. Für ihr Schaffen darf es vor allem gelten, was ſchon Crowe und Cavalcaſelle in ihrer Geſchichte der italieniſchen Malerei bemerkten: daß die Kunſt des Friaul zwiſchen deutſchem und italieniſchem Weſen ſchwanke und oft in einer altertümlichen Behandlungsweiſe befangen ſei. Das unvermiſcht deutſche Element aber wurde durch dieſe Entwicklung naturgemäß immer mehr zurückgedrängt, und um 1500 iſt die deutſche Maler- und Schnitzerkunſt im Begriff, zur bäuerlichen Volkskunſt der Grenzgemeinden „herabzuſinken". Ihr Geltungsbereich beſchränkte ſich fortan auf die ſtillen Täler der Carnia oder allenfalls noch auf einen Landſtrich nordwärts von Udine am Fuße des Gebirges. Schon Leonhard Thaners Werke müſſen wir in den abgelegenen Dorfkirchen aufſuchen, wir finden ſie alſo nicht mehr, wie die des „weichen Stiles", in den großen Domen von Aquileia oder Cividale. Offenbar halten jetzt dieſe deutſch-friauliſchen Meiſter nicht mehr wie einſt mit der Stilentwicklung in der Heimat Schritt, und mancher der Altäre aus der Carnia wirkt jetzt provinziell und rückſtändig.

---

[4] Vgl. Dorothee Weſtphal, Eine gotiſche Gruppe der Beweinung Chriſti in der Kathedrale von Trieſt. Goldſchmidt-Feſtſchrift 1935, S. 64ff.

[5] Vgl. Joppi, Vincenzo. Contributo quarto ed ultimo alla storia dell'arte nel Friuli. Venezia 1894, S. 15f.

[6] Vgl. die ungedruckte Wiener Diſſertation Nr. 10805 von G. R. Müller, Gian Francesco da Tolmezzo. Friaul als ein Urſprungsland des venezianiſchen Barock (1930).

Immerhin waren auch jetzt noch tüchtige Leiſtungen möglich. Der Schnitzaltar von Midiis (Abb. 6) führt uns nun ſchon ins 2. oder 3. Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts hinüber, und wiederum iſt es eine andere deutſche Landſchaft, auf die er zurückweiſt. In einer bäuerlich derben Umformung ſetzt er den Stil des bairiſchen Leinbergerkreiſes und auch den „Parallelfaltenſtil" des ſchwäbiſchen Meiſters von Ottobeuren voraus, der ja ganz allgemein im deutſchen Südoſten ſo bereitwillig aufgenommen worden war. Betrachten wir nur den Florian zur Rechten mit dem kecken Tellerhut, dem völlig aſymmetriſch angelegten Kopf und den wallenden Locken; verfolgen wir die radial auseinanderſtrebende Riffelung ſeines Panzers und die rauſchenden Parallelfalten ſeines Mantels, ſo treten uns die ritterlichen Heiligen bairiſcher Schnitzer ins Gedächtnis, wie etwa der herrliche Georg des Deutſchen Muſeums, und auch die Gottesmutter erinnert von fern an Hans Leinbergers großartige Landshuter Maria. Bayern und das Allgäu wirken offenbar in dieſer Zeit künſtleriſch ſtärker als das unmittelbar angrenzende Tirol, und nur vereinzelt vernehmen wir noch im italieniſchen Dolomitengebiet Nachklänge der großen Pacherzeit. So birgt die Kirche von Rocca Pietore, am Fuße der Marmolatagruppe gelegen, einen ſchönen Flügelaltar, in dem die künſtleriſche Überlieferung Michael Pachers noch unmittelbar lebendig iſt. Der Aufbau der Staffel, deren Dreikönigsgruppe ſpäter ins Geſprenge verſetzt wurde, und die Gliederung des Schreines entſprechen jetzt, um 1510—1520, noch immer dem großen Vorbilde, das Pacher ſelbſt in ſeinem Grieſer Altar gegeben hatte, und nur aus Einzelformen wie etwa den Renaiſſanceputten zu Häupten der Maria, der Ornamentik des Sockels oder dem barocken Faltenwurf der ſtehenden Heiligen können wir es ableſen, daß mehr als ein Menſchenalter ſeit jener großen Heldenzeit der Tiroler Schnitzerkunſt vergangen iſt. Immer von neuem aber beſtätigt ſich uns die Feſtſtellung, auf die wir Wert legen müſſen: der künſtleriſche Zuſtrom in dieſes Vorland des deutſchen Siedlungsbereiches war aus dem geſamten deutſchen Kunſtgebiet gekommen. Neben Leonhard Thaner arbeitete ein „Stefano di Settecastelli", ein Siebenbürger alſo, eine oſtdeutſche Werkſtatt hatte einen ihrer beſten Meiſter nach Venzone entſandt, tiroliſche, bairiſche und ſchwäbiſche Hände konnten wir nachweiſen, und ſelbſt die oberrheiniſche Kunſt wirkte durch ihre Graphik bis hierher in den Oſten: die Paſſionsdarſtellungen des Gian Francesco da Tolmezzo in Proveſano bei Spengenberg ſind faſt wörtlich nach Schongauerſtichen ausgeführt. Damit verglichen erſcheint der Beitrag des angrenzenden Kärnten gering, und jedenfalls war das Friaul im 15. Jahrhundert mit dem geſamten deutſchen Hinterland verbunden.

Wurde alſo die ſpätgotiſche Plaſtik immer mehr zu einer rein volkstümlichen Kunſtübung der örtlichen deutſchen Bildſchnitzer, ſo erhob ſich die deutſche Malerei in dieſem Lande noch einmal zu einer Leiſtung von höchſtem deutſchen Rang. In der Kirche S. Maria delle Grazie zu Gemona hängt ein Altarbild aus dem Jahre 1505 (Abb. 7), das wir neben den edelſten deutſchen Schöpfungen der Dürerzeit ebenbürtig nennen dürfen. Dargeſtellt iſt die Heilige Sippe. In der Mitte thront die Anna Selbdritt, d. h. die Mutter Anna mit Maria und dem Chriſtkind auf dem Schoß, ihr zur Seite der alte Joachim, Mariens Vater, auf einen Stock geſtützt; rechts Joſeph, und im Vordergrunde zwei Heilige: Rudbert zur Linken, und Margareta auf dem Drachen zur Rechten; in der Mitte knieend endlich die beiden Stifter, die ſich mit dem Anruf auf ihren Spruchbändern an ihre Schutzheiligen wenden. Das prachtvolle Wappen in der rechten unteren Ecke mit einem ſtämmigen nackten Burſchen im Schild gibt uns einen Hinweis auf die äußere Geſchichte des Bildes. Es iſt das Wappen der ſalzburgiſchen Familie Heldt, die noch heute als das Haus der Grafen „Elti“ in dieſer Gegend anſäſſig iſt. Ein Andreas Held, ſalzburgiſcher Kaufmann in Gemona — oder „Glemaun“, wie die Deutſchen ſagten — wurde im Entſtehungsjahre des Bildes, 1505, in den Rat dieſer Stadt aufgenommen und gründete den friauliſchen Zweig der deutſchen Familie. Wahrſcheinlich ſteht die Stiftung des Gemäldes mit dieſer Niederlaſſung in irgendeinem Zuſammenhang. — Inhaltlich ſtellt uns das Bild zunächſt vor manches Rätſel, denn ſeine Motive ſind ſeltſam gehäuft. Wie es ſonſt nur der Catharina zukommt, gibt hier die Margareta dem Chriſtkind ihren Ring. Gleichzeitig aber empfängt Maria aus der Hand ihrer Mutter den Apfel, der doch im Grunde nur das Kind erfreuen kann, und über der Gruppe ſchwebt, durchaus ungewöhnlich, die Taube des Heiligen Geiſtes. Joachim iſt eigentümlich verzeichnet, als trüge er, wie Dionyſius, das eigene Haupt vor ſich her, und Joſeph ſcheint ſeiner Bewegung nach eine Fahne oder Lanze ſchultern zu ſollen, die doch in ſeinen Händen fehlt. Dennoch ſpüren wir das geſamte maleriſche Können der oberdeutſchen Meiſter um 1500 in dieſem Bilde verarbeitet: die heilige Margareta mit der blaſigen Stirn und dem aufgelöſten Haar läßt uns an den jungen Cranach denken, in dem heiligen Biſchof gegenüber leben Pacherſche Geſtalten nach, zugleich aber iſt der Umkreis dieſer gewaltigen Erſcheinung erfüllt von der gewittrigen Geladenheit, von dem Dampfen und Sprühen mancher Landſchaften aus der „Donauſchule“. Der heilige Joſeph endlich wendet ſich uns entgegen mit einem Blick von einer Tiefe, wie er erſt durch Dürers Erlanger Selbſtbildnis möglich geworden iſt, und zugleich müſſen wir bei dieſem Aufblick über den eigenen Arm hinweg an den kämpfenden Michael der Apokalypſe denken.

Gehen wir nun den äußeren Spuren nach, die uns nach Salzburg und in das Innviertel wieſen, ſo kommen wir zu keinem völlig befriedigenden Ergebnis. Stiliſtiſch nahe verwandt iſt hier zweifellos der Meiſter von Mühldorf, von dem wir den Stammbaum des Geſchlechts der Pfäffinger aus dem Jahre 1516 kennen (München, Bayeriſches Nationalmuſeum). Nahe vergleichbar ſind hier gewiß einzelne Köpfe, nahe vergleichbar auch das ornamentale ſpätgotiſche Geflatter der Spruchbänder. Abgeſehen aber von dem ſchroffen Unterſchied der Qualität läßt dieſer Meiſter nirgends die ſchöpferiſche Auseinanderſetzung mit Italien erkennen, die der Maler von Gemona vollzogen hat. Denn was er uns gibt, das iſt, in einer eigenwillig ſpätgotiſchen Umdeutung, die „Santa Conversazione“ der Venezianer. Dieſe feierliche und klar überſchaubare Bildordnung hatte ſich über das venezianiſche Feſtland in der Formulierung verbreitet, die das Geſchlecht der Vivarini dieſem Thema gegeben hatte. Offenbar hielt ſich der deutſche Meiſter an große Altarbilder wie das des Alviſe Vivarini, das einſt in Belluno ſtand (um 1493, heute in Berlin). Nur von dort konnte er den halbrunden Bildabſchluß übernehmen, der ja der ſpätgotiſchen Malerei nicht geläufig iſt, nur von dort die beiderſeits gleichmäßige Staffelung der Heiligen, und ſtatt der muſizierenden Putten gibt er im Vordergrund die knienden Stifter. Ja wir dürfen ſogar fragen, ob nicht die halbrunde Glorie hinter dem noch außerdem gegebenen Heiligenſchein der Mutter Anna dadurch entſtanden iſt, daß die Kuppel des Venezianers herabgezogen und in die Fläche gebreitet worden iſt. Denn alle räumlichen Werte ſucht der deutſche Meiſter zu unterdrücken: die gemalten Pilaſter des Venezianers ſcheidet er aus dem Bilde aus und weiſt ſie der realen Rahmung zu, alle Gelenke des Baues, die dort ſichtbar werden, hat er ſorgfältig verdeckt, und nur in der vorderſten Schicht duldet er den klar konſtruierten Raum. Die Statik ſeines Vorbildes hat er alſo verwiſcht; was er ſtattdeſſen ſucht, iſt das ganz ornamentale Kräfteſpiel in der Fläche; er findet es in den Spruchbändern und Wappen, vor allem aber in der turbinenartig kreiſenden Mittelgruppe der ſich begegnenden Arme und Hände.

Jetzt alſo war es die ſchöpferiſche Auseinanderſetzung mit der italieniſchen Kunſt, und nicht mehr die ruhige, ſehnſuchtsfreie Selbſtbehauptung, die unſeren deutſchen Meiſtern im Friaul den Weg zur höchſten Leiſtung bahnte. Blickten alſo auch ſie jetzt nach Süden, um wieviel mehr mußten es die einheimiſchen Künſtler tun, die jetzt, an der Wende zum 16. Jahrhundert, zum erſtenmal in den Werken des Cima und des Pordenone einen weſentlichen Beitrag zur Kunſt ihres Volkes lieferten. Nun wurden aus dem Salzburger Kaufmannsgeſchlechte der Heldt, die den deutſchen Maler nach „Glemaun“ gerufen hatten, die Grafen Elti, und in dieſem Sinne vollzog ſich denn auch kunſtgeſchichtlich der weitere Verlauf.

Die germaniſche Landnahme in den Niederlanden

Von Jan de Vries

Das Wort „Landnahme“ hat für die Germaniſten einen beſonderen Klang; es ruft in ihrem Gedächtnis die isländiſche landnáma auf, deren Geſchichte ſo meiſterhaft in dem bekannten Landnámabók beſchrieben worden iſt. Landnahme iſt die Beſitzergreifung eines Gebietes durch eine neu ſich anſiedelnde Bevölkerung, und die Geſchichte dieſes Ereigniſſes ſollte ſo geſchrieben werden, wie es uns das isländiſche Beiſpiel zeigt: „Eirikr hieß ein angeſehener Mann. Er zog aus Norwegen nach Island. Er war der Sohn von Hróaldr Geirmundsſohn Eiriksſohn. Er nahm das Land von dem Schluchtfluß bis zur Nordache und wohnte zu Hof in Goddalir. Seine Frau war Thurid, die Tochter von Thord mit dem Bart und die Schweſter von Helga, die mit Ketilbjorn dem Alten von Mosfell verheiratet war. Ihre Kinder waren Thorkell und Hroaldr, Thorgeirr und Starri und Gunnhildr[1].“ Bei ſolchem Ahnenbuch kann man ſich leicht vorſtellen, daß die heutigen Isländer ihr Geſchlecht bis auf die Landnehmer zurückführen können.

Ein ſolches Siedlungsbuch ſteht einzig in der Welt da. Gewöhnlich findet ja die Landnahme unter Umſtänden ſtatt, die eine ſo ins einzelne gehende Feſtlegung des Verlaufes nicht geſtatten. Namentlich, wenn ein geſchloſſener Volksverband auf einmal eine Gegend in Beſitz nimmt und ſich inmitten einer artfremden Bevölkerung anſiedeln und behaupten muß, iſt die Landnahme des einzelnen von ſo untergeordneter Bedeutung, daß ſie nicht in der Erinnerung haften bleibt. Nach einigen wenigen Generationen iſt man ſchon überzeugt, immer auf dem väterlichen Boden gewohnt zu haben, oder iſt die Tatſache der Landnahme ſchon zu einem Mythus geworden. Was wiſſen wir über die Landnahme in den Niederlanden? Kein zeitgenöſſiſcher Schriftſteller bezeugt uns etwas darüber, daß zu einem gewiſſen Zeitpunkt eine beſtimmte Volksgruppe ſich hier angeſiedelt hat. Wir hören von Völkerverſchiebungen in mehreren Teilen der germaniſchen Welt; wir finden in unſeren leider allzu ſpärlichen Geſchichtsquellen in einer beſtimmten Gegend neue Volksnamen ſtatt der früher erwähnten, und wir ſchließen, daß z. B. die Sachſen ſich auf dem Boden der Tubanten und Chamaven angeſiedelt haben.

Man darf wohl ſagen, daß die Schriften der klaſſiſchen Autoren bis in die letzten Schlupfwinkel durchforſcht ſind; für die Niederlande iſt das geſamte Material in dem muſterhaften Quellenbuch, den Excerpta Romana von Byvanck[2], aufgeſpeichert. Ich möchte nicht behaupten, daß wir aus dieſem Material ſchon alles hervorgeholt haben, was uns für die Erforſchung der Landnahme förderlich ſein kann, aber wohl darf man ſagen, daß aus dieſem Schutthaufen der Geſchichte nur ein ſehr unvollſtändiges Bild der Ereigniſſe hervorgehen kann.

---

[1] Landnámabók (Ausg. F. Jónsson) S. 64.

[2] Excerpta Romana, De bronnen der Romeinsche geschiedenis van Nederland, 1. Tl., Haag 1931.

Das Wort Landnahme ſtatt der üblichen Bezeichnung Völkerwanderung zeigt eine Verſchiebung der Blickrichtung, die zu andern Frageſtellungen die Veranlaſſung gibt. Aber dieſe neuen Fragen finden in den hiſtoriſchen Schriften nur eine dürftige Antwort. Man wird ſich von der Mangelhaftigkeit der geſchichtlichen Überlieferung eine Vorſtellung machen können, wenn man erwägt, daß die Forſchung bis auf den heutigen Tag nicht einmal einwandfrei feſtſtellen konnte, ob die germaniſchen Stämme ſich in geſchloſſenen Verbänden auf dem neuerworbenen Boden feſtgeſetzt haben, oder aber nur als eine Herrenſchicht zwiſchen der am Orte gebliebenen urſprünglichen Bevölkerung. Wir müſſen uns nur zu oft mit Namen zufriedengeben, ſtatt auf geſicherten Tatſachen weiterbauen zu können.

Nun ja, es gibt der Rätſel viele in der Geſchichte, und wir müſſen uns zu beſcheiden wiſſen. Was treibt uns heutzutage dazu, mit ſo fieberhafter Energie nach der Löſung gerade dieſer anſcheinend unlösbaren Probleme zu ſtreben? Ein nur aus Wiſſensbegierde hervorgegangenes Ringen mit der Vergangenheit würde wohl ſchon längſt die eitlen Verſuche aufgegeben haben, aus hiſtoriſchen Quellen hervorzuholen, was nicht darin verborgen liegt. Daß wir energiſcher als je, und wie wir hoffen dürfen, mit mehr Erfolg als vorher, uns um die Erkenntnis der germaniſchen Landnahme bemühen, wird durch eine Reihe von Umſtänden erklärt, die ihrerſeits für die Art der Fragen, die wir heute ſtellen, beſtimmend ſind. Der Wille zur Erkenntnis iſt geſteigert, und zu gleicher Zeit haben wir neue Hilfsmittel gefunden, um das Problem der Löſung näherzuführen.

Das Bedürfnis, die germaniſche Landnahme in unſerem Land genau kennenzulernen, iſt eine Folge der veränderten Einſtellung zu den germaniſchen Problemen überhaupt. Es iſt noch nicht ſo lange her, daß wir uns unſerer in Tierhäute gehüllten Vorfahren ſchämen zu müſſen glaubten. Die früh- und vorgeſchichtliche Forſchung hat ſich begreiflicherweiſe mehr denjenigen Völkern zugewandt, bei denen die materiellen Erzeugniſſe einer hochentwickelten Kultur zu finden waren; man kommt zu ſchöneren Ergebniſſen, wenn man eine Pyramidengrabkammer als wenn man ein Urnengräberfeld unterſucht. Aber die wachſende Beſchäftigung mit der altnordiſchen Literatur hat das Auge für die kulturellen Leiſtungen der germaniſchen Völker geöffnet, und das erhöhte Intereſſe für Edda und Sagas hat ſich ſogar über die Kreiſe der Fachgelehrten hinaus bis in die Laienwelt verbreitet. Die archäologiſchen Funde, namentlich aus der ſkandinaviſchen Bronzezeit, haben das Vorurteil über die primitiven Kulturen der vorgeſchichtlichen Bevölkerung Nordeuropas endgültig beſeitigt, und damit regte ſich wieder der Wunſch, etwas mehr von den Vorfahren auf eigenem Boden zu wiſſen. Die Gefahr, an Stelle der Wirklichkeit idealiſierte

Wunſchbilder zu ſetzen, iſt natürlich groß, beſonders weil gerade für dieſe Gebiete die vorgeſchichtliche Forſchung nur dürftige Reſultate liefern konnte.

Auch die Neuorientierung der Volkskunde hat dazu beigetragen, das Intereſſe für die Siedlungsgeſchichte der Germanen zu ſteigern. Ich brauche nicht näher auszuführen, wie ſich die Volkskunde aus einer am Stofflichen allzuſehr haftenden Folkloriſtik zu einer richtigen Volkstumswiſſenſchaft entwickelt hat; damit aber wurde die Forſchung von der einſeitigen Hervorhebung des internationalen Charakters der volkskundlichen Erſcheinungen auf die Verwurzelung der Volkskultur in dem eigenen Volksboden gelenkt. Falls man aber aus den vieldeutigen und verwickelten Kulturerſcheinungen das Weſen eines Volkes erkennen will, muß man über die Art und die Geſchichte dieſes Volkes klare Vorſtellungen haben.

Wenn mehrere Wiſſenſchaften ſich in einer beſtimmten Periode auf neue Ziele beſinnen, ſo hat ſich das geiſtige Geſicht der Zeit entſprechend gewandelt. Die germaniſche Vorgeſchichtsforſchung iſt in den Vordergrund getreten, weil die Wertſchätzung des germaniſchen Weſens geſteigert iſt, weil man die Bedeutung der Germanen für die Weltgeſchichte mit größerem Selbſtbewußtſein anerkennt. Das 20. Jahrhundert zeigt ein ganz anderes geiſtiges Antlitz als das vorhergehende; ſeine Eigenwerte werden gewiß nicht durch ein Wort wie Neuromantik in erſchöpfender Weiſe umſchrieben, aber damit dürfte doch wohl im allgemeinen die Richtung der heutigen Strebungen gekennzeichnet ſein. Ich berühre das nur im Vorübergehen, weil es nicht zu meinem eigentlichen Thema gehört; aber es iſt immer gut, ſich gegenwärtig zu halten, daß das Objekt und das Ziel der heutigen Forſchung weſensbeſtimmt ſind durch das ganze Lebensgefühl unſerer Zeit. Dieſes beſtimmt ja auch, welche Aufgaben wir uns ſtellen. Wir wollen die germaniſche Landnahme nicht nur erforſchen, weil wir über ſie genaue Kenntniſſe haben wollen, um dann unſer eigenes heutiges Volkstum richtig zu verſtehen, ſondern wir vergegenwärtigen uns auch, daß es die Beſiedlung unſeres eigenen Landes gilt, und daß die Siedler unſere eigenen Vorfahren ſind. Damit iſt auch die Notwendigkeit gegeben, das Germaniſche klar von dem Nichtgermaniſchen zu ſondern und zu beſtimmen, inwieweit die beiden Elemente bis auf den heutigen Tag fortleben.

Wir haben ſchon bemerkt, daß die hiſtoriſchen Quellen uns nur die ſchattenhaften Umriſſe der Landnahmezeit zeigen und wir müſſen deshalb fragen, wie es möglich ſein wird, in dieſes Dunkel Licht zu bringen. Kurz zuſammengefaßt können wir die zu löſenden Probleme in folgender Weiſe formulieren. Wir entnehmen den archäologiſchen Befunden, daß die Germanen ſich erſt ziemlich ſpät, im letzten vorchriſtlichen Jahrtauſend, in unſerem Land angeſiedelt haben. Wie war das Verhältnis zwiſchen der autochthonen nicht indogermaniſchen Bevölkerung und den neu ſich anſiedelnden Germanen? Wurde ſie vertrieben, oder blieb ſie an der Scholle haften, wie das eine Bauernbevölkerung immer verſucht hat? Haben die Germanen ſich neben ihr angeſiedelt und ſich mit ihr allmählich vermiſcht? Iſt die alte Bevölkerung von den Germanen aufgeſogen worden, oder hat ſie ſich bis heute behaupten können? Wir wiſſen, daß die Germanen in verſchiedenen Schüben hintereinander in das niederländiſche Gebiet eingedrungen ſind: die zu gleicher Zeit Nord-Süd- und Oſt-Weſt-Bewegung der germaniſchen Stämme hat immer wieder neue Volksgruppen nach dem Nordſeegebiet abgedrängt; wie verhalten ſich die ſpäteren Ankömmlinge zu den bereits Jahrhunderte früher angeſiedelten Germanen? Sind die Bataver ſpurlos verſchwunden, und haben die Franken ſich an ihrer Stelle in einem verlaſſenen Gebiet eingerichtet, oder aber lebten beide nebeneinander weiter? Haben dieſe Stämme jeder ſeine Eigenart bewahrt, oder ſind ſie unterſchiedslos miteinander verſchmolzen? Iſt die heutige Gliederung des niederländiſchen Volkes, das ſich ja nach äußerer Erſcheinung und ſeeliſcher Haltung ziemlich ſcharf unterſcheidet, eine Folge der germaniſchen Landnahme oder der ſpäteren geſchichtlichen Entwicklung?

Fragen dieſer Art mögen in Anbetracht unſerer dürftigen Zeugniſſe über die Völkerwanderung unlösbar ſcheinen, einmal formuliert, werden ſie uns nicht wieder loslaſſen. Eine Karte, die die Siedlung der römiſchen Zeit ſkizzenhaft darſtellt, indem Namen germaniſcher Stämme kreuz und quer über das niederländiſche Gebiet eingeſchrieben worden ſind, kann uns jetzt nicht mehr befriedigen. Wir wünſchen genau zu wiſſen, wie ſich die Volkselemente der frühhiſtoriſchen Zeit gegeneinander abgegrenzt haben. Die Auffaſſung, daß man mit der Hilfe der heutigen Dialektgrenzen die Gebiete der Frieſen, Franken und Sachſen beſtimmen könnte, iſt natürlich ſchon längſt überholt.

Man kann, bei dem heutigen Stand unſerer Kenntniſſe, nicht erwarten, daß ich in einigen wenigen Worten eine klare Vorſtellung der Landnahme in den Niederlanden geben werde. Die Niederlande haben noch kein Werk wie das von Petri[3], das einen Anfang mit der Rodung in unſerem wiſſenſchaftlichen Urland gemacht hätte. Ich werde alſo nur die Probleme, die der Löſung harren, zeigen und die Wege der Forſchung andeuten können, in der Hoffnung, daß in der nächſten Zukunft ſich mehrere jüngere Kräfte dieſer Arbeit widmen werden. Denn das Problem muß von verſchiedenen Seiten zu gleicher Zeit in Angriff genommen werden, weil auf jedem Teilgebiet der Forſchung unſere Kenntniſſe lückenhaft ſind und alſo von anderen Wiſſenſchaftszweigen vervollſtändigt werden müſſen.

Zu einem Volk gehört ein Wohngebiet. Es gilt alſo zuallererſt die geographiſche Lage des niederländiſchen Gebietes auch für die ältere Zeit feſtzuſtellen. Die Rodung der Wälder, die Trockenlegung der Moraſte, die Einpolderung der Watten und Binnenſeen haben das Antlitz des Landes in den letzten Jahrhunderten durchaus verändert. Die Geſchichte des Kulturbodens bietet alſo die erſte Grundlage für das Gewinnen einer Vorſtellung, wie unſer Land zu Anfang unſerer Zeitrechnung beſchaffen war. Nun wird aber dieſe Rekonſtruktion beſonders erſchwert durch die eingreifenden Umwälzungen, die im Weſten des Landes zwiſchen etwa dem 9. und 13. Jahrhundert vor ſich gegangen ſind. Man muß ſich nur einmal die vorhergehende Lage vorzuſtellen verſuchen: die Zuiderſee und das Wattengebiet waren damals noch nicht gebildet; es gab noch keine Dünen, ſondern breite Sandebenen dehnten ſich viel weiter als die jetzige Strandlinie in die Nordſee aus; dieſe ſelber lag ja viel niedriger als jetzt. Wir können uns alſo kaum eine Vorſtellung davon machen, wie das Land zur Zeit der Römer beſchaffen war. Man rechnet in der Bodengeſchichte der Niederlande mit einer Kataſtrophenzeit, in der das allmähliche Steigen der Nordſee das ganze Küſtengebiet eingreifend umgeſtaltet hat. Jetzt wurden die ſumpfigen Gebiete des Haffs ein Opfer der immer höher ſteigenden Waſſerfluten. Die Bildung der Dünenreihe hat zwar den Verheerungen des Meeres eine neue Schranke geſetzt, aber überall, wo ſie durch die Mündungen der Flüſſe durchbrochen war, fand die Nordſee Einfallstore für ihre verheerenden Sturmfluten. Wenn wir noch im 12. Jahrhundert in einer frieſiſchen Chronik leſen, daß Marken eine Inſel war, die von allen Seiten nicht von ſalzigem, ſondern von ſüßem Meereswaſſer umgeben wurde, und daß man noch 1250 ſich erinnern konnte, daß von Harlingen und Stavoren weſtwärts bis Enkhuizen und ſüdwärts bis Kampen alles früher Land geweſen war, ſo verſtehen wir, daß das Wohngebiet der Frieſen noch bis ins Mittelalter hinein durchaus verſchieden von dem jetzigen war.

---

[3] F. Petri, Germaniſches Volkserbe in Wallonien und Nordfrankreich, 2 Bde., Bonn 1936.

Wir müſſen alſo das Land rekonſtruieren. Nur der diluviale Teil iſt unverändert geblieben, wenn auch die Kulturtätigkeit der Menſchen die bewohnbare Fläche im Laufe der Jahrhunderte vervielfältigt hat. Das weſtliche Haffgebiet ſcheint ſumpfiger Urwald geweſen zu ſein, mit Ausnahme der ſandigen Küſtenebene und der Kleieablagerungen den Flüſſen entlang; hier finden ſich auch faſt ausſchließlich die römiſchen Funde. Das frieſiſche Gebiet lag durch die niedrigere Höhe der Nordſee günſtiger als jetzt und dehnte ſich alſo wohl auch weiter nordwärts aus. Am Rande aber fand ſchon damals der verzweifelte Kampf ſtatt, den Plinius ſo anſchaulich für das Chaukenland geſchildert hat. Wir müſſen alſo mit der Möglichkeit rechnen, daß während der Kataſtrophenzeit beträchtliche Teile des Landes verlaſſen worden ſind oder ſogar ganz vom Meere verſchlungen und erſt in relativ ſpäter Zeit wieder zurückerobert und neubeſiedelt wurden. Die geſchichtliche Überlieferung hilft uns zwar eine gute Strecke auf unſerem Forſchungsweg in die Vergangenheit, aber, wo ſie verſagt, muß die Ortsnamenkunde zu Hilfe genommen werden. Eine der ſchmerzlichſten Lücken unſerer wiſſenſchaftlichen Vorarbeiten iſt gerade der Umſtand, daß die Ortsnamenkunde in vieler Hinſicht noch Brachland iſt. Erſt müſſen alle Ortsnamen geſammelt und — ſoweit möglich — durch hiſtoriſche Belege geſichert werden, ehe wir mit der eigentlichen Forſchung anfangen können. Dann muß man die großen Siedlungsfragen in Angriff nehmen; die Ortsnamen, die Wörter für Wald, Rodung, Sumpf u. a. enthalten, müſſen geſammelt, hiſtoriſch geſichtet und kartographiſch feſtgelegt werden, damit wir die fortſchreitende Urbarmachung des Landes verfolgen können; erſt ſo wird es gelingen, eine Einſicht in die Geſtaltung des Kulturlandes im hohen Mittelalter zu gewinnen. Die Terpen in Friesland, die Woerden in der Betuwe, Holland und Seeland geben Auskunft über die gefährdete Lage dieſer Teile während und nach der Kataſtrophenzeit. Es iſt ſelbſtverſtändlich, daß nebenher die Bodenforſchung energiſch betrieben werden ſoll; ein Buch wie „De Lekstreek“ von T. Vink[4] zeigt uns ſchon, welche überraſchenden Ergebniſſe damit erzielt werden können.

Das ſo gewonnene Bild muß jetzt die Grundlage für weitere Forſchungen bilden; in Zuſammenhang mit den Änderungen des Bodens ſollen die Schickſale der Bevölkerung erforſcht werden. Die Landnahme iſt nur ein Teil der niederländiſchen Volksgeſchichte, weil ihr ja ſchon andere Volkselemente vorangegangen ſind, die für die Siedlungsgeſchichte unſeres Landes von großer Bedeutung geweſen ſind. In den diluvialen Teilen hat ſich eine vorindogermaniſche Bevölkerung angeſiedelt, die uns die großartigen Rieſengräber hinterlaſſen hat. Die Kultur dieſes Volkes muß ſchon eine beträchtliche geweſen ſein, weil ja die Errichtung ſolcher gewaltigen Grabſtätten eine bedeutende ſoziale Organiſation vorausſetzt und nur einer ſeßhaften Bauernbevölkerung zugeſchrieben werden kann. Als ſpäter die Germanen ſich weſtwärts ausdehnten, hat ſich das Hünengräbervolk natürlich in dem alten Wohngebiet behauptet und iſt erſt allmählich mit der germaniſchen Herrenſchicht verſchmolzen. Mehr als das früher der Fall war, muß man grundſätzlich mit der Kontinuität der Bevölkerung rechnen; eine Völkerwanderung bedeutet in den wenigſten Fällen einen vollſtändigen Wechſel der Bevölkerung, ſondern nur einen Zuſchuß neuer Volkselemente, die ſich über und zwiſchen das bodenſtändige Volk ſchieben. Falls es richtig wäre, daß das Hünengräbervolk irgendwie mit der Cro-Magnonraſſe zuſammenhängt, könnte man vielleicht ſeine Bedeutung in der anthropologiſchen Struktur des niederländiſchen Volkes genauer beſtimmen. Jedenfalls muß der Verſuch gewagt werden, auch in dieſer Hinſicht aus dem Ortsnamenmaterial die Spuren ihrer Siedlung hervorzuholen; eine methodiſche Unterſuchung der Ortsnamen in Drente dürfte wohl nähere Aufſchlüſſe darüber geben.

Aber ehe wir uns an dieſe Arbeit heranwagen, ſollen erſt die ſpäteren Schichten beſtimmt werden. Hier häufen ſich ebenfalls die Schwierigkeiten, weil ja die germaniſche Landnahme nicht ein einmaliger Vorgang geweſen iſt, ſondern ſich in mehreren, durch viele Jahrhunderte getrennten Schüben vollzogen hat. Um die Mitte des letzten vorchriſtlichen Jahrtauſends haben die Germanen in ihrer weſtlichen Ausbreitung das niederländiſche Gebiet erreicht und es, ſoweit wir darüber urteilen können, allmählich überflutet. Wenn wir den Nachrichten Cäſars glauben dürfen, ſind ſogar die belgiſchen Stämme, obgleich äußerlich durchaus keltiſcher Prägung, von germaniſcher Herkunft; das dürfte alſo darauf hinweiſen, daß aus dem NO die Germanen in beträchtlicher Zahl eingewandert ſind, bis ſie in Nordgallien in der bodenſtändigen Bevölkerung verſickerten.

Wir haben ſchon bemerkt, daß eine uralte Bevölkerung überall in den Niederlanden vorausgeſetzt werden muß. Dieſe umfaßt aber weit mehr als das Hünengräbervolk. Die anthropologiſche Zuſammenſetzung des niederländiſchen Volkes beſteht aus zwei Hauptelementen, die durch das Rhein- und Maasdelta voneinander getrennt ſind: im Norden findet ſich der mehr oder weniger ausgeprägte nordiſche Typus, im Süden aber eine Menſchenart von kleinerem Wuchs, von dunkler Haar- und Augenfarbe und brachykephaler Schädelform, die man gewöhnlich als alpine Raſſe bezeichnet. Über die Beziehungen zu dem keltiſchen Volke möchte ich bemerken, daß man ſich davor hüten ſoll, den ſprachlich-kulturellen Begriff „Kelten" mit dem anthropologiſchen Begriff der alpinen Raſſe gleichzuſetzen; dieſe alpine, oder wie man neuerdings auch ſagt, die oſtiſche Raſſe, iſt ſowohl vorkeltiſch wie vorgermaniſch[5]. Es iſt wieder ein Beweis für die Unbeſiegbarkeit einer urſprünglichen ſeßhaften Bauernbevölkerung, daß in dem heutigen Volkstum der Niederlande dieſe beiden Raſſenelemente ſcharf voneinander getrennt noch immer fortleben.

---

[4] Teunis Vink, De lekstreet een aardrijkskundige verkenning van een bewoored dettagebild. Amſterdam 1926.

Wie ſich die erſte germaniſche Landnahme vollzogen hat, wiſſen wir nicht. Die Germanen ſind einfach da, ſobald die Geſchichte unſeren Weltteil zu erhellen anfängt. Die klaſſiſchen Autoren nennen eine Reihe von Stämmen, die wir nur annäherungsweiſe im niederländiſchen Gebiet lokaliſieren können, wobei richtige oder nur geahnte Wortgleichungen wie Bataven = Betuwe, Tubantes = Twente oder Caninefates = Kennemerland eine Rolle ſpielen. Wir hören ſogar, daß die Bataven urſprünglich zu dem mächtigen Stamme der Chatten gehörten und erſt von den Römern im niederrheiniſchen Gebiet angeſiedelt worden ſind; archäologiſche Tatſachen ſcheinen dieſe Nachricht zu beſtätigen.

Wieder einige Jahrhunderte ſpäter kommt die eigentliche Völkerwanderung, die das ethniſche Antlitz unſeres Landes vollſtändig geändert hat. Die alten Namen ſind mit einem Male verſchwunden, und neue treten an ihre Stelle. Wir reden nicht mehr von Tubanten oder Chamaven, ſondern von Franken und Sachſen. Aber wieder müſſen wir mit Nachdruck betonen, daß die alte Bevölkerung nicht ganz verſchwunden ſein kann und daß nur eine neue Herrſcherſchicht ſich über ſie gelegt hat. Deshalb können wir auch nicht von vornherein ſagen, wie groß ihr Anteil an dem ethniſchen Aufbau der ſpäteren Bevölkerung geweſen iſt; dem Wechſel der Stammnamen ſteht das Fortbeſtehen der Landſchaftsnamen gegenüber, wie Twente, Betuwe, Hamaland, und das dürfte ſchon zur Genüge beweiſen, daß auch jetzt die Kontinuität der Bevölkerung gewahrt wurde.

Zwei Möglichkeiten ſind von vornherein zu erwägen: die Völkerwanderung bedeutet ein Einſtrömen großer Volksmengen, die demnach die ethniſche Zuſammenſetzung dauernd beeinflußt haben, oder ſie iſt nur eine mehr oder weniger ſtarke Herrenſchicht, die ſich über die einheimiſche Bevölkerung gelagert hat. Ich brauche hier nicht zu ſagen, wie ſehr die großartige Unterſuchung von Petri die erſte Alternative für Belgien und Nordfrankreich als die wahrſcheinlichere bewieſen hat. Die Franken haben ſich nach Ausweis der Ortsnamen bis tief in Frankreich maſſenweiſe verbreitet. Inmitten der galliſchen Bevölkerung, die in den letzten Jahrhunderten der römiſchen Herrſchaft ſtark zurückgegangen war, haben ſich die fränkiſchen Eroberer angeſiedelt und das nicht nur auf dem ſchon in Kultur genommenen Boden, ſondern auch dort, wo das Land noch urbar gemacht werden mußte.

---

[5] Vgl. meine Ausführungen in dem Aufſatz: De hypothese van het Keltische substraat, in der Tijdschrift voor Nederlandsche Taal- en Letterkunde 50 (1931), S. 101—221.

Man darf natürlich nicht voreilig aus den Vorgängen in Gallien ſchließen, daß auch im niederländiſchen Gebiet dasſelbe ſtattgefunden hat. Denn hier waren die natürlichen Vorausſetzungen teilweiſe ganz anders. Die Römer haben nicht das ganze Gebiet ihrem Reiche einverleibt, ſondern es ſind drei verſchiedene Gürtel zu unterſcheiden: im Süden bis etwa zu der Rheingrenze wohnte eine wohl ziemlich ſtark und namentlich in materieller Hinſicht romaniſierte Bevölkerung, die überdies, wie wir ſchon bemerkt haben, größtenteils als eine vorher germaniſierte alpine Bevölkerung zu betrachten iſt. Den Rhein entlang haben die Römer, wie es bei ihnen üblich war, einen breiten Streifen unbeſiedeltes Land offengelaſſen; deshalb iſt der größte Teil der heutigen Provinz Gelderland als ſolches militäriſches Niemandsland zu betrachten. Weiter nord- und oſtwärts wohnten unabhängig gebliebene Stämme oder jedenfalls Stämme, die nur vorübergehend mit dem römiſchen Imperium in engerer Berührung geſtanden haben. Die Völkerwanderung hat ſich unter ſo verſchiedenartigen Verhältniſſen nicht überall gleichartig auswirken können. Während im Süden die Verhältniſſe den von Petri für Belgien und Nordfrankreich nachgewieſenen ähnlich geweſen ſind, bot der Norden einen ganz anderen Anblick. Das wird ja ſchon dadurch bezeugt, daß die Frieſen ſich in ihren alten Stammſitzen behauptet und ſogar in weſtlicher wie in öſtlicher Richtung kräftig ausgedehnt haben. Als die ſtürmiſchen Wellen der Völkerwanderung ſich gelegt hatten, wohnten neben den Frieſen im Oſten des Landes die Sachſen, im Süden und Weſten die Franken.

Gerade hier können wir leicht an die Ergebniſſe von Petri anknüpfen, weil an beiden Seiten der Reichsgrenze dasſelbe fränkiſche Volkselement wohnt. Man denke aber nicht, daß hier die Verhältniſſe ſo einfach und klar ſind, wie man das wohl wünſchen möchte. Früher betrachtete man die Herkunft der ſaliſchen Franken aus der an der Geldriſchen Ijſſel gelegenen Landſchaft Salland als etwas ſo ſelbſtverſtändliches, daß man über die Richtung der fränkiſchen Wanderung nicht in Zweifel ſein konnte: aus einem Gebiet im Nordoſten waren ſie erſt nach Salland gezogen, hatten ſich dort zeitweilig angeſiedelt und waren nachher als ſog. Saliſche Franken ſüdwärts nach Belgien und Nordfrankreich abgewandert. Das ſtand ja auch in ſchönem Einklang mit der allgemeinen Richtung der germaniſchen Völkerwanderung. Aber nachdem ich darauf hingewieſen habe[6], daß wir einer bloßen Namensgleichheit halber das Salland nicht ohne weiteres als den Ausgangspunkt der ſaliſchen Franken betrachten dürfen, war der Weg zu einer andern Auffaſſung geöffnet. In dieſer Hinſicht hat Petris Hinweis, daß die Trennung in ripuariſche und ſaliſche Franken, die früher auf die Zeit der Völkerwanderung zurückgeführt wurde, in viel ſpäterer Zeit ſtattgefunden haben kann und ſich erſt allmählich während der Weiterentwicklung in hiſtoriſcher Zeit ausgebildet hat, außerordentlich klärend gewirkt. Es iſt jetzt nicht mehr nötig, ſich die fränkiſche Völkerwanderung ſo vorzuſtellen, als ſei ſie auf zwei getrennten Wegen vor ſich gegangen, und die ſaliſchen Franken brauchen ſich alſo gar nicht in einer Nord-Süd-Richtung bewegt zu haben. Hinzu kommen die Ergebniſſe der archäologiſchen Forſchung: ſie hat ins Licht geſtellt, daß die Ausbreitung der fränkiſchen Funde in den Niederlanden gerade eine entgegengeſetzte Richtung zeigt: der Küſte und der Maaslinie entlang greifen dieſe Funde immer weiter nach Norden durch. Sie ſind nicht in erſter Linie die Beweiſe für eine weitausgreifende Volksbewegung, ſondern vielmehr für die politiſche Ausdehnung der fränkiſchen Macht, die ſich der wirtſchaftlichen und militäriſchen Knotenpunkte im Rheindelta zu bemächtigen verſucht und deshalb immer weiter in die frieſiſche Intereſſenſphäre hineingreift. Die Beſtrebungen der chriſtlichen Miſſionare gehen mit der Ausdehnung der fränkiſchen Macht parallel; das Ende iſt ein kurzes aber erbittertes Ringen mit den Frieſen, die ſich in dem ungleichen Kampf nicht behaupten können.

---

[6] Vgl. meine Beſprechung von Petris Buch in der Tijdschrift voor Nederlandsche Taal- en Letterkunde 56 (1937,) S. 294—296

Man muß alſo erwägen, ob die fränkiſche Landnahme nicht in oſt-weſtlicher Richtung vor ſich gegangen iſt und ſich durch die Rheinprovinz über Maaſtricht und Lüttich auf das heutige belgiſche Gebiet gerichtet hat. Hier hat die erſte Koloniſation ſtattgefunden, und dann ſind die Franken, nachdem ſie ſich hier feſtgeſetzt hatten, in ſüdlicher Richtung weitergezogen, wie Petri ausgeführt hat. Erſt nachdem die Merowingiſche Macht ſtark genug geworden war, hat ſie ſich zielbewußt nach Norden gewandt und damit die alte Rheinpolitik der Römer wieder aufgenommen.

Wenn dieſe Vorſtellung die richtige ſein ſollte, würde die fränkiſche Landnahme in den Niederlanden einen ganz anderen Charakter gehabt haben als jene in Belgien und Nordfrankreich. Denn eine Maſſenanſiedlung dieſes Volksſtammes hat nicht ſtattgefunden, ſondern die fränkiſchen Beamten und Kolonen ſind den großen Verkehrswegen entlang allmählich gen Norden eingeſickert und haben die einheimiſche Bevölkerung in kultureller Hinſicht verfränkiſcht. Inwieweit die Bevölkerung von Brabant und Limburg mit fränkiſchen Elementen durchſetzt iſt, läßt ſich nicht auf Grund von allgemeinen hiſtoriſchen Erwägungen beſtimmen, ſondern es müſſen ſpezielle, und namentlich ortsnamenkundliche Unterſuchungen die Verhältniſſe klären. Ortsnamen, die mit maal aus älterem mahal zuſammengeſetzt ſind, weiſen auf die fränkiſche Gerichtsverfaſſung hin; die Namen auf sel, ſoweit ſie aus älterem sala entſtanden ſind, ſcheinen ebenfalls eine fränkiſche Signatur zu tragen. Im allgemeinen wird aber eine große Zahl der brabantiſchen Ortsnamen auf jüngere Koloniſation hinweiſen.

Wenn wir jetzt nun noch kurz die Verhältniſſe im ſächſiſchen Teile berühren wollen, müſſen wir einleitend feſtſtellen, daß wir hier einer noch größeren Unſicherheit gegenüberſtehen als in den fränkiſchen Gebieten. Im Oſten der Niederlande liegt ja die frühmittelalterliche Geſchichte in tiefſtes Dunkel gehüllt. Man kann nur ſagen: die Sachſen ſind nun einmal da, ſobald die Wellen der Völkerwanderung ſich gelegt haben; woher und wie ſie dorthin gekommen ſind, entzieht ſich faſt ganz unſern Augen. Im allgemeinen dürfte auch hier die Vorſtellung einer geſchloſſenen Landnahme den tatſächlichen Vorgängen nicht gerecht werden. Dieſe Gegend liegt an der Peripherie des Sachſentums, und es iſt deshalb wohl wahrſcheinlicher, daß hier, wo der Abſtand zum ſächſiſchen Kerngebiet am größten iſt, ihr Volkstum am ſchwächſten geweſen ſein wird. Ich habe ſchon früher die Vermutung ausgeſprochen[7], daß die Namen Franken und Sachſen für das niederländiſche Gebiet hauptſächlich politiſchen Wert haben, alſo nur andeuten, in welche politiſche Intereſſenſphäre die entſprechenden Volksteile einbezogen worden ſind. Man könnte auch ſagen, daß dieſe Volksnamen im Grunde nicht viel mehr andeuten als die ohnehin genügend klar hervortretende Tatſache, daß die ſächſiſchen Gebiete nach Oſten, die fränkiſchen nach Süden orientiert waren. Auch hier läßt ſich von vornherein nicht feſtſtellen, in welcher Ausdehnung die Bevölkerung der öſtlichen Provinzen als eine ſächſiſche anzuſprechen iſt. Die Erhaltung der alten Landſchaftsnamen, wie Twente und Hamaland, beweiſt ſchon zur Genüge das kräftige Fortleben der urſprünglichen Bevölkerung. Auch von allgemein ſozialgeographiſchem Standpunkte betrachtet muß die Kontinuität der Bevölkerung als wahrſcheinlich angeſehen werden. Beſonders aufſchlußreich dürfte wieder, wie wir ſchon bemerkt haben, eine eingehende Unterſuchung der Ortsnamen von Drente ſein, denn hier gilt es zwiſchen wenigſtens drei aufeinanderfolgenden Volkselementen zu unterſcheiden: erſtens das Hünengräbervolk, das dem Hügelſtreifen des Hondsrug entlang angeſiedelt war, ſodann die germaniſche Überlagerung und ſchließlich die ſog. „ſächſiſche" Schicht.

Aber am ſchwierigſten ſind wohl die Verhältniſſe in dem weſtlichen Teil der Niederlande. Nicht nur deshalb, weil dort die Bevölkerungsſchichten vielfach verzahnt ſind, ſondern weil dort der Boden zahlreichen Umgeſtaltungen ausgeſetzt geweſen iſt. Wenn wir die Geſchichte von Holland und Seeland kurz ſkizzieren wollen, ſo müſſen wir natürlich den Vorbehalt machen, daß vieles noch durchaus hypothetiſch iſt. In der römiſchen Zeit war ein bedeutender Teil dieſes Gebietes unbewohnbar und tatſächlich unbewohnt. Die Küſte war eine breite Sandebene, wo ſich der germaniſche Stamm der Caninefates angeſiedelt hatte; auch die Kleieablagerungen den Rhein entlang waren ſchon beſetzt, und ſie boten den Römern die Gelegenheit, einen Verbindungsweg von Vechten nach der Küſte zu bauen. Übrigens war das Land ſumpfiger Urwald, wie das die klaſſiſchen Schriftſteller mit ſchaurigen Farben gemalt haben. Die Zeit der Kataſtrophen hat die Lage weſentlich ungünſtiger gemacht; wenn wir die Karte um 1300 betrachten, bemerken wir, daß ein großer Teil von Holland und Zeeland in das Meer zurückgeſunken und daß die Küſtenſtrecke viel ſchmaler geworden iſt; im allgemeinen ſcheint die heutige Provinz Südholland noch die günſtigſten Bedingungen für die Beſiedlung geboten zu haben. Der Name Kaninefaten verſchwindet; die frieſiſche Macht hat ſich bis Flandern ausgedehnt, aber auch jetzt erhebt ſich wieder die Frage, ob hier wirklich der Volksſtamm an ſich aus ſeinen alten Grenzen getreten iſt. Jedenfalls iſt es auffallend, daß diejenigen Teile Hollands, wo die Sprache am deutlichſten frieſiſche Spuren zeigt, gerade in der Gegend nördlich der Linie Alkmaar-Hoorn liegen, die ja um 1300 größtenteils überſchwemmt waren. Während der Republik ſind die großen Binnenſeen trockengelegt worden, wurden auch große Teile Seelands Polder nach Polder aus der Nordſee zurückerobert. Die Bevölkerung, die ſich in dieſen neuerworbenen Gebieten angeſiedelt hat, iſt wohl ſehr verſchiedener Herkunft geweſen. Sie hat allem Anſchein nach hauptſächlich einen fränkiſchen Charakter gehabt.

---

[7] Vgl. meinen Aufſatz Over den vorsprong van het Nederlandsche volk, in der Zeitſchrift Leiding I (1931) S. 217—233.

Es iſt notwendig, hier das Problem der Ingwäonismen zu berühren. Die Sprache dieſer weſtlichen Gebiete zeigt bekanntlich mehrere Eigentümlichkeiten, die man wohl als allgemeine Merkmale der weſtgermaniſchen Küſtenſprache betrachten darf. Einerſeits ſind es Relikte, wie die Erhaltung des u-Vokales, während die holländiſche Sprache durch brabantiſchen Einfluß palataliſiert hat zu ü und weiter diphthongiert zu ui. Häufiger aber ſind Neubildungen, wie die zahlreichen Palataliſierungen von Vokalen und Konſonanten; beiſpielsweiſe nenne ich die Formen Ee, Je und Ij für das allgemeingermaniſche Aa aus aha „Waſſer", wie in den geographiſchen Namen Edam, Krommenie, Het Ij. Weiter den Übergang von k zu ts wie im Worte Beets ſtatt Beck „Bach" oder Callantſoog ſtatt Callingſoog. Auch gehören hierher naſalloſe Formen wie Muiden neben Monde oder ein Ortsname Ooſemundskerke für Anſmundskerke. Die früher von Wrede ausgeſprochene Anſicht, daß die Ingwäonismen ein Überreſt der älteſten weſtgermaniſchen Sprache ſeien, der durch einen oſtgermaniſchen Einfluß vom Süden her in eine Randlage getrieben wurde, iſt in dieſer Form wohl kaum richtig. Dagegen ſpricht ſchon, daß die ſog. Ingwäonismen in der Mehrzahl der Fälle gerade Neuerungen ſind und alſo nicht als ein Hinweis für eine Reliktlage, ſondern vielmehr für ein ſchöpferiſches Sprachzentrum zu betrachten ſind. Frieſiſch und Sächſiſch laſſen ſich überdies in dieſer Hinſicht kaum trennen. Die Ingwäonismen gehören, wie Kloeke das formuliert hat[8], zu den Spracherſcheinungen der Seekante und beziehen ſich nicht auf beſtimmte Gruppierungen der weſtgermaniſchen Stämme. Es iſt einleuchtend, daß für die Frage der Bevölkerung in den Provinzen Holland und Seeland das Ingwäonismenproblem von ganz beſonderer Bedeutung iſt. Wenn wir aus dialektiſchen Reliktformen und aus Ortsnamen unter der fränkiſchen Oberfläche der holländiſchen Sprache die ingwäoniſchen Sprachformen durchſchimmern ſehen, ſo deutet das auf eine kulturelle Beeinfluſſung durch ein fränkiſches Kulturzentrum, die ihrerſeits wieder mit der Einwanderung neuer Volkselemente zuſammenhängen dürfte. Zwei Fragen bedürfen hier zunächſt der Erörterung: In welcher Periode haben die ingwäoniſchen Neuerungen ſtattgefunden? Die Antwort wird uns erlauben, ſie mit einem beſtimmten hiſtoriſchen

---

[8] Zum Ingwäonismenproblem in Niederdeutſche Studien (Borchling-Feſtſchrift) S. 330—366.

Ereignis in Verbindung zu bringen. Und zweitens iſt eine genaue Verbreitungskarte der Ingwäonismen notwendig, damit wir das Verhältnis zwiſchen den bewohnten und den nicht bewohnbaren Teilen während der Zeit des hohen Mittelalters annähernd beſtimmen können. Es ſcheint dabei nicht ausgeſchloſſen, daß man die u-Relikte, die ſich in dem ganzen niederländiſchen Gebiet finden, von Groesbeek bei Nijmegen und Zoek bei Almelo bis Moesbergen auf Texel, von den mehr ſpeziellen ingwäoniſchen Neuerungen wie Ter Bregge oder Nortga in Südholland wird trennen müſſen, und daß nur die letzteren als Indizien für Volksſchichtungen zu verwerten ſind.

Es ſind alſo der Fragen mehr als genug. Wenn die Frage nach der Siedlungsgeſchichte der Niederlande überhaupt jemals befriedigend gelöſt werden ſoll, ſo wird noch vieles eingehend unterſucht werden müſſen. Die Verhältniſſe ſcheinen mir in dem Deltagebiet, das von jeher ein Durchzugsgebiet von verſchiedenen Volkselementen geweſen iſt und als ein Magnet auf die weiter landeinwärts wohnenden Stämme gewirkt haben muß, viel verwickelter als in Belgien und Nordfrankreich. Überdies bilden die Niederlande ein typiſches Randgebiet für Weſteuropa; gerade wie Irland für die keltiſche Welt, waren die Nordſeeküſten ebenfalls ein Rückzugsgebiet für eine urſprüngliche, aus dem Oſten verdrängte Bevölkerung. Aber zu gleicher Zeit war Holland auch Etappengebiet für die Wanderungen der germaniſchen Stämme nach dem Weſten, namentlich nach England; die Angelſachſen haben ſicherlich teilweiſe ihren Weg durch Friesland und Holland genommen und hier nicht unbedeutende Volksſplitter hinterlaſſen. Wie große Bedeutung die Römer dem ſtrategiſch und ökonomiſch wichtigen Deltagebiet beigelegt haben, braucht kaum erwähnt zu werden. So haben ſich in der Bildung des holländiſchen Volkstums zwei Stränge miteinander verbunden, und deshalb kreuzen ſich hier der Charakter eines Reliktgebietes mit demjenigen eines rührigen Koloniſtentums. Hier die richtige Entſcheidung zu treffen iſt aber nur möglich, nachdem unſere Volksgeſchichte eingehend unterſucht worden iſt.

Das ſoll die Arbeit der nächſten Zukunft ſein. Ich habe in der letzten Lieferung der Niederländiſchen Zeitſchrift für Volkskunde[9] einen Plan vorgelegt, um durch das zielbewußte Zuſammenarbeiten verſchiedener Forſchungsgebiete Fragen dieſer Art zu löſen. Daß die Siedlungsfrage in einem größeren Raum als, ſagen wir beiſpielsweiſe, den Provinzen Holland und Zeeland, in Angriff genommen werden muß, iſt von vornherein klar; das niederrheiniſche Gebiet muß im weiteſten Umfange einbezogen werden. Aber es gibt auch keine einzige Wiſſenſchaft, die ganz aus eigener Kraft das Problem der Löſung näherbringen kann. Die unentbehrlichen Wiſſenſchaftszweige für die Behandlung dieſer Fragen ſind meiner Meinung nach Anthropologie, Archäologie, Ortsnamenkunde, Mundartforſchung und Volkskunde. Eine neue anthropologiſche Unterſuchung tut nach der freilich ſeinerzeit bahnbrechenden, aber jetzt methodiſch veralteten Arbeit Bolks dringend not. Die Altertumsforſchung kann uns wichtige Aufſchlüſſe über die Bevölkerung in den vorhiſtoriſchen Perioden geben, beſonders falls die Probleme, von einer Zentralſtelle geleitet, zielbewußt in Angriff genommen werden. Die Ortsnamenkunde iſt nach verdienſtvollen Vorarbeiten noch nicht ſoweit gediehen, daß wir eine vollſtändige und kritiſch geſichtete Materialſammlung beſitzen, und ſtatt der vielfach notwendigen Kleinarbeit ſollen die großen Siedlungsfragen eingehend unterſucht werden. Die Mundartforſchung iſt im Augenblick wohl das am beſten bearbeitete Gebiet, denn hier ſind die Methoden ſchon mehrfach erprobt und hat man auch ſchon wichtige Reſultate erzielt. Die Volkskunde endlich tritt jetzt auch in das Stadium der kartographiſchen Methodik, und das vor kurzem erſchienene Buch von Roukens[10] hat uns überzeugend gezeigt, wie wichtige Aufſchlüſſe für die Stratigraphie der Kulturerſcheinungen dadurch erreicht werden können. Aber das Wichtigſte nenne ich zuletzt: Einheit der Zielſetzung und Einheit der Forſchung. Denn falls Mundart-, Ortsnamen- und Volkskundeforſchungen auf ein und dasſelbe Ziel gerichtet ſind, wenn alſo ein Siedlungsproblem von verſchiedenen Seiten her in Angriff genommen wird, wird man um ſo ſchneller und um ſo ſicherer zum Ziel gelangen können. Die Unterbauung durch die anthropologiſche und archäologiſche Forſchung iſt aber unbedingt notwendig.

---

[9] Vgl. meinen Aufſatz Nieuwe Wegen in de Studie der Volkskunde, in der Tijdschrift voor Volkskunde 41 1937, S. 3—29 und mein Schlußkapitel in dem Sammelwerk Volk van Nederland, Amſterdam 1937.

---

[10] Win. Roukens, Wort- und Sachgeographie Südoſt-Niederlands und der umliegenden Gebiete. 2 Bde., Nimwegen 1937.

Die Kriſe der Volkskunde

Von Max Hildebert Boehm

Seit mehr als einem Menſchenalter befindet ſich die Wiſſenſchaft, die wir ſeit dem Anfang des vorigen Jahrhunderts als Volkskunde bezeichnen, in einem merkwürdigen Zuſtand der inneren Erregung. Schon im Jahre 1902 veröffentlichte der kürzlich verſtorbene ſchweizeriſche Volkskundler Hoffmann-Krayer eine Schrift, die ihren auch ſeither mehrfach wieder aufgenommenen, zu einer Art von kanoniſcher Geltung gelangten Titel „Die Volkskunde als Wiſſenſchaft" von dem berühmten Vortrag Wilhelm Heinrich Riehls aus dem Jahr 1858 entlehnte[1]. Angeſehene Forſcher wie Strack, Dieterich, Mogk, Hans Naumann, v. Geramb, Spamer, Rumpf, Helbok, Freudenthal, Harmjanz und neueſtens Mackenſen haben u. a. in dieſer Erörterung das Wort ergriffen. In der ſoeben erſchienenen Schrift des Letztgenannten „Volkskunde in der Entſcheidung" (Tübingen 1937), die ſich ſelbſt als einen „Verſuch der Standortbeſtimmung" dieſer Wiſſenſchaft bezeichnet, heißt es zu Anbeginn: „Die deutſche Volkskunde will nicht zur Ruhe kommen. Sie ſchafft große und eindrucksvolle Werke; die Zeiten, in denen man ihren Anſpruch auf wiſſenſchaftlichen Rang belächelte, ſind längſt vorüber. Aber es gärt hinter der breiten wirkungsvollen Außenwand weiter. Die Erörterungen um ihr wiſſenſchaftliches Sein hören nicht auf; man ſcheint ſich über ihre Grundbedingungen nicht einigen zu können. Eine gewiſſe innere Unſicherheit beeinträchtigt die Auswirkung ihrer ernſten ſachlichen Bemühungen und gibt immer von neuem Anlaß, eine Klärung der ſeinsmäßigen Vorausſetzungen zu ſuchen." Eine eindringliche erkenntnistheoretiſche Unterſuchung über dieſen Gegenſtand hat kürzlich Heinrich Harmjanz („Volk, Menſch, Ding", 1936) vorgelegt, in der ſich junges nationalſozialiſtiſches Wollen mit ſtellenweiſe ſcharfer Kritik gegen den überkommenen Zuſtand der Wiſſenſchaft wendet. Auch die umfaſſende und gehaltvolle „Deutſche Volkskunde", die Adolf Bach zu Beginn dieſes Jahres (Leipzig 1937) herausbrachte, iſt durch eine ſtändige Selbſtkritik — verbunden mit einer manchmal beſchwörend apologetiſchen Haltung — beſtimmt. Dasſelbe gilt für die erwähnte Schrift von Mackenſen.

Beſonders umſtritten iſt das Verhältnis zur Politik. Otto Lauffer, einer der Älteren des Faches, möchte die „Angelegenheiten des politiſchen Lebens" aus der volkskundlichen Betrachtung ausgeſchieden wiſſen[2]. Die jüngere Altersreihe der Zunft kennt dieſe Beſchränkung nicht mehr und bringt damit Riehl gegenüber der apolitiſch-poſitiviſtiſchen Zwiſchengeneration wieder zu Ehren. Freudenthal fordert eine „politiſche Volkskunde der deutſchen Gegenwart“[3]. Beſtimmte Richtungen einer „religiöſen Volkskunde“ plakatieren dieſes Anliegen nicht, behalten es aber auf ihre Art um ſo ſchärfer im Auge. Bei Mackenſen leſen wir: „Was denn eigentlich die Aufgabe der Volkskunde ſei, läßt ſich ſchließlich in einem Worte ſagen: es iſt die Beſinnung darauf, daß ſie ihrem Weſen nach eine politiſche Wiſſenſchaft iſt“ (a. a. O., S. 39). Die politiſche Bedeutung der Volkskunde wird Mackenſen, einem jüngeren Forſcher an dem Herderinſtitut in Riga, auf umkämpftem auslanddeutſchen Boden zum unmittelbaren Erlebnis. Die Frage iſt aber, ob dieſer politiſche Anſpruch der jungen Volkskunde außerhalb ihres Fachbereiches anerkannt wird. So verſichert uns Alfred Baeumler: „Eine politiſche Wiſſenſchaft muß einen politiſchen Gegenſtand haben. Dem Volke als einer politiſchen Größe entſpricht die Wiſſenſchaft vom Volke als Teil der Wiſſenſchaft der Politik. Dem Volke als einem bloß Seienden in Raum und Zeit entſpricht die Volkskunde. Die Volkskunde, die das Volk nimmt, wie es iſt, gehört zu den Wiſſenſchaften, die wir vorzüglich ehren. Aber eine politiſche Wiſſenſchaft iſt die Volkskunde ſo wenig wie die Heimatkunde oder die Deutſchkunde[4].“ Die „innere Unſicherheit“, die Mackenſen bei ſeiner Wiſſenſchaft feſtſtellt, findet in dieſem an Beiſpielen erläuterten Meinungszwieſpalt ihre ausreichende Erklärung.

---

[1] Vgl. die ausführliche Einleitung meiner Neuausgabe des Riehlſchen Vortrages, Tübingen 1935; ſiehe auch meine „Volkskunde", Berlin 1937, S. 1ff.

Über eines ſollte man ſich dabei nicht täuſchen. Der ſeit Jahrzehnten währende Streit um den Gegenſtand der Volkskunde darf nicht mit den methodologiſchen Vorerörterungen verwechſelt werden, wie ſie unter dem Einfluß der neukantianiſchen Philoſophie vor dem Krieg ſo beliebt waren. Es geht hier nicht um den Forſchungsweg, auf deſſen methodiſche Fragen ſpäter zurückzukommen iſt, ſondern um das Forſchungsziel ſelber. Es geht — genauer geſagt — um die Einheit und Weſenhaftigkeit des Gegenſtandes der Volkskunde. Auf dieſe eigentümliche Fragwürdigkeit des volkskundlichen Forſchungsbetriebes weiſt ſchon Riehl mit ſeiner oft zitierten Bemerkung hin: „Die Volkskunde ſelber aber iſt gar nicht als Wiſſenſchaft denkbar, ſolange ſie nicht den Mittelpunkt ihrer zerſtreuten Unterſuchungen in der Idee der Nation gefunden hat.“ Der Hinweis iſt bedeutſam. Denn die „zerſtreuten Unterſuchungen“, auf die Riehl anſpielt, ſind uns aus den Teilüberſchriften der volkskundlichen Sammelwerke von heute noch wohlbekannt. Sie ſind nur in ſehr bedingtem Maße im Rahmen der Volkskunde wirklich aufgegangen. Das hat ſeine guten Gründe. Denn dieſe auf „volkskundliche“ Sonderziele abgezielten Unterſuchungen wie Märchenforſchung, Volksliedkunde, Trachtenkunde, Siedlungskunde uſw. ſind teilweiſe mindeſtens ſo alt, jedenfalls aber ihrem Forſchungsziel nach viel eindeutiger und klarer als der Verſuch, gerade dieſe Unterſuchungen und — was entſcheidend iſt! — nur ſie in einer geſchloſſenen Wiſſenſchaft zuſammenzufaſſen und dieſe mit dem gewichtigen und verpflichtenden Namen „Volkskunde“ zu benennen. An ſich beſtünde ja durchaus die Möglichkeit, etwa das Volkslied der Literatur- und Muſikgeſchichte, den Aberglauben der vergleichenden Religionswiſſenſchaft, die Weistümer der Rechtswiſſenſchaft zuzuweiſen, was teilweiſe auch geſchieht und all den genannten Wiſſenſchaften eine größere Volksnähe verbürgen würde. Verſucht man aber weiterhin die Zuſammenfaſſung in einer „Volkskunde“, ſo kommt es zwangsläufig zu dem von Mackenſen widerwillig, aber unbeſtreitbar feſtgeſtellten Tatbeſtand: ſofern dieſe unter ſich in der Tat verwandten Forſchungsgegenſtände der „zerſtreuten Unterſuchungen“, deren gemeinſamer Träger ein primitiv-traditionaliſtiſches Menſchentum im Volk iſt, ihren Ort alſo keineswegs in „der Nation“ und auch nicht im Volk als Ganzem, ſondern in einem beſtimmten Volksteil haben ſollten, wird die Volkskunde in überkommener Blickrichtung dazu genötigt, zunächſt einmal den Träger dieſes ihres „Volksgutes“ genauer zu beſtimmen. Die Volkskunde geht auf die Suche nach „ihrem“ Volk.

---

[2] „Land und Leute in Niederdeutſchland“ (1934) S. 32.

[3] „Deutſche Wiſſenſchaft im Kampf um das Volk“ (1935) S. 27.

[4] „Politik und Erziehung“ (1937) S. 46.

Außer dem ominöſen vulgus in populo Hoffmann-Krayers liegen dafür eine Reihe von Formulierungsvorſchlägen vor, wie Unterſchicht, primitive Gemeinſchaft, Mutterſchicht, Grundſchicht, Kernſchicht, Keimſchicht uſw. Hierbei handelt es ſich offenbar um mehr terminologiſche, mit entlehnten Bildvorſtellungen operierende Verſuche, einen ſchon feſtſtehenden, in ſich identiſchen Gegenſtand der herkömmlichen Volkskunde ſchärfer herauszuarbeiten und zugleich gemüthaft zu verklären. Dabei bilden vulgus und Kernſchicht etwa die Pole einer dialektiſchen Entwicklung, in der ſich dieſe ſeeliſche Aufwertung des Forſchungsgegenſtandes der Volkskunde äußert. Die fehlende und urſprünglich auch gar nicht behauptete Deckung des Volkskunde-Volkes mit der Volksgeſamtheit ſoll offenbar mit Hilfe organiſch-biologiſcher Vergleichsvorſtellungen, deren ſich zu Schäffles Zeiten auch die Soziologie zu erwehren hatte, durch ſeine „zentrale“ Stellung im Volksganzen wettgemacht werden. Neben dieſen kollektiviſtiſchen Deutungen des Volksgutsträgers, die zumeiſt mit dem ſoziologiſchen Begriff einer „Schicht“ arbeiten, gibt es noch die individualiſtiſche Lehre vom „Volksmenſchen“, der als ein Gegenſtück zum homo oeconomicus der vergangenen Wirtſchaftswiſſenſchaft verſtanden werden kann. Auf alle Fälle gelangt man auf dieſem Wege nicht zum Volksganzen oder auch nur zur lebendigen Ganzheit des einzelnen Volksgenoſſen, ſondern eben zu einem Volksteil oder im Fall des „Volksmenſchen“ zu einer modellartigen Figur aus der Werkſtatt wiſſenſchaftlicher Abſtraktion, der die Merkmale eines echten Typus abgehen. Die Volkskunde wird nach einer (kritiſch gemeinten) Bezeichnung von Mackenſen zu einer „Volksteilskunde“.

Da ſie nun aber einmal Volkskunde heißt, wird ſie von ſolchen in der Tat beunruhigenden Überlegungen zu einer Art von Namensanalyſe an ſich ſelbſt weitergetrieben. Sie identifiziert ihr „Volksgut“ mit dem ſeit Jahn ſichtbar gewordenen „Volkstum“ und konſtruiert in Augenblicken erkenntnistheoretiſcher Selbſtbeſinnung ein „Volk im Sinne der Volkskunde“ [5]. Sie ſchafft ſich aber damit keineswegs eindeutig, wie Mackenſen meint, ihren eignen Volksbegriff, ſondern ſie landet zum mindeſten in nächſter Nähe eines tiefeingewurzelten, verengenden und die ſoziale Atmoſphäre vergiftenden Sprachgebrauches, der beſonders ſeit dem abſolutiſtiſchen Zeitalter der frühen Neuzeit „das Volk“ gegen die „oberen Zehntauſend“ der regierenden, gebildeten, wohlhabenden oder ſonſtwie gehobenen Schichten abſetzt [6]. Noch heute wird vielfach von ſozial aufgeſtiegenen Perſonen geſagt, ſie „ſtammten aus dem Volk“. In zahlloſen Ausdrücken wie Volksſchule, Volksbad, Volksbücherei, neueſtens leider noch Volksempfänger und Volkswagen findet dieſer bedauerliche, geſchichtlich freilich nur zu gut erklärbare Sprachgebrauch einen einſtweilen ſchwer zu erſchütternden Rückhalt. Das Reſſentiment des Marxismus hat ſich ſeiner mit zeitweilig großem politiſchem Erfolg zum ſchwerſten Schaden der nationalen Geſchloſſenheit unſeres Volkstums zu bedienen gewußt.

Die Gefahren, die mit dieſer Nähe zu einem ſoziologiſch und politiſch ſchwer belaſteten Sprachgebrauch verbunden ſind, blieben naturgemäß der Volkskunde nicht verborgen. Daraus erklären ſich ja gerade die Bemühungen, die beſonders von Hans Naumann überſpitzend herausgeſtellte Formel von der Unterſchicht als Aufnahmeſtellung für ſinkendes Kulturgut etwa durch Keimſchicht zu erſetzen. Gerade dadurch erfolgt aber eine neue ſoziologiſche Verengung. Die Volkskunde gerät in den Bannkreis der Gegenüberſtellung Volk — Maſſe, die ebenfalls ſehr umſtritten iſt. Ihr droht die Schrumpfung zu einer Landvolkskunde, genauer zur Bauernkunde, da der moderne Großgrundbeſitzer wohl nur bedingt als Spielart des „Volksmenſchen“ anzuſprechen iſt. In der großſtädtiſchen Arbeiterſchaft ſah man bislang weniger völkiſche Keimſchicht organiſcher Art, als ein atomiſiertes Ablagerungserzeugnis eines ſozialen Verſchleifungsvorganges. Erſt der Nationalſozialismus hat mit einer „Entmaſſung der Maſſen“ ernſtlich und erfolgreich begonnen. Aus dem Bewußtſein, als „Volksteilskunde“ auf einen immer engeren, mit beſtimmten Entwicklungsſtockungen behafteten Volksteil angewieſen zu ſein, erklären ſich die Bemühungen um eine „Gegenwartsvolkskunde“, die ſich wenigſtens vor 1933 auch eindeutiger als Großſtadtvolkskunde oder Volkskunde des Proletariats entſchleierte. Auf dieſem Wege aber wurde es immer ſchwieriger, aus Bauern und Großſtadtarbeitern ein „Volk im Sinne der Volkskunde“ zuſammenzuaddieren, von dem ſchon der „denkende Bürger“ ausgeſchloſſen war.

Die Tragweite dieſes Schrumpfvolkbegriffes, in den ſicherlich ſehr gegen den Willen der Volkskunde bedenkliche geſchichtlich und politiſch bedingte Sprach- und Denkgewöhnungen der letzten Jahrhunderte eingefloſſen, wurde erſt nach 1933 in vollem Umfange ſichtbar. Jetzt griff die elementare Kraft einer politiſchen Volksbewegung, die durch das Schützengrabenerlebnis des großen Krieges ausgelöſt wurde und letzte Tiefen der nationalen Leidenſchaft aktivierte, durch die verhärteten Schichten- und Standesgruppen unſeres Volkes hindurch und führte mit der Kraft einer echten Revolution eine durchaus neue Volksordnung herauf. Sie erhob damit den beglaubigten geſchichtlichen Anſpruch, das Reich aus Volk und Volkstum heraus von Grund auf zu erneuern, wobei Volk und Volkstum ſelber im Schmelztiegel des politiſchen Schickſals eine revolutionäre Umgeſtaltung erfahren. Weder „Unterſchicht“ noch „Keimſchicht“ (von vulgus gar nicht zu reden!) genügen ſeither zur Deutung des Volkes. Auch das „Unterſchichtliche im Volksmenſchen“ (Spamer) iſt eine untragbare Formel. Späteſtens von dieſem geſchichtlichen Wendepunkt ab hat die „Volkskunde“ ihr letztes Recht verloren, die Geſamtheit eines traditionalen und weithin muſeal gewordenen „Volksgutes“ als Volkstum ſchlechthin und die überlieferungsgebundenen Schichten und Gruppen, in denen dieſes „Volksgut“ beheimatet iſt, als „Volk“ nach dem eigenſinnigen Sprachgebrauch einer in ihrer Einheit und Reife noch durchaus ungefeſtigten Wiſſenſchaft zu bezeichnen, deren Verdienſte an ſich niemand leugnet. Ein Deuteln an dieſer etwas brutal klingenden Feſtſtellung dürfte kaum möglich ſein. Sie erſt macht die geſteigerte Unruhe der Volkskunde in unſerer Zeit voll verſtändlich. Gewiß wird die Volkskunde ſich der Ehre freuen, die ihr Alfred Baeumler ſchon als einer Wiſſenſchaft vom „bloß ſeienden“ Volk erweiſt. Aber es kann nicht wundernehmen, wenn ſich etwa Mackenſen — aus dem nur unvollkommen zur Selbſterkenntnis gelangten Sendungsbewußtſein einer jüngeren Forſchergeneration heraus — mit dieſem Standort der Volkskunde in der Nachbarſchaft der Heimatkunde, die gerade ein altes Verhängnis des volkskundlichen Anſehens darſtellt, mit der Feſtlegung auf einen ſtatiſch-unpolitiſchen Volksbegriff nicht begnügen will. Daß Riehl als politiſcher Schriftſteller begann und als äußerlich gefeierter Landeskonſervator und Idyllenmaler endete, ſehen wir alle heute als eine Kataſtrophe an. Mit zeitbedingtem Recht ſuchte die Volkskunde im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert taſtend genug den Weg vom ſorglich geſammelten und mit Mottenſchutz verſehenen „Volksgut“ zum Volk. Sie wird heute mit einer weſentlich größeren Entſchloſſenheit, als das anſatzweiſe ſchon in der letzten Zeit auf einzelnen Gebieten verſucht wurde, herzhaft vom Volk als erlebter Ganzheit ausgehen und von da aus nicht mehr den Weg zum „Volksgut“, ſondern zum geſamten Volkstum ſuchen müſſen. Zaudert ſie auf halber Strecke und hält ſie dieſe koppernikaniſche Wendung aus methodiſchen oder anderen Gründen für unmöglich oder untunlich, ſo wird ſie ſich über kurz oder lang dazu entſchließen müſſen, ihr eigentliches Anliegen beſcheidener aber klarer zu umreißen. Sie könnte ſich z. B., wie ich an anderer Stelle[7] vorgeſchlagen habe, als Grundkulturkunde bezeichnen, um damit die volkstheoretiſchen Mißverſtändniſſe breiteſter Kreiſe endgültig zu beſeitigen, die ſich bislang an ihren Namen heften.

---

[5] Dagegen Mackenſen, a. a. O., S. 5.

[6] Noch in einem jüngſt erſchienenen wertvollen Standwerk der Volkskunde, „Der deutſche Volkscharakter. Eine Weſenskunde der deutſchen Stämme und Volksſchläge“, hrsg. von Martin Wähler (Jena 1937) ſtellt beiſpielsweiſe ein Mitarbeiter (Hermann Kügler) unter den Berlinern den „Volksmenſchen“ zum „denkenden Bürger“ in Gegenſatz (S. 135). In der Gedankenloſigkeit dürfte das hervorſtechende Merkmal des deutſchen und ganz beſtimmt des berliniſchen „Volksmenſchen“ nicht zu ſuchen ſein.

---

[7] Vgl. meinen Aufſatz „Grundkultur und Völkertum“ im „Volksſpiegel“ I 1934, S. 217ff.

Mit der geforderten Wendung zum totalen Volk fallen eine ganze Reihe von Begriffen, die für die bisherige volkskundliche Forſchung trotz der im einzelnen oft genug verſuchten Achſendrehung bedeutſam geblieben ſind. Auf die Untragbarkeit des Begriffes Volksmenſch (auch bei Spamer, Rumpf u. a.) wies ich bereits hin. Es würde die Mühe lohnen, an Hand eines beliebigen Sammelwerkes über Volkskunde (z. B. des von John Meier hauptſächlich für Volksſchullehrer 1926 herausgegebenen) einmal konkret darzuſtellen, wie ſich das Tun und Laſſen, der Tages- und Jahreslauf eines ſolchen „Volksmenſchen", d. h. eines Menſchen, deſſen ſeeliſches Inventar ſich auf die von der herkömmlichen Volkskunde erforſchten Gegenſtände beſchränkte, in Wirklichkeit abwickeln würde. Die Karikatur eines lebendigen deutſchen Volksgenoſſen wäre das unvermeidliche Ergebnis eines ſolchen Verſuches. Des weiteren wäre zu fragen, was eigentlich als Gegenſtück eines „Volksmenſchen", als ſeine ſoziologiſche Folie zu verſtehen iſt. Es liegt nahe, hierbei an den „Geſellſchaftsmenſchen" zu denken. In der Tat enthält dieſe Gegenüberſtellung einen gewiſſen Wahrheitskern. Der moderne gebildete Großſtädter etwa, in deſſen Alltagsleben das „Volksgut" eine verhältnismäßig geringe Rolle ſpielt, ſeit er den Kinderſchuhen entwachſen iſt, glaubt in der Tat in romantiſcher Aufgeſchloſſenheit auf der Sommerreiſe in abgelegene Gebirgstäler oder einſame Fiſcherdörfer (ſoweit es das noch gibt!) dort einem Menſchentyp zu begegnen, deſſen Leben noch in urhafteren beharrenden Formen verläuft. Auch in entlegenen deutſchen Volkstumsinſeln iſt dergleichen noch in unverkitſchter und noch nicht ſalon-tirolerhaft auf den Fremdengeſchmack zugeſtutzter Form zu finden. In dieſem Sinne erlebte Goethe in Italien das „Volk" als „eine große Maſſe, ein notwendiges unwillkürliches Daſein". Ob der in der Tat durch die weltbürgerlichen Züge und den völkertümlich abgeſchliffenen Einſchlag aller modernen Kultur dem Volksgrund entfremdete Gebildete dieſes volkhaftere, auf einer früheren europäiſchen Entwicklungsſtufe ſtehengebliebene traditionale Leben mehr als rückſtändig ablehnt oder es in der Nachfolge Rouſſeaus und Herders — mit ſchwärmeriſcher Selbſttäuſchung — wunſchträumeriſch verklärt, iſt eine Frage der Einſtellung und hat mit der polaren Spannung, die hier im Leben der Völker von heute zutage tritt, nichts zu tun. Freilich verwiſchen ſich die Gegenſätze immer mehr. Die überkommenen Formeln verſagen vor der nüchtern geſchauten Wirklichkeit. Der großſtädtiſche Wandervogel der Vorkriegsjahre oder der paddelnde Wochenendler von heute kehrt auch ohne volkskundliche Landſchaftsſtaffage zu einer eigenen Form von ſozuſagen moderner Primitivität zurück, die ihm einen notwendigen Ausgleich in ſeinem leiblichen und ſeeliſchen Kräftehaushalt bedeutet. Und der „hinterwäldleriſche" Bauer notiert ſich — meiſt nicht mehr in der Volkstracht — am Radio die neueſten Schlachtviehpreiſe vom Berliner Schweinemarkt. In den Gliederungen der Bewegung wird vollends bei aller Wertſchätzung echten und beſtandhaften Brauchtums ein ſozialer Ausgleich auf einer neuen Ebene wirkſam. Der „Volksmenſch" ſinkt in die Vergangenheit ab, der deutſche Menſch bleibt und ſchafft ſich aus blutgebundenen Inſtinkten eine vielfach durchaus antitraditionale volkhaftere Lebensform. Der Volkskundler älteren Stiles wird zum Kulturhiſtoriker ſoziologiſch immer enger umgrenzter Volkstypen. Zu welchem höchſt bedenklichen Geſamtbild europäiſchen Menſchentums der folgerichtig durchgeführte und bejahte Dualismus zwiſchen Hochkultur und „Volkskultur" führt, in den die Volkskunde unwillkürlich immer wieder zurückverfällt, wird aus den zweifellos ſcharfſinnigen Unterſuchungen Kurt Stavenhagens zur „Gegenſtandstheorie der Volkskunde"[8] ſichtbar, die ſich in weitem Maße auf den Standpunkt Mackenſens berufen, auf deſſen Anregungen ſie zurückgehen. Der Standort einer ſelbſt allzu traditionsgebundenen Volkskunde wird hier ſchlaglichtartig erhellt.

Was hat man dieſem todgeweihten „Volksmenſchen" nicht alles nachgeſagt! Er habe ein prälogiſches und aſſoziatives Denken, was zur Anlehnung der Volkskunde an die Völkerkunde, Pſychoanalyſe und Kinderpſychologie verführte. Er produziere nicht, ſondern reproduziere. Er zerſinge, zerrede, zerdenke das, was als Kulturgut gehobener Schichten zu ihm abſinke. Oberhalb ſeines primitiven Gemeinſchaftslebens aber beginne das Reich der „individuellen Spitzenleiſtungen". Dort thronen die „einſamen Schöpferperſönlichkeiten", die der Georgekreis mit geſchwungenem Weihrauchfaß anſchwärmte, und bereichern die „nationale Kultur" mit ihren „autonomen Kulturwerten", die eigentlich keinem Volk gehören und denen nur ein „intereſſeloſes Wohlgefallen" gewidmet werden darf, fern von der „Maſſe des Volkes", frei vom Zwang des Staates zu Nutz und Frommen kleiner Perſonalgemeinden von „Gebildeten". Über die Tatſache, daß auch deren Denken weithin prälogiſch und aſſoziativ iſt, was jeder Pſychologe weiß, daß auch ſie — zum Exempel als Sprachbürger — faſt nur reproduzieren, dieweil die Sprache faſt ſchon für ſie dichtet und denkt, daß auch ſie die Sprache zuſehends zum Großſtadtjargon zerreden, daß ſie mit Kunſt und Wiſſenſchaft durch ein dichtes Netz ſehr realer, aber uneingeſtandener Intereſſen verknüpft ſind: über all dies täuſchte eine ſpätidealiſtiſche Phraſeologie hinweg, deren Sprache ſchon vor 1933 einen immer hohleren Klang gewann. Man ſieht: der „Volkmenſch" als Folie zu einem ſpätbürgerlichen Verfallstyp der Übergangszeit vor dem nationalſozialiſtiſchen Umbruch iſt eine halb aufkläreriſche, halb romantiſche Spiegelung eines intellektuellen Bürgertums, das ſich gern als „Geiſtesadel" auf die Zehenſpitzen hob, um eine Lebenshöhe zu erreichen, die ihm weſenhaft verſchloſſen iſt. Der Anteil des Judentums an dieſer Entwicklung, in der auch die politiſche zur „Kulturgeſchichte" verblaßte, iſt heute allgemein erkannt. Gerade der Georgekreis war ſtark von ihm durchſetzt. Die Anthropologie, die hinter der Gegenüberſtellung von „Volksmenſch" und „ſchöpferiſchem Individuum" ſichtbar wird, wirkt erſchreckend. Ihre Frucht waren Schichtendünkel und Klaſſenkampf. Heute iſt ſie dem Tode verfallen. Und die Gerechtigkeit gebietet es, feſtzuſtellen, daß das ganze Gerede vom Volksmenſchen eine ſchlechte volkstheoretiſche Begleitmuſik zu einer vielfach weſentlich beſſeren volkskundlichen Forſchungspraxis war. Hier rächt es ſich, daß die Volkskunde — aus der apologetiſchen Haltung heraus, die ihr durch eine jahrzehntelange Aſchenbrödelſtellung im Reiche der akademiſch anerkannten Wiſſenſchaften nahegelegt wurde — ſich noch heute dagegen ſträubt, von einem erklärtermaßen volkstheoretiſchen Anſatz Nutzen zu ziehen, der ſeinen Urſprung nicht der erkenntnistheoretiſchen Muße, ſondern der ſchickſalhaften Not des Grenz- und Auslanddeutſchtums dankt und im Kampfe um deutſches Volkstum gehärtet wurde[9]. Dieſer Umſtand allein ſollte es verbieten, Bemühungen dieſer Art, mögen ſie noch ſo ſehr in den Anfängen mühſeliger Pioniersarbeit ſtecken, als „ſoziologiſche Phantaſien und Konſtruktionen" und „noch ſo ſcharfſinnig aufgebaute volkstheoretiſche Lehrgebäude" (Freudenthal) in durchaus unangebrachter Ironie abzutun.

---

[8] Volkskultur und Hochkultur. In: „Kritiſche Gänge in die Volkstheorie" (Riga 1936).

Zu welchen verhängnisvollen Folgerungen die Trennung des ſog. „Volksgutes" oder Volkstums von den „individuellen Spitzenleiſtungen" führt, mit denen es die Literatur-, Kunſt- und Muſikwiſſenſchaft vorzugsweiſe zu tun haben, wird noch durch die näheren Ausführungen Freudenthals (1935!) offenbar. Er bezeichnet die Volkskunde einmal als „Charakter- und Geiſteskunde des artgebundenen volkstümlichen deutſchen Menſchen", zugleich aber als eine „ſachkundliche Lehre von den volkstümlichen Gegenſtandsbereichen, deren ſie (die Volkserziehung) ſich bedient und in denen ſie ſich verwirklicht. Es handelt ſich eben um jene Gebiete, die wir ſchon im natürlichen Sprachgebrauch (!) als ‚volks'zugehörig kennzeichnen: Volksglaube, Volksethik, Volksrecht, Volksweisheit, Volksmedizin, Volkskunſt, Volksſprache, Volksbrauch, Volkstracht, Volkslied, Volkstanz — das ſind ſolche gemeinſchaftsgetragenen Grundformen, in denen der volkstümliche Menſch ein lebendiges Verhältnis gewinnt zur freiſchwebenden Ideenwelt einer ſich in Staat, Religion, Recht, Kunſt, Technik uſw. verdichtenden ſog. objektiven Kultur. Und in dieſen Grundformen, nicht im Höhenbereich der reinen Vernunft und ungebundenen Individualkultur, wird eine echte Volkserziehung und -bildung ihre Gegenſtände ſuchen müſſen" (a. a. O., S. 21). Wohin verſteigt ſich hier die wildwuchernde Theorie eines kenntnisreichen Volkskundlers und Hochſchulleiters, der von „volkstheoretiſchen Lehrgebäuden" nichts wiſſen will? Nun fällt doch einmal der Scheinwerfer volkskundlichen Denkens auf das Geſpenſt des „volkstümlichen Menſchen". Wählen wir alſo ein beliebiges volkstümliches Beiſpiel. Ein deutſches ſtädtiſches Krankenhaus weiſt ohne Zweifel Spitzenleiſtungen individuellen chirurgiſchen Könnens eines gelernten Chefarztes auf, Kunſt, Technik und nicht zuletzt der „freiſchwebende" Staat wirkten zuſammen, um es entſtehen zu laſſen und es mitſamt ſeiner Inneneinrichtung und ſeinem Betrieb zu einem Beſtandſtück unſeres deutſchen Volkstums zu geſtalten, das uns die meiſten Oſtvölker im Rahmen ihres Volkstums ſo nicht nachmachen und auf das wir unſeren berechtigten nationalen Stolz ſetzen. Was tut aber der „volkstümliche deutſche Menſch“, wenn er Leibweh hat und auf Grund dieſer Symptome, deren Bedeutung ſich auch im „Volk“ ſchon herumgeſprochen hat, fürchtet, daß mit ſeinem Blinddarm etwas nicht in Ordnung iſt? Läßt er ſich vom Kaſſenarzt in dies Krankenhaus überſchreiben? O nein, der „Volksweisheit“ folgend, bedient er ſich der „Volksmedizin“ eines alten Kräuterweibes, das ihn beſpricht oder mit einer Salbe behandelt, deren Beſtandteile bei Vollmond gepflückt und nach Zeremonien, über die man ſich in jedem Nachſchlagewerk über „Volksmedizin“ belehren kann, zurechtgebraut worden ſind. In dieſen „Grundformen“ ſucht eine echte Volkserziehung ihre Gegenſtände? Iſt ein Schubertlied, das kein „natürlicher Sprachgebrauch“ als ein Volkslied bezeichnet, deshalb ein freiſchwebendes Gebilde einer ungebundenen Individualkultur? Iſt es als „individuelle Spitzenleiſtung“ kein Stück deutſchen Volkstums? Völlig zu Unrecht wendet ſich Freudenthal von dieſer Poſition aus gegen Ernſt Krieck, wenn dieſer angeſichts eines ſolchen prälogiſchen Aberglaubens an einen „natürlichen Sprachgebrauch“ von Volk im gekennzeichneten Sinne, der in Wahrheit das trübe Erbe von Jahrhunderten ſchichtenmäßiger Zerſetzung der Volkseinheit iſt, die folgenden reſignierenden Sätze ſchreibt: „Die von der Romantik herkommende Volkskunde kann wegen ihrer Beſchränkung auf beſtimmte Weſenszüge, insbeſondere des bäuerlichen Volkstums, nicht zur allgemeinen Grundlage der Lehrerbildung dienen. Gefordert iſt vielmehr eine totale und politiſch ausgerichtete Wiſſenſchaft vom Volk, die alle weſentlichen Erziehungsprobleme wie auch das Weſentliche einer Soziologie, einer nationalſozialiſtiſchen Staats-, Rechts- und Kunſtlehre enthält[10].“ Meine eigne Erfahrung in der Lehrerbildung ſagt mir, daß jeder unvoreingenommene Pädagogik-Student von heute hierin mit Krieck völlig einer Meinung iſt. Welche Ungeheuerlichkeit aber bedeutet es vollends, wenn wir bei Freudenthal (S. 18) leſen: „In dieſem Sinne ſteht tatſächlich eine Gemeinſchaftskultur des Volkes als Gegenſtand einer nationalen Volkskunde einer Individualkultur als Gegenſtand einer internationalen Geiſteswiſſenſchaft gegenüber.“ Die große „Geſchichte der deutſchen Kunſt“ von Georg Dehio, als deren Helden der gefeierte Kunſthiſtoriker, von der Grenzlanduniverſität Straßburg Abſchied nehmend, das deutſche Volk bezeichnet, behandelt nur in geringem Ausmaß Erſcheinungen, die der „natürliche Sprachgebrauch“ der „Volkskunſt“ zuweiſt. Beſteht der mindeſte Anlaß, ſie deshalb als ein Stück „internationaler Geiſteswiſſenſchaft“ anzuprangern? Und welche Gewähr iſt überdies dafür gegeben, daß in zahlreichen deutſchen Gauen nicht gerade das Volksgut im Sinne Freudenthals, worauf noch zurückzukommen iſt, mit keltiſchem, ſlawiſchem und ſelbſt römiſchem Erbe untermiſcht iſt? Weiſt nicht gerade die mediziniſche Volkskunde darauf hin, daß volksmediziniſche Anſchauungen durch Vermittlung der Kreuzzüge ſogar arabiſchen Urſprungs ſein können? Mit derart primitiven Gegenüberſtellungen, wie ſie Freudenthal im Rahmen vielfach beachtlicher Ausführungen unterlaufen, kommen wir wirklich nicht weiter. Sie führen die Volkskunde im Kreiſe auf ihre fragwürdigſten Ausgangsſtellungen zurück und ſtellen das echte volkskundliche Anliegen hoffnungslos bloß.

---

[9] Erneſts Braſtins hat ſoeben in lettiſcher Sprache (Riga 1936) eine „Tautibas Maciba" (Volkslehre) veröffentlicht, in deren Einleitung er behauptet, daß ſeine Darſtellung „in ihrer Art den erſten Verſuch darſtellt, auch nur einigermaßen überſichtlich die Gedanken über das Völkiſche im Intereſſe der jungen Sittlichkeit der Menſchheit herauszuſtellen." Ich will dem lettiſchen Kollegen die Priorität einer Darſtellung „in ſeiner Art" nicht beſtreiten. Immerhin iſt ihm entgangen, daß bereits Jahn und Riehl eine Lehre vom Volk entwarfen und daß die moderne Volkstheorie 1933 im deutſchen akademiſchen Lehrbetrieb ihre Anerkennung gefunden hat.

---

[10] „Volk im Werden“, II 1934, S. 161.

Nun äußert ſich nicht nur bei Mackenſen, ſondern ſehr deutlich beiſpielsweiſe auch in der großen Volkskunde von Adolf Bach (S. VII) das Beſtreben, die Volkskunde faſt ängſtlich vor dem Verdacht zu bewahren, daß ſie eine bloß mechaniſche Zuſammenfaſſung und Aufreihung von Märchenkunde, Volksliedkunde, Trachtenkunde uſw. ſei, was die Vorliebe der Volkskunde für uneinheitliche Sammelwerke immerhin nahelegt. Noch vor einigen Jahrzehnten ſchreckte dieſer Gedanke der Unſelbſtändigkeit namhafte Vertreter der damaligen Volkskunde nicht. Häufig angeführt wird der Ausſpruch von Albrecht Dieterich: „Vor Leuten, die nur Volkskunde als ihre Wiſſenſchaft betreiben, mag uns der Himmel in Gnaden bewahren." Die Volkskunde der Gegenwart hat ſich von dieſer beſcheidenen Ausgangsſtellung weit entfernt. Sie möchte auf alle Fälle ſelbſtändige und in ſich abgeſchloſſene Wiſſenſchaft ſein. Deswegen will ſie es bei den zerſtreuten Unterſuchungen, von denen Riehl ſprach, um keinen Preis bewenden laſſen, ſie entwertet ſogar bis zu einem gewiſſen Grade ihre bisherigen Hauptleiſtungen, indem ſie ihre eifrige und erfolgreiche Sammeltätigkeit nur als Vorarbeit einſchätzt. Ihre eigentliche Aufgabe ſucht ſie in einer „Syntheſe", über die jedoch noch keine völlige Klarheit und Einhelligkeit beſteht. Ein Weg, der noch Hoffmann-Krayer gangbar erſchien, iſt heute im allgemeinen verlaſſen. Wir leſen bei ihm: „Die allgemeine Volkskunde ... beſchäftigt ſich mit den Prinzipien und Grundſätzen der volkstümlichen Anſchauungen, mit den überall gültigen Entwicklungsfaktoren, kurz den allgemeinen Agentien, die die Volksſeele bewegen, zeigen ſie ſich nun bei den Bantunegern oder hinterpommerſchen Bauern[11]." Der ſchweizeriſche Gelehrte, der ſich offenbar in der jüdiſchen Großſtadtpreſſe ſeiner Zeit, von der Verſenkung in die grenzenloſe Primitivität des Volksmenſchen ausruhend, über die Zuſtände in „Puttkamerun" ungenügend unterrichtet hat, wird mit dieſer taktvollen Zuſammenſtellung auch außerhalb von Oſtpommern wenig Gegenliebe im deutſchen Volk finden. Die Nachkriegszeit, in der die Primitivenpſychologie Lévy-Brühls ſtark auf die deutſche Volkskunde wirkte, iſt vorüber. Trotzdem will die Volkskunde der Gegenwart das Problem des Primitiven nicht ganz aus dem Auge verlieren. So läßt auch Mackenſen eine unterſte, völkiſch kaum beſtimmte Schicht des volkskundlichen Stoffes gelten (S. 14), ſtellt aber feſt: „Erkenntnis der deutſchen Volksperſönlichkeit iſt alſo letztes und höchſtes Ziel deutſcher Volkskundewiſſenſchaft. Darüber beſteht keine ernſte Meinungsverſchiedenheit" (S. 7). Ähnlich äußert ſich Freudenthal: „Volk im Sinne der Volkskunde iſt ausſchließlich die arteigene Gemeinſchaftskultur im volksdeutſchen Raum" (S. 19). Verwandte Ziele ſtellt ſich das bereits erwähnte Sammelwerk von Wähler. Liegt die ſynthetiſche Aufgabe, nach der die Volkskunde ſucht, in der Richtung einer Charakterologie des deutſchen Menſchen, einer pſychologiſch ausgerichteten Weſenskunde des arteignen und ſpezifiſch deutſchen Volkstums? Verlagert ſich damit, um die

---

[11] „Die Volkskunde als Wiſſenſchaft" (1902) S. 11.

Begriffe von Harmjanz zu gebrauchen, die volkskundliche Forſchung eindeutig vom Ding auf den Menſchen?

Es leidet keinen Zweifel, daß die Volkskunde das meiſte von dem, was bisher unter ihrem Wimpel ſegelte, in den Bereich der Vorläufigkeit zurückdrängen würde, wenn ſie ihre einzige Aufgabe darin ſehen wollte, zu einer Formel vom deutſchen Weſen vorzudringen. Mit Recht ſagt Freudenthal der Volkskunde nach, ſie werde „um ſo fruchtbarer ſein, je ſachfreudiger und bodenſtändiger ſie iſt" (S. 22). Mag alſo immer eine Erkenntnis des deutſchen Volkscharakters [12] als ein Ziel der deutſchen Volkskunde anerkannt werden, dem ſie ſich aber doch — etwa im Unterſchied zur Geſchichtswiſſenſchaft — nur auf eigentümlich volkskundlichen Wegen nähern wird, ſo darf doch der ſelbſtändige Erkenntniswert derjenigen herkömmlichen und neu anzuſteuernden Forſchungsziele nicht mißachtet werden, aus denen allein die Volkskunde bündige Schlüſſe auf den „Volkscharakter" ziehen kann. Fragen wir nun, auf welchem Grundriß der Stoff der Volkskunde als einer Kunde vom geſamten typiſch deutſchen Volkstum entfaltet werden ſoll, ſo melden ſich heute mehrere methodiſche Richtungen, mit denen ſich Bach ausführlich auseinanderſetzt, wie überhaupt das entſcheidende Verdienſt ſeines Buches in der eindringlichen Klärung methodiſcher Fragen liegt. Seinen grundſätzlichen Standpunkt, daß die allzuoft gegeneinander ausgeſpielten Methoden aus müßigem Streit in lebendigen Wettbewerb überführt und auf fruchtbare Zuſammenarbeit abgeſtellt werden ſollten, iſt durchaus zuzuſtimmen. Trotzdem verdienen auch methodiſche Vereinſeitigungen, von denen auch Bachs Haltung nicht ganz frei iſt, ſchon deswegen Beachtung, weil ſich gerade in ihnen die erwünſchte Ausweitung der Volkskunde bereits weitgehend geltend macht. Für die Zeit ſeit dem Weltkrieg erlangten neben den älteren Methoden die kulturräumliche und die ſoziologiſche Richtung bleibende Bedeutung. Dazu tritt neuerdings eine volksgeſchichtliche Arbeitsweiſe, in der ſich zugleich das drängende Intereſſe unſerer Zeit an raſſiſcher Aufhellung des volkskundlichen Befundes äußert. Darüber hinaus wird der Neubau einer Volkskunde auf raſſiſcher Grundlage programmatiſch gefordert. Zu dieſem methodiſchen Fragenbereich ſollen hier einige auf Klärung abzielende Bemerkungen folgen.

Eine eingehende Würdigung der kartographiſchen Arbeitsweiſe, für die ſich unter den Fachvertretern der Volkskunde ſchon vor dem Krieg Wilhelm Peßler einſetzte, erübrigt ſich in einer Zeitſchrift, deren Mitarbeiterkreis für ſich in Anſpruch nehmen darf, dieſe Methode im Bereich einer umfaſſenden Volksforſchung durch ergiebige Arbeiten, insbeſondere auch in der Form einer fruchtbaren Arbeitsgemeinſchaft von Nachbarwiſſenſchaften, begründet und durchgeſetzt zu haben. Insbeſondere darf hier an die Unterſuchungen über den rheiniſchen Kulturraum und an die Verwertung dieſer urſprünglich von Bonn und Köln aus gewonnenen methodiſchen Erfahrungen in der oſtdeutſchen Volksforſchung erinnert werden. In der

---

[12] Über die Schwierigkeiten, die die Frage des Volkscharakters als ſolche bietet, vgl. mein Buch „Das eigenſtändige Volk" (1932) S. 288ff.

„Deutſchen Volkskunde“ von Adolf Bach, die ſich für dieſe Richtung beſonders einſetzt, wird ihr Spannungsverhältnis zu der älteren „Stammeshypotheſe“ deutlich (S. 219 ff.). Die eigentümlich deutſche Vorliebe für den Stamm als volkliches Gliederungsprinzip (im Unterſchied etwa zum romaniſchen Regionalismus) hängt mit dem geſchichtlichen Entwicklungsgang unſeres Volkes zuſammen. Seit die Romantik die Anteilnahme an der urſprünglichen germaniſchen Welt und an frühgeſchichtlichen Studien vertiefte, gewann ein ſtark romantiſch gefärbtes Stammesdenken für die deutſche Geiſteswiſſenſchaft eine faſt dogmatiſche Geltung. Auch die von Georg Wenker 1876 in Angriff genommene und ſpäter von Ferdinand Wrede und ſeinen Schülern weiterentwickelte exakt-geographiſche Mundartenforſchung wollte der Aufhellung der Stammesgliederung unſeres Volkes dienen[13]. Gerade ihre überraſchenden Ergebniſſe, die ſich keineswegs mit den Erwartungen jener Forſchergeneration deckten, brachten aber vielmehr für längere Zeit die „Stammeshypotheſe“ bei der ernſten Wiſſenſchaft geradezu in Verruf. So bedeutete es eine mutige Tat, daß ein grenzdeutſcher Germaniſt, der ſudetendeutſche Literarhiſtoriker Joſef Nadler ſchon ſeit 1912 mit einer großangelegten „Literaturgeſchichte der deutſchen Stämme und Landſchaften“ hervortrat. Obgleich Nadlers Forſchungen eine letzte Klarheit in den Grundbegriffen (z. B. auch auf raſſenkundlichem Gebiet) vermiſſen laſſen und noch einer eindringlichen volkstheoretiſchen Auswertung harren, haben ſie doch entſcheidend dazu beigetragen, die „Volksliteratur“ literaturgeſchichtsfähig zu machen und dabei dem Stammesdenken neuen Auftrieb zu geben. Im übrigen liegt in dem Titel des Nadlerſchen Hauptwerkes bereits der Ausgleich beſchloſſen, der ſich immer mehr durchzuſetzen beginnt. Gerade die Sonderlage des Oſtſiedelraums mit ſeinen „Neuſtämmen“ nötigte Nadler dazu, der Landſchaft als einem Schauplatz der Stammesverſchmelzung ihren Platz neben dem eigentlichen Blutsverband des Stammes einzuräumen. Damit iſt der Ort einer Begegnung und fruchtbaren Durchdringung der Stammes- und Kulturraumforſchung beſtimmt. Landes- und Volksforſchung, wie ſie der Titel unſerer Zeitſchrift zuſammen nennt, werden ſich des engen Aufeinanderangewieſenſeins bewußt. Das Ergebnis dieſer fruchtbaren Berührung iſt der neuere Begriff des Gauſchlages oder Volksſchlages, der den Begriffsgehalt des Neuſtammes von ſeinen oſtdeutſchen Sonderbedingungen löſt und das kultur- und lebensgemeinſchaftlich gebundene Menſchentum engerer Teilräume unſeres Volksbodens in ſeiner relativen geſchichtlich-biologiſchen Überlieferungsfeſtigkeit zu erfaſſen ſucht.

Das Vorbild der erfolgreichen Mundartengeographie wurde wirkſam bei den Arbeiten am Atlas der deutſchen Volkskunde, die unter wechſelnder Leitung und Planung ſeit 1927 im Gange ſind und jetzt dem Abſchluß entgegengehen[13a]. Dabei darf jedoch ein entſcheidender Unterſchied nicht überſehen werden. Die Standortbefeſtigung des mundartlichen Sprachgutes und damit auch die Sicherheit ſeiner kartographiſchen Erfaſſung iſt weſentlich größer als die der meiſten ſonſtigen Volksgüter, zu deren Beſtandsaufnahme und kartenmäßiger Darſtellung man heute übergegangen iſt. Ob in einem beſtimmten Dorf irgendein Sprachelement im Gebrauch iſt, läßt ſich zuverläſſiger ermitteln und feſtſtellen als der Umſtand, daß „man" dort ein beſtimmtes Märchen erzählt, ein Volkslied ſingt, einen Brauch übt oder eine Tracht trägt. Der Begriff Verbreitungsgebiet bedeutet für die Sprache, aber auch für verſchiedene Volksgüter etwas durchaus Unterſchiedliches. Eine Volkskunde zumal, die über die bloße Beſtandsaufnahme volkstümlicher Sachgüter und Verhaltensweiſen hinausſtrebt und auf ſo ſchillernde und ſchwer faßbare Erſcheinungen, wie den „Charakter" oder das „Weltbild" und die „Geiſtesart" eines raumgebundenen Menſchenſchlages abzielt, wird durch die angedeutete Unſicherheit über eine rein geographiſch-räumliche Betrachtungsweiſe hinausgetrieben. Die Sprache, deren Erforſchung nur in loſem Zuſammenhang mit der herkömmlichen Volkskunde ſteht, vermittelt unmittelbarere Ausſagen über Volk und Volksſchlag als die meiſten der erklärten Lieblingsgegenſtände volkskundlicher Forſchung. Deren Bindung an die Landſchaft vollzieht ſich in einem gar nicht leicht zu erfaſſenden Element, das nicht erdkundlich, ſondern ſoziologiſch iſt.

---

[13] Vgl. im einzelnen A. Bach, Deutſche Mundartenforſchung, ihre Wege, Ergebniſſe u. Aufgaben (1934).

[13a] Atlas der deutſchen Volkskunde. Hrsg. mit Unterſtützung der Deutſchen Forſchungsgemeinſchaft von Heinrich Harmjanz und Erich Röhr. Lieferung 1. Leipzig 1937. 23 Ktn. 1:2000000, Größe 70×66 cm.

Ich rühre hier an die beſonders von Schwietering und ſeiner Schule betonte Frage nach der funktionalen Bedeutung des Volksgutes. Die ſoziologiſche Richtung ſtellt dieſe Frage in den Vordergrund, ja ſie ſieht in ihrer Berückſichtigung das Eigentümliche der modernen Volkskunde. Auch die Philologie oder Literaturwiſſenſchaft, die ſich für ein Märchen als Literaturdenkmal intereſſiert, kann ein ſolches, wenn es nur mündlich überliefert iſt, irgendwo finden und von dieſem Fundort Notiz nehmen. Die ſoziologiſch gerichtete Volkskunde ſtellt neben die Frage der örtlichen Verbreitung und Herkunft die nach der geſellſchaftlichen Einordnung und dem ſpezifiſchen lebendigen Gebrauchswert des einzelnen Volksgutes. Sie wird damit zur Volkslebenskunde (Max Rumpf). Nicht das bloße örtliche Vorhandenſein, ſondern die beſondere gemeinſchaftliche Anerkennung und Pflege eines Volkstumselementes muß unterſucht werden. So gewinnt die ſoziale Volkskunde dem Beſtand an Volksgut gewiſſermaßen eine neue Dimenſion ab, die ein funktional-dynamiſches Gepräge trägt. Sie will nicht ſoziale Viviſektion treiben, wohl aber das Volksgut gleichſam in statu vivendi, im lebendigen Vollzug aufzufangen und nach Möglichkeit darzuſtellen ſuchen. Bedient ſich die Kulturraumforſchung des techniſchen Behelfs der Karte und wendet ſie ſich ans Auge, ſo wird die Volkstumsſoziologie vielleicht verſuchen, mit Filmſtreifen und Schallplatte den Vorgang echten Volkstanzes dem Auge und Ohr zugleich zu vergegenwärtigen. Jüngſte techniſche Errungenſchaften werden ſo einer neuen volkskundlichen Forſchungsplanung nutzbar gemacht.

Aber die Verarbeitung und Ordnung volksſoziologiſcher Befunde ſetzt doch — dem Kartennetz der Geographen entſprechend — eine Art von ſoziologiſchem Fächerwerk voraus. Daß dieſes nicht ſtarr ſein und erſt recht nicht auf phantaſtiſche Konſtruktion zurückgehen darf, verſteht ſich von ſelbſt. Aber es ergibt ſich auch keineswegs mit Selbſtverſtändlichkeit aus dem Befunde im einzelnen. Man bedenke etwa, welche Erſchütterungen der Begriff des Standes ſeit Riehl erfahren hat, und wie die damit entſtandene terminologiſche Unklarheit auf die Volkskunde bei der Abgrenzung und Gliederung ihrer empiriſchen Forſchung zurückwirken muß[14].

Ähnliche Schwierigkeiten bereitet aber der volkskundliche Grundbegriff der Sitte. Mackenſen beginnt ſeinen Beitrag zu dem Spamerſchen Sammelwerk (Bd. I S. 108 ff.) mit den Sätzen: „Die Begriffe ‚Sitte und Brauch‘ ſind für unſer Sprachgefühl zu einer Einheit zuſammengewachſen . . . ‚Sitte und Brauch‘ ſind Synonyme und bilden als ſolche eine in ſich geſchloſſene begrifflich untrennbare Einheit. Für dieſen Begriff kann man auch das Wort ‚Brauchtum‘ ſetzen, da iſt kein Unterſchied.“ Kann man auch ſtatt Sittenpolizei Brauchtumspolizei ſagen oder den dem Rechtswahrer geläufigen Begriff der „guten Sitten“, gegen die ein Vertrag nicht verſtoßen darf, durch „gute Brauchtümer“ erſetzen? Führt derſelbe Weg von der Sitte zum Sittlichen wie vom Brauch zum Gebräuchlichen oder Brauchtümlichen? So klar und einfach ſcheint es mit der Synonymität der beiden Begriffe nicht zu liegen, die ſich allerdings beide in einem Zuſtand der Verwahrloſung und Verwaſchenheit befinden, der nicht leicht zu überwinden iſt. Immerhin haben ſich Soziologie und Volkslehre um Scheidungen etwa zwiſchen Sitte, Konvention, Brauch, Lebensſtil, Mode uſw. einige Mühe gegeben. Die Volkskunde, die in Wahrheit ſelbſtherrlich als Sitte im Sinne der Volkskunde das ihr geläufigere Brauchtum beſtimmt, ſollte das ihre zur Klärung dieſer Fragen beitragen, ſtatt ſich für ihren Hausgebrauch eine ſolche kurzſchlüſſige terminologiſche Vereinfachung zu geſtatten.

Im übrigen ſcheint Mackenſen auf dem Wege einer ſchärferen Erfaſſung dieſes Problems zu ſein. Er ſchreibt an anderer Stelle: „Die Volkskunde hat es mit den Kulturäußerungen der überlieferungsgebundenen Gemeinſchaften zu tun. Das bedeutet, daß alles, was in ihren Bereich fällt, Brauchtum iſt. Das eben unterſcheidet dieſe Dinge von allen andern; das Leben in der Überlieferung, d. h. in der Sitte, iſt geradezu das Kennzeichen des volkskundlichen Stoffes[15]." Ich laſſe dahingeſtellt, ob Mackenſen hier nicht eine neue Vereinfachung vornimmt, indem er Sitte und Überlieferung in eins ſetzt. Immerhin entfernt er ſich jetzt vom engeren und begrenzteren Bereich des Brauchtums und nähert ſich dem Verſtändnis der Sitte, der zweifellos eine ſtärkere Würde und verpflichtende Kraft innewohnt als dem Brauchtum, wie es uns in volkskundlichen Darſtellungen entgegentritt. Auch der Unterſchied zwiſchen Sitte und Sitten verdient beſondere Beachtung in einer revolutionär aufgewühlten Zeit wie der unſeren, in der ſehr verſchiedenartige und verſchiedenwertige Formen überlieferungsgebundenen und überlieferungsſtiftenden Lebens miteinander ringen. Sehen wir aber in der Sitte den Gegenſtand der Volkskunde ſchlechthin, dann werden wir zu der bereits angeſchnittenen Frage zurückgeführt, wodurch ein beſtimmtes Volksgut irgendwo ortszuſtändig und einem beſtimmten Menſchenſchlag ſeeliſch zugehörig, für ihn charakteriſtiſch iſt. Die Beziehung zwiſchen Schöpfer und Erzeugnis, die für geſchichtliches Denken im Vordergrund ſteht, iſt gerade für die herkömmliche Volkskunde nicht ausſchlaggebend. Denn ſelbſt wenn man den Satz, das „Volk" produziere nicht, ſondern reproduziere nur, in ſeiner zeitweiſe behaupteten allgemeinen Geltung erheblich einſchränkt, wie das heute allgemein geſchieht, ſo bleibt an der Lehre vom „geſunkenen Kulturgut" doch ſo viel unbeſtreitbar, daß das „Volksgut" großenteils nicht am ſoziologiſchen und geographiſchen Ort ſeines eigentlichen Urſprungs, ſondern an dem ſeiner Aufnahme, Verſchleifung und Anverwandlung für die „Volkskunde" erheblich wird. Dort aber iſt es in den Bannkreis der Sitte getreten, die ihren Stoff aus der Überlieferung ſchöpft, ihn aber doch unmerklich den ſich wandelnden Lebensbedingungen anpaßt. Hierbei erweiſen ſich die Brauchtümer als das ſtarrere, die Sitte als das flüſſigere Element. Gerade dadurch wirkt auch die Sitte auf das ebenfalls zu formelhafter Erſtarrung neigende Recht als eine lebendig ausgleichende Kraft. In dieſem Sinne iſt die Sitte das Bindemittel, das die volkstümlichen Kulturgüter mit ihrem Verbreitungsgebiet verknüpft, das durch ſie zu einem Geltungsgebiet, zu einem Bereiche von mehr als traditionaler Verpflichtung auf das einzelne Volkstumselement wird. Das überſieht Mackenſen und deshalb kommt er zur einfachen Ineinsſetzung verwandter und doch ihrem Weſen nach unterſchiedlicher Sozialſtrukturen, die für die Volkskunde allerdings von zentraler Bedeutung ſind.

---

[14] Auch hierfür ein konkretes Beiſpiel: In der ausführlichen Bibliographie der von Spamer hrsg. „Deutſchen Volkskunde“ (1935) Bd. II Anhang S. 12 werden unter „Stände“ ganze 44 Schriften genannt. Davon ſind dem Bauern 29, dem Handwerker 3 (aus den Jahren 1901, 1908 und 1934!), dem Proletariat bzw. dem Großſtädtertum 4, den Fiſchern und Schiffern 1 Schrift gewidmet. Der Reſt bezieht ſich auf allgemeine Fragen. An einer ſpäteren Stelle (S. 27 f.) werden noch hauptſächlich über einzelne Handwerke einige brauchtümliche Monographien angefügt. Damit iſt die ſtändekundliche Weisheit dieſes Standwerkes der deutſchen Volkskunde am Ende. Als ich für meine „Volkskunde“ (1937) den Abſchnitt „Stand und Schichtung“ ſchrieb, ließ mich das vorhandene volkskundliche Schrifttum faſt völlig im Stich. Ohne Anſpruch auf Vollſtändigkeit unterſchied ich im heutigen deutſchen Volk, ohne mich auf einen irgendwie gefeſtigten natürlichen Sprachgebrauch ſtützen zu können, 12 ſtandähnliche Gruppen und trug dafür — unter weitgehender Zuhilfenahme von Nachbarwiſſenſchaften — etwa 100 Schriften zuſammen, die ſich auf die einzelnen Stände einigermaßen gleichmäßig verteilten. Drei Viertel von dieſen ſcheinen nicht zum „Volk im Sinne der Volkskunde“ zu gehören. Unter den ſachlichen Teilabſchnitten der Spamerſchen Volkskunde fehlt die Ständekunde überhaupt, während ſich Bach redlich um dieſe ſchwierige aber wichtige Frage bemüht.

Die angeführten Fälle ſind nur Beiſpiele dafür, daß es noch weithin an der nötigen ſoziologiſchen und volkstheoretiſchen Vorarbeit und nachbarlichen Hilfe für die volkskundliche Forſchung fehlt. Eine Hauptſchuld an dieſem Zuſtand trifft ohne Zweifel die Soziologie ſelber. Dem Geſetze gemäß, nach dem ſie im Zeitalter beginnender ſozialer Kriſen als ein Faktor weſteuropäiſchen Denkens angetreten iſt, hat ſie von vornherein weder die Abſicht noch die Möglichkeit gehabt, auf die Mitte der deutſchen Volkswirklichkeit und auf die in ihr lebendigen tieferen Überlieferungskräfte zuzuſtoßen. Sie ſtand dabei in einem komplementären Verhältnis zur vereinſeitigten Volkskunde. Während dieſe auch nach Riehl wieder vorwiegend im Bauerntum die Keimſchicht des Volkes erforſchte, beſchäftigte ſich die Soziologie mit den Strukturformen verſtädterter Maſſen- und Geſellſchaftskreiſe. Statt auf den organiſchen Humusboden ſtieß ſie dabei vielmehr auf bürgerlich-proletariſche Zerſetzungskräfte im deutſchen Volkskörper, auf „Fermente der Dekompoſition“ (Mommſen), die es auch außerhalb des Judentums gab. Ohne ernſten Willen zum Widerſtand gegen zeitliche Verfallserſcheinungen fand ſie in der „Induſtriegeſellſchaft“ die ihrem Forſchungseifer gemäße Syntheſe und glaubte ihr Objekt realiſtiſch und „wertfrei“ zu unterſuchen, während ſie politiſch in Wirklichkeit ſehr deutlich Partei nahm: für Individuum und Maſſe gegen das Volk. Das Mißtrauen, das ihr heute im neuen Deutſchland begegnet, iſt unter dieſen Umſtänden nur zu begreiflich und in weitem Umfang berechtigt[16].

---

[15] Volkskunde in der Entſcheidung S. 33. Vgl. auch die Schrift von Dünninger, Volkswelt und Geſchichtliche Welt, 1937, S. 128ff., die mir erſt nach Abſchluß dieſes Aufſatzes bekannt wurde.

Nun finden wir bei Volkskundlern der Gegenwart nicht ſelten die Einſicht, daß „volkskundliche“ und „volksſoziologiſche“ Arbeiten in der Tat weitgehend auf eine gewiſſe gegenſeitige Ergänzung angewieſen ſind und daß ihre Probleme ſich oft überſchneiden. Auch Bach erkennt die Notwendigkeit einer Zuſammenarbeit an und trennt mehr aus praktiſchen Gründen die Volkskunde von der Volksſoziologie (S. 52 ff.). Der Nürnberger Soziologe Max Rumpf, von Haus aus Juriſt, hat nicht nur frühzeitig das Programm einer „Deutſchen Volksſoziologie im Rahmen einer ſozialen Lebenslehre" (1931) entworfen, ſondern in den zwei bisher erſchienenen Bänden ſeines umfaſſenden, manchmal übrigens zu ſtark in die Breite gehenden Werkes „Das gemeine Volk. Ein ſoziologiſches und volkskundliches Lebens- und Kulturgemälde" (1933/36) den Beweis für eine gute Ergänzungsfähigkeit beider verwandten Wiſſenſchaften erbracht. Gunther Ipſen iſt bisher bei der programmatiſchen Ankündigung ſeiner Soziologie des deutſchen Volkstums ſtehengeblieben. Seine anregende Studie über „Das Landvolk" (1933) bearbeitet nur ein Teilproblem. Eine deutſche Volksſoziologie iſt alſo bisher über verheißungsvolle Anſätze nicht hinausgediehen. Und das Mißtrauen, das begreiflicherweiſe der Soziologie als ſolcher noch aus der Syſtemzeit heraus anhaftet, erleichtert es nicht, einer durchaus möglichen und wünſchenswerten volksſoziologiſchen Forſchungstätigkeit, die ſich übrigens nur mit einem Teil der eigentlich volkstheoretiſchen Fragen zu befaſſen hätte, einen ſchnellen und wirkſamen Auftrieb zu geben.

---

[16] Vgl. zu dieſen Fragen Freyer, Soziologie als Wirklichkeitswiſſenſchaft (1930), ferner die den Sachverhalt bedenklich verklärende Abhandlung desſelben Forſchers „Gegenwartsaufgaben der deutſchen Soziologie“ Zeitſchr. f. d. geſ. Staatswiſſ. Bd. 95 (1934) S. 116ff., E. R. Huber, „Die deutſche Staatswiſſenſchaft“ ebd. S. 1ff. und meine Entgegnung „Geſamte Staatswiſſenſchaft oder geſamte Volkswiſſenſchaft?“, Volksſpiegel II (1934) S. 36ff. Die Inſtinktloſigkeit und Gleichgültigkeit der deutſchen Soziologie in ihrem Zuſtand vor 1933 gegenüber völkiſchen Lebensfragen erſten Ranges ſei an einem Beiſpiel ſchlaglichtartig erhellt. Im September 1928 veranſtaltete die für die deutſche Forſchung repräſentative Deutſche Geſellſchaft für Soziologie eine Tagung in Zürich, wobei einen der beiden Hauptverhandlungsgegenſtände „Die Wanderung“ bildete. Der Bericht liegt gedruckt vor (Tübingen 1929). Es läßt ſich nicht leugnen, daß für ein Volk, deſſen eigentliche Geſchichte mit der Völkerwanderung beginnt und das als Ergebnis der Oſtwanderungen und der Auswanderung nach Überſee Millionen ſeiner Söhne in aller Welt weiß, dieſe Frage von zentraler Volksbedeutung iſt. Und Zürich wäre ein Ort geweſen, wo in die deutſchen Wanderungsprobleme und ihre ſoziologiſchen Befunde auch die Weſtwanderung des Deutſchſchweizertums ſamt ihren völkiſchen Begleitumſtänden zwanglos hätte einbezogen werden können. Wie nutzte die Geſellſchaft für Soziologie dieſe einzigartige Gelegenheit? Da ſie wertfrei und betont international war, kamen ſolche Überlegungen für ihre Leitung überhaupt nicht in Frage. So vertraute ſie dies wichtige Thema (auch der dritte von vier Hauptrednern war Jude) zwei jüdiſchen Forſchern an. Der Kölner Soziologe Honigsheim behandelte vom prähiſtoriſch-ethnologiſchen Standort aus die Überwanderung urzeitlicher Hackbauern durch Jägerhorden, ſein Frankfurter Kollege Franz Oppenheimer ſtreifte in ſeinem Referat, das nur verleſen werden konnte, die Wanderungsvorgänge nur loſe und entwickelte einen extrem ſtaatsfeindlichen und agrarreformeriſchen Standpunkt, der ſich ihm als univerſalhiſtoriſch-ökonomiſcher Geſichtspunkt darſtellte. Die völkiſchen Wanderungsprobleme wurden auch in der Erörterung kaum erwähnt. Von Soziologie als Wirklichkeitswiſſenſchaft konnte hier in keiner Weiſe geſprochen werden. Daß die deutſche Volkskunde von einer ſo eingeſtellten Fachſoziologie keine Hilfe in ihren grundbegrifflichen Nöten erwarten durfte, verſteht ſich von ſelbſt. Die erſten Verſuche einer volkstheoretiſchen Grundlegungsarbeit traten ſeitab vom damaligen Univerſitätsbetrieb 1932 an die Öffentlichkeit und fanden, nachdem noch Ende dieſes Jahres das preußiſche Kultusminiſterium unter Kaehler ſich in dieſer Frage völlig verſtändnislos gezeigt hatte, erſt 1933 durch den tatkräftigen Entſchluß einer nationalſozialiſtiſchen Landesregierung ihre akademiſche Heimſtatt. Auch an etwa vier preußiſchen Univerſitäten hat die Volkslehre ſeither Boden gewonnen.

Dieſer Umſtand, den eine realiſtiſche Betrachtungsweiſe unmöglich überſehen kann, verdient Beachtung. Wenn wir auf volkskundlicher Seite — ſo bei Bach und Mackenſen — den Verſuch finden, beſtimmte Stoffgebiete, die an ſich für den Ausbau der Volkskunde ſelber in Frage kämen, an die „Volksſoziologie" zu treuen Händen abzugeben, ſo gleicht dieſes Verfahren in etwa dem eines Fuhrmannes, der zu hoch geladen hat und einen Teil ſeiner überzähligen Frachtſtücke auf ein anderes Fuhrwerk umzuladen ſucht, während dieſe ausgeſchiedenen Stücke in Wirklichkeit an den Rand der Straße fliegen und überhaupt nicht befördert werden. Erſt an der nächſten Station wird er merken, daß in den einem ſo ungewiſſen Schickſal überantworteten Kiſten — ſagen wir: — Maſchinen waren, die erſt mit den weiterbeförderten zuſammen ein leiſtungsfähiges Werk ergeben. Die vorhandenen volksſoziologiſchen Arbeitseinrichtungen können nur ſehr begrenzte Aufträge ohne feſte Lieferfriſt übernehmen. Stünde neben der vorhandenen Volkskunde eine einigermaßen entwickelte „Volksſoziologie" mit einem zugehörigen wenigſtens gleichwertigen Lehr- und Forſchungsapparat, ſo ließe ſich über manche Arbeitsteilung ohne Zweifel reden, obwohl im beiderſeitigen Intereſſe die „Teilung" auch dann nicht zu weit gehen ſollte. So aber muß ſich die Volkskunde in ihrer Kriſenlage darüber klar ſein, daß einmal eine Übertragung ihres verengten Volksbegriffes auch noch auf eine im weſentlichen neu zu ſchaffende „Volksſoziologie" entſchieden abzulehnen iſt und daß ſie einſtweilen jedenfalls bei ihrem zeitgemäßen Umbau die Verantwortung für beſtimmte volksſoziologiſche Sachbereiche einfach deshalb behalten muß, weil deren Bearbeitung auch für ihren eigenen Fortgang unerläßlich iſt, während es noch an einer aufnahmebereiten Stellung der Soziologie fehlt. Fürs erſte alſo wird die

Volkskunde, wenn ſie ſich zur Kunde vom ganzen deutſchen Volkstum weiterentwickeln will, ein erhebliches Teil des derzeit herrenloſen Erbes aus der ſoziologiſchen Konkursmaſſe der Syſtemzeit wohl oder übel mit übernehmen müſſen. Und dieſe — wenigſtens zeitweilige — Mitbeackerung volksſoziologiſchen Areals wird ſich beſtimmt nicht zum Schaden der Volkskunde auswirken, ſondern wird ihr den Durchbruch in die Breiten deutſchen wiſſenſchaftlichen Lebens ſogar erleichtern, um die ſie ſich mit bislang unbefriedigendem Erfolge bemüht.

Der kulturräumlichen und der ſoziologiſchen Volksforſchung gemeinſam iſt die Einſtellung auf die gegenwärtigen lebendigen Volkstumselemente, ihre Gliederung und ihren ſinnvollen volkserheblichen Zuſammenhang. Fraglich bleibt zwiſchen Volkskunde im engeren und Volksforſchung im weiteren Sinn, ob ein begrenzterer Bereich von Volkstumselementen im Sinne der älteren Volkskunde herausgelöſt und mit geographiſch-ſoziologiſchen Mitteln erforſcht, oder ob die Totalität des lebendigen Volkstums zum Forſchungsgegenſtand gemacht werden ſoll. Ein neuer Fragenbereich aber öffnet ſich, wenn es um die genetiſche Erklärung, um die Zurückführung empiriſch gegebenen, lebendigen gegenwärtigen Volkstums auf Urſprung und Weſensgrund geht. Hier wird zunächſt die Frage nach dem Verhältnis von Volkskunde und Geſchichte brennend, die in den letzten Jahrzehnten ſchon deshalb im Unklaren bleiben mußte, weil die zuſtändige Inſtanz, die Geſchichtsphiloſophie, im neukantianiſchen Fahrwaſſer als Methodologie der Geſchichtsſchreibung verkümmert war.

Die Frage nach dem Verhältnis von Volkskunde und Volksgeſchichte iſt in den letzten Jahren beſonders von Adolf Helbok aufgeworfen worden[17]. Helbok trennt (ſprachlich nicht ſehr glücklich) zwiſchen deutſcher Volksgeſchichte und Geſchichte des deutſchen Volkes. „Die Volksgeſchichte iſt die Entwicklungsgeſchichte des Volksleibes aus ſeinen naturhaften und ſeeliſchen Grundlagen heraus“[18]. Hier vollzieht ſich eine etwas überſchärfte Wendung gegen die Volkskunde in ihrem Bemühen nach Gegenwartsnähe. Die „kommende Volkskunde auf raſſiſcher Grundlage“ kann nach Helbok „nicht beſtehen ohne die zeitliche Tiefenprojektion, die ihr die Volksgeſchichte liefert. Volkskunde und Volksgeſchichte ſind untrennbar. Die Forderung, die Volkskunde ganz von hiſtoriſcher Problemſtellung zu löſen und zur Nurgegenwartswiſſenſchaft zu machen, iſt ein liberaliſtiſch-ſoziologiſcher Irrſinn[19].“ Gegen wen ſich dieſer heftige Angriff richtet, iſt mir nicht bekannt. Auch mit einer Gegenwartsvolkskunde, um das wenig glückliche Schlagwort aufzunehmen, verträgt ſich die „Tiefenprojektion“ durchaus, wie in der Folge zu zeigen ſein wird. Sie wird durch die grundſätzliche Einſtellung auf lebendiges und nicht erſtorbenes Volkstum, worin ſich alle jüngeren Volkskundler heute einig ſind, ſogar erleichtert. Doch hören wir weiter, welche Aufgaben dieſer „Volksgeſchichte" zugewieſen werden. Der deutſche „Volksleib" ſoll geſchichtlich erfaßt werden:

---

[17] Vgl. Helbok, Was iſt deutſche Volksgeſchichte? (1935); Der Problemkreis von Volkskunde und Volksgeſchichte (Zeitſchr. f. Volkskde. 1934 S. 1ff.); „Wo ſteht die Volkskunde und wo ſollte ſie ſtehen?“ (Arch. f. Bevölkerungswiſſ. u. Bev.-Pol. 1936 S. 207ff.)

[18] Was iſt deutſche Volksgeſchichte? S. 1.

[19] Ebenda, S. 9.

> „1. an ſeiner räumlichen Ausbreitung (Siedlungsgeſchichte als Geſchichte des Werdeganges des Lebensraumes von Urzeiten bis zur Gegenwart, in Querſchnitten geographiſch betrachtet);
>
> 2. an ſeinem zahlenmäßigen und ſtrukturellen Aufbau (Volkskörpergeſchichte als über die rein hiſtoriſche Bevölkerungsſtatiſtik hinausgehende Geſchichte der Entfaltung der Volkszahl, des Volksaufbaues und der Binnen- und Grenzwanderung, ebenfalls in Querſchnitten geographiſch betrachtet);
>
> 3. an ſeiner raſſiſchen Zuſammenſetzung jeweils im Laufe der Jahrhunderte (Raſſengeſchichte in geographiſcher Betrachtungsweiſe des jeweiligen Verhältniſſes der einzelnen Raſſen zueinander und der Verſchiebungen durch die Wanderbewegung);
>
> 4. an ſeiner kulturellen Zuſammenſetzung jeweils im Laufe der epochalen Zeitabſchnitte deutſchen Kulturlebens (Kulturgeſchichte des ſog. primitiven Volkslebens und der ſog. ‚höheren' Kulturproduktion, jedoch nicht ſtatiſch, ſondern dynamiſch genommen, Atlas der deutſchen Volkskunde)"[20].

Es iſt kein Zweifel, daß hier eine beachtenswerte Ausweitung des volkskundlichen Blickfeldes vorgenommen wird[21]. Auch durchdringt ſich die hiſtoriſche ſtändig mit der geographiſchen Betrachtungsweiſe. Die ſoziologiſche kommt zu kurz. Offen mag die Frage bleiben, ob es Helbok bereits gelungen iſt, ſeinen methodiſchen Anſatz zu voller Klarheit zu bringen und die Beziehungen zwiſchen Volksgeſchichte in ſeinem Sinn, Kulturgeſchichte und politiſcher Geſchichte befriedigend zu deuten. Immerhin hat es Helbok nicht bei programmatiſchen Erörterungen bewenden laſſen, ſondern legt in Lieferungen ſeine großangelegten „Grundlagen der Volksgeſchichte Deutſchlands und Frankreichs" vor. Auch auf die ungemein ſtoffreiche „Raſſen- und Raumgeſchichte des deutſchen Volkes" (^{2}1936) von Guſtav Paul ſei in dieſem Zuſammenhang hingewieſen.

Daß Volkskunde und Volksgeſchichte (die letztere auch in einem weiteren Sinne verſtanden als bei Helbok) eng zuſammengehören, iſt kaum zu leugnen. Nur fragt es ſich, ob der Satz zutrifft; „Die Volkskunde der Zukunft wird alſo ſein: deutſche Volksgeſchichte als Grundlage, auf der die überlieferte hiſtoriſche Volkskunde den Weg in die Gegenwartslage nimmt[22]". Allzu leicht könnte die Volkskunde dabei — ſo möchte es ſcheinen — zum bloßen Anhängſel der Geſchichtswiſſenſchaft werden. Hier wie andernorts zumeiſt wird ein wichtiger Unterſchied überſehen: der zwiſchen Geſchichte und Überlieferung. Ich ſelber habe jüngſt als Aufgabe einer umfaſſenden Volkskunde, die ſich auf volkstheoretiſchem Grundbau erheben ſoll, die „Traditions- und Weſenserhellung unſeres deutſchen Volkstumes" bezeichnet[23]. Ich glaube mich gerade darin — über ſonſtige Meinungsverſchiedenheiten hinweg — mit Mackenſen und einem großen Teil der jüngeren Volkskundler zu begegnen. Was bedeutet aber Traditionserhellung?

---

[20] Wo ſteht die Volkskunde? S. 210f.

[21] Noch weiter geht in dieſer Richtung Erich Keyſer, der als Rahmen einer erweiterten Volkskunde eine hiſtoriſch unterbaute umfaſſende „Bevölkerungswiſſenſchaft" ſieht. Eine bevorſtehende größere Veröffentlichung des Danziger Hiſtorikers wird ein ſchlüſſiges Urteil über ſeine Vorſchläge ermöglichen.

[22] Wo ſteht die Volkskunde? S. 211f.

[23] Volkskunde S. VII.

Ein bekannter Roman der Aufklärungszeit nannte ſich „Lebensläufe in aufſteigender Linie". Sollte es nicht möglich ſein, den Lebenslauf des deutſchen Volkstums, die wechſelnde Verknüpfung und Rangordnung, die räumliche Einwurzelung und ſoziale Funktion ſeiner Elemente in aufſteigender Linie zu erfaſſen und darin eine eigenwüchſige Aufgabe der Volkskunde zu erkennen, durch die ſie ſich gerade von aller Geſchichte — auch von der Volksgeſchichte Helboks — unterſcheidet? Iſt nicht Erkenntnis und Verſtändnis des lebendigen Volkstums für ſie das Primäre und damit auch der Grundbau, von dem aus ſie zur Deutung des Volkstums aus Überlieferung und urweſentlicher Art unſeres Volkes aufſteigt? In der Tat iſt die Entwicklung und Darſtellung geſchichtlicher Stoffe für den Hiſtoriker durch die Einſinnigkeit der Zeit unverrückbar beſtimmt. Die Gegenwart kommt hier immer zuletzt. Eine Geſchichte des deutſchen Dorfes etwa, um einen volkskundlich erheblichen Gegenſtand als Beiſpiel zu wählen, beginnt mit ſeinen Urſprüngen, verfolgt ſeine Entwicklung durch Mittelalter und Neuzeit und mündet (manchmal auch nicht und oft etwas widerſtrebend) in die Schilderung ſeines gegenwärtigen Zuſtandes. Das tiefwurzelnde Mißtrauen des Hiſtorikers gegen die ſog. Zeitgeſchichte iſt durchaus begründet. Mit Recht bevorzugt er abgeſchloſſene Verläufe, ſoweit ſie unſerem Verſtändnis noch zugänglich ſind, weil in ihrer Darſtellung die eigentümlich geſchichtswiſſenſchaftlichen Methoden am reinſten zur Anwendung gebracht werden können. Der Volkskundler aber verfährt genau umgekehrt. Er erforſcht das lebendige Dorf. Sein erſter Blick iſt auf das Gegenwärtig-Zuſtändliche darin gerichtet. Aber auch er ſieht es als ein Gewordenes und Werdendes, da zum Lebendigen der dynamiſche Lebensvollzug gehört. Angeſichts der nur relativen Stabilität ſeines gegenwärtigen Beſtandes prüft er die einzelnen Elemente auf ihre Traditionstiefe, um ihre Überdauerungskraft ermeſſen zu können. So ſchreitet er von Vorform zu Vorform langſam zum Urſprung der einzelnen Elemente des dörflichen Lebens und ſeiner Geſamtgeſtalt zurück. Dabei bleibt er immer wieder ſtehen und ſucht ſich auch vergangene Zuſtändlichkeit und vergangenes Spiel lebendiger Wechſelkräfte zu vergegenwärtigen. Wie dem Zeithiſtoriker die Gegenwart faſt zur Vergangenheit wird, damit er ſie hiſtoriſch behandeln kann, ſo zaubert auch der hiſtoriſche Volkskundler noch in vergangene Zeiten Gegenwart — ihre Gegenwart natürlich, ſoweit das möglich iſt — durch die ihm weſentliche Betrachtungsart hinein. Nicht zufällig verlangt auch Helbok von ſeiner Volksgeſchichte Querſchnitte, die mit dem Zuſatz „geographiſch" nicht ausreichend beſtimmt ſind.

Gewiß bedarf der Volkskundler bei ſeiner Bemühung um Traditionsaufhellung der Hilfe des Hiſtorikers und ſeiner Methoden. Aber indem er deſſen Darſtellung gewiſſermaßen umſtülpt, kommt er doch zu anderen Frageſtellungen. Den Hiſtoriker feſſelt die Veränderung und das wirklich Vergangene, den Volkskundler das jeweils noch vorhandene in ſeiner Traditionsverwurzelung und in ſeinen Überdauerungsausſichten. Ihn intereſſiert auch die Traditionstiefe eines Volkstumselementes weſentlich um der Traditionsbeſtändigkeit und der Traditionsfeſtigkeit willen. Er ſucht im Wandel ſelbſt das Beharrende, in der Verwandlung die Subſtanz. Und gerade auf dieſem ihrem ureigenſten Wege begegnet die Volkskunde unmittelbarer als die eigentliche Geſchichtsforſchung der modernen Raſſenforſchung. Denn das Keimplasma, das ſich von Geſchlecht zu Geſchlecht forterbt, iſt ja gerade heute als die am zäheſten in ſich beharrende Grundlage und Subſtanz der deutſchen Volksexiſtenz erkannt worden. Auf der Suche nach den unerſchütterlichſten Traditionselementen deutſchen Volkstums, die uns zu den wahrhaft unveräußerlichen, auch dem geſchichtlichen Wandel entzogenen urtümlichen Zügen unſerer völkiſchen Art hinleiten ſollen, auf ihrem ſonderbaren Krebsgang durch unſere Volksgeſchichte wird die Volkskunde unverſehens zu einer Kunde vom deutſchen Blut und damit zu einer Lehre, in der das raſſiſch bedingte, geſchichtlich nur begrenzt formbare deutſche Seelentum unmittelbar und im Sinnbild ſeiner beſtandhaften Ausdrucksformen ſichtbar wird.

Freilich iſt der hier angedeutete und gerade am Gegenſatz geſchichtlichen und volkskundlichen Verfahrens gewonnene Weg nicht der einzige, der die Volkskunde vor raſſiſche Frageſtellungen führt. Durch die anthropometriſchen Methoden, die von Hans F. K. Günther, Eugen Fiſcher, Struck, v. Eickſtedt, Reche u. a. und durch die wachſende Zahl der Praktiker in den Raſſeämtern angewandt und ausgeſtaltet werden, erhalten wir in wachſendem Maße exakten Aufſchluß über die phänotypiſche Verbreitung der meßbaren und überhaupt objektiv feſtſtellbaren Raſſenmerkmale im deutſchen Volk. Wir überſehen immer mehr ſeinen derzeitigen raſſiſch-volksgeſundheitlichen Zuſtand. Auch dieſe Feſtſtellungen drängen über die karteimäßige Erfaſſung hinaus auf eine räumlich-geographiſche und ſoziologiſche Einordnung in das Geſamtbild unſeres Volkes. Nicht das „Volk der Volkskunde“ freilich, ſondern das ganze deutſche Volk (vornehmlich innerhalb der Reichsgrenzen leider) wird hier in ſeiner anthropologiſchen Struktur kenntlich. Schwieriger zu erfaſſen und ſchlüſſig zu belegen, vielfach nur dem intuitiven Blick offen, aber von großer Bedeutung ſind die raſſen-pſychologiſchen Erkenntniſſe, um die ſich namentlich L. F. Clauß bemüht. Dieſe verdienſtlichen Forſchungen leiten auch zu der vergleichenden Phyſiognomik hinüber, die der Stammesforſchung abſeits von eigentlich volkskundlichen Frageſtellungen neue Seiten abzugewinnen ſucht und von Willy Hellpach gefördert worden iſt. Dabei wird immerhin die Frage auftauchen, wie weit die leibliche Prägung und Differenzierung des deutſchen Volkstypus nur auf ein erbliches Artbild oder auch auf beſtimmte geopſychiſche oder geophyſiſche Umwelteinflüſſe zurückgeht. Die Volkskunde iſt für Entſcheidungen auf dieſem Gebiet nicht zuſtändig und muß die Klärung der Anſichten im Kreiſe der berufenen Fachforſchung abwarten. Je mehr es aber dieſer gelingt, über ſummariſche ſtatiſtiſche Rohergebniſſe hinauszukommen und die ſtammlich-landſchaftliche Differenzierung des deutſchen Volkes in Gauſchläge und ſeine ſoziale Gliederung in Standes- und Berufstypen in der Erſcheinung ſeines Menſchentums genauer und faßlicher zu beſtimmen, deſto konkretere Aufgaben ergeben ſich aus einer Vergleichung dieſer raſſenkundlichen Forſchungsergebniſſe mit dem Beſtands- und Überlieferungswiſſen der deutſchen Volkskunde. Gerade die berufene Raſſenforſchung erwartet am wenigſten von der Volkskunde ein Hineinpfuſchen in ihr Fach durch vorſchnelle raſſenkundliche Deutungen, auf die vielfach eine begreifliche Ungeduld der Jugend und breiter außerwiſſenſchaftlicher Kreiſe drängt. Wohl aber erwartet die verantwortliche Raſſenforſchung mit Recht eine größere Aufgeſchloſſenheit der Volkskunde für biologiſch-raſſiſche Zuſammenhänge und Erklärungsmöglichkeiten, als ſie dort früher anzutreffen war. Und ſie wird die ehrliche und freudige Bereitſchaft zu einer ſolchen methodiſch ſauberen Zuſammenarbeit auch zweifellos zumindeſt bei allen jüngeren Volkskundlern finden. Und dieſe wiederum werden zu einer ſolchen Gemeinſchaftsarbeit über die Fachgrenzen und Fakultätszäune hinweg um ſo mehr befähigt ſein, je vollſtändiger und allſeitiger ſie das deutſche Volkstum, wie es wirklich in unſerem Volke gelebt wird, je realiſtiſcher ſie den ganzen deutſchen Menſchen in wahrer Lebenstreue ohne Puder und Schminke und unechte Koſtümierung zum Gegenſtand ihrer Unterſuchung machen. Solange die Anthropologen das Volk, die Volkskundler aber ein Volk im Volk vor Augen haben, müſſen ſie notwendig aneinander vorbeireden.

Einigen wir uns jedoch über das, was Volkstum wirklich iſt, und überwinden wir mit dem Schrumpfvolksbegriff zugleich einen überholten Sprachgebrauch, der Teile des Volkstums als Volksgut iſolierte und in einen überſpannten Gegenſatz zu jenen echt deutſchen individualen Gipfelleiſtungen brachte, ohne die es das deutſche Volkstum der Gegenwart nicht gäbe, dann können wir auch eher Herbert Freudenthal zuſtimmen, wenn er die „arteigene Gemeinſchaftskultur im volksdeutſchen Raum“ in den Mittelpunkt der Volkskunde ſtellen will, ſo daß dieſe zu einer „Charakter- und Geiſteskunde des artgebundenen volkstümlichen deutſchen Menſchen“ wird, die auf ſachfreudiger Kunde von deutſchem Volkstum aufgebaut wird. Damit wird der Volkskunde die ſchwierige Aufgabe geſtellt, zwiſchen arteigenem und artfremdem, artgemäßem und artwidrigem Volksgut ſachverſtändig zu ſcheiden. Eine ſo verantwortliche Leiſtung iſt aber nicht von einer Wiſſenſchaft allein zu erwarten. Es iſt eine geſchichtlich unbeſtreitbare Tatſache, daß die europäiſchen Volkstümer, insbeſondere das deutſche, nicht nur auf der vorgeſchichtlichen Kreuzung beſtimmter Elementarraſſen beruhen, ſondern daß ſie auch im wechſelſeitigen Austauſch von Kulturelementen aufgebaut ſind, der als ein geſchichtliches Schickſal von der Vorſehung gefügt wurde. Schöpferiſche Entfaltung aus ureigenem und Übernahme und Einverleibung urſprünglich fremden Stoffes ſind im „Volksgut“ ebenſo wirkſam geworden wie in der „Hochkultur“. Wenn in der Hochkultur ſtärker die kulturelle Begegnung der führenden europäiſchen Völker hervortritt, deren Ergebniſſe in verwandelter Form oft genug auch in den primitiveren Schichten des Volkes Eingang gefunden haben, ſo haben dieſe dafür vielfach ſtärker das Erbe der keltiſchen und ſlawiſchen Vorbevölkerung angetreten und dieſes in die eigene Art eingeſchmolzen. Eine wirkliche Entmiſchung dieſer urſprünglichen Elemente iſt auf dem Gebiet der Kultur und des Volkstums ebenſo unmöglich wie in der blutlichen Subſtanz des deutſchen Volkskörpers. Eine ſolche analytiſche Aufgabe darf daher auch der Volkskunde nicht geſtellt werden. So wird auch die große Rätſelfrage „Was iſt deutſch?“ nie zu einer letzten Löſung gelangen; viele Wiſſenſchaften werden an der Antwort beteiligt ſein, die ein ewiges Thema volksgebundener Wiſſenſchaft bleibt. Auch eine ausgeweitete Volkskunde wird über Teillöſungen nicht hinauskommen. Deshalb ſollte ſich auch die Volkskunde gerade im Hinblick auf dieſe Aufgabe die Frage vorlegen, ob ſie ſich auf ihre Selbſtändigkeit und Abgeſchloſſenheit wirklich bis zum Letzten verſteifen oder vielleicht gerade ihre eigentümliche Sendung in der Umgeſtaltung des wiſſenſchaftlichen Kosmos darin ſehen ſoll, zu einem verbindenden Kreuzungspunkt geſchichtlicher, raſſekundlicher, ſprach- und kunſtgeſchichtlicher, geographiſcher, ſoziologiſcher und mancher andern Bemühungen zu werden, die ſich in ihr arbeitsgemeinſchaftlich begegnen und ergänzen. Wenn dabei die mehrfach erwähnten zerſtreuten Unterſuchungen gleichſam als Pfänder des umfaſſenden volkskundlichen Anliegens auch wieder andern Nachbarwiſſenſchaften zu Lehen gegeben werden, ſo braucht das nicht ein Auseinanderflattern dieſer Forſchungen zur Folge zu haben, ſofern dadurch die Volkskunde als Kunde von Volk und Volkstum eine Art magnetiſcher Anziehungskraft bis in die Felder entlegener Wiſſenſchaften ausübt, zumal ja ſchon der heutige Forſchungsumkreis der Volkskunde, wie die Vorliebe für Sammelwerke auf dieſem Gebiet zeigt, von einer einzelnen Kraft kaum mehr erſchöpfend zu bewältigen iſt.

Wenn nun die Frage nach dem Maßſtab für das Erkennen arteigener und artgemäßer, umwandlungsfähiger und auszuſtoßender Kulturelemente gerade an die Volkskunde herantritt, dann wird ihre eigentümliche Frageſtellung nach Überlieferungstiefe und Überlieferungsfähigkeit immer eine entſcheidende Bedeutung behalten. Wer aber das Arteigene vom Artfremden ſcheiden will, muß auch das Fremde in den Umkreis ſeiner Betrachtung einbeziehen. Er muß zum Vergleich fähig ſein. Bürdet das der Volkskunde im ganzen die Siſyphusarbeit auf, volkstümliches Kulturgut aller Zonen und Zeiten um ſich auszubreiten, um daraus nun das wahrhaft eigene auszuwählen und durch allſeitigen Vergleich in ſeiner Eigenart zu beſtimmen? Sollen wir wirklich zu Hoffmann-Krayer und den völkerpſychologiſchen Bemühungen ſeiner Zeit zurückkehren und in dieſem Sinn vom Allgemeinen zum Beſonderen, vom Fremden zum Eignen kommen? Und iſt das angeſichts der Überfülle des heute verfügbaren Stoffes nicht der geradeſte Weg, um die ſpezialiſtiſche Zerfaſerung der volkskundlichen Arbeit auf die äußerſte Spitze zu treiben und die hoffnungsloſe Zerſtreuung ihrer einzelnen Unterſuchungen zu einem chaotiſchen Dauerzuſtand zu machen?

Es iſt kaum zu leugnen, daß Anſätze zu einer ſolchen Entwicklung auf einzelnen Teilgebieten (z. B. in der Märchenforſchung) auf dem Boden einer kosmopolitiſchen Wiſſenſchaftsgeſinnung der vergangenen Jahrzehnte ſchon ziemlich weit gediehen ſind. Daher ſtammt auch die ſehr verſtändliche Furcht der Volkskunde vor der Einbeziehung neuer Sachbereiche, da die reine Sachforſchung dieſen Zug in die unüberſehbare Weite in ſich trägt. Wir ſahen bereits, daß die Volkskunde ihren Standort an der ſchmalen Grenze von Menſch und Ding nicht aufgeben darf, nicht reine Sachkunde, aber auch nicht reine Volkscharakterologie werden darf. Aber gibt es keine andere Möglichkeit, die an ſich fruchtbare vergleichende Methode vor der Entartung ins Uferloſe zu bewahren?

Wir gelangen hier an den Punkt, wo die wiſſenſchaftlichen Bemühungen, in denen ſich der Mitarbeiterkreis dieſer Zeitſchrift in über zehnjähriger Vorarbeit zuſammengefunden hat, auch für die Erneuerung der Volkskunde bedeutſam werden. Auf den notwendigen Rückweg von der Welt der Dinge, der volkstümlichen Sachgüter, zum Volk in ſeiner ſchickſalhaften Gegebenheit wurde bereits hingewieſen. Nun ſind nicht zufällig gerade von der Geographie die fruchtbarſten Anſtöße zu einer Zuſammenfaſſung lebensnaher Volksforſchung ausgegangen. Denn die Geographie ſieht das Volk in ſeiner Raumgebundenheit und Bodenſtändigkeit. Ihr iſt der Volksboden als Volksſiedelboden und Volkswirkungsraum grundweſentlich. Sie kennt die Grenzen, an denen Volksböden aneinanderſtoßen und ſich in Miſch- und Durchdringungsgebieten überſchneiden. Und aus der politiſchen Erforſchung gerade der Nachkriegszeit wiſſen wir, daß Volksgrenze nicht ein gleichgültiger Befund der Schreibtiſchgelehrſamkeit iſt, ſondern daß dieſes Wort auf Glück und Leid, auf Tapferkeit und Erſchlaffung, auf heroiſchen Aufſchwung und tragiſchen Verfall zurückweiſt. Die Welt iſt kein Warenhaus, in dem die Kulturgüter aus aller Welt zur Wahl bereitſtehen, ſondern an ſeinen Grenzen ſteht das Volk, das im Binnenreich in ſeinem Volkstum lebt und webt, jeweils einem beſtimmten Nachbarn gegenüber. Dort erlebt es ſein Volkstum in ſchickſalsmäßiger Frontſtellung, in einem ganz beſtimmten Gegenſatz zu andern, fremden. Es erlebt den ſtändigen Druck eines fremden Volkstums, vorwärts geſtoßen von ſtaatlicher Macht, dargelebt in lebendigen Menſchen und Geſellſchaftsgruppen, denen gegenüber das inſtinktive Wiſſen um die eigene Art eine eigentümliche Bewußtwerdung, ja eine bewußtſeinsmäßige Überſteigerung erfährt, die vom Grenzkampf untrennbar iſt. In den Sudetengebieten iſt man nicht Deutſcher ſchlechthin, ſondern man iſt und bleibt es, ſoweit man ſich der Verlockung zur Tſchechiſierung widerſetzt. Man hat auch keinen Anlaß, die eigene angeſtammte Art heute mit der franzöſiſchen, morgen mit der ſpaniſchen, übermorgen mit der des Angelſachſen in kontemplativer Ruhe kosmopolitiſch aufgeſchloſſenen Gelehrtentums zu vergleichen, ſondern man iſt täglich und ſtündlich vor den Vergleich der eigenen Art mit einer beſtimmten andern, nämlich der des tſchechiſchen Volkes, geſtellt. Man iſt genötigt, mit dieſem Vergleich blutigen, blutigſten Ernſt zu machen und ſich für die eigene Volksart und ihre Rechte nicht nur theoretiſch oder als Soldat während der Dauer vorübergehender Kriege, ſondern jeden Augenblick im geſamten Lebensbereich des einzelnen, in Familie und Beruf kämpferiſch einzuſetzen. Dabei verblaſſen die erkenntnistheoretiſchen Überlegungen des Binnenlandes, ob eine Wiſſenſchaft vom Volk politiſch ſei oder nicht, zu einer merkwürdigen Gegenſtandsloſigkeit. Die Tſchechen warten nämlich nicht auf den Ausgang dieſer erkenntnistheoretiſchen Erörterungen, ſondern ſie laſſen nicht den mindeſten Zweifel darüber, daß im Kampfgebiet deutſchen und tſchechiſchen Volkstums auch die wiſſenſchaftliche Betrachtung des einen oder andern eine durchaus politiſche Angelegenheit iſt. Mackenſens Anſpruch politiſcher Tragweite für die Volkskunde — ich wies bereits darauf hin — mag im Mutterland umſtritten ſein: in Riga iſt er ſelbſtverſtändlich. Im Kampf gibt es kein „bloßes Sein“ des Volkstums, ſondern es iſt ſchickſalhaft und unerbittlich mitten in die ſtürmiſchſte exiſtenzhafte Dynamik hineingeſtellt. Die Volkskunde ſinkt dort zur Weſenloſigkeit herab, wenn ſie ſich dieſer Einſicht entzieht.

Das deutſche Volk ſteht allein in Mitteleuropa durch ſeine Grenzländer und ſtreu- und inſelartigen Siedlungen mindeſtens 15 Völkern im kulturellen Dauernahkampf Aug’ in Auge gegenüber. Es dürfte kaum einen Volkskundler geben, der dieſe 15 Fremdſprachen ſo beherrſcht, daß er in der Lage wäre, ſich im Ernſt an einen Vergleich des deutſchen Volkstums mit dieſen 15 Nachbar-Volkstümern zu wagen. Die Tatſache, daß einige binnendeutſche Fachleute z. B. ſchwediſche, finniſche oder türkiſche Märchen in der Urſprache leſen können und ſich in der engliſchen folkloriſtiſchen Literatur auskennen, iſt gegenüber dieſem unaufhebbaren Verſagen des einzelnen gegenüber der ſchickſalhaften Lage des europäiſchen Herzvolkes von untergeordneter Bedeutung. Nur durch den gemeinſchaftlichen Einſatz unſerer Volkskundler in den einzelnen Randgebieten überſieht die deutſche Volkskunde als Ganzes die volkstümliche Umwelt unſeres Volkes. Die Einlagerung des deutſchen Volkstums in den Ring von außen andrängender Volkstümer iſt nicht nur durch methodiſche Schulung des einzelnen, ſondern durch eine Gemeinſchaftsleiſtung mit überlegter Arbeitsteilung und planvollem Austauſch der Ergebniſſe zu erfaſſen.

Die Volksforſchung der Nachkriegszeit hat durch die Erlebniſſe des Weltkrieges und die ſchickſalhaften Schläge der Jahre 1919/20 eine außerordentliche Aktivierung erfahren. Lebendige Energien des Volkstumskampfes und der leibhaften Volkstumsbewahrung ſind in die gelehrte Arbeit eingeſtrömt. Die organiſatoriſchen Maßnahmen, die dieſen Durchbruch volksdeutſcher Geſinnung in die deutſche Wiſſenſchaft erleichtert haben, ſind an dieſer Stelle nicht zu beleuchten. Es kann aber nicht verſchwiegen werden, daß innerhalb der Bemühungen um eine Erneuerung der Volksforſchung aus der Verantwortung für die Volksgrenze heraus die Volkskunde im üblichen Wortſinn nicht den Platz gehabt hat, der ihr ſelbſtverſtändlich zukommen würde, wenn ſie ihre eingehend gewürdigte Blickverengung auf begrenzte Volkstumsbereiche frühzeitiger aufgegeben hätte. Das Herausgleiten der Volkskunde aus der oben angedeuteten zentralen Stellung innerhalb der Volksforſchung findet darin ſeinen Ausdruck. Solange die Beſchränkung anhält, wird der unbefriedigende Zuſtand andauern, wonach die Volkskunde es erleben muß, daß in Geſtalt von Volkswiſſenſchaft oder auch Volkstumskunde Rahmenkonſtruktionen von vielfach improviſatoriſcher Art geſchaffen werden, die für die Volkskunde unbequem ſein müſſen, weil an ihnen ihre Kriſenhaftigkeit offenbar wird, die ſeit 1933 mit dem Siege des Nationalſozialismus in aller Schärfe durchbrach. Zur „Vorhalle der Staatswiſſenſchaften" kann die Volkskunde nach dem Vermächtniſſe Riehls nur werden, wenn ihr der Durchbruch ins Freie gelingt, den ihre Freunde ihr wünſchen und der die ſtickige, erregende Kriſenluft auf natürlichem Wege beſeitigen wird. Dann erſt werden ihre noch immer nicht planvoll geſammelten Unterſuchungen wirklich ihren Mittelpunkt in der Idee der Nation gefunden haben.

Das Schrifttum über Agrarverfaſſung und Agrarpolitik der deutſchen Volksgruppen in Nordoſt- und Südoſteuropa

II. Das Schrifttum über das deutſche Bauerntum in Wolhynien

Von Hans-Jürgen Seraphim

Im erſten Heft dieſer Zeitſchrift wurde verſucht, einen Überblick über neuere agrarpolitiſche Arbeiten aus dem Bereich des baltiſchen Deutſchtums zu geben. Die beſondere geſellſchaftliche Schichtung der deutſch-baltiſchen Volksgruppe, die wiſſenſchaftliche Tradition ihrer geiſtig führenden Schicht und die verhältnismäßig gute Kenntnis der baltiſchen Zuſtände in Deutſchland haben, wie gezeigt wurde, ein Schrifttum beachtlicher wiſſenſchaftlicher Höhe und Vielſeitigkeit der Problematik hervorgebracht, das bei ſeiner kritiſchen Widergabe ſchon ſeines Umfanges wegen eine Beſchränkung auf die letzten Jahre ſeit 1930 erzwang. Es waren beſtimmte, in den politiſchen und wirtſchaftlichen Geſchehniſſen der Nachkriegszeit verankerte Frageſtellungen, die die Aufmerkſamkeit des Forſchers erregten, weniger dagegen die Agrarverfaſſung des ländlichen Deutſchtums als ſolche und auch nur ſekundär die geſchichtliche Entwicklung derſelben, die bereits durch zahlreiche Unterſuchungen in der Vorkriegszeit geklärt war.

Nur ein Beſtandteil des ländlichen Sektors in den baltiſchen Ländern nahm und nimmt auch gegenwärtig im Hinblick auf ſeine literariſche Behandlung eine Sonderſtellung ein: die Struktur und Entwicklung der erſt im 20. Jahrhundert aus Wolhynien eingewanderten deutſchen Koloniſten. Verhältnismäßig ſpät wurde es als Bedürfnis empfunden, ſich wiſſenſchaftlich mit dieſem bäuerlichen Teil des ländlichen Deutſchtums zu befaſſen. Dabei iſt es die Geſamtheit der ſozialen und wirtſchaftlichen Lebensäußerungen, die in den Kreis der Betrachtung eingeſchloſſen wurde.

Es lag nahe, bei der Fortſetzung der literariſchen Umſchau die Heimat jener Koloniſten ins Auge zu faſſen, die erſt vor einem Menſchenalter aus dem öſtlichen Polen nach Lettland und (in kleinen Splittern) nach Eſtland gekommen waren. Die deutſchen Koloniſten aus Wolhynien ſtellen die einzige Verbindung zwiſchen den deutſchen Volksgruppen im Baltikum und in Polen dar, die ſonſt nach Struktur und Geſchichte kaum Berührungspunkte aufweiſen.

Zum Verſtändnis der Eigenart des Schrifttums über die deutſche Volksgruppe in Wolhynien müſſen ihre ſoziale und berufliche Schichtung und ihre geiſtigen

Beziehungen zum deutſchen Mutterlande und zu den benachbarten deutſchen Volksgruppen kurz geſtreift werden.

Wenn man von den Vorläufern der deutſchen bäuerlichen Koloniſation in der erſten Hälfte des 19. Jahrhunderts abſieht, dann iſt die eigentliche deutſche Beſiedlung Wolhyniens zwiſchen den 60er und 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts, und zwar ganz überwiegend aus Kongreßpolen her erfolgt. Die Gebiete um Kaliſch, Lodz, Petrikau haben das Hauptkontingent der Siedler geſtellt, die Weichſelniederung und das öſterreichiſche Galizien folgen mit Abſtand; Koloniſten aus Deutſchland ſind nur vereinzelt zugewandert. Für die Struktur des wolhyniſchen Deutſchtums iſt es ſchlechthin bezeichnend, daß die Einwanderung rein bäuerlich war. Die beſonderen Anſiedlungsbedingungen haben es mit ſich gebracht, daß es auch in der Folgezeit zu der Ausbildung einer ſtädtiſchen Intelligenzſchicht nicht gekommen iſt. Die ſpärliche deutſche Bevölkerung in den Städten gehört vorzugsweiſe dem Arbeiterſtande an, daneben finden ſich einige freie Berufe wie Gaſtwirte, Fleiſcher u. a. Ärzte, Anwälte, überhaupt akademiſche Berufe fehlen. Die einzigen geiſtigen Führer ſind die wenigen evangeliſchen Prediger, deren Zahl jedoch ſelbſt heute ſechs nicht überſteigt. Erſt in den letzten Jahren beginnt ein Stamm ausgebildeter Volksſchullehrer eine Rolle im geiſtigen Leben der Wolhyniendeutſchen zu ſpielen. Bis 1932 waren die ſog. Kantoren Träger des dörflichen Schul- und Kirchenweſens. Ihr Bildungsſtand war gering und entſprach kaum der verantwortungsvollen Stellung, die ſie bei der Abgelegenheit der Dörfer von den wenigen Zentren des kirchlichen Lebens innehatten. Aus der bäuerlichen Bevölkerung ſelbſt iſt nur in verſchwindenden Ausnahmefällen Nachwuchs über die Gruppe der Kantoren hinaus hervorgegangen. Die über alles Maß ſchwere Rodetätigkeit der Siedler, die von den polniſchen Magnaten auf Urwald- und Sumpfboden angeſetzt wurden, nahm die ganze Kraft der deutſchen Kulturpioniere in Anſpruch. Das geringe Alter dieſer jüngſten deutſchen Volksgruppe verhinderte bis zum Ausbruch des Krieges jede berufliche und ſoziale Differenzierung.

So blieb das Wolhynien-Deutſchtum eine Gruppe von Mittel- und Kleinbauern ohne eigene geiſtige Führerſchicht, erdverbunden, der täglichen Arbeit des Landmanns verhaftet. Allein ſeine Religioſität erhob ihn in eine geiſtige Welt. Das Leben war unzergliedert, alle Bereiche des Daſeins wurden und werden auch heute noch unter religiöſen Aſpekten geſehen und gelebt. Die Auflöſung in geſonderte Lebensbezirke, die das 19. Jahrhundert im Weſten zur Vollendung brachte, hat im wolhyniſch-deutſchen Bauerntum nicht zur Auswirkung gelangen können. Das tragiſche Schickſal der Koloniſten im Weltkrieg, ihre brutale Verſchleppung in das Innere des Zarenreiches, die Zerſtörung des in zwei Generationen mühſam Aufgebauten und die Notwendigkeit, nach dem Krieg wieder von vorn zu beginnen, haben es verhindert, daß ſich am ehemaligen Zuſtand Nennenswertes ändern konnte. Nur die polniſcherſeits verfügte Schließung der Kantoratsſchulen und der Zwang, ein neuzeitliches Volksſchulweſen aufzubauen, haben, wie angedeutet, eine Schicht dörflicher

Lehrerintelligenz entſtehen laſſen. Und auch dieſe iſt überwiegend von außen, aus Kongreßpolen und aus der Bielitzer Sprachinſel, ins Land gezogen worden. In ganz beſcheidenem Umfang wirken in derſelben Richtung, der Schaffung eines bodenſtändigen geiſtigen Führertums, die Anſätze eines wirtſchaftlichen Organiſationsweſen, einſtweilen vorzugsweiſe in Geſtalt des Genoſſenſchaftsweſens. Im Grunde genommen ſind es alſo auch heute noch in erſter Linie die Paſtoren, die als Träger einer deutſchbewußten, natürlich überwiegend kirchlich eingeſtellten Geiſtigkeit anzuſprechen ſind. In ihren beſten Vertretern ſind die deutſchen Paſtoren in Wolhynien nicht nur Prediger und Seelſorger, ſondern auch Berater und Helfer im täglichen Leben.

Daß unter den geſchilderten Verhältniſſen von irgendwelchen geiſtigen Beziehungen der deutſchen Volksgruppe in Wolhynien zu Deutſchland bis zum Ausbruch des Weltkrieges nicht die Rede ſein konnte, verſteht ſich von ſelbſt. Die räumliche Iſoliertheit und die ſoziale Undifferenziertheit führten verſtändlicherweiſe auch zu weitgehender geiſtiger Abgeſchloſſenheit. Soweit überhaupt eine Fühlung nach außerhalb aufgenommen wurde, erfolgte ſie zum Baltentum hin. Die Auswanderung nicht unbedeutender Splitter nach Kurland ließ hier ein gewiſſes Intereſſe am Wolhyniendeutſchtum aufkommen. Anderſeits verband das Studium an der Univerſität Dorpat die wolhyniſchen deutſchen Paſtoren mit den baltiſchen Landen, aus denen der eine oder andere von ihnen auch herkunftsmäßig ſtammte.

In Deutſchland ſelbſt endlich war die deutſche Volksgruppe in Wolhynien völlig unbekannt. Kenntnis und Intereſſe für das Auslandsdeutſchtum waren im Reich vor dem Kriege bekanntermaßen gering und ſoweit ſie beſtanden, erſtreckten ſie ſich jedenfalls nicht auf die kulturell und wirtſchaftlich ſcheinbar unbedeutenden Waldkolonien Weſtrußlands. Erſt während des Weltkrieges, als deutſche und öſterreichiſche Truppen jene Gebiete beſetzten, iſt für Deutſchland das Wolhyniendeutſchtum entdeckt worden.

Für die geiſtigen Beziehungen der wolhyniſch-deutſchen Volksgruppe iſt jedoch nicht ſo ſehr die Fühlungnahme des deutſchen Mutterlandes im Weltkrieg als vielmehr die gebietliche Neuordnung im Oſten entſcheidend geworden. Durch ſie iſt zunächſt der einheitliche Beſtand des Wolhyniendeutſchtums, wie er ſich im Zuge der Koloniſationswelle in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts herausgebildet hatte, in zwei Teile zerriſſen worden. Der öſtliche kleinere Teil iſt durch den Frieden von Riga 1921 ein Beſtandteil der Sowjetunion geworden, der weſtliche Teil kam zu Polen. Beide Teilgruppen leben völlig beziehungslos nebeneinander her. Der öſtliche iſt im wahrſten Wortſinn dem Blickkreis des Weſtens entſchwunden. Ein ſelbſtändiges geiſtiges Leben kann ſich hier nicht entfalten, Beziehungen zum Mutterland oder zu den benachbarten deutſchen Volksgruppen beſtehen nicht. Das oſtwohlhyniſche deutſche Bauerntum kann infolgedeſſen vorläufig auch nicht Objekt wiſſenſchaftlicher Betrachtung ſein.

Die Gebietsneuregelung im europäiſchen Oſten, die die Einheit des wolhyniſchen Deutſchtums vernichtete, hat für den zu Polen geſchlagenen Teil gegenüber der Vorkriegszeit kulturell eine völlig neue Situation geſchaffen. Während bisher nur zum Baltentum und — ohne ſonderliche Auswirkungen — zum kongreßpolniſchen Deutſchtum mehr oder weniger loſe Beziehungen beſtanden, eröffnete ſich nunmehr die Möglichkeit, Tuchfühlung mit den übrigen, Polen einverleibten deutſchen Volksgruppen aufzunehmen. Das ſozial reich gegliederte, geiſtig auf hoher Stufe ſtehende Deutſchtum in den ehemals preußiſchen Oſtprovinzen trat für das Wolhyniendeutſchtum freilich bedeutungsmäßig hinter der zwar kleinen, aber bereits aus der öſterreichiſchen Zeit an die Problematik des nationalen Kultur- und Wirtſchaftskampfes gewöhnten Sprachinſel von Bielitz-Biala zurück. Während dort die mentalitätsmäßige Umſtellung vom Binnendeutſchtum zum Grenz- und Auslanddeutſchtum erſt vollzogen werden mußte und die eigene Volkstumsnot im Vordergrund ſtand, wandte ſich hier das Intereſſe auch den abgelegeneren Volksgruppen zu.

Aus der ſoeben ſkizzierten Geſamtſituation des Wolhyniendeutſchtums, aus ſeiner inneren Struktur und ſeiner Eingliederung in den geiſtigen Zuſammenhang mit den benachbarten deutſchen Volksgruppen und mit dem Mutterlande, ergibt ſich zwanglos der Charakter auch des Schrifttums über das deutſche Bauerntum in Wolhynien. Ehe wir mit ſeiner Schilderung im einzelnen beginnen, ſei eine allgemeine Beſtimmung ſeines Weſens vorangeſchickt. Es iſt, im Gegenſatz zum deutſch-baltiſchen, nicht einheitlich. Darin dürfte wohl der bezeichnendſte Weſenszug zu erblicken ſein. Wenn man bedenkt, daß als Träger der Forſchung und literariſchen Darſtellung, wie der vorſtehende einführende Überblick gezeigt hat, einmal das Wolhyniendeutſchtum ſelbſt, zum anderen die an ihm intereſſierten deutſchen Volksgruppen und endlich das Binnendeutſchtum vorhanden ſind, dann muß ſich ein fundamentaler Unterſchied zum Schrifttum, z. B. des Baltentums, ergeben, der einfach aus den ſoziologiſchen Schichtungsverhältniſſen hier und da zu erklären iſt.

Das Schrifttum, das von den Wolhyniendeutſchen ſelbſt getragen wird, zeigt kein eigentlich wiſſenſchaftliches Gepräge. Es iſt von Nichtwiſſenſchaftlern für Nichtwiſſenſchaftler geſchrieben. Die Forſchung im engeren Sinn tritt zurück, die Schilderung von Zuſtänden und Ereigniſſen überwiegt. Damit hängt zuſammen, daß das Schrifttum weitgehend noch nicht ſpezialiſiert iſt; es hat, wenn der Ausdruck geſtattet iſt, allgemein-volkskundliches Gepräge. Der Wirtſchaftswiſſenſchaftler insbeſondere vermißt auch den beſcheidenſten Verſuch einer Klärung der ökonomiſchen Grundlagen und Lebensäußerungen der Volksgruppe.

Anders verhält es ſich mit dem Schrifttum, ſofern es außerhalb Wolhyniens entſtanden iſt. Hier ſind es nicht Menſchen, die wie die deutſchwolhyniſchen Prediger, Lehrer und Kantoren mitten im harten Daſeinskampf der Volksgruppe ſtehen, ſondern Gelehrte, die aus wiſſenſchaftlichem Intereſſe am Objekt, wenngleich natürlich auch aus volksdeutſcher Verpflichtung, forſchen. Es iſt in beiden Fällen alſo das Ziel, zum mindeſten gradmäßig verſchieden. Wenngleich in der letzten völkiſchen

Verpflichtung einig, ſind Methode und Wertung naturgemäß höchſt unterſchiedlich, im letzteren Fall überwiegt der wiſſenſchaftliche Eros die Aktualität des Exiſtenzringens. Daraus folgt, daß die wiſſenſchaftliche Note hier überwiegt. Doch läßt auch das wiſſenſchaftlich ernſt zu nehmende Schrifttum manche Seite, vor allem des wirtſchaftlichen Lebens der wolhyniſch-deutſchen Volksgruppe noch unberührt. Es ſind vorzugsweiſe hiſtoriſche, ſiedlungskundliche und allgemein volkskundliche Geſichtspunkte, die bisher in den Vordergrund gerückt wurden. Die wirtſchaftlichen Problemſtellungen ſind zwar geſehen und erörtert, aber doch nicht von der wirtſchaftswiſſenſchaftlichen Seite her. Auch hier zeigt ſich wieder, wie wenig Verſtändnis die zünftige Volkswirtſchaftslehre den wirtſchaftlichen Volksgruppenfragen bisher entgegengebracht hat.

Es könnte demnach ſo ſcheinen, als ob für den Agrarwiſſenſchaftler die Schrifttumsausbeute beſcheiden ausfallen muß, daß es nicht leicht iſt, aus dem Vorhandenen ein Bild von der Agrarverfaſſung und Agrarpolitik jener Volksgruppe zu gewinnen. Wer mit den Maßſtäben etwa der baltiſchen Agrarliteratur an die wolhyniſche herantritt, wird in der Tat dieſe Vermutung weitgehend beſtätigt finden; wer jedoch in der Ermittlung auslanddeutſcher Wirtſchaftszuſtände eine erſt noch zu löſende Aufgabe ſieht, kann auch in einem ſo wenig differenzierten Schrifttum wie dem hier zu analyſierenden Anſatzpunkte finden, die der Beachtung wert ſind. Die in Ausſicht genommenen weiteren Aufſätze dieſer Unterſuchungsreihe werden zeigen, daß der wolhyniſche Fall nicht vereinzelt iſt, daß vielmehr bei einer Reihe von deutſchen Volksgruppen die Verhältniſſe ähnlich liegen. Zwar nimmt die Iſoliertheit und die Undifferenziertheit einer deutſchen Volksgruppe ſelten ſo extreme Formen an wie in Wolhynien, aber die angedeutete Problematik iſt keineswegs ſingulär. Der nachfolgenden Analyſe kommt infolgedeſſen in gewiſſem Sinne ein beiſpielhafter Charakter zu, läßt ſich doch am wolhyniſchen Schrifttum zeigen, auf welchen Bauſteinen künftige Unterſuchungen aufzubauen vermögen, und welche Lücken es durch ſyſtematiſche wiſſenſchaftliche Arbeit noch zu erſchließen gilt.

Wir beginnen bei unſerer Rundſchau mit demjenigen Teil des Schrifttums, der im Wolhyniendeutſchtum ſelbſt verankert iſt. Als Träger desſelben kommen, wie ausgeführt, neben den Predigern Lehrer und Kantoren in Betracht. Ihre Aufgabe iſt es, dem Bauern ein ſeiner Aufnahmefähigkeit angemeſſenes Rüſtzeug bereitzuſtellen, um mit ſeiner Hilfe ein Verſtändnis für die volkstumspolitiſche Lage zu erwecken und zu vertiefen. Daß Berichte, Schilderungen und ſelbſt größere Aufſätze dieſer Art nicht wiſſenſchaftliche Qualifikationen aufweiſen können, wenngleich ſie gelegentlich auch auf den Forſchungsergebniſſen anderer aufbauen, ergibt ſich von ſelbſt. Zwei Themagruppen ſind es vor allem, die vorzugsweiſe behandelt werden: die Schilderung der örtlichen Verhältniſſe und die Würdigung akuter Zeitereigniſſe. Das ſind die Dinge, die den Bauern unmittelbar in ſeiner Exiſtenz berühren, für die er am meiſten Verſtändnis hat. Es bedeutet ſchon einen beachtlichen Schritt darüber hinaus, wenn geſchichtlich zuſammenfaſſende Darſtellungen in gemeinverſtändlicher Form verſucht werden. Aber auch dieſe ſind in den meiſten Fällen unmittelbar gegenwartsbezogen, dienen der Widerlegung eines falſch begründeten Angriffs von der Gegenſeite oder der bewußten Stärkung des eigenen Selbſtbewußtſeins.

Im Regelfall ſind es kleine Aufſätze, die im „Wolhyniſchen Boten" erſchienen ſind und unmittelbar oder mittelbar auch dem Wirtſchaftswiſſenſchaftler Intereſſe abnötigen. Die eine Gruppe befaßt ſich mit Einzelſchilderungen von deutſchen Kolonien. Zu ihr gehören z. B. die Beiträge: „Aufſtieg und Niedergang einer Kolonie"[1] mit der Schilderung der Begründung und Entwicklung der Dörfer Bogumilow und Dimitrowka, „Nachrichten aus Wolhynien: Kraſnopol"[2], „Beiträge zur Geſchichte der deutſchen Kolonien in Wolhynien: Zielona-Grüntal"[3] und „Beiträge zur Geſchichte der deutſchen Kolonien in Wolhynien: die Schul- und Bethausgemeinde Julianow-Baralyn"[4].

Bei der Durchſicht des „Wolhyniſchen Boten" fällt es auf, daß die monographiſche Darſtellung einzelner Kolonien ſyſtematiſch erſt in den letzten Jahren gepflegt worden iſt, eine Folge des erſt allmählich geſtiegenen Selbſtbewußtſeins in vielen deutſchen Gemeinden. Neben den Gründungsdaten, der Herkunft der betreffenden Koloniſten und einigen Hinweiſen dorfgeſchichtlicher Natur finden ſich auch Angaben wirtſchaftlichen Charakters: ſie betreffen meiſt die Betriebsgrößengliederung des Dorfes, den Inventarbeſitz u. a. Es iſt zu bedauern, daß derartige Dorfmonographien vorerſt nur in ganz geringer Zahl vorhanden ſind. Über die meiſten deutſchen Siedlungen wiſſen wir noch nichts.

Eine zweite Gruppe von Aufſätzen behandelt einſchneidende Ereigniſſe des Koloniſtenlebens im letzten Menſchenalter: vor allem den Krieg und ſeine wirtſchaftlichen Folgen und die Geſetzgebung des polniſchen Staates. Unter dem Titel „Wiederaufbau in Wolhynien"[5] finden wir eine Zuſammenſtellung der materiellen Kriegszerſtörungen; der Aufſatz „Unſer Schickſal" ſkizziert den Wiederaufbau der Koloniſtenwirtſchaften, und die Beiträge „Deutſche Wolhynier in Braſilien"[6], „Wie ein Gutsbeſitzer in Deutſchland über wolhyniſche Landarbeiter und Siedler denkt"[7] und „Die Wolhynier in Deutſchland" von W. Althauſen[8] ſtreifen das Problem der wolhyniſch-deutſchen Abwanderung nach dem Kriege.

Einen breiten Raum nehmen die Erörterungen über die durch die polniſche Geſetzgebung geſchaffenen Rechtsverhältniſſe ein. In erſter Linie iſt es das einſchneidende Pächtergeſetz von 1924, das wiederholt im „Wolhyniſchen Boten" behandelt wird. Erwähnt ſeien die Beiträge: „Erdroſſelung deutſcher Pächter in Wolhynien durch die ‚Uſtawa Uwlaſzeniowa'"[9], „Schutz der Kleinpächter durch die ſtaatlichen Behörden. Was geſchieht mit den deutſchen Pächtern auf ſtaatlichem Grund und

---

[1] Wolhyniſcher Bote, IV. Jg. Nr. 29, S. 226.

[2] W. B., V. Jg. Nr. 27, S. 215.

[3] W. B., V. Jg. Nr. 32, S. 250.

[4] W. B., V. Jg. Nr. 36, S. 282.

[5] W. B., I. Jg. Nr. 12, S. 93.

[6] W. B.. III. Jg. Nr. 27, S. 213.

[7] Die deutſche Poſt aus dem Oſten. Jg. 1929, Heft 7, abgedruckt im W. B., III. Jg. Nr. 33, S. 250.

[8] Die deutſche Poſt aus dem Oſten. III. Jg. Nr. 8, S. 172.

[9] W. B., I. Jg. Nr. 9, S. 68.

Boden?“[10] „Der Untergang der Kolonie Kuczkarowka“[11] und „Was iſt aus unſeren Pächtern geworden?“[12]. Die Aufſätze befaſſen ſich nicht nur mit der Pachtgeſetzgebung als ſolcher, ſondern auch mit ihrer Handhabung und den tatſächlichen Auswirkungen auf die deutſche Volksgruppe.

Eine dritte Gruppe von Abhandlungen beſchäftigt ſich mit der jeweiligen Gegenwartslage und eine letzte endlich mit den wirtſchaftlichen Einrichtungen, die zu ihrer Verbeſſerung ins Leben gerufen ſind. Zu jener rechnet etwa der ganz auf das Ökonomiſche abgeſtellte Aufſatz: „Was tut uns Wolhyniern not?“[13], der die wirtſchaftliche Rückſtändigkeit der Koloniſten geißelt, die Zuſammenfaſſung von Kurt Lück, „Die Lage des Deutſchtums in Wolhynien“, der auf Grund der wiſſenſchaftlichen Arbeiten des Verfaſſers (vgl. unten) einen Geſamtüberblick über den wirtſchaftlichen Beſtand der Kolonien gibt, und der Beitrag von P. Kleindienſt „Das Deutſchtum Wolhyniens im Lichte der Zahlen“[14], in dem die Bevölkerungsbewegung in den vier Kirchſpielgemeinden Rozyſzce, Tuczyn, Wlodzimierz, Luck und Rowne verhältnismäßig eingehend dargeſtellt wird. Eine Ergänzung hierzu bieten die Angaben „Natürliche Lebensbewegung in Wolhynien im Jahre 1930[15]. Speziell auf die Wirtſchaftsweiſe des wolhyniſchen Bauern gehen zwei Abhandlungen ein: „Was ſollen wir tun?“[16] und „Reiſeeindrücke in den Kolonien Wolhyniens“ von Dipl.-Landwirt Zum-Birnbaum[17]. Der letztgenannte iſt wertvoll, weil er mit ſehr ſcharfem Blick die Mängel der Wirtſchaftsführung des Koloniſten erkennt.

Unter den Maßnahmen, die zur Überwindung der Notſtände durchgeführt wurden, verdient beſondere Beachtung der Verſuch, ein deutſches Genoſſenſchaftsweſen aufzubauen. Im „Wolhyniſchen Boten“ finden ſich mehrere Aufſätze, die ſich mit dieſem Thema beſchäftigen: „Einiges über die Genoſſenſchaft Kredit Luck“[18], „Gründung einer Molkereigenoſſenſchaft in Alt-Antonowka im Kreis Luck“[19], und „Generalverſammlung der Kredit Luck“[20]. Ausführlicher handelt über dieſes Thema der Leiter des deutſchen Genoſſenſchaftsweſens Leopold Platenik im „Heimatbuch der Deutſchen Wolhyniens“[21] unter dem Titel „Das deutſche Genoſſenſchaftsweſen in Wolhynien“, ab. Derſelbe Verfaſſer gibt einen neueren Überblick im „Evangeliſch-lutheriſchen Volkskalender für das Jahr 1935“ (S. 110 ff.) unter derſelben Überſchrift.

Mit einer ſehr wichtigen Zukunftsfrage, dem Problem des Nachwuchſes und ſeiner Unterbringung, beſchäftigen ſich zwei Aufſätze: „Wirtſchaftliche Zukunftsfragen“[22], und „Unſer Nachwuchs und das Handwerk“[23].

---

[10] W. B., I. Jg. Nr. 19, S. 148.

[11] W. B., I. Jg. Nr. 21, S. 162.

[12] W. B., IV, Jg. Nr. 6, S. 42.

[13] W. B., I. Jg. Nr. 1, S. 3.

[14] W. B., IV. Jg. Nr. 50, S. 397.

[15] W. B., V. Jg., S. 148.

[16] W. B., IV. Jg. Nr. 11, S. 82.

[17] W. B., IV. Jg. Nr. 27, S. 210.

[18] W. B., I. Jg. Nr. 2, S. 14.

[19] W. B., V. Jg., S. 124.

[20] W. B.. V. Jg., S. 165.

[21] Herausgegeben von Karaſek-Lück, 3. Bd., Plauen i. V., 1931, S. 42 ff.

[22] W. B., I. Jg. Nr. 38, S. 300.

[23] W. B., II. Jg. Nr. 51, S. 405.

Als letzte Gruppe ſeien einige Aufſätze über die allgemeine Entwicklung des Deutſchtums in Wolhynien angemerkt. Sie ſtellen den Übergang zu der wiſſenſchaftlichen Literatur dar, auf deren Ergebniſſen ſie denn auch aufbauen. Genannt ſei beiſpielsweiſe: „Deutſches Leben in Wolhynien vor dem Kriege“[24] und „Die deutſche Aktion in Wolhynien im Lichte der Wahrheit“[25], eine Polemik gegen böswillige Unterſtellungen hinſichtlich des deutſchen Koloniſationszieles in Wolhynien.

Überblickt man das bisher behandelte Schrifttum, dann ergibt ſich zweierlei: es iſt erſtens mengenmäßig nicht ganz unbedeutend und auch die behandelten Fragen ſpiegeln recht vollſtändig die ökonomiſche, ſoziale und wirtſchaftspolitiſche Situation wieder. Zweitens jedoch können nur ganz wenige der genannten Aufſätze Anſpruch darauf erheben, mehr als eine ſehr allgemeine Informationsquelle zu ſein. Selten gehen die Autoren auf die letzten Gründe ein, man begnügt ſich damit, die zur Diskuſſion geſtellten Fragen aufzuwerfen, und auch die ausſchließlichen Beſchreibungen und Schilderungen entbehren eines allgemeineren gründlicheren Charakters. Es hängt das, wie bereits angedeutet wurde, mit dem beabſichtigten Zweck dieſes Schrifttums zuſammen: der Leſer erwartet nicht mehr und wäre auch kaum in der Lage, mehr aufzunehmen. Aber auch die meiſten Verfaſſer ſind nicht geſchult genug, um mehr bieten zu können, wobei auch hier rühmliche Ausnahmen die allgemeine Regel beſtätigen.

Ein völlig verändertes Bild bietet ſich uns dar, wenn wir uns der Literatur zuwenden, die dasſelbe Objekt des wolhyniſchen Deutſchtums gleichſam von außen her unterſucht. Wir ſtellten bereits feſt, daß es nicht nur andere Zielſetzungen ſind, die dieſe zweite Kategorie von Verfaſſern verfolgt, ſondern daß vor allem die Autoren ſelbſt als Gelehrte über Forſchungs- und Darſtellungsmöglichkeiten verfügen, die jenen verſagt ſind. Es läßt ſich freilich nicht leugnen, daß auch die ſog. wiſſenſchaftliche Wolhynienliteratur nicht gleichmäßig iſt. Sie zeigt die Tendenz zunehmender Vertiefung. Während bei dem bisher behandelten Schrifttum faſt durchweg von den akuten Ereigniſſen des Tages oder von irgendwelchen lokalen Gegebenheiten ausgegangen wurde, weil ſich hauptſächlich hierauf das Intereſſe der Leſerſchaft bezog, werden wir nunmehr eine entgegengeſetzte Tendenz feſtſtellen können. Das wiſſenſchaftliche Schrifttum verſuchte anfangs die deutſche Volksgruppe möglichſt allſeitig in ihrer hiſtoriſchen Entwicklung, ſozialen Schichtung und wirtſchaftlichen Struktur zu erfaſſen. Das gelang zunächſt naturgemäß nur in recht allgemeiner Weiſe. Je länger deſto mehr vermochten die Forſcher in die Tiefe der Problematik einzudringen, auf Grund eigener Erhebungen und örtlicher Forſchungen die Materialbaſis auszuweiten und neue Quellen zu erſchließen. Je mehr dies aber gelang, deſto weniger war es möglich, beim Typ der Geſamtdarſtellung zu bleiben, deſto verlockender wurde es, Spezialprobleme forſchungsgemäß in Angriff zu nehmen. So geht die Entwicklung hier alſo von der allgemeinen zu der beſonderen Frageſtellung.

---

[24] W. B., I. Jg. Nr. 38, S. 298ff.

[25] W. B., II. Jg. Nr. 46, S. 364.

Für Deutſchland iſt der Weltkrieg der Entdecker vieler bis dahin kaum gekannter deutſcher Volksgruppen geweſen. Das gilt nicht zuletzt vom deutſchen Bauerntum in Wolhynien. Eine der erſten zuſammenfaſſenden Schilderungen der wolhyniſchen Koloniſtenſchickſale datiert deshalb auch in dieſe Zeit. In dem von Max Sering herausgegebenen Sammelwerk „Weſtrußland in ſeiner Bedeutung für die Entwicklung Mitteleuropas“ (Leipzig und Berlin 1917) findet ſich ein ganzer Abſchnitt über „Das deutſche Koloniſtentum in Rußland“ von Alexander Faure. Ein Teilkapitel behandelt „Die Kolonien in Wolhynien“. In groben Strichen wird die Beſiedlungsgeſchichte, die Siedlungsweiſe und die Agrarſtruktur ſkizziert. Die Darſtellung bleibt als erſter Verſuch noch an der Oberfläche. Beachtung verdient ſie aber trotz alledem und zwar deshalb, weil ſie als Erſtlingstat einen ganzen Typus innerhalb des wolhyniſch-deutſchen Schrifttums einleitet: die zuſammenfaſſende Geſamtſchilderung mit ſtarker Betonung des geſchichtlichen Werdens der Volksgruppe. Zu dieſer Kategorie von allgemeinen Überblicken gehört ferner die Schrift von Ernſt Althauſen, Die Deutſchen in Wolhynien[26], Berlin 1919. Die Darſtellung lädt weiter aus als der Verſuch Faures und ſtützt ſich auf eine breitere Material- und Quellenbaſis. Ausgehend von der Landſchafts- und Bodenſtruktur Wolhyniens und von dem Beſiedlungsvorgang im 19. Jahrhundert werden das für die Koloniſten maßgebende Pachtrecht, d. h. das Fundament ihrer Agrarverfaſſung, die Hauptgebiete ihrer Verbreitung und der Umfang ihres Landbeſitzes vor dem Kriege dargelegt. An die Schilderung der Kriegsereigniſſe knüpft der Verfaſſer eine Reihe von Forderungen, die ſeiner Meinung nach zur Exiſtenzſicherung der wolhyniſch-deutſchen Volksgruppe erfüllt ſein müſſen. Der politiſch-propagandiſtiſche Zweck wird glücklich verbunden mit einer ſachlichen Berichterſtattung, wodurch eine brauchbare Grundlage für weitere Unterſuchungen gelegt wird.

Stärker nach der hiſtoriſchen Seite, grundſätzlich aber gleichgerichtet ſind die beiden Arbeiten von Walter Kuhn in dem dem Deutſchtum in Wolhynien gewidmeten Sonderheft der „Deutſchen Blätter in Polen“, Poſen 1926, unter dem Titel „Die Entſtehung der deutſchen Siedlungen“ und „Schickſale der Deutſchen bis zur Gegenwart“. Zum Teil aufbauend auf Buſch, Materialien zur Geſchichte und Statiſtik des Kirchen- und Schulweſens der evangeliſch-lutheriſchen Gemeinden in Rußland, Petersburg 1862, wird der Verſuch unternommen, die Entwicklung in Wolhynien von den Anfängen ſeit Beginn des 19. Jahrhunderts im einzelnen klarzulegen. Dieſe Aufſätze von erfreulich hohem wiſſenſchaftlichen Niveau bringen auch für den wirtſchaftlich Intereſſierten viel Wiſſenswertes und Anregendes. Die ſozialen und wirtſchaftlichen Grundlagen und Urſachen der deutſchen Beſiedlung werden aufgedeckt, der Koloniſationsvorgang wird unter Berückſichtigung der Beſonderheiten der Beſiedlung von Wald- und Sumpfboden lebendig geſchildert. Einen breiten Raum nimmt die Erörterung über die Herkunft der Koloniſten ein, die auch für den Agrarwirtſchaftler nicht bedeutungslos iſt, da auf ſie beſtimmte Eigenarten der Wirtſchaftsführung zurückgeführt werden können. Der zweite Aufſatz behandelt die Schickſale der Deutſchen bis zur Gegenwart. Für die Vorkriegszeit wird die pachtwirtſchaftliche Agrarverfaſſung als beſtimmend herausgeſtellt. Durch ſie war, vor allem ſeit der Ruſſifizierungswelle unter Alexander III., eine erhebliche Exiſtenzunſicherheit der Koloniſten gegeben, die nicht wenig den an ſich bereits vorhandenen Wandertrieb der deutſchen Pachtbauern wachhielt und zu wiederholten Abwanderungen (u. a. auch nach Kurland) führte. Eindringlich behandelt Kuhn abſchließend die Auswirkungen der Zerſtörungen durch den Weltkrieg und der Deportation nach Innerrußland, die in einem zahlenmäßigen Rückgang des deutſchen Bauerntums, dann aber auch in ſeiner wirtſchaftlichen Schwächung geſehen werden müſſen. Die lehrreiche Abhandlung ſchließt mit einem Hinweis auf die unſichere politiſche und rechtliche Lage der Volksgruppe, die ſich wirtſchaftlich als Pächterfrage darſtellt. Wertvolle Daten über die Koloniſationsgeſchichte Wolhyniens macht auch Kurt Lück in ſeinem Standardwerk „Deutſche Aufbaukräfte in der Entwicklung Polens“, Plauen i. V. 1934, S. 430 ff.

---

[26] Schriften zum Selbſtbeſtimmungsrecht der Deutſchen außerhalb des Reiches. Herausgegeben im Auftrage des VDA. von Dr. Paul Traeger.

Unter den zuſammenfaſſenden Aufſätzen zeigt der von Hans-Jürgen Seraphim, Das deutſche Bauerntum in Wolhynien[27] am ſtärkſten eine ausgeſprochen wirtſchaftliche Note. Die hiſtoriſche Einleitung iſt kurzgefaßt, die Nachkriegslage ſteht im Mittelpunkt der Erörterung. Dabei wird ein Problemkomplex, der bisher nur andeutungsweiſe berührt wurde, beſonders in den Vordergrund geſchoben, nämlich die Konkurrenzlage des deutſchen Bauerntums im Verhältnis zu der es umgebenden Mitwelt. Die vor allem der breiten Maſſe des ukrainiſchen Bauern zugute kommende ſog. Kommaſſierung, als Hauptmaßnahme des Staates gegen die Bodenzerſplitterung, und ihre günſtigen wirtſchaftlichen Wirkungen haben den deutſchen Bauern verhältnismäßig ebenſo benachteiligt wie die Vorzugsbehandlung, die dem polniſchen Neuſiedler der Nachkriegszeit zuteil wird. Es iſt dies eine Problematik, die ſehr ernſt genommen werden muß und keinesfalls durch eine einſeitige Schau getrübt werden ſollte, die durch die ausſchließliche Hervorhebung der bisherigen deutſchen Kulturleiſtung entſtehen kann.

Wenn Walter Kuhn, der ausgezeichnete Kenner des Wolhynien-Deutſchtums, in ſeiner Gegenüberſtellung „Deutſche und Ukrainer“[28], gerade die kulturelle und wirtſchaftliche Überlegenheit des deutſchen Koloniſten herausarbeitet und eindringlich zeigt, wie durch ihn die Dorf- und Flurformen umgeſtaltet, der Brunnen- und Hausbau beeinflußt, die Landwirtſchaftstechnik durch die Einführung einer ordentlichen Düngung, des eiſernen Pfluges uſw.

---

[27] Deutſche Arbeit, 1935, S. 182 ff.

[28] Deutſche Blätter in Polen, III. Jg., 1926, S. 542 ff.

rationaliſiert, die Ertragshöhe des Bodens durch die Fruchtwechſelwirtſchaft, den Obſt- und Gemüſebau gehoben ſind, dann muß gegenüber dieſen durchaus zutreffenden Feſtſtellungen allerdings auch die Kehrſeite der Medaille aufgezeigt werden, daß nämlich auch hier wie ſo oft der gelehrige Schüler beginnt, den Meiſter, den Deutſchen, zu überflügeln. Sonſt läuft man Gefahr, die Gegenwartstendenzen allzuſehr außer acht zu laſſen. Der Aufgabe, eben gerade dieſe neueſte Phaſe gebührend zu betonen, hat ſich dankenswerterweiſe Kurt Lück unterzogen, dem wir, ebenſo wie Kuhn, äußerſt wertvolle Einblicke in die Geſamtlage des Wolhyniendeutſchtums verdanken. Seine Studie über „Das Deutſchtum innerhalb der Bevölkerung Wolhynien“ unterſchätzt zwar noch die ukrainiſche Frage, ſoweit ſie uns als wirtſchaftliche entgegentritt, ſieht jedoch durchaus zutreffend die ſtarke Poſition des jüdiſchen Handels, der zwar zahlenmäßig nicht ſehr ſtarken, aber wirtſchaftlich hochſtehenden tſchechiſchen Kolonien und der vom Staat bevorzugt behandelten polniſchen Elemente. Die in vielen Fällen immer noch nicht beſeitigte rechtliche Unſicherheit infolge des Landübereignungsgeſetzes von 1922 (1924), die Kreditnot und die Kriegsnachwirkungen, unter denen keine Volksgruppe in Wolhynien ſo ſehr zu leiden hat wie die deutſche, machen deren wirtſchaftliche Poſition in der Gegenwart äußerſt ſchwierig. Das einzige Gegengewicht beſteht in der auch von Lück betonten Anſpruchsloſigkeit und Arbeitſamkeit der Koloniſten, die es ermöglicht haben, daß der wirtſchaftliche Wiederaufbau nach dem Kriege über Erwarten ſchnell gelang. Die ſeeliſche Grundhaltung des deutſchen Koloniſten, ſeine volkstumsmäßig bedingten Qualitäten ſind in der Tat der Schlüſſel für die im ganzen erträgliche Stellung, die er gegenwärtig noch innehat. Deshalb iſt die tiefe und lehrreiche Studie von Alfred Karaſek, „Sprachinſelvolkstum“[29] auch für den Wirtſchaftswiſſenſchaftler von Bedeutung. Karaſek zeigt, wie das Koloniſtenleben durch mannigfache Ausleſeprozeſſe die Leiſtungsfähigkeit und biologiſche Kraft des deutſchen Rodungsbauern günſtig beeinflußt hat, wie die Eigenart der Umwelt und Mitwelt ihn in ſeinem Charakter und Verhalten beſtimmt. So hat ſich „eine für ſich beſtehende und in ſich ſelbſt genügende Gemeinſchaft“ mit eigenem Stiltypus geformt, die auch wirtſchaftlich ſelbſtändige Züge aufweiſt. Sie ſind, wie nicht anders zu erwarten, „bis zum letzten“, in poſitivem wie in negativem, bäuerlich.

Daß die wirtſchaftliche Eigenart des Wolhyniendeutſchen u. a. auch durch ſein ſtammhaftes Gefüge mitbedingt iſt, daß alſo die Herkunft der Koloniſten nicht nur allein den Hiſtoriker intereſſiert, leuchtet ein. Es iſt naturgemäß auch wirtſchaftlich geſehen nicht gleichgültig, ob die Siedler Niederſchleſier aus dem Kaliſcher Lande oder Niederunger aus dem Weichſeltal oder Pommern aus Kujawien ſind. Dorf- und Flurformen, Erbſitten u. a. können hierdurch beeinflußt und bedingt ſein. Es iſt wieder Walter Kuhn geweſen, der ſich dieſer Fragen angenommen und bereits wertvolle Bauſteine zu ihrer Klärung zuſammengetragen hat. In dem Wolhyniſchen

---

[29] Deutſche Blätter in Polen, III. Jg., S. 569 ff.

Volkskalender für das Jahr 1927 (S. 101 ff.) findet ſich aus ſeiner Feder ein erſter Überblick über „Die Herkunft der Wolhyniendeutſchen“. Wir entnehmen aus ihm die verhältnismäßige Stärke der Beteiligung der in Frage ſtehenden Stämme (Pommern, Schleſier, Niederunger, Schwaben) an der Beſiedlung Wolhyniens, vor allem aber auch an Hand vieler Beiſpiele ihre örtliche Verbreitung, und wir erkennen den bedeutungsvollen Prozeß der Verſchmelzung zu einem neuen deutſchen Stamm mit einem ausgeprägten wolhyniſchen Gemeinſamkeitsbewußtſein. Neue Wege, die ſich als überaus fruchtbar erweiſen, beſchreitet Kuhns Studie „Die Kirchenbücher als Geſchichtsquelle des Wolhyniendeutſchtums“[30], die aus der einzigen brauchbaren Quelle, den Kirchenbüchern, eine ſyſtematiſche Herkunftsforſchung der Kolonien aufbaut. Für mehrere Dörfer werden beiſpielhaft, u. a. an Hand von Konfirmandenliſten, die Herkunftsorte im Auswanderungsgebiet feſtgeſtellt und kartographiſch eingetragen, ſo daß ſich ein inſtruktives Bild von der urſprünglichen Zuſammenſetzung der wolhyniſchen Neuſiedlung ergibt. Gerade für vergleichende Wirtſchaftsforſchungen iſt dieſe ſcheinbar abſeits liegende Frageſtellung entſchieden wertvoll, nicht zuletzt auch für die Koloniſationsgeſchichte im engeren Sinne. Gerade unter dieſem Aſpekt ſei auch auf die Arbeit von Albert Breyer, „Die Auswanderung der deutſchen Bauern des Goſtyniner Landes nach Wolhynien (1855—1885)“[31] hingewieſen, die ſehr deutlich die Wirkungen der Abwanderung auf die urſprüngliche Heimat der wolhyniſchen Koloniſten ſichtbar werden läßt, darüber hinaus jedoch auch die Urſachen der Maſſenabwanderung zu klären ſucht. Sie ſind ganz überwiegend wirtſchaftlicher Natur, ſo wie auch die Motive der großgrundbeſitzlichen „Koloniſatoren“ in Wolhynien ſelbſt ausſchließlich wirtſchaftliche waren.

Mit den letztgenannten Studien ſind wir bereits zu der Kategorie der Sonderunterſuchungen vorgedrungen, in der entweder einzelne geſchichtliche Vorgänge oder gegenwartsorientierte Problemſtellungen zur Erörterung gelangen. Als weiteres Beiſpiel der erſtgenannten Möglichkeit ſei auf Krüger-Rozyſzcze, „Die Weltkriegsodyſſee der Deutſchen Wolhyniens“[32] verwieſen. Seine lebendigen perſönlichen „Erinnerungen“ kommen für den Forſcher vornehmlich als Geſchichtsquelle in Betracht. Wir erleben mit dem Verfaſſer die ſeeliſchen und körperlichen Leiden der Koloniſten und tun aufſchlußreiche Blicke in ihre Pſyche. Dies iſt auch der Grund, der den Wirtſchaftswiſſenſchaftler an dieſem Geſchehen Intereſſe abnötigt. — Von allgemeineren Geſichtspunkten aus behandeln dasſelbe Thema Deringer, „Die Ausweiſung der deutſchen Koloniſten aus Wolhynien in den Jahren 1915 und 1916“[33] und Johannes Schleuning,

---

[30] Deutſche Monatshefte in Polen, Poſen 1937, S. 395 ff.

[31] Deutſche Monatshefte in Polen, Poſen 1937, S. 492 ff.

[32] Deutſche Monatshefte in Polen, Poſen 1937, S. 432—491.

[33] Deutſches Leben in Rußland, VII. Jg. Nr. 8—10, S. 66 ff. und VIII. Jg. Nr. 1, S. 3 ff.

„Die Liquidationsgeſetze und die deutſchen Wolhynier“[34], aus deren Darſtellung auch die materiellen Verluſte hervorgehen, die hierdurch der wolhyniſch-deutſchen Volksgruppe zugefügt worden ſind.

Vom wirtſchaftlichen, inſonderheit auch vom agrarwirtſchaftlichen Standpunkt iſt eine Arbeit hervorzuheben, die ſoeben in den Deutſchen Monatsheften in Polen (Auguſt/September 1937, S. 61 ff.) von Franz A. Doubek unter dem Titel „Die Berufsgliederung der Deutſchen in Mittel- und Oſtpolen um 1900“ veröffentlicht iſt. Sie bringt eine ſyſtematiſche Auswertung der ruſſiſchen Volkszählung von 1897, deren Ergebniſſe mit den heutigen polniſchen Verwaltungsbezirken in Übereinſtimmung gebracht werden, ſo daß hiermit eine Vergleichsmöglichkeit mit polniſchen Erhebungen gewährleiſtet iſt. Für die wirtſchaftliche und ſoziale wolhyniſche Volksgruppenforſchung iſt dieſe Unterſuchung deshalb bedeutungsvoll, weil ſie einen Vergleich der Struktur mit den übrigen im polniſchen Staatsgebiet ſiedelnden deutſchen Volksgruppen ermöglicht. Sie zeigt, durch überſichtliche kartographiſche Darſtellungen unterſtützt, die berufliche Ausprägung des faſt rein bäuerlichen Deutſchtums Wolhyniens, die ſich deutlich abhebt von der Berufsſtruktur anderer deutſcher Siedlungsgebiete mit ſtärkerer gewerblicher Durchſetzung. Hierdurch wird eine gute Grundlage und Vergleichsbaſis geſchaffen, ſowohl für die Auswertung polniſcher amtlicher Erhebungen wie vor allem für Sonderunterſuchungen nichtamtlichen Charakters.

Wir ſchließen unſeren Schrifttumsüberblick mit einer wertvollen Unterſuchung von Kurt Lück über „Lebensfragen der deutſchen Sprachinſeln in Wolhynien“[35], die den gegenwärtigen Beſtand und die Struktur des wolhyniſchen Deutſchtums zum Gegenſtand hat. Der Verfaſſer bringt nicht nur Angaben über den Bevölkerungsſtand und die Bevölkerungsbewegung, ſondern darüber hinaus die Ergebniſſe eingehender Unterſuchungen über die Struktur der Kolonien nach der nationalitätenmäßigen und wirtſchaftlichen Seite. Wir halten gerade dieſe Analyſe für beſonders bedeutſam, weil ſie den Weg zeigt, den in Zukunft die Forſchung über das Wolhyniendeutſchtum einſchlagen muß, wenn es zu einer fruchtbaren Vertiefung des gegenwärtigen Standes unſerer Kenntniſſe jener abgelegenen deutſchen Volksgruppe kommen ſoll. Eine ſolche Vertiefung iſt nach allen Seiten hin möglich und geboten. —

Am weiteſten fortgeſchritten iſt die Erforſchung der Herkunft der Koloniſten und ihrer Anſiedlung in Wolhynien. Das Gebiet der Siedlungsformen harrt noch weitgehend der Bearbeitung; aber auch die ökonomiſche Problematik und die ſozialen Schichtungsverhältniſſe ſind bisher nur in Umriſſen ſichtbar geworden. Die Produktions- und Ertragsgeſtaltung, die Art der Bodennutzung, die Inventarausrüſtung, die Abſatz- und Kreditverhältniſſe, die Betriebsgrößengliederung und vieles andere mehr muß eingehend analyſiert werden, wenn ein zureichender Einblick in die agrariſche Struktur des wolhyniſch-deutſchen Bauerntums gewonnen werden ſoll. Dabei kann es keinesfalls darauf ankommen, allein die gegenwärtigen Verhältniſſe iſoliert zu unterſuchen. Vielmehr erweiſt es ſich als notwendig, zeitlich einen Vergleich mit früheren Entwicklungsſtadien durchzuführen, um hierdurch eine Vorſtellung von dem Gewicht der Verſchiebungen zu erhalten, die durch die Kriegs- und Nachkriegsereigniſſe eingetreten ſind. Zum anderen muß, ſoweit möglich, auch ein Vergleich mit der Agrarſtruktur der anderen denſelben Lebensraum bewohnenden Völker und Volksgruppen vorgenommen werden, weil nur auf dieſe Weiſe die Eigenart des deutſch-wolhyniſchen Bauerntums herausgearbeitet werden kann.

---

[34] Oſtdeutſche Monatshefte, Oliva. V. Jg. 1925, S. 1226 ff.

[35] Heimatbuch der Deutſchen Wolhyniens, herausgegeben von Karaſek-Lück, 3. Bd., Plauen i. V. 1931, S. 1 ff.

Der Verfaſſer wird demnächſt in der Lage ſein, der Öffentlichkeit einen ſolchen Verſuch vorzulegen, der den Beweis zu erbringen beſtrebt iſt, daß auch die Wirtſchaftswiſſenſchaft auf dem Gebiet der Volksgruppenforſchung Aufgaben hat, die dankbar ſind und ſelbſt unter ſchwierigen Verhältniſſen mit einigem Erfolg in Angriff genommen werden können.

Bemerkungen über das polniſche agrarpolitiſche Schrifttum der letzten Jahre

Von Wolfgang Stubenrauch

Im Rahmen einer Aufſatzreihe über die Schriften zur Agrarverfaſſung und Agrarpolitik der deutſchen Volksgruppen in Nordoſt- und Südoſteuropa iſt es zweifellos recht nützlich, einen Blick auf das entſprechende Schrifttum eines der wichtigſten unſerer öſtlichen Nachbarvölker zu werfen, mit dem das Schickſal einer großen deutſchen Volksgruppe ſo außerordentlich eng verbunden iſt. Eine derartige Betrachtung dürfte um ſo notwendiger ſein, als in dem polniſchen Schrifttum die Auffaſſungen und Gedankengänge des Staatsvolkes zum Ausdruck kommen, von deſſen agrarpolitiſchen Entſcheidungen das Wohl und Wehe der deutſchen Volksgruppe manches Mal nur allzu abhängig iſt.

In dieſem Aufſatz ſollen ſelbſtverſtändlich vorwiegend diejenigen Schriften und Aufſätze polniſcher Verfaſſer berückſichtigt werden, deren Frageſtellung in beſtimmtem Zuſammenhang mit der agrarpolitiſchen Lage der deutſchen Volksgruppe in Polen ſteht. Daß im weiteren Sinne ſämtliche Vorgänge und Maßnahmen auf politiſchem und wirtſchaftlichem Gebiet ſich auch auf die in Polen lebenden Deutſchen auswirken, bedarf keiner beſonderen Erläuterung. Ernſtere Unterſuchungen, die ſich unmittelbar mit dem Deutſchtum in Polen beſchäftigen, ſind naturgemäß ſelten. In dieſer Hinſicht treten unſachlich gehaltene Schriften in den Vordergrund. Zur Kennzeichnung dieſer Art von Erzeugniſſen ſei nur an die 1934 in Danzig in deutſcher Sprache herausgegebene Abhandlung der Kazimiera Jezowa über den Grundbeſitz in Weichſelpommern zur Zeit der Teilungen Polens und vor dem Weltkriege[1] erinnert, die unbedingt als ſtreng wiſſenſchaftlich angeſehen werden will, deren tatſächlicher Charakter jedoch in Deutſchland hinreichend genug bekannt iſt, als daß hierüber noch nähere Ausführungen erforderlich wären. Soweit polniſche und deutſche wirtſchaftliche Einrichtungen im heutigen Polen miteinander verglichen werden, geſchieht es meiſt in der Abſicht, die verantwortlichen polniſchen Stellen vor der Entwicklung des Deutſchtums zu warnen und zur weiteren Stärkung der polniſchen Gruppe aufzurufen, nicht aber, um Maßnahmen ausfindig zu machen, die Polen und Deutſchen zum Wohle des beiden gemeinſamen Staates zugute kommen könnten. Als Beiſpiel dieſer Einſtellung möge die Broſchüre von R. Kozlik über das polniſche und deutſche Genoſſenſchaftsweſen in den weſtlichen Wojewodſchaften[2] erwähnt werden, die in polniſcher Sprache 1933 bezeichnenderweiſe im Verlag des Verbandes zum Schutze der Weſtgebiete in Poſen erſchienen iſt. Hier wird darauf hingewieſen, daß ſich die deutſchen Genoſſenſchaften gegenüber den polniſchen während der Kriſe weit beſſer behauptet hätten und daß es infolgedeſſen nun Zeit wäre, für den Ausbau des polniſchen Genoſſenſchaftsweſens alle Kräfte anzuſpannen. Zahlreich ſind in ſonſt ernſthaften wiſſenſchaftlichen Arbeiten geſchichtliche Rückblicke auf die Verwaltungsmaßnahmen der „Eroberungsmächte“, wobei Bismarcks „Germaniſierungspolitik“, das Enteignungsgeſetz von 1908, die Tätigkeit der Anſiedlungskommiſſion und ähnliche Fragen geradezu totgeritten werden. Obwohl derartige Betrachtungen nun allmählich langweilig werden und obwohl aus ihnen immer wieder ganz eindeutig zu erſehen iſt, wie gut es den Polen gerade in wirtſchaftlicher Hinſicht in den früher preußiſchen Provinzen ging, darf man ſie auf deutſcher Seite doch keinesfalls zu leicht nehmen, da aus ihnen in bedauerlicher Verkennung der wirklichen Verhältniſſe die Forderung nach einer angeblich notwendigen Wiedergutmachung abgeleitet wird.

---

[1] K. Jezowa, Der Grundbeſitz in Weichſelpommern zur Zeit der Teilungen Polens und vor dem Weltkrieg. Danzig 1934.

Von dem allgemeinen agrarpolitiſchen Schrifttum müſſen in erſter Linie die Arbeiten über das Übervölkerungsproblem behandelt werden, da ſich hieran unmittelbar die Auseinanderſetzungen über die für das Deutſchtum ſo einſchneidende Agrarreform anſchließen. Die Frage der Übervölkerung des Dorfes und der Landwirtſchaft muß auch deshalb in den Vordergrund geſtellt werden, weil faſt jede polniſche agrarpolitiſche Unterſuchung durch einen Hinweis auf dieſes nach polniſcher Auffaſſung grundlegende Problem eingeleitet wird, ganz gleich, ob es ſich um Darſtellungen der Agrarkriſe, der Förderung der Dorfkultur, des Genoſſenſchaftsweſens oder der verſchiedenen Betriebsgrößen handelt. Auch Abhandlungen über die Getreidepolitik oder die allgemeine Wirtſchaftslage beginnen in der Regel mit einem Abſchnitt über die Übervölkerung. Es iſt daher verſtändlich, daß von polniſcher Seite das im Jahre 1936 herausgekommene Buch von Józef Poniatowſki über die Übervölkerung des Dorfes und der Landwirtſchaft[3] als die wichtigſte agrarpolitiſche Neuerſcheinung der letzten Jahre bezeichnet worden iſt. Dieſes Buch, über das in der Zeitſchrift „Oſteuropa“[3a] ausführlich berichtet wurde, hat eine kritiſche Beurteilung und eine wohl annähernd vollſtändige Zuſammenfaſſung ſämtlicher bisher auf dieſem Gebiet erſchienenen Unterſuchungen gebracht. Es ſetzt ſich ausführlich mit den zahlreichen Vorſchlägen zur Behebung der Übervölkerung auseinander und kommt im weſentlichen zu der Forderung einer entſchloſſenen Fortführung der Agrarreform und der begonnenen Induſtrialiſierung. Es nimmt hierbei nicht wunder, daß ſich die Auffaſſungen des Verfaſſers vollkommen mit denen ſeines Bruders, des derzeitigen polniſchen Landwirtſchaftsminiſters decken. Die Agrarreform iſt in Polen von Anfang an von zwei verſchiedenen Seiten betrachtet worden. Während einmal die Aufteilung des noch vorhandenen Großgrundbeſitzes als wichtigſte Aufgabe angeſehen wurde, iſt von anderen vor allem die Zuſammenlegung der zerſplitterten Kleinbetriebe gefordert worden. In dieſer Richtung bewegen ſich die beiden Aufſätze des ehemaligen Agrarreformminiſters Witold Staniewicz in den Vierteljahrsheften der polniſchen Landwirtſchaft, Warſchau April und Juli 1930[4]. In dem erſten Teil dieſes Berichts über die Agrarreform in Polen in den Jahren 1928 und 1929 betont Staniewicz ausdrücklich, daß er als Miniſter auf den erſten Plan ſeiner Arbeiten bei der Beſeitigung des „größten Agrarübels — der landwirtſchaftlichen Übervölkerung“ die Zuſammenlegung der landwirtſchaftlichen Betriebe geſtellt habe. Er hebt weiterhin hervor, daß er dem Zuſammenlegungsproblem andere Arbeitsgebiete und zwar ſowohl die Parzellierung als auch die Aufhebung der Dienſtbarkeiten ſowie die auf breiter Grundlage begonnene Meliorationsaktion untergeordnet habe. Ähnliche Gedanken hat Staniewicz auch in einem Vortrag geäußert, den er 1937 auf Einladung der Deutſchen Geſellſchaft zum Studium Oſteuropas in Berlin hielt und der auch in Aufſatzform erſchien[5]. In dieſer Betrachtung über das Agrarproblem Polens ſpricht ſich der Verfaſſer allerdings ſchärfer über die grundſätzliche Notwendigkeit der Durchführung des Agrarreformgeſetzes von 1925 aus und meint, daß jeglicher Verſuch, dieſes Geſetz aufzugeben, ſehr ſchnell zu unerwünſchten Folgen, nämlich zur Radikaliſierung der Agrarreform führen könne. In dieſem Zuſammenhang verdient ein weiterer Vortrag Beachtung, den der ehemalige Direktor der Wirtſchaftsabteilung im polniſchen Landwirtſchaftsminiſterium, Adam Roſe, im Frühjahr 1934 in der alten Aula der Berliner Univerſität gehalten hat und der im Juni des gleichen Jahres in der Zeitſchrift „Odal“ abgedruckt worden iſt[6]. Roſe, der ſeinen Vortrag als Beitrag zur polniſchen und internationalen Agrarkriſe bezeichnet hatte, ſchilderte — wie andere — ebenfalls zunächſt die Auswirkungen der landwirtſchaftlichen Übervölkerung Polens, in welchem nach ſeiner Auffaſſung die Entwicklung der Städte und damit auch die Induſtrialiſierung durchaus unzureichend ſeien. Er ging ſodann auf die Richtlinien der polniſchen Agrarreform ein und ſtellte feſt, daß die wichtigſte Reform nicht in der Aufteilung des Großgrundbeſitzes zwecks Durchführung einer Neuſiedlung, ſondern in der Zuſammenlegung der zerſtückelten Bauernwirtſchaften und in der Vergrößerung der Zwergwirtſchaften beſtehe. Nach Roſes Auffaſſung muß jedes rationelle Wirtſchaftsprogramm in Polen darauf gerichtet ſein, im 20. Jahrhundert die im 19. Jahrhundert begangenen Unterlaſſungen wiedergutzumachen und durch Induſtrialiſierung ein entſprechendes Gleichgewicht zwiſchen Land- und Stadtbevölkerung herzuſtellen. Der Überſchuß müſſe in den Städten Erwerbsmöglichkeiten finden, und deshalb ſei in Polen die Behauptung, daß die Löſung der brennendſten Agrarprobleme nicht mit Hilfe von agrarpolitiſchen Maßnahmen, ſondern mit Hilfe einer rationellen Induſtrialiſierungspolitik durchzuführen ſei, durchaus nicht paradox. Solche und ähnliche Gedankengänge ſind ſehr verbreitet im agrar- und wirtſchaftspolitiſchen polniſchen Schrifttum, ſie ſollen jedoch hier nicht weiter verfolgt werden, da ſie ſtärker zu den außerordentlich zahlreichen Abhandlungen über Agrarkriſe, Preisverfall und Belebung des Binnenmarkts hinüberleiten und von den Betrachtungen über die Agrarſtruktur etwas abführen.

---

[2] R. Kozlik, Spółdzielczość polska i niemecka w województwach zachodnich. Poſen 1933.

[3] J. Poniatowſki, Przeludnienie wsi i rolnictwa. Warſchau 1936.

[3a] W. Stubenrauch, 11. Jg. 1936, Heft 11/12. S. 783—785.

---

[4] W. Staniewicz, Die Agrarreformarbeiten in Polen im Jahre 1928/29. Vierteljahrshefte der poln. Landw. Heft 3/4, 1930.

[5] W. Staniewicz, Das Agrarproblem Polens. Oſteuropa 12. Jg. 1937. Heft 7, S. 433—444.

[6] A. Roſe, Ein Beitrag zur polniſchen und internationalen Agrarkriſe. Odal Heft 12, 1934.

Wohl aber verdienen noch die älteren Schriften von Władysław Studnicki über die Koloniſationsmöglichkeiten in den polniſchen Oſtgebieten behandelt zu werden. Zu nennen ſind zwei Arbeiten: „Koloniſierung und wirtſchaftliche Entwicklung unſeres Oſtens“ [7] und „Die Oſtgebiete. Ihr wirtſchaftlicher Zuſtand und die Entwicklungsausſichten“ [8]. Der Verfaſſer trägt hier den Gedanken vor, daß die Wojewodſchaften Krakau und Kielce die Koloniſten für den Oſten liefern müßten und daß in der Wojewodſchaft Poleſie aus wirtſchaftlichen und nationalpolitiſchen Gründen das wichtigſte polniſche Koloniſationsgebiet zu erblicken ſei. Nicht Militärſiedler, ſondern ſelbſtändige Bauern aus den ſüdpolniſchen Überſchußgebieten müßten das Koloniſationsmaterial abgeben. Hinſichtlich des nationalpolitiſchen Erforderniſſes der Oſtkoloniſation iſt kürzlich auch der Krakauer Geograph W. Ormicki hervorgetreten. Bedeutungsvoll ſind im übrigen die neuerdings von Studnicki geäußerten Anſichten über die Löſung des Überbevölkerungsproblems in Verbindung mit der Judenfrage. Die Abwanderung der Juden aus Polen muß nach dieſer Auffaſſung vorwiegend aus ſozialen Gründen gefördert werden, um der polniſchen ländlichen Bevölkerung Aufſtiegsmöglichkeiten in den bisher völlig von jüdiſchen Kleinhändlern und Handwerkern eingenommenen kleinen Landſtädten einzuräumen. In gleicher Weiſe hat Staniewicz in ſeinem Berliner Vortrag die ſtärkere jüdiſche Auswanderung aus Polen gefordert, indem er erklärte, daß dieſe der Landbevölkerung neue Arbeitsmöglichkeiten verſchaffen würde und außerdem im eigenen Intereſſe der Juden läge.

Im Mittelpunkt der agrarpolitiſchen Erörterungen ſteht nach wie vor die Frage nach der richtigen Betriebsgrößenverteilung. Hierüber finden beſonders heftige Auseinanderſetzungen im Zuſammenhang mit der Agrarreform ſtatt. Bekanntlich werden vom derzeitigen Landwirtſchaftsminiſter Siedlerſtellen mit durchſchnittlich 6 Hektar als Idealbetriebe angeſehen. Dieſe Anſicht wird auch von Józef Poniatowſki in ſeinem oben erwähnten Buch verfochten. Gegenteilige Auffaſſungen zu dieſer Streitfrage werden weniger in umfangreichen Schriften als vor allem in der Tagespreſſe oder gar nur in Sejm- bzw. Senatsdebatten vorgebracht. Abgeſehen von dieſen mehr tagespolitiſchen Auseinanderſetzungen wird die Betriebsgrößenfrage aber in ſorgfältigen wiſſenſchaftlichen Arbeiten in Veröffentlichungen verſchiedener Univerſitätsinſtitute unterſucht. Am ſtärkſten hat ſich in dieſer Beziehung die Abteilung für Betriebslehre der kleinen landwirtſchaftlichen Betriebe bei dem Staatlichen Wiſſenſchaftlichen Inſtitut für Landwirtſchaft in Puławy hervorgetan. Die genannte Abteilung, die 1925 auf Grund der Bemühungen der Abgeordneten M. Malinowſki und des bereits bekannten J. Poniatowſki entſtanden iſt und von Profeſſor Bujak übernommen wurde und die heute unter der Leitung des Profeſſors Staniewicz ſteht, gibt im Rahmen der Bibljoteka Puławſka eine Reihe ſozial-wirtſchaftlicher Arbeiten heraus, die ausſchließlich der bäuerlichen und zwar vorwiegend der kleinbäuerlichen Betriebswirtſchaft gewidmet ſind. Die beſondere Aufgabe der Abteilung für Betriebslehre der kleinen landwirtſchaftlichen Betriebe an dem ſchon von den Ruſſen eingerichteten Inſtitut von Puławy muß in der Bearbeitung von Monographien und von ſtatiſtiſchen Erhebungen über die Lage des Kleinbauerntums erblickt werden. Vielfach Bezug nehmend auf die grundſätzlichen Arbeiten des Schweizer Gelehrten Profeſſor Laur, deſſen Schriften zum großen Teil ins Polniſche überſetzt worden ſind, werden an Hand von Buchführungsergebniſſen insbeſondere Unterſuchungen über die Rentabilität der Kleinbetriebe angeſtellt. Da nicht alle Verfaſſer von Arbeiten dieſer Reihe einzeln aufgeführt werden können, mögen im folgenden die Namen derjenigen genannt ſein, die im polniſchen agrarpolitiſchen Schrifttum öfters wiederkehren und deren Abhandlungen für dieſe Betrachtung wichtig erſcheinen. Von Wiktor Bronikowſki iſt 1934 eine umfaſſende Arbeit über Wege des Fortſchritts des polniſchen Bauern[9] herausgekommen. In einer längeren Einleitung hebt Grabſki ihren hohen Wert für die Fortentwicklung des ſozialen Lebens auf dem Dorfe hervor und rühmt außerdem die ſoziologiſche Betrachtungsweiſe. Aus der Arbeit ſind die Beſtrebungen der Abteilung für kleinbäuerliche Betriebe an dem Inſtitut in Puławy deutlich zu erſehen. Es handelt ſich darum, die Verſpätung in der kulturellen Entwicklung des Dorfes einzuholen. Zu dieſem Zweck werden zunächſt ſämtliche Unterlagen über den augenblicklichen Zuſtand geſammelt, wobei weiterhin beabſichtigt iſt, Richtlinien und Anregungen für den Fortſchritt ausfindig zu machen. Soweit bisher Fortſchritte in der polniſchen Landwirtſchaft zu verzeichnen waren, ſind ſie auf Vorbilder aus dem Weſten und Süden Europas zurückzuführen. Vereinzelt waren in früheren Zeiten beſſere Verhältniſſe im Gefolge der von Weſten (ſprich: Deutſchland) kommenden Koloniſten anzutreffen. Nunmehr gilt es, im unabhängigen polniſchen Staat aus eigenen Kräften die Lebenshaltung und den Kulturſtand des zurückgebliebenen polniſchen Bauern auf breiter Grundlage zu heben und zu verbeſſern. Wenn das Dorf einſtweilen noch wenig an der Leitung des ſtaatlichen und kulturellen Lebens in Polen beteiligt iſt, ſo liegt dieſes nach der Anſicht Bronikowſkis eben an der zu geringen Entwicklung der im kleinen polniſchen Bauerntum ſchlummernden Kräfte. Man erkennt leicht den engen Zuſammenhang derartiger Betrachtungen mit den aktuellen Vorgängen der polniſchen Agrarpolitik. In ähnlicher

---

[7] W. Studnicki, Kolonizacja i rozwój gospodarczy naszego Wschodu. Warſchau 1921.

[8] W. Studnicki, Ziemie wschodnie. Stan gospodarczy i widoki rozwoju. Warſchau 1929.

---

[9] W. Bronikowſki, Drogi postępu chłopa polskiego. Warſchau, 1934.

Richtung bewegt ſich die 1935 erſchienene Unterſuchung von W. Ponikowſki über bäuerliche und Gutswirtſchaften in drei mittleren Wojewodſchaften für die Jahre 1928 und 1929[10]. Von dem gleichen Verfaſſer ſtammt eine Zuſammenſtellung über Buchführungsergebniſſe in bäuerlichen Wirtſchaften, die 1929 in den Jahrbüchern für Landwirtſchafts- und Forſtwiſſenſchaft in Poſen veröffentlicht worden iſt. F. Dziedzic hat die bäuerlichen Wirtſchaften Großpolens[11] und die wirtſchaftsgeographiſchen Grundlagen der Landwirtſchaft Pommerellens beſchrieben[12]. Von ihm iſt weiterhin eine Schrift über die landwirtſchaftlichen Regionen Polens zu erwarten. Wichtig ſind auch die Arbeiten von M. Sowiński, über den an anderer Stelle noch einiges zu ſagen ſein wird. In letzter Zeit ſind im Schriftenverzeichnis von Puławy Unterſuchungen des Betriebswiſſenſchaftlers St. Antoniewſki angekündigt, der im April 1936 in der Zeitſchrift „Rolnictwo" in einer Studie über die dörfliche Arbeitsloſigkeit die Ergebniſſe von J. Poniatowſki kritiſiert hatte. Im ganzen ſind in der Reihe ſozial-wirtſchaftlicher Arbeiten der Bibliothek von Puławy bis heute ſchon über 80 Veröffentlichungen herausgekommen, deren Wert für die Erkenntnis der polniſchen Agrarſtruktur und Agrarpolitik zweifellos recht groß iſt.

Geſondert muß von den Erſcheinungen des Inſtituts von Puławy die ſchon etwas zurückliegende fünf Teile umfaſſende grundlegende Ausarbeitung über die Erbſitten der Bauern in Polen betrachtet werden, deren erſter Teil 1928 mit einem Vorwort von F. Bujak herausgegeben worden iſt[13]. Aus den einführenden Worten von Bujak geht hervor, daß es eine vollſtändige Sammlung der bäuerlichen Erbgewohnheiten in den verſchiedenen Teilgebieten der Republik Polen bisher nicht gegeben hat, daß aber andererſeits das Miniſterium für Agrarreform unter anderem durch zwei Enqueten über die Frage der Erbrechtsreform und der Teilbarkeit von Grundſtücken in den Jahren 1924 und 1927 ſein ſtarkes Intereſſe für dieſe Angelegenheit bewieſen hat. So iſt auch die Arbeit der Abteilung für Betriebslehre landwirtſchaftlicher Kleinbetriebe vom Miniſterium angeregt und unterſtützt worden. Insbeſondere hatte der damalige Agrarreformminiſter Staniewicz ſeine ganze Aufmerkſamkeit der Fertigſtellung dieſer Unterſuchung zugewandt. Wie Bujak bemerkt, hatten die Sorge um die dauerhafte Sicherung der im Wege der Agrarreform neuentſtandenen Betriebe und um die Gewährleiſtung der Ergebniſſe der Flurbereinigung zuſammen mit entſprechenden Vorſtößen einiger Sejmabgeordneter auch in bäuerlichen Kreiſen den Gedanken von der notwendigen Einſchränkung der freien Teilbarkeit kleiner und mittlerer landwirtſchaftlicher Betriebe reifen laſſen. Bekanntlich ſtehen dieſe Fragen gerade heute im Mittelpunkt der agrarpolitiſchen Auseinanderſetzung in der polniſchen Öffentlichkeit. In dem Werk des Inſtituts von Puławy ſind nacheinander die Erbſitten im früher öſterreichiſchen, preußiſchen und ruſſiſchen Teilgebiet behandelt worden. Teil IV enthält den Bericht über die Oſtgebiete. In Teil V finden ſich ſchließlich zwei Beiträge über das bäuerliche Erbrecht im modernen Polen und über die bäuerliche Vererbung und ihre Reform. Erwähnenswert ſind im Rahmen dieſes Aufſatzes im Anſchluß an die anfangs gegebenen Hinweiſe einige Bemerkungen über die Verhältniſſe in den früher preußiſchen Provinzen Poſen und Weſtpreußen, in denen ſich bis heute weitgehend die geſchloſſene Vererbung erhalten hat. Der Berichterſtatter kann hier nach ſcharfen Seitenhieben auf die „Germaniſierungspolitik" der preußiſchen Regierung die Feſtſtellung nicht vermeiden, daß ſich die Bemühungen dieſer Regierung auf wirtſchaftlichem und kulturellem Gebiet infolge des ausgezeichneten Funktionierens der inneren, der Gemeinde- und der berufsſtändiſchen Verwaltung als recht dauerhaft und für den Fortſchritt der geſamten Bevölkerung außerordentlich vorteilhaft erwieſen haben. Er hebt hierbei vor allem die Sorge der Regierung um das Gedeihen der Landwirtſchaft hervor. In einem Vergleich mit der heilloſen Bodenzerſplitterung im ruſſiſchen und öſterreichiſchen Teilgebiet betont der Verfaſſer den großen Einfluß einer vernünftigen Geſetzgebung und vernünftiger Erbſitten der Bevölkerung auf die Ordnung der landwirtſchaftlichen Verhältniſſe, durch die ſich eben die heutigen polniſchen Weſtgebiete ſo bemerkenswert von den meiſten übrigen Wojewodſchaften im Süden und Oſten Polens unterſcheiden.

---

[10] W. Ponikowſki, Gospodarstwa włościańskie i folwarczne. Na tle materjalów rachunkowych z 3 wojew. środkowych w 1928/29 r. Warſchau 1935.

[11] F. Dziedzic, Wielkopolskie gospodarstwa włościańskie. Warſchau 1932.

[12] F. Dziedzic, Rolnictwo pomorskie w zarysie geograficzno-gospodarczym. Thorn 1934.

[13] Zwyczaje spadkowe włościan w Polsce I—V. Warſchau 1928/29.

In ähnlicher Weiſe wie die Abteilung für Betriebslehre der landwirtſchaftlichen Kleinbetriebe an dem Staatlichen Landwirtſchaftsinſtitut in Puławy arbeitet das Landwirtſchaftliche Inſtitut der Univerſität Wilna unter Leitung des bereits mehrfach genannten Profeſſors Staniewicz. Von 1934 bis 1937 ſind fünfzehn Hefte der „Arbeiten des Landwirtſchaftlichen Inſtituts der St. Batory-Univerſität in Wilna (Prace Zakładu Ekonomji Rolniczej Uniw. St. Batorego w Wilnie) erſchienen, von denen ſich das erſte mit Umfang und Aufgaben der Agrarwirtſchafts-Wiſſenſchaft beſchäftigt. Der Verfaſſer dieſes erſten Heftes iſt der bereits früher erwähnte Dozent an der Univerſität Wilna, M. Sowiński. Von anderen Heften iſt beſonders eine kleine Unterſuchung über landwirtſchaftliche Studien an der alten Wilnaer Univerſität aus der Feder von Staniewicz[14] zu nennen. Die jüngſte Erſcheinung über Meliorationsprobleme Poleſiens hat wiederum Staniewicz zum Verfaſſer, der hier u. a. einen guten Überblick über die bisher auf dieſem Gebiet erſchienenen Schriften gegeben hat. Die Arbeiten des Wilnaer Inſtituts ſind ausführlich in der Zeitſchrift „Oſteuropa" gewürdigt worden[15].

Ein ganz neues Forſchungsgebiet iſt für das polniſche agrarpolitiſche Schrifttum die Kultur des Dorfes. Volkskunde auf der einen und Agrarſoziologie auf der anderen Seite ſind bemüht, die immer zahlreicher werdenden Arbeiten und Anregungen wiſſenſchaftlich zu ordnen. Gleichzeitig wird auch die Agrarpolitik als beſonderer Wiſſenſchaftszweig weiter entwickelt. 1932 iſt in Warſchau ein zwei Teile umfaſſendes Handbuch der Agrarpolitik von Profeſſor Zdzisław Ludkiewicz[16] erſchienen. Die wichtigſten Quellen bilden für die Erforſchung der Dorfkultur verſchiedene ſchon aus früheren Jahren vorliegende ausgezeichnete Dorfmonographien, die neuerdings durch Sammlungen von Selbſtzeugniſſen polniſcher Bauern wertvoll ergänzt worden ſind. Eines der älteſten und grundlegendſten Werke dieſer Art iſt von dem Amerikaner W. Thomas bereits im Jahre 1905 geſchrieben und zuſammen mit dem Poſener Profeſſor Znaniecki 1927 in überarbeiteter Form unter dem Titel „The polish peasant in Europe and America“ neu herausgegeben worden. Auf die Bedeutung der Arbeit als Ausgangspunkt für alle weiteren ſoziologiſchen Unterſuchungen über das polniſche Dorf hat in letzter Zeit Grabſki wiederholt hingewieſen, der Thomas geradezu als den Begründer der Soziologie des polniſchen Dorfes bezeichnet. Im übrigen iſt Grabſki aber der Meinung, daß die Zuſammenſtellung von ausgewählten typiſchen Briefen, wie ſie Thomas und Znaniecki als weſentlichſte Erkenntnisgrundlage gedient haben, in ihrem Wert nicht überſchätzt werden dürfe. Er wendet ſich hiermit auch gegen die Veröffentlichung des Warſchauer Volkswirtſchaftsinſtituts „Pamiętniki Chłopów“[17] (Selbſtſchilderungen von Bauern, Warſchau 1935 und 1936, in zwei Reihen), deren Wichtigkeit er trotzdem in beſtimmten Grenzen durchaus gelten läßt. Wie in einer längeren Beſprechung dieſes zweifellos für einen Deutſchen recht leſenswerten Buches in der Zeitſchrift „Oſteuropa“[18] hervorgehoben wird, war die Abſicht des Inſtituts bei der Einholung der bäuerlichen Selbſtſchilderungen eine Darſtellung der Auswirkungen der Kriſe auf dem Lande. Schon hieraus geht hervor, daß die Herausarbeitung grundſätzlicher Erkenntniſſe über die Soziologie des Dorfes nicht im Sinne des Inſtituts lag. Die ſyſtematiſche wiſſenſchaftliche Bearbeitung dieſer Fragen ſetzte 1930/31 mit den Vorleſungen von Władysław Grabſki an der Warſchauer Hauptſchule für Landwirtſchaft über Soziologie des Dorfes ein. 1931/32 begann Bujak an der Johann-Kaſimir-Univerſität in Lemberg mit ähnlichen Vorleſungen. Die geſchichtliche Entwicklung und das wichtigſte Schrifttum der polniſchen Agrarſoziologie ſind nach dem Stand von 1934 in der bereits beſprochenen Schrift von Bronikowſki „Wege des Fortſchritts des polniſchen Bauern“ behandelt worden. Den ſtärkſten Auftrieb hat dieſe ganze Arbeitsrichtung im Jahre 1936 durch die zunehmenden Bemühungen der Regierung erhalten, die in der wiſſenſchaftlichen Ergründung des bäuerlichen Lebens eine der beſten Vorausſetzungen für die allmähliche Hebung der Kultur und der allgemeinen Lebenshaltung auf dem Dorfe erblickte. Einen Markſtein bildete die Einberufung der Konferenz für „Fragen der Kultur des Dorfes“ durch die Regierung und die anſchließende Begründung des „Staatlichen Inſtituts für die Kultur des Dorfes“ — beides im Jahre 1936. Das Inſtitut wird eigene wiſſenſchaftliche Unterſuchungen herausgeben, Material über die Dorfkultur durch eigene Korreſpondenten ſammeln und ſich außerdem mit Zuſchüſſen an wiſſenſchaftlichen Arbeiten beteiligen, die zu ſeinem Aufgabenbereich gehören. Der Regierung kommt es hierbei neben der Ermittlung mehr wirtſchaftlicher Angaben in beſonderem Maße auf die Herausarbeitung und Herausſtellung der polniſchen dörflichen Kultur und auf die Weckung des Selbſtbewußtſeins der kleinbäuerlichen Bevölkerung an. Es fehlt bei dieſen Bemühungen nicht an gelegentlichen Gegenüberſtellungen der Eigenarten der polniſchen und der deutſchen Dorfkultur. So wird z. B. im Zuge der Agrarreform in Poſen und Pommerellen das Holzhaus als echt polniſch gegenüber dem durchaus unpolniſchen Stein- bzw. Ziegelhaustyp der deutſchen Anſiedlungskommiſſion propagiert. In einer Preſſekonferenz betonte im Jahre 1936 der Landwirtſchaftsminiſter, daß in der Auswahl der Haustypen bei der Einrichtung von Siedlerſtellen eine Anlehnung an die alte polniſche Bauweiſe geſucht worden ſei und daß die „blinde Nachahmung der deutſchen Bauweiſe“ vermieden werden müſſe, da dieſe „ſowohl dem polniſchen Geſchmack als auch der polniſchen Überlieferung vollkommen fremd“ ſei. Bekanntlich iſt dieſe Auffaſſung der Regierung auf den ſchärfſten Widerſtand der weſtpolniſchen Oppoſition geſtoßen, die ſich dagegen wehrte, daß durch derartige Anregungen und Maßnahmen der hohe Kulturſtand Poſens dem weit niedrigeren des ehemals ruſſiſchen Polen angeglichen würde. In der weiteren Auseinanderſetzung über dieſe Frage wurde von der Regierung bzw. vom Landwirtſchaftsminiſter darauf hingewieſen, daß das Holzhaus am beſten den kleinen Wirtſchaftseinheiten entſpräche, die in Weſtpolen durch die Agrarreform geſchaffen würden.

---

[14] W. Staniewicz, Zagadnienie meljoragl Polesia. Wilna 1937.

[15] Oſteuropa, 12. Jg. 1936, H. 4, S. 296/97.

---

[16] Z. Ludkiewicz, Podręcznik polityki agrarnej. Warſchau 1932.

[17] Von dem gleichen Inſtitut iſt im März 1937 als Nr. 1 der Reihe „Sprawy agrarne“ (Agrarfragen) unter dem Titel „Struktura społeczna wsi polskiej“ (Die ſoziale Struktur des polniſchen Dorfes) eine neue Veröffentlichung herausgegeben worden, in welcher auf Grund von Enqueten und Statiſtiken vor allem die Frage der ländlichen Arbeitsloſigkeit unterſucht wird. Die Mitarbeiter des Sammelwerks ſind: E. Strzelecki, K. Czerniewſki, G. Jabłonowſki und K. Bentlewſka. Die Arbeit ſchließt an die Sammlung „Pamiętniki Chłopów“ an, verwertet jedoch ein weit vollſtändigeres Material. Es wird hier betont, daß ſich die „Pamiętniki“ durch übermäßigen Subjektivismus ausgezeichnet hätten.

[18] W. Conze, 11. Jg. 1936, H. 11/12, S. 785—788.

In dem gleichen Jahre, in dem das Staatliche Inſtitut für die Kultur des Dorfes eingerichtet worden war, wurde ebenfalls in Warſchau an der Hauptſchule für Landwirtſchaft ein Inſtitut für die Soziologie des Dorfes begründet, das bereits 1936 mit den Jahrbüchern der Soziologie des Dorfes an die Öffentlichkeit trat. In dem erſten Teil der Jahrbücher[19], die in regelmäßiger Folge unter der Schriftleitung von Grabſki und Bronikowſki erſcheinen ſollen, ſind Aufſätze von Grabſki über das Syſtem der Soziologie des Dorfes und von Żabko-Potopowicz über das polniſche Dorf im Lichte polniſcher wiſſenſchaftlicher und publiziſtiſcher Arbeiten aus der Zeit vor der Bauernbefreiung enthalten. Außer den „Materialien“ bzw. kurzen Aufzeichnungen einzelner Männer aus der Praxis und den Buchbeſprechungen iſt die Chronik wertvoll, in welcher protokollartig über die wichtigſten Ereigniſſe auf dem Gebiete der Agrarſoziologie berichtet wird. Der vorliegende erſte Band gibt einen vollſtändigen Überblick über den Stand der ſoziologiſchen Arbeiten in Polen. Er läßt erkennen, daß die geiſtige Führung der Jahrbücher im weſentlichen bei Grabſki liegt, der ſich ſchon früher in einigen Schriften mit ähnlichen Fragen beſchäftigt hat. Sehr ſtark tritt als Grundlage der polniſchen Arbeiten die amerikaniſche ſoziologiſche Forſchung in Erſcheinung. In einem Abſchnitt „Raſſe und Dorf“ werden auch die deutſchen Raſſentheorien vorgenommen. Grabſki hält es für nötig, darauf hinzuweiſen, daß es für die Beurteilung der polniſchen Bauern als niedere Raſſe — wie es die Deutſchen angeblich wollen — keinerlei wiſſenſchaftliche Begründungen gäbe. Bemerkenswert ſind in Grabſkis Aufſatz die Ausführungen über die gewaltige Bedeutung des chroniſchen Landhungers der polniſchen Bauern und über die Urſachen der ſtark entwickelten Selbſthilfeorganiſationen auf dem Lande, die ſchon Thomas beſonders hervorgehoben hatte. Nach der Auffaſſung von Thomas, die von Grabſki aufgegriffen wird, kann das Genoſſenſchaftsweſen das ganze Volk ergreifen und iſt in der Lage, eine urſprüngliche und primitive Gruppe in eine ſozial-nationale umzugeſtalten. Inſofern ſpielen in Polen die Genoſſenſchaften als ſoziale Einrichtungen eine weit größere Rolle denn als wirtſchaftliche Unternehmungen. Hiermit kommen wir jedoch bereits zu einem anderen Zweig des polniſchen agrarpolitiſchen Schrifttums, der ſtärker zu rein wirtſchaftspolitiſchen Abhandlungen hinüberleitet.

---

[19] Roczniki Socjologii Wsi. Tom I — Rok 1936. Warſchau 1936.

Bevor zu anderen Gebieten übergegangen wird, mögen noch die zahlreichen Arbeiten über die techniſche Fortbildung der Landbau treibenden Bevölkerung (przysobienie rolnicze) erwähnt werden. Auch dieſe Fragen gehören letzten Endes zu dem Bereich der Förderung der dörflichen Kultur. Ohne dieſes ausgedehnte Schrifttum im einzelnen zu erörtern, ſei nur ſeine große Bedeutung für den praktiſchen Fortſchritt betont und außerdem hervorgehoben, daß die Regierung gerade auf dieſem Gebiet in den letzten Jahren ſehr viel getan hat. Die Abhandlungen über die zweckmäßigſte Einrichtung des landwirtſchaftlichen Bildungsweſens ſowie Handbücher und kleine Druckſchriften, die geeignet ſind, den bisherigen Mangel an Berufswiſſen zu beſeitigen, haben zahlenmäßig außerordentlich zugenommen. In dieſer Hinſicht iſt die Geſellſchaft für landwirtſchaftliches Bildungsweſen unbedingt führend, die in Warſchau die bekannte zentrale Landwirtſchaftliche Buchhandlung eingerichtet hat und die u. a. eine Enzyklopädie der Landwirtſchaft und eine Kleine Landwirtſchaftliche Groſchen-Bibliothek herausgibt. Bekanntlich erſcheint dort auch die mit Hilfe und unter Schriftleitung des Miniſteriums für Landwirtſchaft und Agrarreform herausgegebene Zeitſchrift „Rolnictwo“[20] als das führende amtliche Organ der polniſchen Landwirtſchaft.

In der Zeitſchrift „Rolnictwo“, die ſeit 1929 beſteht, werden ſehr ausführlich wirtſchaftspolitiſche Fragen behandelt, auf die hier nicht weiter eingegangen werden kann. Dieſe Einſtellung trat vor allem während der Agrarkriſe in den Vordergrund, als es galt, Maßnahmen zur Überwindung des Preisverfalls, zur Förderung der Ausfuhr landwirtſchaftlicher Erzeugniſſe oder zur beſſeren Organiſierung des Binnenmarktes zu erörtern. Über die Agrarkriſe gibt es in Polen ein außerordentlich umfangreiches Schrifttum, in welchem auch Teilgebiete wie Getreidepolitik, Zuckerproduktion oder Baconexport — um nur einige Beiſpiele zu nennen — berückſichtigt worden ſind. Auch in der Zeitſchrift „Rolnik Ekonomiſta“, dem Organ des Verbandes der Landwirtſchaftskammern und der Landwirtſchaftlichen Organiſationen der Republik Polen, finden ſich in den früheren Jahrgängen viele Aufſätze über die Agrarkriſe. Heute treten Betrachtungen über die Rohſtofflage, über mögliche Produktionsumſtellungen oder über Agrarentſchuldung und Agrarkredit u. dgl. hinzu.

---

[20] Landwirtſchaft, Halbvierteljahrshefte der Polniſchen Landwirtſchaft, Jg. IX, 1937.

Von den wirtſchaftspolitiſchen Fragen verdient im Rahmen dieſes Aufſatzes nur das Genoſſenſchaftsweſen beſondere Beachtung, da die Genoſſenſchaften in Polen eben nicht nur als wirtſchaftliche Unternehmungen, ſondern in gleicher Weiſe als ſozialpolitiſche Inſtitutionen zu betrachten ſind und da ihnen im übrigen von polniſcher Seite auch in nationalpolitiſcher Hinſicht ſeit je eine große Bedeutung beigemeſſen worden iſt. Wohl in den meiſten polniſchen Darſtellungen der geſchichtlichen Entwicklung der Genoſſenſchaften in Polen wird auf ihre beſondere Eignung als nationale Selbſthilfeorganiſation in der Zeit der fehlenden ſtaatlichen Selbſtändigkeit des polniſchen Volkes hingewieſen. Aus der hervorragenden Stellung, die das Genoſſenſchaftsweſen in Polen einnimmt, iſt das weitverzweigte Schrifttum über dieſe Fragen zu erklären. In beiden oben genannten führenden agrarpolitiſchen Fachzeitſchriften wird wiederholt über die Genoſſenſchaftsbewegung berichtet. Selbſtverſtändlich verfügen die großen Verbände über eigene periodiſche Veröffentlichungen. Das Genoſſenſchaftsinſtitut gibt eine beſondere Schriftenreihe als „Bibljoteka Spółdzielcza“ (Genoſſenſchafts-Bibliothek) heraus. Außerdem werden dieſe Fragen in den anderen früher angeführten Publikationsreihen behandelt — ganz abgeſehen von den verſchiedenen Schriften, die von einzelnen Verfaſſern unabhängig von einem der Fachinſtitute herausgegeben werden. Als wichtigſte und umfaſſendſte Erſcheinung der letzten Jahre iſt auf dieſem Gebiete das Buch von Tadeuſz Kłapkowſki, „Das Genoſſenſchaftsweſen in der polniſchen Landwirtſchaft“[21], zu nennen, das 1929 in Warſchau als Nr. 18 der Reihe ſozial-wirtſchaftlicher Arbeiten der Bibljoteka Puławſka herausgekommen iſt. Die einſchneidenden Änderungen, die insbeſondere nach 1934 im polniſchen Genoſſenſchaftsweſen ſtattgefunden haben, ſind 1935 von Kłapkowſki in der Zeitſchrift „Rolnictwo“ behandelt worden. Außer der Agrarreform ſind es gerade die Maßnahmen auf dem Gebiete der genoſſenſchaftlichen Organiſation bzw. die Reglementierung und Beaufſichtigung des Genoſſenſchaftsweſens durch den Staat, die ſich auf die agrarpolitiſche Lage der deutſchen Volksgruppe in ſtärkſtem Maße auswirken. Über die geſetzlichen und organiſatoriſchen Maßnahmen des Jahres 1934 iſt viel geſchrieben worden. Es kam hierbei zum Ausdruck, daß die polniſche Regierung an ſich nicht gegen die polniſchen Genoſſenſchaften auf dem Lande eingeſtellt iſt. Sie erblickt vielmehr im Genoſſenſchaftsweſen das beſte Mittel zur Einſchaltung des Kleinbauerntums in das Wirtſchafts- und Kulturleben des Staates. Sie dürfte ſich außerdem völlig darüber im klaren ſein, daß der Genoſſenſchaftsgedanke viel zu feſt mit der geſamten Überlieferung des polniſchen Volkes verknüpft iſt, als daß er durch ſtaatliche Reglementierungen erheblich eingeſchränkt werden könnte. Durch die Eingriffe des Jahres 1934 ſollte nach der polniſchen Darſtellung vor allem eine ſtraffere Organiſation der Verbände herbeigeführt werden, die ſich während der Kriſe z. T. ungünſtig entwickelt hatten. Neuerdings ſpielen in dem betreffenden polniſchen Schrifttum Erörterungen über die Frage der Eingliederung der Genoſſenſchaften in die landwirtſchaftliche Marktorganiſation und der Spezialiſierung der einzelnen Genoſſenſchaftszweige eine größere Rolle als das Reviſionsproblem. Über die Vorgänge der letzten Jahre habe ich in der Zeitſchrift „Oſteuropa“[22] unter Berückſichtigung der auf dieſem Gebiet erſchienenen Schriften berichtet.

---

[21] T. Kłapkowſki, Spółdzielczość w rolnictwie polskiem. Warſchau 1929.

Die kurzen Bemerkungen über einige der wichtigſten Arbeiten dürften zur Genüge zeigen, wie ſtark entwickelt das polniſche agrarpolitiſche Schrifttum iſt. Es konnten hier — wie einleitend bereits bemerkt wurde — nur diejenigen Gebiete berührt werden, die ſich für die in Polen lebende deutſche Volksgruppe als entſcheidend erwieſen haben. Als Grundfragen werden noch lange Zeit die Übervölkerung des polniſchen Dorfes und die agrarpolitiſchen Verſuche zur Beſeitigung dieſes Übels im Wege der Agrarreform einerſeits und durch Maßnahmen zur Hebung der Dorfkultur im weiteren Sinne andererſeits beſtehen bleiben. Es wird zu verfolgen ſein, wie weit ſich die kulturellen Bemühungen tatſächlich auf dem Dorfe auswirken und wieweit ſie in abſtrakt-wiſſenſchaftlichem Theoretiſieren und Analyſieren ſteckenbleiben. Zuſammenfaſſend ſei geſagt, daß das polniſche agrarpolitiſche Schrifttum in Deutſchland eine weit größere Beachtung verdient, als ſie ihm bisher im allgemeinen zuteil geworden iſt.

---

[22] 12. Jg. 1937, H. 6, S. 378—390.

Die deutſche Volkskundeforſchung im heutigen Ungarn

Entwicklung und Aufgaben

Von Alfred Karaſek-Langer

(Fortſetzung)

Der vorhergehende Teil dieſer Arbeit[1] befaßte ſich mit dem erſten entſcheidenden Wachstum der deutſchen Volkskunde Ungarns im Rahmen der „ungarländiſchen Ethnographie“. Es wurde gezeigt, wie auch die madjariſche Folklore aus der gleichen Ethnographie hervorging und mit der Jahrhundertwende langſam zur ſelbſtändigen Wiſſenſchaft erwuchs. Die ihr eigentümliche Zielſetzung und Forſchungsmethode entfremdete ſie bald den volkskundlichen Aufgaben innerhalb der deutſchen Sprachinſeln des Landes. Damit aber hörte ſie ſchließlich von ſelbſt auf, deren Helfer und Vorbild zu ſein. Nach dem Ausſcheiden Anton Hermanns aus der „Ungariſchen Ethnographiſchen Geſellſchaft“ fand ſich trotz ſeiner zahlreichen Mitarbeiter und Schüler niemand, der das begonnene Werk weiterhin zugunſten der Deutſchen und im Geiſte A. Hermanns hätte fortſetzen können. Immer ſeltener wurden Beiträge zur deutſchen Volkskunde Ungarns veröffentlicht und keiner der zünftigen Ethnographen wollte ſich mit ihr planmäßig befaſſen. Das die Sprachinſeln behandelnde Schrifttum jener Jahre macht faſt durchwegs den Eindruck einer rein zufälligen Beſtandaufnahme und ergab von ſich aus nicht den Anſtoß zur durchgreifenden Wandlung.

So entbehrt die deutſche Volkskundeforſchung Ungarns um die Jahrhundertwende der ſichtbaren Führung. Da ſie vorderhand aber zu einer eigenſtändigen Entwicklung zu ſchwach iſt, ſcheint ihr allmähliches Verſiegen unausbleiblich. Während jener Zeit der inneren Schwäche erſteht ihr jedoch in der ungarländiſchen Germaniſtik ein neuer Helfer. Das iſt kein äußerer Zufall, denn die Germaniſtik iſt in Ungarn ſeit etwa 1895 im Aufſchwung begriffen. Sie ſchickt ſich an, die Grenzen ihres Fachbereiches auszuweiten und die geſamte Deutſchtumsforſchung des Landes der eigenen Zielſetzung unterzuordnen. Es iſt deshalb notwendig, die germaniſtiſche Periode eingehender zu behandeln, zumal ſie bei der weiteren Ausgeſtaltung der Volkskunde eine gewichtige Rolle ſpielt. Will man in dieſe Entwicklung tiefer eindringen, ſo kann dies nur mit Hilfe einer volklich gebundenen Blickſchau geſchehen, die E. v. Schwartz in ſeiner Geſchichte der deutſchen Volkskunde Ungarns[2] für überflüſſig hält. In der Schwartzſchen Überſicht hebt ſich demgemäß der germaniſtiſche Zeitabſchnitt kaum von den vorangegangenen topographiſchen und ethnographiſchen Forſchungsperioden ab. Nichts läßt erkennen, daß ſich nunmehr eine neue wiſſenſchaftliche Haltung durchzuſetzen beginnt, die gleichzeitig eine Rückkehr zum eigenen Volkstum bedeutet. Es iſt aber Tatſache, daß die ungarländiſche Germaniſtik Schritt für Schritt von den Fragen der Vergangenheit auf die Probleme der Gegenwart geführt wird. Sie wechſelt deutlich von der literaturgeſchichtlichen Betrachtungsweiſe zur lebendigen Volksforſchung hinüber. Außerdem aber werden die dem ſtädtiſchen Bürgertum entſtammenden Forſcher vielfach durch Kräfte abgelöſt, die aus dem Bauerntum der jungen Sprachinſeln hervorgehen.

---

[1] Deutſches Archiv für Landes- u. Volksforſchung Heft 2, 1937, S. 287—308.

Dieſe Tatſachen zeigen einen Umbruch an, der viel zu ſinnfällig wirkt, um überſehen werden zu können. Die einzelnen Geſchehniſſe hängen urſächlich miteinander zuſammen und ſind Zeugen für eine ſchickſalhafte Kräfteverlagerung. Das Wachstum der ungarländiſchen Germaniſtik geht eben in einer Zeit vor ſich, in der, um mit K. Kogutowicz zu ſprechen, „die Städte aus dem deutſchen Volksboden Ungarns ausſcheiden“[3]. Die ſprachliche Madjariſierung des deutſchen Mittelſtandes iſt ein Vorgang, der ſich über eine längere Zeitſpanne erſtreckt[4] und weitgehende kulturelle wie auch ſoziologiſche Wandlungen verurſacht[5]. Infolge der Entnationaliſierung des deutſchen Bürgertums wenden ſich deſſen madjariſierte Söhne immer mehr anderen Aufgaben und Berufen, insbeſondere denen der Landesverwaltung zu. So entſtehen im wiſſenſchaftlichen Nachwuchs, vor allem dem der Germaniſtik, beachtliche Lücken. Da von den Germaniſten noch ſtärker als von Studenten anderer Fächer die Beherrſchung der deutſchen Sprache gefordert wird, entſtammt der neue Nachwuchs zum Großteil dem ländlichen Deutſchtum. Das bedeutet keinesfalls, daß die aus dem Bauerntum aufſteigenden Menſchen ſtets ihrem Volkstum treu bleiben müſſen. Trotzdem macht es ſich fühlbar, daß ſie einer Volksſchicht angehören, die an und für ſich in ihrem Deutſchtum verharrt. Die neuen Kräfte kommen vorerſt aus dem Banate und der Batſchka, ſpäter auch aus der Tolnau und der übrigen Schwäbiſchen Türkei. Zu ihnen ſtoßen nach kurzen Zeitabſtänden auch einzelne Diſſertanten aus dem Bakonyerwalde und Sathmar, dem Schildgebirge, der Schomodei und vereinſamten Sprachinſeldörfern ſowie zahlreiche Studenten aus dem Ofner Bergland. Auffällig iſt, daß dieſe ſtufenweiſe Entwicklung in faſt derſelben Reihenfolge und Richtung vor ſich geht, wie das teils vor ihr, teils nach ihr einſetzende volkliche Erwachen der verſchiedenen Deutſchtumslandſchaften Ungarns.

---

[2] E. v. Schwartz, Die deutſch-ungariſche Volkskundeforſchung. In: Deutſche Volkskunde im außerdeutſchen Oſten. Berlin u. Leipzig 1930, S. 26—40.

[3] K. Kogutowicz, Dunántúl és Kis Alföld irásban és képben (Transdanubien und die Kleine ungariſche Tiefebene in Wort und Bild) Bd. II. Budapeſt 1930.

[4] Vgl. als Beiſpiel: J. Kóſa, Pest és Buda elmagyarosodása 1848-ig (Die Madjariſierung Peſts und Ofens bis 1848). Budapeſt 1937.

[5] Trotzdem es über die Aſſimilation des deutſchſtämmigen Mittelſtandes und die Madjariſierung als ſolche eine ſehr reiche Literatur gibt, werden die kulturellen, ethiſchen und ſozialen Folgen derſelben nur ſelten behandelt, lieber übergangen. Vgl. J. Szekfü, Népiség nemzet és allam (Volkstum, Nation und Staat). In: Magyar Szemle, Jg. 1934, S. 8. Auf die innere Haltung der Neumadjaren und die Ablöſe des deutſchen Mittelſtandes durch die Juden verweiſt St. Kiß v. Rugonfalvi, Die deutſche Frage. In: Volksdeutſche Hefte, Folge 1, S. 19f., Fünfkirchen o. J. Vgl. ferner F. Baſch, Zur Volks- und Volksbewegungsfrage im Banat 1717—1867, S. 28ff. und 34f., München 1936. Zur geiſtigen Haltung der Aſſimilierten vgl. M. Detrich, Kertbeny Károly élete és müforditói munkássága (Karl Kertbenys Leben und Überſetzungstätigkeit). Szegedin 1936, ſowie die Beſprechung dieſer Arbeit durch F. Baſch in den Neuen Heimatblättern, Jg. II, 1937, S. 299. Zahlreiche Schrifttumsbelege zum Streit über die Abgabe der deutſchſtämmigen Intelligenz an das Madjarentum finden ſich bei H. Schwind, Jakob Bleyers Eintritt in den Kampf für das ungarländiſche Deutſchtum. In: Südoſtdeutſche Forſchungen, Bd. I, München 1936, S. 80f., S. 88, insbeſondere Fußnoten. — Zur Frage der volkhaften Diſſimilation vgl. O. A. Isbert, Volkskunde in Ungarn. In: Ungariſche Jahrbücher, Bd. XIV, 1934, S. 394, ſowie J. Szekfü, Eduard Schittenhelm (madj.). In: Magyar Szemle, Jg. 1937, Juliheft.

Es müſſen, trotz aller Zweifel von madjariſcher Seite, natürliche Lebensvorgänge innerhalb der Sprachinſeln dabei eine wichtige Rolle ſpielen[6]. Dafür ſprechen auch zwei äußere Umſtände. Es zeigt ſich erſtens, daß zahlreiche Spuren des volklichen Erwachens in Südungarn ſchon vor dem Kriege anzutreffen ſind. Zweitens aber greift dieſes Erwachen vom Oſten nach dem Weſten über, d. h. von Siebenbürgen nach dem Banate[7], von dort nach der Batſchka, der Tolnau und dann weiter nach der übrigen Schwäbiſchen Türkei, dem Ofner Berglande uſw. Es handelt ſich alſo um einen Vorgang[8], der gar nicht direkt vom geſchloſſenen deutſchen Volksboden ausgeht und die dieſem zunächſtliegenden Deutſchtumsgebiete des Bakonyerwaldes, Schildgebirges und der Schomodei erfaßt, ſondern ſie erſt am ſpäteſten und ſchwächſten trifft. In den großen Rahmen der natürlichen „Diſſimilation" gehört ferner die ſchon lange vor dem Kriege ſichtbar werdende Erſcheinung, daß die volkliche Zuordnung der einzelnen Forſcher immer klarer wird. Während z. B. das Volkstum eines Mathias Bél noch ſo verſchwommen ſcheint, daß ſich heute Madjaren und Slowaken über ſeine volkliche Zugehörigkeit ſtreiten[9], häufen ſich ſpäter die Zeugniſſe für die innere Einſtellung der einzelnen Wiſſenſchaftler. Es iſt eben ein Zug unſerer Zeit, die Scheidelinien zwiſchen den Völkern und Raſſen ſchärfer hervorzuheben, klare Entſcheidungen zu fordern. Damit ergeben ſich für all jene, die im Grenzbereiche zweierlei Volkstums leben zu können glauben, ſchwere Zwieſpalte. Für die ungarländiſche Germaniſtik aber war es von ſchickſalhafter Bedeutung, daß ihr Stoffgebiet die einzelnen Forſcher zu dauernden Auseinanderſetzungen mit den großen Kulturleiſtungen des deutſchen Volkes zwang. Nur ſo wird es verſtändlich, weshalb ſich gerade in ihrem Rahmen die Rückkehr manches Forſchers und auch die der Forſchungsmethoden zum eigenen Volkstum vollzieht.

---

[6] W. Kuhn, Volksnation und Staatsnation. In: Neue Heimatblätter, Jg. I, S. 314, 1936.

[7] Vgl. dazu die Einwirkungen Siebenbürgens auf Adam Müller-Guttenbrunn.

[8] A. Karaſek-Langer, Die Bewohner der jungen deutſchen Sprachinſeln im Oſtraum. In: Wähler, Der deutſche Volkscharakter. Eine Weſenskunde der deutſchen Stämme und Volksſchläge. Jena 1937, S. 498ff.

[9] L. Bartucz, A magyar nemzetismeretröl (Über die madjariſche Volkstumskunde). In: Ethnographia, Jg. 47, 1936, S. 5—20.

Von all dieſen Dingen iſt jedoch am Beginn der ungarländiſchen Germaniſtik kaum etwas zu verſpüren. Es zeigen ſich vielmehr mannigfaltige Erſcheinungen, die uns an das Entſtehen der ungarländiſchen Ethnographie erinnern. So wie dort gibt es zahlreiche Vorläufer, die nicht als Wiſſenſchaftler im heutigen Sinne des Wortes angeſehen werden können. Feſte Form und Geſtalt nimmt die Forſchung erſt durch die ungariſche Literaturgeſchichte an, die ſich ſpäter volklich in die Hungarologie und Germaniſtik ſcheidet. Anfangs ſind aber die Trennungslinien ziemlich unſcharf, madjariſche und deutſche Literaturgeſchichte ſtark ineinander verflochten, deutſchſtämmige Menſchen an deren gemeinſamen Aufbau beteiligt. So gilt als Begründer der madjariſchen Literaturgeſchichte Franz Toldy, der vor ſeiner Namensmadjariſierung F. Schedel hieß. Außer ihm ſtehen an der Spitze der Hungarologie und der älteren Germaniſtik noch zahlreiche Deutſche aus den älteren, kulturell gehobenen Deutſchtumslandſchaften Ungarns (Zips, weſtungariſche Städte uſw.). Ihre geiſtige Einſtellung iſt die des „Deutſchungarn“ oder des „Ungarn“, wie ſie uns B. v. Pukanſzky an vielen Beiſpielen aufgezeigt hat[10]. Dieſe Grenz- und Miſchtypen, die lange als „Ideal einer Entwicklung“ gewertet wurden, konnten natürlich in ihrer wiſſenſchaftlichen Schau nur vom ſtaatlichen Denken ausgehen und daher nicht zu volklichen Werten vorſtoßen. So war die erſte germaniſtiſche Forſchung in Ungarn von vornherein an einen beſtimmten, engumgrenzten ſtädtiſchen Kulturkreis gebunden.

Die eigentliche Entwicklung der „ungariſchen Germaniſtik“ geht direkt von Budapeſt aus und führt ſehr bald zur engſten Verbindung mit der dortigen Univerſität. Als ihr Begründer wird Guſtav Heinrich angeſehen[11], nachdem das Wirken des Preßburgers K. J. Schröer als Germaniſt an der Budapeſter Univerſität nur ein kurzes war und ohne weitere Folgen blieb. Heinrich entſtammt dem proteſtantiſch-deutſchen Stadtbürgertum; er iſt 1845 in Budapeſt geboren. J. Bleyer hat ſein Charakterbild in einem Nachruf 1922 ſcharf umriſſen[12]. Entſcheidend für das Wirken Heinrichs innerhalb der Germaniſtik ſind ſeine Studien in Leipzig und Wien. Bei Zarncke und Pfeiffer lernt er die poſitivſten Methoden der neuen deutſchen Literaturforſchung kennen und wendet ſie nach ſeiner Rückkehr auf Ungarn an. Damit aber iſt, vielleicht ungewollt, der erſte Schritt zu einer neuen Entwicklung getan. Denn Heinrich entdeckt nun zahlreiche Entlehnungen aus dem Deutſchen, ſtößt auf die bisher faſt gar nicht beachtete Fülle deutſcher Kultureinflüſſe auf Ungarn. So werden ſtarke Zuſammenhänge ſichtbar und die Verbundenheit des madjariſchen Geiſteslebens mit dem deutſchen beginnt die Forſchung zu intereſſieren[13]. Heinrichs Wirken iſt vielfach überſchätzt worden. Er gab nur den Anſtoß und hat keinesfalls die Tragweite der Probleme erfaßt, die er flüchtig angeſchnitten. Auch geht es ihm im Prinzip noch gar nicht um die lebendige Nachbarſchaft zweier Völker, ſondern vielmehr um die literariſchen Beziehungen Deutſchlands mit Ungarn.

---

[10] B. v. Pukanſzky, Wandlungen und Abwandlungen des deutſch-ungariſchen Bewußtſeins. In: Ungariſche Jahrbücher, Bd. XIV, 1934, S. 144—164. — Derſ., Geſchichte des deutſchen Schrifttums in Ungarn, Bd. I. Münſter 1931 (vgl. insbeſondere die Einführung).

[11] J. Bleyer, Aufgaben der Deutſchtumsforſchung im altungariſchen Raume. In: Deutſch-ungariſche Heimatblätter, Jg. V, 1933, S. 278.

[12] Nekrolog in: Budapesti Szemle, Jg. 1922, S. 234ff. Die weſentlichſten Geſichtspunkte der Bleyerſchen Charakteriſtik ſind etwa folgende: G. Heinrich iſt noch im deutſchen Kulturkreis geboren, widmet ſein Wirken aber trotzdem weniger Ungarn als dem Madjarentum. Sein Arbeitsgebiet ſind die Grenzbereiche des deutſchen und madjariſchen Geiſteslebens. Er iſt damit ein geiſtiger Nachkomme von Windiſch, Schedius uſw. Gleich dieſen iſt er von einer fieberhaften Rührigkeit, die ihm ein Vertiefen in die Probleme nicht erlaubt. Das iſt eine natürliche Begleiterſcheinung der Seelenlage ſolcher Menſchen. Sie erleben und beobachten das deutſche Geiſtesleben und deſſen gewaltige Fortſchritte. Zwangsläufig müſſen ſie damit das madjariſche Geiſtesleben vergleichen, erkennen deſſen Lücken und Bedürfniſſe. So werden ſie der Sauerteig der ungariſchen Geiſtigkeit. Das aber in einer dauernden

Den erſten Durchbruch zu einer volkhafteren Schau unternimmt im Rahmen der Germaniſtik die Mundartforſchung. Ihr Begründer iſt Gideon Petz[14]. Auch Petz kommt aus dem gleichen Kulturkreis wie G. Heinrich. 1863 als Sohn eines Paſtors in Harkau bei Oedenburg geboren, wächſt er in einer deutſchen Bürgerfamilie Weſtungarns auf, die ſich ſchon ſeit Generationen dem kulturellen Leben widmet[15]. Nach Beendigung ſeiner Hochſchulſtudien geht er auf einige Zeit nach Deutſchland, von wo er, ähnlich wie G. Heinrich, wertvolle Anregungen mit nach Hauſe bringt. Er hat dort die Junggrammatiker und deren Arbeitsmethoden kennengelernt, iſt als Gaſt Wenkers in den deutſchen Sprachatlas eingeführt worden. Als Univerſitätsprofeſſor in Budapeſt läßt er durch ſeine Schüler die Mundarten des Landes aufzeichnen. Nach und nach entwickelt ſich aus dieſem Einſatz die erſte großzügige Be-

---

Unruhe und Bewegung, die ſonſt dem Deutſchen fremd iſt. Darum entfaltete Heinrich eine vielfältige und reiche Tätigkeit als Pädagoge, Kulturpolitiker und Wiſſenſchaftler. Überall iſt er Gründer, Anreger, doch beruht ſeine Wirkung mehr darin, als in der Schaffung grundlegender und ſchöpferiſcher Werke. Er iſt der Vertreter einer im Abſterben begriffenen Gattung des Deutſchungarn. Aus einer durch jahrhundertelange Überlieferung gebildeten deutſchen Hochkultur heraus waren derartige Leute die gegebenen Kulturvermittler zwiſchen Deutſchtum und Madjarentum. Die neue deutſchſtämmige Gruppe der Intelligenz Ungarns iſt bäuerlicher Herkunft. Sie beſitzt deshalb einen ganz anderen Charakter und iſt von Natur aus nicht zum „Kulturvermittler von Beruf" geeignet, ſondern höchſtens in dem gleichen Grade wie jeder Madjare, der deutſch verſteht und ſich für das deutſche Geiſtesleben intereſſiert.

[13] J. Bleyer, Aufgaben der Deutſchtumsforſchung . . . ſ. oben Anm. 11.

[14] J. v. Farkas, Gideon Petz zum 70. Geburtstag. In: Ungariſche Jahrbücher, Jg. XIII, 1933, S. 345. — J. Bleyer, Prof. Dr. Gideon Petz zum 70. Geburtstag. In: Deutſch-ungariſche Heimatblätter, Jg. V, 1933, S. 157ff. (Feſtheft f. G. Petz).

[15] L. Treml, Leopold Petz als Polyhiſtor und Schriftſteller. In: Deutſch-ungariſche Heimatblätter, Jg. V, 1933, S. 223—232. Unter Hinweis auf Th. Thienemann, Irodalomtörténeti alapfogalmak (Literaturhiſtoriſche Grundbegriffe), Budapeſt 1930, S. 166 ſagt Treml ungefähr folgendes: Petz iſt aus den Kreiſen jenes Deutſch-Ungarntums hervorgegangen, das am ſchärfſten von den ſtädtiſchen Bürgern Transdanubiens vertreten wird. Die deutſchen Bürger von Ofen, Raab, Preßburg, Oedenburg uſw. beeinfluſſen am ſtärkſten den geiſtigen Typ des Deutſch-Ungartums, durch ſie erhält es die wichtige Bindung an Wien. Sie ſind Vorkämpfer eines großen Kulturprogramms, haben die geiſtigen Strömungen des Weſtens und vor allem Deutſchlands nach Ungarn zu vermitteln, wie auch Ungarns madjariſche Literatur im Ausland bekanntzumachen.

ſtandaufnahme innerhalb der jungen deutſchen Sprachinſeln Ungarns. Petz ſelbſt bleibt mehr der Anreger und Förderer derartiger Arbeiten, nimmt kaum perſönliche Fühlung mit dem Volke. So ſteht er eigentlich an der Grenze zwiſchen Forſchung und Volkstum, iſt nie aus ſeinem bürgerlichen Kulturkreis hinausgelangt. Trotzdem aber bedeutet ſein Wirken einen ſichtbaren Fortſchritt gegenüber der Forſchung unter G. Heinrich. Durch ihn erfährt die Germaniſtik eine ſtärkere Verankerung in den Problemen der Gegenwart und des lebendigen Volksganzen. Die Mundartforſchung führt viele ſeiner Schüler zur eigenen Fühlungnahme mit dem heimiſchen Bauerntum und zwingt zur genaueren Beachtung der deutſchen Siedelräume in Ungarn. Petz ſelbſt entdeckt, daß die meiſten der deutſchen Lehnworte durch die Mundart ins Madjariſche eingedrungen ſind und daß das bodenſtändige Element deren Vermittler war. So weiſt er darauf hin, daß neben dem Stadtdeutſchtum auch das deutſche Bauerntum eine kulturvermittelnde Rolle in Ungarn ſpielte.

Aber erſt mit der Perſönlichkeit Jakob Bleyers ſollte die ungarländiſche Germaniſtik endgültig zum eigenen Volke zurückkehren. Darüber hinaus ſollte ſie noch die Volkskunde erfaſſen und einen ſtärkeren Einſatz der Deutſchtumsforſchung anregen. Dieſe volkhafte Zuordnung der Wiſſenſchaft wird verſtändlicher, wenn wir die rein bäuerliche Herkunft J. Bleyers in Betracht ziehen. Er iſt und bleibt zeitlebens ein Glied jener Volksſchicht, die neben den Siebenbürger Sachſen allein in Ungarn imſtande war, ziemlich ungebrochen ihr Deutſchtum zu bewahren. J. Bleyer iſt der erſte bedeutende Wiſſenſchaftler, der aus dem deutſchen Bauerntum Südungarns hervorgeht. Damit aber wird er zum Vertreter einer neuen Entwicklung, die geſchichtsbildende Kraft gewinnen ſollte. Mit ihm beginnen die Donauſchwaben die geiſtige und volkspolitiſche Führung im donaudeutſchen Bereiche an ſich zu reißen[16]. Sie treten nun langſam an die Stelle des bürgerlichen Deutſchtums Transdanubiens, das ſich inzwiſchen immer mehr dem Madjarentum unterordnete. Dieſer Umbruch in der Volkstumsführung iſt um ſo bedeutender, da ihm auf madjariſcher Seite keine ähnliche Entwicklung zu Hilfe kommt, dort vielmehr das Bauerntum auch weiterhin vom kulturellen Aufbau ausgeſchloſſen bleibt[17].

Bevor wir uns der neuen geiſtigen Entwicklung zuwenden, muß noch abſchließend die Geſamtlage des ſtädtiſchen Deutſchtums Transdanubiens betrachtet werden. J. Bleyer hat recht, wenn er hier von einer abſterbenden Schicht ſpricht[18], trotzdem er nur eine beſtimmte Gattung derſelben im Auge hat. Das Urteil über dies Stadtdeutſchtum hat ſich im Laufe der letzten Jahre weſentlich gewandelt[19]. Es iſt allerdings erſt ein Wandel innerhalb beſtimmter volksdeutſcher und madjariſcher Kreiſe, aber deren Anſchauungen dürften ſich bald ſtärker durchſetzen. Wir wiſſen heute, daß das ſtädtiſche Deutſchtum Transdanubiens im Zeitalter des Ausgleiches im Madjarentum aufging, die Rolle des im Ausſterben begriffenen mittelſtändiſchen Adels (Gentry) übernahm[20]. Damit aber hat es nicht nur ſeine Stellung in Wirtſchaft, Handel und Gewerbe zum Großteil aufgegeben und dem Judentum überlaſſen, ſondern auch beſtimmte geiſtige und kulturelle Aufgaben. Es wäre verfehlt, bei dieſem gewaltigen Umgeſtaltungsprozeß nur die wiſſenſchaftlichen Poſitionen zu betrachten, ohne den Umſchwung in der bürgerlichen Lebenshaltung, das Wachstum Budapeſts zur Großſtadt uſw. in Betracht zu ziehen. Es war im Weſen der Dinge ein kleinſtädtiſches, bürgerliches Deutſchtum, das da zwiſchen Oedenburg, Preßburg und Ofen lebte. Es hatte ſeit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ſtarke geiſtige Traditionen entwickelt und ſich mit der Zeit immer ſtärker in die Rolle eines Kulturvermittlers zwiſchen Deutſchland und Ungarn eingelebt. Dieſe Rolle konnte es nur ſo lange ungehindert ausüben, ſo lange ihm nicht der Nährboden dafür entzogen wurde. Zu dieſer Kulturvermittlung gehörten ein Beharren im angeſtammten Volkstum, das Prinzip einer ungariſchen Nation, in der der Deutſchungar ein vollwertiges Glied war, die geiſtige Regſamkeit eines geſicherten Bürgertums und anderes mehr. Sobald aber derartige Vorausſetzungen verlorengingen, mußte ein ſtarker Rückſchlag eintreten. Es iſt kein Zufall, daß gegen Ende des 19. Jahrhunderts zahlreiche Verfallserſcheinungen im geiſtigen Leben des ſtädtiſchen Deutſchungartums ſichtbar werden. Sie zeigen ſich in dem Mangel an wiſſenſchaftlichem Nachwuchs, in einem gewiſſen Erſtarren der Forſchung zu blutleerer Buchſtabenarbeit[21], ſowie in der Verſtärkung der jüdiſchen Gruppe von Kulturvermittlern, die ſich nun zwiſchen Deutſchtum und Madjarentum einſchieben[22]. All das ſind nur äußere Zeichen für die langſam erfolgte Zerſtörung dieſer Deutſchtumsgruppe im Rahmen einer größeren Entwicklung. Der Zerſtörungsprozeß als ſolcher kann heute ſchon im weſentlichen als abgeſchloſſen angeſehen werden, trotzdem wir auch gegenwärtig noch vereinzelten Ausläufern dieſer Kulturſchicht begegnen.

---

[16] Zu der hier verwendeten Terminologie vgl. Hr. u. K. Schünemann, Name und Entſtehung des Donauſchwabentums. In: Handwörterbuch des Grenz- und Auslanddeutſchtums, Bd. II, S. 290f.

[17] H. Klocke, Deutſches und madjariſches Dorf in Ungarn. Leipzig 1937. — Derſ., Grundlagen und Formen der ſozialen Ordnung. In: Artikel „Donauſchwaben" im Handwörterbuch des Grenz- und Auslanddeutſchtums, Bd. II, S. 291—295. — Derſ., Das ungariſche Dorf. In: Mélanges D. Gusti, Archives pour la Science et la Reforme Sociale. Bd. XIII, 1936, Heft 1.

[18] Vgl. Anm. 12. [19] Vgl. Anm. 5.

An die Stelle des abſterbenden ſtädtiſchen Deutſchtums treten Menſchen aus den ländlichen deutſchen Volksgruppen. Wiederum handelt es ſich um einen Vorgang, der ſich nicht nur auf wiſſenſchaftlichem Boden allein abſpielt, ſondern eine Reihe anderer Bewegungen mit einſchließt. Es iſt das natürliche Reifen[23] des Donauſchwabentums, das ſich mit der Zeit immer ſtärker ſozial zu gliedern beginnt und eine eigene bodenſtändige Oberſchicht zu bilden verſucht. Zeugen dafür ſind im

---

[20] J. Szekfü, Eduard Schittenhelm . . . ſ. oben Anm. 5.

[21] B. v. Pukanſzky, Jakob Bleyer und die ungariſche Literaturwiſſenſchaft. In: Deutſch-ungariſche Heimatblätter, Jg. VI, 1934, S. 200.

[22] J. Fürſt, Dóczi Lajos mint német író. Egy zsidó nemzedék typusa (Ludwig Doczi als deutſcher Schriftſteller. Der Typ einer jüdiſchen Schriftſtellergeneration). Budapeſt 1932.

[23] Zu dem Vorgang des natürlichen Reifens innerhalb bäuerlicher auslanddeutſcher Siedlungsgebiete vgl. W. Kuhn, Deutſche Sprachinſelforſchung. Geſchichte, Aufgaben, Verfahren. Plauen i. V. 1934, S. 268ff.

Banate die deutſchen Induſtriearbeiter von Temeſchwar und anderen Orten, die ſtädtiſche Prägung der Deutſchen von Pantſchowa, Weißkirchen, Neuſatz[24], das Nachrücken deutſchſtämmiger Handwerker aus der Schwäbiſchen Türkei nach Budapeſt uſw. Freilich wirkt das Beſtreben und der Wunſch der madjariſchen Geſellſchaft nach Aſſimilierung ſich oft recht hemmend auf die ganze Entwicklung aus. Dennoch kann die ſtändiſche Aufgliederung des ländlichen Deutſchtums auf die Dauer nicht verhindert werden, zumal ſie eine geſchichtliche und wirtſchaftliche Notwendigkeit iſt. Zu ihr geſellt ſich innerhalb der gleichen Entwicklungsperiode meiſt ein Neuanknüpfen der kulturellen Bindungen zum Mutterlande und der Beginn des nationalen Erwachens[25]. All dieſe Erſcheinungsformen gehören im Volksinſelleben eben innerlich und urſächlich zuſammen, ſind Ausdruck ein und derſelben Reifeperiode.

Träger und Wegbereiter der neuen Entwicklung iſt für das Donauſchwabentum auf wiſſenſchaftlichem Gebiet Jakob Bleyer[26]. Er wird 1874 in der deutſchen Gemeinde Cſéb in der Batſchka geboren. Da er ſeinen Lehrern auffällt, ſoll er den typiſchen Intelligenzberuf des Bauern ergreifen und Geiſtlicher werden. Während des Studiums aber ſattelt er um und geht ſchließlich zur Germaniſtik, wie auch zur Hungarologie über. Nachdem er an der madjariſchen Mittelſchule in Kalocſa maturiert hat, beſucht er die Budapeſter Univerſität. Dort wird er der Schüler von G. Heinrich und G. Petz. Bezeichnend für ſeine Art iſt, daß er trotz madjariſcher Bildung und Hochachtung vor der madjariſchen Kultur innerlich nie ſein Volkstum aufgegeben hat. Er bleibt immer ſeiner Herkunft eingedenk und ſchämt ſich nicht, als „Schwabe" bezeichnet zu werden. Da er aus dem Bauerntum kommt, muß er ſich erſt ordentlich in die Welt des geiſtigen Schaffens einarbeiten. Ihm und den anderen Söhnen des ſchwäbiſchen Volkes ſteht dabei keine durch Geſchlechter geübte Tradition zur Seite. Dafür aber bringen ſie ein anderes, nicht minder wertvolles Erbe ihres Stammes mit[27]. Ihr Fleiß iſt ſprichwörtlich geworden, ihre Ausdauer und Arbeitskraft faſt verbiſſen zu nennen. Außerdem beſitzen ſie einen zwar nüchternen aber auch natürlichen Inſtinkt, der, neben ihrer Bindung an bäuerliche Art, ſie ziemlich ſtark von ihrer Umwelt abhebt.

Aus all dieſem Erbe des Blutes heraus bleibt die neue donauſchwäbiſche Forſchergeneration irgendwie eigenwüchſig, trotzdem ſie in eine ihr bisher unbekannte Geiſteswelt hineinwächſt. Daß ſie das große kulturelle Vermächtnis des abſterbenden deutſchen Bürgertums Transdanubiens nicht blindlings übernimmt, ſondern gleich von vornherein umformt und wandelt, dafür iſt J. Bleyer ein packendes Beiſpiel. Er wird wohl von ſeinen beiden Hochſchullehrern G. Heinrich und G. Petz ſtark beeindruckt, zeigt aber ſchon während ſeiner Studienzeit manchen ſelbſtändigen Zug. Dieſe Selbſtändigkeit verſtärkt ſich in den der Univerſitätszeit folgenden Jahren immer mehr und wird auch an den Ergebniſſen ſeiner Deutſchlandreiſe ſichtbar. Bleyer folgt den bisherigen Traditionen und geht als Mittelſchullehrer auf einige Zeit ins Reich, um dort ſeine wiſſenſchaftliche Ausbildung zu ergänzen. Er ſtudiert in München und Leipzig, aber ein Einfluß dieſer Studien läßt ſich bei ihm viel ſchwerer feſtſtellen als bei ſeinen beiden Budapeſter Lehrern. Aus allen bisher bekannten Berichten iſt herauszuleſen, daß ihn das Nachſtudium vielfach enttäuſcht und wenig bietet. Nur in Leipzig fühlt er ſich von E. Sievers und K. Lamprecht angezogen[28]. Es iſt ihm weniger darum zu tun, neuere Forſchungsaufgaben einfach nach Ungarn zu übertragen, als vielmehr Plan und Verfahren ſeiner Wiſſenſchaft beſſer handhaben zu lernen. Wir ſehen hier erſtmalig eine leiſe Ablehnung der bisherigen Art der deutſchungariſchen Kulturvermittlung, ein ahnendes Wiſſen um eigene und feſtumriſſene Aufgaben als auslanddeutſcher Forſcher. Darin kann ihn E. Sievers mit ſeiner ſtrengen methodiſchen Haltung nur beſtärken[29]. Nach Ungarn zurückgekehrt, wird Bleyer zuerſt Privatdozent in Budapeſt, dann Univerſitätsprofeſſor in Klauſenburg und ſchließlich 1911 Univerſitätsprofeſſor in Budapeſt. Sein Volkstum iſt in all dieſen Jahren zwar feſt in ſeinem Weſen und Gefühl verankert, aber, ähnlich wie bei ſeinen ſchwäbiſchen Bauern, mehr ein in ſich ruhendes. Er lebt ſich, um ſeine eigenen Worte zu gebrauchen, „als Deutſcher in der Germaniſtik aus“[30].

---

[24] H. Klocke, Grundlagen und Formen . . . ſ. oben Anm. 17.

[25] W. Kuhn, Volksnation und Staatsnation . . . ſ. oben Anm. 6.

[26] H. Schmidt, Jakob Bleyer. In: Deutſch-ungariſche Heimatblätter, Jg. VI, 1934, S. 1f. — B. v. Pukanſzky, Jakob Bleyer und die ungariſche Literaturwiſſenſchaft . . . ſ. oben Anm. 21. Gedächtnisheft für Jakob Bleyer der Ungariſchen Jahrbücher, Bd. XIV, 1934, Heft 1/2 uſw.

[27] Vgl. dazu die Stammescharakteriſtik der Donauſchwaben bei F. Baſch, Das Deutſchtum in Ungarn, München 1926, S. 8f., ferner A. Karaſek-Langer, Die Bewohner der jungen deutſchen Sprachinſeln . . . ſ. oben Anm. 8, S. 506f. — K. Kogutowicz, Dunántúl és Kis Alföld . . . ſ. o. Anm. 3, S. 145 und a. a. O. — R. Hartmann, Die Schwäbiſche Türkei im 18. Jahrhundert. Budapeſt 1935, S. 47f.

J. Bleyer iſt ſeinem Fache nach Literaturhiſtoriker geworden. In dieſen Wiſſenſchaftsbereich fallen auch die größeren Arbeiten, die er geſchrieben. Er ſieht es als ſeine Lebensaufgabe an, den Zuſammenhängen zwiſchen dem deutſchen und dem madjariſchen Geiſtesleben bis in die letzten Tiefen nachzuſpüren. Den äußeren Weg dazu hat ihm G. Heinrich gewieſen, aber Bleyer will eigentlich mehr und etwas weſentlich anderes als ſein Lehrer. So erweitert ſich unter ſeiner Führung die Literaturgeſchichte zur umfaſſenden kulturgeſchichtlichen Schau. Er verſteht es, die volklichen Beziehungen aus dem Bereich des rein Literariſchen herauszulöſen, in Raum und Geſchichte einzuordnen. Deshalb ſind für ihn nicht nur die höheren geiſtigen, ſondern auch die niederen, mehr unterirdiſch wirkenden volkskundlichen Verknüpfungen wichtig. Er will eine lebendige, aus der Wirklichkeit des Volkstums ſchöpfende Wiſſenſchaft, der weder der Mut zu den kleinen, unſcheinbaren Dingen, noch der zur großen Syntheſe fehlt[31]. Bleyer hat wohl als erſter die gewaltige Kulturleiſtung des deutſchen Volkes im Südoſtraume überblickt und eine Geſamtdarſtellung dieſer deutſchen Aufbaukräfte in der Entwicklung Ungarns ſowie der anderen Völker und Staaten Südoſteuropas gefordert[32]. Er zeichnet die entſcheidende Rolle Wiens als Umſchlagplatz und Ausfalltor dieſer deutſchen Kulturſtröme nach dem Südoſten, ohne dabei die Eigenwerte der madjariſchen Kultur zu mindern. Für ihn bedeutet es eine ſelbſtverſtändliche Forſcherpflicht, die Umwertung deutſcher Einflüſſe im fremden Volkstum als deſſen Leiſtungen anzuerkennen. Er weiß, daß das Kulturgefälle weithin nach dem Oſten reicht und nicht nur auf den Raum der deutſch-madjariſchen Nachbarſchaft beſchränkt blieb. So wächſt unter ſeinen Händen die Germaniſtik über den Bereich akademiſcher Kreiſe weit hinaus. Er ſpürt, daß letzten Endes alle Wiſſenſchaft nicht anderes ſein kann als Dienſt am Daſein und damit auch am eigenen Volkstum[33]. Er hat mit all dieſen ſchöpferiſchen Gedankengängen die ungarländiſche Germaniſtik räumlich und ideell gewaltig ausgeweitet. Das zeigt ſich dann, daß ſie die madjariſche Forſchung recht ſtark beeinflußt und zur Auseinanderſetzung mit der Bleyerſchen Blickſchau zwingt[34]. Darüber hinaus wirkt die ungarländiſche Germaniſtik ſich nunmehr auch ziemlich fühlbar im Mutterlande aus und kommt der geſamtdeutſchen Forſchung zugute.

---

[28] Th. Thienemann, Jakob Bleyer als Germaniſt. In: Ungariſche Jahrbücher, Bd. XIV, 1934 S. 7f.

[29] Th. Thienemann, Jakob Bleyer als Germaniſt . . . ſ. oben Anm. 28: „Jede Ecke und Niſche ſeines Wiſſensgebietes war ihm (Sievers) vertraut, zu jeder Frage hatte er ſein perſönliches Verhältnis, in ſeinem Vortrag berichtete er von den Mühen, Irrungen, Erfahrungen und Erfolgen der eigenen Forſchung. Seine Schüler konnten von ihm lernen, daß Geiſteswiſſenſchaft allein aus dem eigenen Erlebnis fließt, nicht angelernt, nur durch eigene Kraft erworben werden kann . . .“

[30] H. Schwind, Jakob Bleyers Eintritt in den Kampf . . . ſ. oben Anm. 5. Vgl. ferner Th. Thienemann, Jakob Bleyer als Germaniſt . . . ſ. oben Anm. 28: „Denn das Volk ſtand auch in der Wiſſenſchaft ſeinem Herzen am nächſten. Aus ſeinem ſchwäbiſchen Heimatdorfe kommend, bewahrte er den lebenswarmen Zuſammenhang mit dem Dorf und den einfachen, ungelehrten, unliterariſchen Bauern. Sein geiſtiges Heimatland war nicht die literariſche Hochkultur, ſondern das wenig leſende und noch weniger ſchreibende Volk, das Geiſtiges am liebſten unmittelbar, durch mündliche Überlieferung empfängt . . .“

Die wiſſenſchaftliche Entwicklung Bleyers entſpringt ſeiner inneren Weſensart, iſt deshalb offen und gradlinig. Wenn alſo Thienemann feſtſtellt, daß er ſchließlich das eigene Volkstum zum Kernpunkt ſeines Schaffens gemacht hat, ſo wird damit kein plötzlicher Wandel ausgedrückt, ſondern die letzte entſcheidende Erkenntnis eines langen Weges. Schon vor dem Kriege begegnen wir zahlreichen Spuren dieſer Erkenntnis in ſeinen Werken. Einer der häufigſten Belege iſt in ſeinem perſönlichen Verhältnis zur Volkskunde zu finden. Die Volkskunde aber iſt als Wiſſenſchaft an die grundſätzliche Anerkennung der Wirklichkeit und Geſtaltungskraft des Volkstums gebunden. Bleyer hat eine ganze Reihe literaturhiſtoriſcher Studien verfaßt, die in den Grenzbereich zwiſchen Volkskunde und Germaniſtik fallen. Er iſt, von K. Schröer abgeſehen, der erſte Germaniſt an der Budapeſter Univerſität, der ſich öfters mit derartigen Problemen abgibt. Schon ſeine früheſte wiſſenſchaftliche Arbeit behandelt eine Frage der deutſchen Volksbücher, wobei er nachweiſt, daß die Geſtalt des Königs Emerich dort eine ziemliche Rolle ſpielt[35]. In ſeiner Diſſertation beſchäftigt er ſich mit den Beziehungen hiſtoriſcher Volkslieder bzw. hiſtoriſcher Flugblattlieder zu Ungarn[36]. Freilich ſind es die Arbeiten eines Germaniſten, für den die kulturgeſchichtlichen Probleme wichtiger ſind als die rein volkskundlichen. Das zeigt ſich insbeſondere in dem Beitrag über deutſche Flugblattlieder zum Tode Zrinys[37]. Volkskundlichen Fragen nähern ſich auch andere ſeiner Arbeiten, ſo z. B. ſeine Habilitationsſchrift über das in der ungarländiſchen Germaniſtik recht beliebte Thema der Hunnenſage; doch kann hier auf all dies nicht näher eingegangen werden. Erwähnt zu werden verdient nur eine Unterſuchung über den deutſchen Urſprung des madjariſchen Volksbuches von Fortunatus[38], da J. Bleyer damit die Reihe ſeiner Arbeiten aus dem Grenzbereiche der Germaniſtik und hiſtoriſchen Volkskunde abſchließt. Die dauernde Beſchäftigung mit derartigen Problemen bringt es mit ſich, daß er der Volkskunde ſehr aufgeſchloſſen gegenüberſteht und frühzeitig ihren Wert für die Deutſchtumsforſchung in Ungarn erkennt.

---

[31] B. v. Pukanſzky, Jakob Bleyer und die ungariſche Literaturwiſſenſchaft . . . ſ. oben Anm. 21 S. 200f.

[32] J. Bleyer, Aufgaben der Deutſchtumsforſchung im altungariſchen Raume . . . ſ. oben Anm. 11.

[33] Th. Thienemann, Jakob Bleyer als Germaniſt . . . ſ. oben Anm. 28, S. 19: „. . . und auch er erkannte jetzt, nach der ſinnloſen Teilung organiſcher Staatseinheiten, in dem Volk das einzig Unteilbare, Weſentliche, Dauerhafte . . . Als er dann den Weg zurückfand, ſtand in ſeiner wiſſenſchaftlichen wie in ſeiner politiſchen Zielſetzung das Volk im Mittelpunkt. Galt ihm früher die Erforſchung der deutſchen Literatur und des deutſchen Volkstums in Ungarn als Brücke, als Verbindung zweier Völker, als Mittel zur Erkenntnis der ungariſchen Geſchichte, ſo wurde ihm jetzt dieſes Volkstum und ſeine Wiſſenſchaft zum Selbſtzweck."

[34] B. v. Pukanſzky, Jakob Bleyer und die ungariſche Literaturwiſſenſchaft . . . ſ. oben Anm. 21, S. 201f.

Wir haben geſehen, wie die Germaniſtik unter G. Petz ſich der Mundartenforſchung innerhalb der jungen Sprachinſeln Ungarns annahm und ſo wiſſenſchaftliche Volkstumsarbeit zu leiſten begann. Durch J. Bleyer wird derſelben Germaniſtik die ſtofflich vielleicht noch umfangreichere Volkskunde erſchloſſen. Der Ausweitung ihres äußeren Arbeits- und Geltungsbereiches entſpricht glücklicherweiſe eine recht erhebliche Zunahme an Schülern, Helfern und Mitarbeitern. Es iſt vielleicht das entſcheidendſte Merkmal der neueren germaniſtiſchen Forſchungsrichtung, daß ſie ſo viele junge Kräfte über die Studien- und Diſſertationszeit hinaus dauernd an ſich zu binden vermag. Der Kreis um Bleyer und Petz vergrößert ſich zuſehends, ſo daß die gewaltigen Aufgaben wenigſtens z. T. bewältigt werden können. Die Ausgeſtaltung der Forſchung wird beſonders ab 1912 ſichtbar und man ſpürt hinter ihrem Wachstum die treibende Kraft der Perſönlichkeit J. Bleyers. Von den zahlreichen jungen Kräften nehmen manche ſpäter wichtige Stellungen im Wiſſenſchaftsbetrieb, der Forſchung und Volkstumsarbeit ein[39], während andere wieder in engerem Rahmen ihren Aufgaben treu bleiben.

---

[35] J. Bleyer, Imre Kiralyunk német népkönyvben (Unſer König Emerich im deutſchen Volksbuch). In: Egytemes Philologiai Közlöny, Jg. XX, 1896.

[36] J. Bleyer, A magyar vonatkozású történeti népének 1551-ig (Deutſche Volkslieder mit ungariſchen Beziehungen bis 1551). In: Egyetemes Philologiai Közlöny, Jg. XXI, 1897, S. 149ff., 235ff., 334ff., 417ff. und 538ff.

[37] J. Bleyer, Német siralmas énekek gr. Zrinyi Niklos halara 1664-böl. (Deutſche Klagelieder zum Tode des Grafen Nikolaus Zriny aus dem Jahre 1664). In: Irodalomtörténeti Közlemények, Jg. 1900, Heft 1.

[38] J. Bleyer, Fortunatus népkönyvben és német eredetija (Unſer Fortunatus-Volksbuch und ſein deutſches Original). In: Egyetemes Philologiai Közlöny, Jg. XXXI, 1907, S. 729ff.

Betrachtet man die veröffentlichten Diſſertationen aus dieſem germaniſtiſch-volkskundlichen Zeitabſchnitt, ſo werden an ihnen einige recht charakteriſtiſche Entwicklungserſcheinungen ſichtbar. Die erſten germaniſtiſchen Beiträge finden ſich in den madjariſchen „Allgemeinen Philologiſchen Mitteilungen“[40], die 1877 unter der Mithilfe von G. Heinrich gegründet wurden. An ihnen wirken ſpäter G. Petz und nach ihm J. Bleyer als Mitherausgeber. Hier wird die Germaniſtik noch vielfach als ein Teil der ungarländiſchen Philologie aufgefaßt. Die von Deutſchen geſchriebenen Aufſätze dienen zumeiſt der Herausarbeitung der geiſtigen Zuſammenhänge zwiſchen Deutſchland und Ungarn, ſeltener mundartlichen Fragen, Beiträge zur Volkskunde der Deutſchen in Ungarn tauchen kaum auf. Erſt in der von G. Petz herausgegebenen Reihe der „Ungarländiſchen Deutſchen Mundarten“[41] ſchafft ſich die Germaniſtik eine Möglichkeit der ſelbſtändigen Veröffentlichung. Die Reihe an ſich iſt noch ziemlich klein, ſie umfaßt insgeſamt acht Nummern, von denen die vorletzte 1909, die letzte 1923 gedruckt wird. Sie iſt ganz auf die Mundartforſchung beſchränkt und bringt neben ſieben Arbeiten über Ortsdialekte eine allgemeine Einführung in die deutſche Mundartforſchung von E. v. Schwartz. Den nach der Berufung Bleyers einſetzenden Aufſchwung der Germaniſtik beweiſen die ab 1912 erſcheinenden „Arbeiten zur deutſchen Philologie“[42], die von G. Petz, J. Bleyer und H. Schmidt herausgegeben werden. Die Reihe umfaßt gegenwärtig ungefähr 70 Nummern und wird durch ſprachwiſſenſchaftliche Diſſertationen eröffnet. Ihnen folgen bald literaturgeſchichtliche, mundartliche und volkskundliche Themen. Wieder wird auf volkskundlichem Gebiete mit Arbeiten über den alten deutſchen Siedlungsboden in Weſtungarn und der Zips begonnen, denen erſt ſpäter Diſſertationen über die Tolnau[43] und das Ofner Bergland[44] folgen.

---

[39] Nur die bekannteſten unter ihnen können hier aufgezählt werden, wobei nach Jahr und Reihenfolge der Diſſertationen vorgegangen werden ſoll: Univ.-Prof. Heinrich Schmidt-Szegedin; Univ.-Prof. Theodor Thienemann-Budapeſt; Dr. Richard Czaki, DAI-Stuttgart; Univ.-Prof. Richard Huß-Debrezin; Univ.-Prof. Elmar v. Schwartz-Budapeſt; Hochſchulprof. Elmar Moor-Szegedin; Univ.-Prof. Johann Koſzo-Budapeſt; Univ.-Dozent Bela v. Pukanſzky-Budapeſt; Dr. Franz Baſch, Schriftleiter d. Neuen Heimatblätter, Budapeſt; Hochſchulprof. Geiſa Kurzweil-Karſai-Martinsberg; Univ.-Doz. Johann Weidlein-Debrezin; Prof. Rogerius Schilling-Budapeſt; Univ.-Aſſiſtent Eugen v. Bonomi-Budapeſt uſw.

[40] Egyetemes Philologiai Közlöny, Budapeſt.

[41] Magyarországi Német Nyelvjárások. Budapeſt, madjariſch.

[42] Német Philologiai Dolgozatok. Budapeſt, madjariſch mit kurzem deutſchen Auszug.

[43] E. Hermann, A bataszéki németek és népdalaik (Die Deutſchen von Bataſek und ihre Volkslieder), Bd. XXXVIII, 1929. — R. Schilling, Dunakömlöd és Németkér telepités-, népiség- és nyelvtörténete (Siedlungs-, Volkstums- und Sprachgeſchichte der deutſchen Gemeinden Kremling und Deutſchker), Bd. LII, 1933.

[44] E. Bonomi, Az egyházi év Budaörs német község nyelviés szokásanyagában. Tekintettel Budaörs környékérie (Das Kirchenjahr in Spruch und Brauch der deutſchen Gemeinde Budaörs. Mit Rückſicht auf die Umgebung von Budaörs), Bd. LIII, 1933.,

Die etwas zaghafte Entwicklung wird durch Art und Entſtehen der Diſſertationen bedingt. Von einer planmäßigen Aufteilung der mundartlichen oder volkskundlichen Arbeiten an Diſſertanten kann kaum die Rede ſein. Es bleibt mehr dem Zufall überlaſſen, welche Ortſchaft ſich der einzelne Student ausſucht. Da man in der Aufarbeitung des Stoffes nach dem Schema der Ortsmonographien vorzugehen hat, ſind die aus einem Dorfe ſtammenden Hochſchüler ſchon von vornherein im Vorteil vor Ortsfremden und Städtern. Sie beherrſchen den heimiſchen Dialekt, kennen die hier lebenden Sitten und Bräuche, Lieder oder anderen Überlieferungen. Damit ergibt ſich ein ſtärkeres Vordringen von Menſchen bäuerlicher Herkunft in dieſen Wiſſenszweigen ſozuſagen von ſelbſt. Es wird nur durch ihre geiſtige Entwicklung etwas gehemmt, die ſie über madjariſche Mittelſchulen geführt hat und ihnen z. T. die Achtung vor dem eigenen Volkstum nahm. Dennoch zeigt es ſich, daß in der Germaniſtik das bäuerliche Element als ſolches immer ſtärker wird.

Die mundartliche und volkskundliche Forſchung im Rahmen der Univerſitäten beſchränkt ſich aber nicht nur auf die oben angegebenen Schriftenreihen. Sind die „Arbeiten zur deutſchen Philologie“ mehr ein Unternehmen der geſamten ungarländiſchen Germaniſtik, ſo zeigen ſich nach dem Kriege und insbeſondere ſeit dem Tode Bleyers Beſtrebungen zu einer ſtärkeren Dezentraliſierung. Es erſcheinen beinahe an jedem germaniſtiſchen Inſtitute neue und eigene Reihen, über deren Entwicklung wenig geſagt werden kann, da ſie erſt kurze Zeit beſtehen[45]. Neben all dieſen gedruckten Veröffentlichungen gibt es außerdem zahlreiche handſchriftliche Diſſertationen ſowie Preis- und Hausarbeiten, die im Laufe der Studien vom Hörer verlangt wurden. Auf dieſe Art und Weiſe kam an den Univerſitäten Ungarns mancherlei Material zur Volkskunde und Mundart des Südoſtdeutſchtums zuſammen, das bisher nur zum Bruchteil ausgewertet werden konnte[46].

---

[45] So am „Deutſchen Seminar und Sprachatlasinſtitut“ der Univerſität Debrezin zwei von Prof. Richard Huß herausgegebene Reihen, die „Wärbel“ und „Schwemmel“ heißen. Das von Prof. Heinrich Schmidt geleitete germaniſtiſche Inſtitut der Szegediner Univerſität gibt die „Germaniſtiſchen Hefte“ heraus. Während der Tätigkeit Prof. Theodor Thienemanns an der Fünfkirchner Univerſität erſchienen dort die „Schriften aus dem Deutſchen Inſtitut“ (von 1931—1933).

[46] Als ein Beiſpiel mögen hier die handſchriftlichen Arbeiten von Germaniſten an der Szegediner Univerſität angeführt werden, die unter der Leitung von Prof. H. Schmidt entſtanden: H. Heiſer, Lautlehre der Mundart von Hidegkút (Bakonyerwald, enthält auch volkskundliches Material, wie Sagen uſw.). — P. Puska, Lautlehre und Volkskunde der Gemeinde Márkó (Bakonyerwald). — L. Lunz, Die Mundart und Volkskunde der Gemeinde Vértesboglár (Schildgebirge). — K. Lippenſzky, Siedlungsgeſchichte und Mundart der Gemeinde Örvényes (Schomodei). — A. Varga, Siedlungsgeſchichte und Mundart der Gemeinde Kistormás (Tolnau). — M. Lulay, Siedlungsgeſchichte und Mundart der Gemeinde Hercegfalva (Tolnau). — J. Sándor, Haus und Hof in der Gemeinde Mekényes (Schwäbiſche Türkei). — F. Dugonics, Geſchichte und Volkskunde der Gemeinde Himezháza (Schwäbiſche Türkei). — M. Reks, Deutſche Flurnamen aus Peſtys Ortſchaftsnamenſammlung. — G. Miltényi, Siedlungsgeſchichte und Volkskunde der Gemeinde Szepetnek (Schomodei). — A. Fülöp, Die oſtfränkiſche Mundart der Gemeinde Kunagóta (Kom. Békés). — E. Armandola, Mundart der deutſchen Siedler in Gyula (Kom. Békés). — E. Szendrei, Die deutſche Vulgärſprache Temeſchwars (Banat). — J. Jagiſch, Lautlehre der Mundarten des Eiſenſtädter Riedes (Burgenland). — J. Devai, Heidendorf in Siebenbürgen. — M. Lobinger, Siedlungsgeſchichte und Volkskunde der Gemeinde Neu-Arad (Banat).

Weiteres Sammelmaterial dürfte ſich in dem „Deutſchen volkskundlichen Archiv“ am germaniſtiſchen Inſtitut der Budapeſter Univerſität befinden[47], von dem anfangs auch für den Atlas der Deutſchen Volkskunde einige Erhebungen angeſtellt wurden.

Überblickt man die Geſamtheit der durch die ungarländiſche Germaniſtik zur Behandlung geſtellten mundartlichen und volkskundlichen Themen, ſo ergibt ſich eine ſtarke Bevorzugung der jungen Volksinſeln. Dieſe Beſtandsaufnahme erfaßt die Donauſchwaben und Donaubayern bedeutend beſſer als die übrigen Deutſchtumsbereiche des pannoniſchen Tieflandes. Es lohnt ſich deshalb, die uns bekannten Arbeiten räumlich genauer aufzugliedern. Das iſt durchaus möglich, da die germaniſtiſch gebildeten Volkskundler oder Mundartenforſcher faſt durchwegs einzelne Orte bearbeiten und ſo reine „Punktforſchung“ betreiben. Von den Diſſertationen und Hausarbeiten handeln rund 30% über das Deutſchtum des Banats und der Batſchka. 24% ſind der Schwäbiſchen Türkei (Tolnau, Baranya und Schomodei) gewidmet, während rund 20% von deutſchen Gemeinden zwiſchen den Bakonyerwald und Ofner Bergland berichten. Der Reſt verteilt ſich auf Weſtungarn, mittelalterliche Sprachinſeln, jüngere deutſche Siedlungen in Streulage und Sathmar. Bezeichnend iſt, daß das Banat faſt doppelt ſoviel Diſſertationen aufweiſt als die Batſchka. In der Schwäbiſchen Türkei zeigt ſich ein ähnliches Bild, da die Arbeiten über die Tolnau zahlreicher ſind als über die Baranya und Schomodei zuſammen. Unter den Donaubayern iſt das Deutſchtum des Ofner Berglandes beſſer vertreten als das im Bakonyerwalde oder Schildgebirge. Es läßt ſich ſogar feſtſtellen, daß im Schildgebirge die öſtlichen, dem Ofner Berglande zunächſt liegenden Gemeinden fleißiger bearbeitet wurden als die weſtlichen. So ergibt ſich in nüchternen Zahlen eine räumliche Aufgliederung der Beſtandaufnahme, die beachtliche Parallelerſcheinungen zum volklichen Erwachen der einzelnen Deutſchtumslandſchaften aufweiſt. Dieſer Eindruck wird noch verſchärft, wenn man die Arbeiten auch zeitlich voneinander abgrenzt. Die germaniſtiſche Forſchung faßt im Banate und der Batſchka um die Jahrhundertwende Fuß, ohne ſeither abzubrechen. In der Tolnau und im Ofner Bergland ſetzt ſie in dem Jahrzehnt vor dem Kriege ein, ziemlich gleichzeitig auch in den öſtlichen Deutſchſiedlungen des Schildgebirges. Während der Kriegsjahre greift ſie nach der öſtlichen, an die Tolnau angrenzenden Baranya über, ebenſo nach einzelnen Gemeinden des Bakonyerwaldes. In breiterem Maße wird ſie dann nach dem Kriege fortgeführt und erfaßt nunmehr die übrigen deutſchen

---

— E. Tömöſi, Lautlehre von Jahrmarkt (Banat). — E. Rónai, Siedlungsgeſchichte und Mundart der Gemeinde Modoſch im jugoſlawiſchen Banat. — E. Schummer, Siedlungsgeſchichte und Mundart der Gemeinde Rudolfsgnad (Banat). — J. Jakob, Wortbildung der Werbaſſer Mundart (Batſchka).

[47] E. v. Schwartz, Die deutſch-ungariſche Volkskundeforſchung . . . ſ. oben Anm. 2, S. 39. — Derſ., Eine volkskundliche Abteilung des „Germaniſchen Inſtitutes“ an der Univerſität Budapeſt. In: Deutſch-ungariſche Heimatblätter, Jg. II, 1930, S. 133f. — Derſ., Vom Deutſch-ungariſchen Volkskundeatlas. Ebenda Jg. IV, 1932, S. 34f. — Derſ., A hazai német népatlasz és adattára (Der ungarländiſche deutſche Volkskundeatlas und deſſen Datenſammlung). Budapeſt 1932.

Siedlungsbereiche (Schomodei, Sathmar uſw.) wie auch die vereinſamten deutſchen Volksinſeln in den Komitaten Békés, Zala, Zemplén, Borſod uſw.

Von all den Diſſertationen, Preis- und Hausarbeiten beſchäftigt ſich nur etwa ein halbes Hundert mit volkskundlichen Fragen. Aber auch dieſe ſind nicht immer der Volkskunde allein gewidmet, ſondern behandeln nebenbei oft noch Mundartforſchung und Siedlungsgeſchichte. Deshalb wäre es verfehlt, den Wert der Beſtandaufnahme nach der Zahl der Arbeiten einzuſchätzen. Die einzelnen Unterſuchungen ſind inhaltlich recht verſchieden und entſprechen den Erwartungen nur zum Teil. Sie zeigen immer wieder beſtimmte Unzulänglichkeiten und Fehlergruppen. Sucht man nach dem eigentlichen Grund dieſer Fehlſchlüſſe, ſo ſtößt man auf ein ſehr weſentliches Problem. Die Urſache liegt darin, daß die volkskundlichen Forſchungen im Rahmen und mit den Methoden der Germaniſtik betrieben werden, von ihr abhängig ſind. Der ungarländiſchen Germaniſtik gebührt das unleugbare Verdienſt, ſich der deutſchen Volkskunde in einer Zeit angenommen zu haben, in der dieſelbe zu einem eigenen Aufbau zu ſchwach war. Über zwei Jahrzehnte hat ſie dieſer Aufgabe gedient und die deutſche Volkskunde im akademiſchen Bereiche verwurzelt. Sie hat nicht nur deren äußere und innere Entwicklung beſtimmt, ſondern ihren Blick auch auf die Durchforſchung der jungen Sprachinſeln gelenkt. Das alles war notwendig und wertvoll. Aus dieſer Führung heraus ergaben ſich aber auch Nachteile in Plan, Art und Verfahren der volkskundlichen Forſchung, auf welche nun näher eingegangen werden muß. Dabei wird keinesfalls ein Urteil über die ungarländiſche Germaniſtik als ſolche gefällt, noch werden ihre eigenen Leiſtungen herabgemindert. Germaniſtik und Volkskunde ſind eben zwei der Zielſetzung nach verſchiedene Geiſteswiſſenſchaften mit eigenen Forſchungsmethoden. Eine ſtark germaniſtiſch betriebene Volkskunde muß mit der Zeit unter der Unſelbſtändigkeit leiden und wird zwangsläufig den ihr zukommenden Aufgaben entfremdet.

Das äußert ſich ſchon in der Auswahl der Themen für die Diſſertationen und Hausarbeiten. Es iſt bezeichnend, daß die der Germaniſtik näherſtehenden Sachgebiete der Volkskunde, insbeſondere aber die Grenzbereiche zwiſchen beiden Wiſſenſchaften ſichtlich bevorzugt werden. Stark vernachläſſigt werden hingegen all jene volklichen Überlieferungen, die einer germaniſtiſch beeinflußten Schau fremd ſind, ſo die materiellen Volksgüter: Tracht, Haus- und Siedlungsformen, Volkskunſt uſw. Unter den Teilgebieten der geiſtigen Volkskunde ſehen wir die Liedforſchung ſtärker hervortreten. Man wird unwillkürlich an die Arbeiten J. Bleyers erinnert, die z. T. dem hiſtoriſchen Volkslied, bzw. den Flugblattliedern gewidmet waren[48]. Von den zahlreichen germaniſtiſchen Arbeiten über das ungarländiſche deutſche Volkslied[49] behandeln die erſten eigentlich nur die Liedtexte, weniger die

---

[48] Vgl. Anm. 36 und 37.

[49] P. Tſchida, Das deutſche Volkslied in Kőszeg (Güns). Hdſchr. Hausarbeit, Budapeſt 1925, 153 Lieder mit Melodien. — Derſ., Kőszegi német népdalok (Günſer deutſche Volkslieder). Hdſchr. Diſſ.,

Melodien. Nur langſam gelangt man zu der Erkenntnis, daß zum Volkslied auch die Weiſe gehört. Die Überlieferungsträger, das Leben des Liedes im Volke u. a. werden nicht berückſichtigt, dafür aber verſucht man aus Balladentexten die Heimat der Siedler zu erkennen[50] oder zuletzt nach madjariſcher ethnographiſcher Methode dem Weſen des deutſchen Liedes beizukommen[51].

Wir müſſen hier, um die geiſtige Abhängigkeit der Volkskunde von den germaniſtiſchen Arbeitsmethoden klarer aufzuzeigen, uns des Näheren mit dem inneren Aufbau und der Zielſetzung der einzelnen Diſſertationen auseinanderſetzen. Wie bei jedem Univerſitäts- oder Inſtitutsbetrieb, ſo zeigt ſich auch an ihnen eine Art Schematiſierung, die an und für ſich nicht ohne Sinn iſt. Sie folgt aber im weſentlichen dem geiſtigen Prinzip der Mundartenforſchung, in deren Bereich auch die meiſten Arbeiten gehören. Im erſten Teil der Diſſertation befaßt man ſich mit der Geſchichte der zu behandelnden Gemeinde und ſucht die Herkunft ihrer Bewohner durch geſchichtliche Daten zu ermitteln. Der zweite Teil iſt der Mundart, bzw. beſtimmten volklichen Überlieferungen gewidmet. Er bringt das geſammelte Material, ordnet es ein, zieht Vergleiche und auf Grund der Ergebniſſe wird dann abermals verſucht, die Herkunftsfrage zu löſen. Dieſes Verfahren entſpricht der Mundartenforſchung und iſt in ihrem Rahmen ſicherlich am Platze. Bei rein volkskundlichen Themen aber läßt es ſich nicht anwenden, da Lied, Sitte, Brauch uſw. zur Herkunftsbeſtimmung ungeeignet ſind. Durch eine derartige Zielſetzung wird die volkskundliche Forſchung von vornherein bedenklich erſchwert. Es iſt deshalb kein Zufall, daß die beſten volkskundlich-germaniſtiſchen Diſſertationen an der Budapeſter Univerſität ſehr lange Zeit zur Fertigſtellung benötigten. Ihre Bearbeiter mußten über das allgemeine Schema hinauswachſen und verſuchen eigene Wege zu gehen[52]. Andere Diſſertationen kamen trotz ausgezeichneten Sammelſtoffes nie zur Ausführung, da bei der Beurteilung oft wenig Gewicht auf die Güte der Geländearbeit gelegt wurde.

Budapeſt 1925/26, 289 S., 132 Lieder mit Melodien. — E. Lange, A selmecbányai bányászdal (Das Schemnitzer Bergmannslied). Hdſchr. Diſſ., Budapeſt 1924/25. — E. Bleyer, A bácsmegyei Cséb község német népdala (Das deutſche Volkslied der Gemeinde Cſeb, Batſchka). Hdſchr. Diſſ., Budapeſt 1925/26, 319 S., 60 Lieder. — J. Dax, A rábalapincsközi német katholikus vallasós népének (Das katholiſche deutſche Kirchenlied zwiſchen der Raab und der Lafnitz). Hdſchr. Diſſ., Budapeſt 1925/26, 278 S., mit Melodien. — W. O. Weinzierl, Das deutſche Volkslied von Varoslöd (Bakonyerwald). Hdſchr. Hausarbeit, Budapeſt 1926, 581 S., mit Melodien. — E. Michnay, Das deutſche Volkslied in Zebegény (weiteres Ofner Bergland). Hdſchr. Hausarbeit, Budapeſt 1931. — M. Treſz, A Felsöszentiváni német népdal (Das deutſche Volkslied von Szentivan, Batſchka). Hdſchr. Preisarbeit, Budapeſt 1928, 211 S., 104 Lieder, z. Teil mit Melodien. — A. Loſchdorfer, Das deutſche Volkslied von Veſzprémfajſz (Bakonyerwald). Hdſchr. Hausarbeit, Budapeſt. — Á. Hermann, A bataszéki németek és népdalaik (Die Deutſchen von Bataſek und ihre Volkslieder, Tolnau). In: Arbeiten z. dt. Philologie, Heft 38, Budapeſt 1929, 175 S. — E. Kramer, A magyarországi német népdal (Das ungarländiſche deutſche Volkslied). In: Arbeiten z. dt. Philologie, Heft 58, Budapeſt 1933.

[50] Á. Hermann, A bataszéki németek . . . ſ. oben Anm. 49.

[51] E. Kramer, A magyarországi német népdal . . . ſ. oben Anm. 49.

[52] E. Bonomi, Az egyházi év Budaörs . . . ſ. oben Anm. 44. — R. Schilling, Dunakömlöd és Németkér . . . ſ. oben Anm. 43.

Von der Mundartenforſchung her iſt auch eine andere Eigenheit der germaniſtiſchen Diſſertationen zu erklären, die hier erwähnt werden muß. Es iſt der ſtarke Hang nach wiſſenſchaftlicher Bearbeitung einer einzigen Gemeinde in der Art von Ortsmonographien, ohne dabei auf den Zuſammenhang mit der Umwelt einzugehen. Zweifelsohne iſt die „Punktforſchung“ als ſolche notwendig und wertvoll. Sie ſpielt insbeſondere in der Mundartforſchung der jungen Sprachinſeln eine große Rolle, da dort der „Ausgleich erſter Ordnung“[53] meiſt ſchon erfolgt iſt und zur Bildung von Ortsdialekten geführt hat. Der Ausgleich zweiter Ordnung hat dagegen die Mundarten noch kaum beeinflußt und ſich erſt in den Bereichen der wanderkräftigeren Überlieferungen (Sage, Märchen, Volkslied, Volkstanz, Brauchtum uſf.) ausgewirkt. So ſind in den einzelnen Deutſchtumslandſchaften, wie etwa der Schwäbiſchen Türkei, ſchon größere und ziemlich einheitliche Sagen-, Liedräume uſw. entſtanden, während die Mundart noch ein mehr beharrendes, örtliches Gepräge beibehalten hat[54]. Es iſt deshalb verfehlt, das räumliche Verfahren der Mundartforſchung einfach auf die volkskundliche Beſtandaufnahme zu übertragen.

Das ſtarke Hervortreten der Ortsmonographien iſt aber auch nach einer zweiten Seite hin charakteriſtiſch. Im Bereiche der jungen Sprachinſeln Ungarns wurden die erſten Mundartenaufnahmen in der Batſchka, dem Banate und anſchließend in der Tolnau vorgenommen. Zahlreiche führende Kräfte der Deutſchtumsforſchung und Volksbewegung ſtammen aus dieſen Gebieten[55]. Die Batſchka und das Banat ſind Landſchaften mit gewaltigen Schachbrettdörfern, die oft über tauſend Familien umfaſſen. In dieſen Großgemeinden ſind ſoviel Menſchen vorhanden, daß ſich das dörfliche Gemeinſchaftsleben unterteilen und gliedern muß, um volkhaft wirken zu können. Der Zwang zu einer Bindung an die Nachbargemeinden iſt nicht ſo ſtark wie bei Deutſchtumslandſchaften mit mittleren Dorfeinheiten oder Kleinſiedlungen. Selbſt die Forſchung muß mit der aus dem Prinzip der Großſiedlung erwachſenden Individualiſierung rechnen. Zudem zeigt es ſich bei der Geländearbeit, daß hier die volkskundliche Beſtandaufnahme viel mehr Zeit in Anſpruch nimmt und komplizierter iſt als in Kleinſiedlungen. Die ſoziale Gliederung iſt ſtärker und bedingt mannigfaltige Unterſchiede in Sitte und Brauch. Ebenſo iſt infolge der vielen Nachbarſchaften und verſchiedenen Kameradſchaften der Beſitz an volklichen Überlieferungen einem reichen Wechſel unterworfen.

Banat und Batſchka haben eine ganz beſtimmte geiſtige Blickſchau hervorgebracht, die ſich ſowohl in der Volkstumsbewegung, wie auch in der Wiſſenſchaft und der engeren Heimatkunde durchzuſetzen vermochte. Ein charakteriſtiſcher Beleg dafür iſt das mehr bäuerliche Schrifttum der bodenſtändigen Heimatforſcher. Dieſe „Ortsgeſchichten" greifen ſpäter nach den anderen jungen Sprachinſeln, insbeſondere der Tolnau und Baranya über. Wie ſtark die wiſſenſchaftliche Forſchung vom Banate und der Batſchka aus befruchtet wurde, wurde ſchon gezeigt. Für die Entwicklung war es bedeutſam, daß die Tolnau im weſentlichen eine Mittelſtellung zwiſchen dem großbäuerlichen Deutſchtum der Batſchka und dem Kleinbauerntum der Baranya einnimmt. Hier kann noch ein Dorf für ſich allein zum Ausgangspunkt der Forſchung werden[56], ohne daß damit den ſiedlungsgeographiſchen und volkskundlichen Gegebenheiten des Raumes Zwang angetan wird. Weſentlich anders aber wird die Sachlage, ſobald die Ortsforſchung nach den übrigen jungen Sprachinſeln Transdanubiens übergreift. In dem Augenblicke, da die Beſtandaufnahme nach der Schwäbiſchen Türkei, dem Ofner Bergland, Schildgebirge und Bakonyerwald vordringt, beginnt ſie ſich zu wandeln. Sie ſucht nun größere Deutſchtumslandſchaften zu erfaſſen, da dieſe hier die gegebenen Einheiten ſind. Man kommt damit teilweiſe von der Punktforſchung ab und geht zur Flächenforſchung über. Dies bedeutet keinesfalls, daß in dieſen Sprachinſelgebieten eine vertiefte Beſtandaufnahme mit Hilfe der Punktforſchung nicht mehr notwendig ſei. Sie iſt auch hier am Platze, nur muß ſie die engen Zuſammenhänge mit den Nachbargemeinden berückſichtigen. Das Deutſchtum Transdanubiens wird nicht nur durch ſeine kleinen Siedlungseinheiten, ſondern auch durch eine ſtärkere Wanderbewegung innerhalb beſtimmter Landſchaften, durch lebhafte verwandtſchaftliche und wirtſchaftliche Beziehungen zwiſchen den Dörfern uſw. charakteriſiert. Derartige Tatſachen wirken ſich im geſamten Volksgut aus und vereinheitlichen es viel raſcher als anderenorts. Dem muß die Volkskundeforſchung Rechnung tragen. Es iſt von ziemlicher Bedeutung, daß ſie nach der Schwäbiſchen Türkei und zu den Donaubayern gerade in einer Zeit vorſtößt, in der ſie ſich von der Germaniſtik abzulöſen beginnt. Sie iſt dadurch in der Lage, räumlicher zu denken und über die Fragen der Herkunft hinaus dem ſprachinſelmäßigen Werden der neuen Volksſchläge nachzugehen. Von dieſen Problemen wird noch ſpäter zu ſprechen ſein.

---

[53] Zur Punktforſchung und zum Ausgleich erſter Ordnung vgl. W. Kuhn, Deutſche Sprachinſelforſchung . . . ſ. oben Anm. 23, S. 149ff und 252ff.

[54] A. Karaſek-Langer, Die Bewohner der jungen deutſchen Sprachinſeln . . . ſ. oben Anm. 8, S. 501, 505f. — Vgl. ferner W. Kuhn, Deutſche Sprachinſelforſchung . . . ſ. oben Anm. 23, S. 117: „Die Mundarten der jungen deutſchen Siedlungen Ungarns würden heute zu den beſtdurchforſchten des geſamten deutſchen Sprachgebietes gehören, wenn es hier bloß auf die Zahl der erfaßten Dörfer ankäme, wenn nicht im jungen Koloniſationsgebiete jeder Ort ſprachlich ein neues Problem darſtellen würde.“

[55] So J. Bleyer, H. Schmidt, Fr. Baſch, J. Weidlein, R. Schilling uſw.

Faßt man abſchließend die germaniſtiſche Periode der Volkskunde in Ungarn zuſammen, ſo ergibt ſich eine Reihe entſcheidender Geſichtspunkte. Die ungarländiſche Germaniſtik führt in dieſer Zeit nicht nur die Volkskunde, ſondern beherrſcht eigentlich die ganze Deutſchtumsforſchung des Landes, abgeſehen von den ſelbſtändigen Leiſtungen der Siebenbürger Sachſen. Alle anderen Wiſſenſchaften ſtehen zurück, ſo daß Volksinſelforſchung und Germaniſtik in Ungarn zeitweilig ein und dasſelbe bedeuten. Dieſer gewaltige Aufſtieg iſt mit der hiſtoriſchen Entwicklung des ungarländiſchen Deutſchtums aufs engſte verbunden. Infolge der Madjariſierung des ſtädtiſchen Bürgertums wurde in der Germaniſtik mancher Platz für Angehörige der jungen Volksinſeln frei. Wir ſahen, wie dieſe die Aufgaben der Forſchung aus ihrer Herkunft und ihrer geiſtigen Schau heraus wandelten und im Volkstum verankerten. Das völkiſche Erwachen der einzelnen Siedlungsbereiche wirkte auf die Wiſſenſchaft, ebenſo umgekehrt. So ergaben ſich mannigfaltige Beziehungen, die keinesfalls nur äußere und zufällige waren. Die deutſche Forſchung in Ungarn und das ungarländiſche Deutſchtum ſind eben in ihrem Schickſal und ihrer Entwicklung aufs engſte miteinander verbunden. Aber auch ſonſt iſt die ungarländiſche Germaniſtik kein Einzelfall für ſich, wie das manchmal behauptet wird. Sie gliedert ſich im Rahmen der geſamten Sprachinſelkunde jener germaniſtiſchen Wirkungsperiode ein, die im Jahre 1833 mit der Wanderung J. A. Schmellers nach den ſüdtiroler und venetianiſchen Deutſchtumsinſeln begonnen hat[57]. Die geſamtdeutſche Germaniſtik hat nur die alten Sprachinſeln berückſichtigt, in denen ſie wichtige Funde für alte Sprach- und Mundartformen vermutete. Als man ſich dann im Mutterlande mit dem gewaltigen Werke des deutſchen Sprachatlaſſes beſchäftigte, den Sprachſtrömen und -landſchaften nachging, da war auch die Zeit für die Beſtandaufnahme innerhalb der jungen Sprachinſeln reif. So hat dann auch die ungarländiſche Germaniſtik unter Petz, Bleyer, Schmidt und Huß jene Leiſtungen zuſtande gebracht, die von keinem anderen auslanddeutſchen Siedlungsgebiet außer vielleicht von Siebenbürgen erreicht wurden. Aus dieſen Leiſtungen heraus ihr aber eine auf Ungarn beſchränkte Eigenſtändigkeit zuſprechen zu wollen, hieße ihre Wurzeln und geſchichtliche Entwicklung bewußt überſehen. Sie iſt und bleibt ein Glied der geſamten deutſchen Germaniſtik und Volksinſelkunde und hat in dieſem Zuſammenhange beſondere Aufgaben zu löſen, die ſich aus der deutſch-madjariſchen Nachbarſchaft ergeben.

---

[56] Wie ſtark die Größe der Siedlungseinheiten ſich auf die Organiſation des Deutſchtums, ſeine Kulturformen uſw. auswirken kann, zeigt ein Vergleich der Sprachinſeln im Nordoſtraume mit denen im Südoſten. Vgl. dazu W. Kuhn, Das Deutſchtum in Kongreßpolen und Ungarn. Ein ſprachinſelkundlicher Vergleich. In: Deutſche Monatshefte in Polen, Jg. I, (11), 1934/35, S. 5—14. Zur räumlichen Ausweitung des Begriffes der Nachbarſchaften in Deutſchtumsgebieten mit Kleinſiedlungen vgl. Karaſek-Strzygowſki, Sagen der Deutſchen in Wolhynien und Poleſien. Plauen i. V. 1937, S. XIXff. der Einführung.

*

Wir haben uns nun der letzten und jüngſten Entwicklung der deutſchen Volkskundeforſchung in Ungarn zuzuwenden. Es handelt ſich um einen Zeitabſchnitt, in dem die Volkskunde zwar noch vielerorts mit der ungarländiſchen Germaniſtik zuſammenarbeitet, aber in weſentlichen Belangen ſchon ihre eigenen Wege geht. Sie greift in ſtärkerem Maße Probleme auf, die nur ſie zu löſen vermag. Sie beſchäftigt ſich nun auch mit jenen volklichen Überlieferungen, die bisher ſtark vernachläſſigt oder ganz überſehen wurden. In Plan und Verfahren richtet ſie ſich einzig und allein nach den Geltungsbereichen des volklichen Lebens, nicht aber nach denen anderer Wiſſenſchaften. Dieſe Selbſtändigkeit erreicht ſie aber erſt in den Jahren nach dem Weltkriege, in denen die geſamte Sprachinſelkunde weitgehend ausgebaut wird. Das zeitliche Zuſammentreffen iſt natürlich, zumal der Volkskunde bei der Durchforſchung junger Volksinſeln, die noch kein ausgeprägtes eigenes Kulturleben beſitzen, eine große Bedeutung zukommt. Durch den Weltkrieg hat außerdem Ungarn faſt alle alten Volksinſeln (Siebenbürgen, Zips, Kremnitz-Proben) an andere Staaten abgegeben, ſo daß das ungarländiſche Deutſchtum in ſeinem Bilde ſtark gewandelt wurde und meiſt auf jüngerem Siedelboden wohnt.

---

[57] W. Kuhn, Deutſche Sprachinſelforſchung . . . ſ. oben Anm. 23, S. 82.

Die deutſche Volkskunde Ungarns gelangt erſt im Verlaufe einer längeren geſchichtlichen Entwicklung zur Selbſtändigkeit. Zwei ihrer Wurzeln, die ungarländiſche Ethnographie und die Germaniſtik ſind in dieſem Aufſatze ſchon näher behandelt worden. Es muß nun noch ihr dritter und volkhafteſter Herkunftsbereich kurz ſkizziert werden, die von den Univerſitäten unabhängige „Heimatforſchung“. Dieſe Heimatforſchung ſetzt kurz nach 1880 in Südungarn mit einer faſt rein dörflichen Geſchichtsſchreibung ein[58]. Eine großzügige und ſpäter nicht ſobald erreichte Einleitung zu ihr bildet das Werk eines Banaters, des in Neu-Beſchenow geborenen J. H. Schwicker[59]. In den ſpäter erſchienenen Arbeiten, die von Lehrern, Pfarrern uſw. verfaßt werden, handelt es ſich um viel einfachere Dorfmonographien. Sie werden zumeiſt durch irgendein Jubiläum veranlaßt, ſei es nun die Einwanderung, Kirchengründung od. dgl. m.[60]. Sie berichten von der Einwanderung ſelbſt, bringen Anſiedlerliſten, geſchichtliche Geſchehniſſe, Mundartproben uſw., ab und zu ſogar einiges volkskundliches Material. Es iſt ein geiſtig recht eng und bäuerlich anmutendes Heimatſchrifttum. Man kann vielfach gleich auf den erſten Blick erkennen, daß es von Liebhabern, nicht aber von Forſchern geſchrieben wurde. Trotzdem hieße es ſeinen Wert verkennen, wollte man es bloß nach dieſem Geſichtspunkt hin beurteilen. Viel wichtiger iſt, daß es vorhanden iſt und zuſehends wächſt. Dieſes Schrifttum betont die Leiſtungen, mit denen die Vorfahren dem Lande gedient und es geformt haben. In ihm verkörpert ſich ein geſundes Selbſtbewußtſein und eine ſtarke Heimatliebe, die beide aus dem Volke hervorkommen. Damit aber iſt es gleichzeitig ein Ausdruck des volklichen Erwachens der Banater und Batſchkaer Schwaben. Es iſt hier nicht der Platz, auf die verſchiedenen Erſcheinungen dieſes Schrifttums näher einzugehen. Es ſoll nur darauf hingewieſen werden, daß neben dem rein heimatkundlichen Schaffen auch ſchöngeiſtige Werke entſtehen, die in den Schriften Adam Müller-Guttenbrunns ihren reifſten Ausdruck finden. Im ſchöngeiſtigen Schrifttum wird ſehr oft die Mundart gepflegt[61], werden Sitten, Bräuche, volkliches Liedgut berückſichtigt. Ebenſo erſcheinen in den verſchiedenen Zeitungen wiederholt Aufſätze, die Volksüberlieferungen bringen. Alles in allem handelt es ſich um ein Schrifttum, das zwar nicht volkskundlich iſt, aber dennoch volkhafte Werte in ſich birgt und volkskundliche Erſcheinungen feſthält.

---

[58] W. Kuhn, Deutſche Sprachinſelforſchung . . . ſ. oben Anm. 23, S. 105.

[59] J. H. Schwicker, Die Deutſchen in Ungarn und Siebenbürgen. Wien-Teſchen 1881.

[60] H. Rez, Batſchkaer Heimatbücher. In: Volkswart, Jg. I, Heft 4, S. 37—43, Jg. II, Heft 5, S. 44—46.

[61] Banater Bibliothek. (Sammelwerk ſämtlicher in Banater Mundart vorhandenen, literariſchen Wert beſitzenden Arbeiten.) Temeſchwar 1906/08, 24 Hefte.

Dieſe geiſtige Bewegung kommt aus dem Weſen beharrenden Volkstums und bricht vor dem Kriege auch in der Zeit der ſchärfſten Madjariſierungsbeſtrebungen nicht ab. Sie greift vielmehr langſam und taſtend vom Banate und der Batſchka aus nach den übrigen donauſchwäbiſchen Gebieten über. Der Verſuch einer volkhaften Haltung zeigt ſich im Bereiche des heutigen Ungarns am ſtärkſten innerhalb der Schwäbiſchen Türkei. Aus ihr ſtammt die Heimatdichterin Ella Triebnigg-Pirkhert, die ſchon vor dem Kriege literariſch tätig war. Sie kann als Ausdruck der geiſtigen Kräfte ihrer Heimat angeſehen werden, der Menſchen, die deutſch fühlen und heimatkundlich wirken wollen. Wie eine Reihe anderer Heimatdichter im Südoſtdeutſchtum ſammelt und veröffentlicht E. Triebnigg-Pirkhert auch mancherlei volkskundliches Material. Sie tut dies nicht nur aus wiſſenſchaftlichen Gründen, ſondern um der Überlieferungen ſelbſt und ihres Volkes willen. Demgemäß beſchäftigt ſie ſich vor allem mit Volksliedern[62], Kinderſpielen und -reimen[63], ſowie einigen allgemeineren Aufſätzen über das Deutſchtum der Schwäbiſchen Türkei[64].

Die heimatkundlichen Beſtrebungen der ungarländiſchen Deutſchen erfahren infolge der Erlebniſſe im Weltkriege einen gewaltigen Wandel. Nun bricht das volkliche Bewußtſein in breiter Schicht durch und findet ſeinen Ausdruck in einem wachſenden Schrifttum. Waren die Beiträge heimatkundlicher Prägung bis 1914 nicht allzu zahlreich und mehr auf Südungarn beſchränkt, ſo wird das jetzt anders. Es erſcheinen Aufſätze über das Deutſchtum der Schwäbiſchen Türkei, des Ofner Berglandes, Schildgebirges, Bakonyerwaldes uſw. Sie ſind in Tagesblättern und Wochenſchriften zu finden. Dieſe Bewegung wird vielfach von bäuerlichen Menſchen getragen, zu denen ſich aber auch zahlreiche Germaniſten geſellen, um der Sammeltätigkeit eine wiſſenſchaftliche Richtung zu geben. Unverkennbar iſt, daß die Schaffung des deutſchungariſchen Volksrates und die Selbſtbeſinnung, die durch das geſamte Deutſchtum geht, an der Entwicklung einen gewichtigen Anteil haben. Ebenſo ſpürt man den Eintritt J. Bleyers in das politiſche Leben ſeines Volkes, der dieſer Bewegung anfangs in der „Neuen Poſt" ein Sprachrohr ſchafft. Demgemäß erſcheinen auch die meiſten heimatkundlichen Beiträge in dieſem Blatt. Sie bringen zahlreiches volkskundliches Material, Aufforderungen zum Sammeln volklicher Überlieferungen, literariſch gefärbte Volkserzählungen uſw.[65]. Mögen die einzelnen Beiträge auch nicht immer von Wert für die volkskundliche Forſchung ſein, ſo ſind ſie dennoch bezeichnend für die geiſtige Entwicklung der Zeit und die Ausweitung der Beſtandaufnahme.

---

[62] E. Triebnigg, Deutſche Volkslieder der Schwäbiſchen Türkei. An Ort und Stelle geſammelt. In: Das deutſche Volkslied, Jg. XII, 1910, S. 157ff. und 174ff. — Dieſ., Die Schwäbin. In: Die Karpathen, Jg. VII, 1913/14, S. 241ff.

[63] E. Triebnigg, Kinderſpiele und Kinderreime aus der Schwäbiſchen Türkei. In: Zeitſchrift des Vereins für Volkskunde, Jg. 26, 1916, S. 201—204. — Dieſ., Auszählreime aus der Schwäbiſchen Türkei. In: Sonntagsblatt vom 22. Sept. 1929.

[64] E. Triebnigg, Von der Schwäbiſchen Türkei. In: Die Kultur, Jg. XI, 1910, S. 342ff. — Dieſ., Bilder aus der Schwäbiſchen Türkei. In: Die Karpathen, Jg. V, 1911/12, S. 627ff. — Dieſ., Die Gemeinde Tevel in der Schwäbiſchen Türkei. In: Deutſche Erde, Jg. XII, 1913, S. 206f. — Dieſ., Die Schwäbiſche Türkei. In: Deutſche Kultur in der Welt, Jg. 1917 uſw.

Das heimatkundliche Schaffen wird in den folgenden Jahren noch mehr vertieft. Es bleibt jedoch nicht bei der Fülle an Aufſätzen, wie ſie die erſte Nachkriegszeit hervorbrachte. Dafür werden die Beiträge etwas gehaltvoller und die Heimatkunde ein Teil der deutſchen Bewegung. Ein äußerer Beleg dieſes Zuſammengehens iſt das Sonntagsblatt[66]. Dieſes Wochenblatt, eine Gründung J. Bleyers, iſt die erſte deutſchbewußte Zeitung, die wirklich im Bauerntum Anklang findet und in Hunderte deutſcher Dörfer gelangt. Es werden darin im Laufe der Jahre ſehr viele volkskundliche Beiträge veröffentlicht. Die meiſten von ihnen beſitzen für die Forſchung Quellenwert, da ſie echte Überlieferungen bringen. Es iſt das Verdienſt Bleyers, der ungarländiſchen Heimatforſchung ſo eine dauerndere Wirkungsſtätte geboten und ſie mit der Germaniſtik in Verbindung gebracht zu haben. Wir finden im Sonntagsblatt Aufſätze ungarländiſcher Germaniſten, wie H. Schmidt[67], J. Weidlein[68], E. v. Schwartz[69] uſw. Vereinzelt erſcheinen auch Beiträge binnendeutſcher Volkskundler und Forſcher, die über das ungarländiſche Deutſchtum berichten[70]. Ferner kommen nun neben deutſchen Heimatdichtern des Banates, der Batſchka und der Schwäbiſchen Türkei auch ſolche aus dem Ofner Berglande zu Worte[71]. Zahlreicher vertreten als die eben genannten Gruppen ſind aber die einfachen Heimatkundler. Es handelt ſich meiſt um Menſchen, deren Namen man ſonſt in der Forſchung kaum begegnet und die höchſtens ein paar Beiträge ſchreiben. Sie dürften zum Großteil bäuerlicher Herkunft ſein und veröffentlichen demgemäß nur Volksgut aus ihrer Heimatgemeinde oder deren nächſten Nachbarſchaft[72]. Die Aufſätze ſind ſtofflich vorwiegend auf Sitte und Brauch beſchränkt. Daneben bringen ſie Volksſchauſpiele, Hochzeitsſprüche, Grabinſchriften uſf., alſo Überlieferungen, die mit dem dörflichen Jahreskreis und menſchlichen Lebenslauf im engſten Zuſammenhang ſtehen. Aus der räumlichen Gliederung der Beiträge läßt ſich deutlich erkennen, in welchen Sprachinſelgebieten das Sonntagsblatt ſtärkere Verbreitung gefunden hat und die deutſche Bewegung ſchon Fuß faſſen konnte. Im Rahmen der deutſchen Bewegung erſcheint ferner der „Deutſche Volkskalender", der, wie das übrige unter der Leitung J. Bleyers ſtehende Schrifttum des „Ungarländiſchen Deutſchen Volksbildungsvereins", mancherlei volkskundliche Aufſätze enthält[73].

---

[65] Es ſollen hier nur als Beiſpiele einige Veröffentlichungen aus den erſten Jahren nach dem Kriege herausgegriffen werden: N. Knebel, Volksgeiſt und Volksbühne. In: Neue Poſt vom 31. I. 1920. — Derſ., Das Fronleichnamsfeſt (in Budaörs). Ebenda vom 3. Juni 1920. — E. Schwartz, Die deutſch-ungariſche Volksſage. Ebenda vom 7. XI. 1919. — Derſ., Deutſch-ungariſche Heimatkunde. Das deutſch-ungariſche Volkslied. Ebenda v. 16. XII. 1919. — Derſ., Die Roſenhochzeit in Solymar. Ebenda v. 4. VI. 1920. — M. Ghymeſſy, Oſtern in Budaörs. In: Peſter Zeitung vom 27. III. 1921. — H. Eiſenſtädter, Die Erzählung vom Kaufmann. Ein deutſches Volksmärchen aus Szentiván, Batſchka. In: Neue Poſt vom 15. VIII. 1920. — H. v. Fidy, Der Blutstropfen am Fenſterbrett. Eine Volksſage aus Zſámbék. Ebenda vom 30. V. 1920 uſw.

[66] Sonntagsblatt. Wochenzeitung für das deutſche Volk in Ungarn. Budapeſt 1921—1935.

[67] H. Schmidt, Die wiſſenſchaftliche Unterſuchung der deutſchen Mundarten Ungarns. In: Sonntagsblatt vom 18. 6. 1922. — Derſ., Freuden und Leiden des Mundartforſchers. Ebenda vom 14. 9. 1924. — Derſ., Mundart und Schriftſprache. Ebenda vom 4. 9. 1927 u. a.

[68] J. Weidlein, Die Deutſchen in Kompolt und ihre Mundart. In: Sonntagsblatt vom 1. 5. 1932. — Derſ., Eine Tilpritſchjagd in Murga vor 80 Jahren. Ebenda vom 30. 10. 1932. — Derſ., Tod und Begräbnis in der mittleren Tolnau. Ebenda vom 28. 10. 1934. — Derſ., Von Weihnachten bis Neujahr. Sitten und Bräuche in den lutheriſchen Dörfern der mittleren Tolnau. Ebenda vom 23. 12. 1934.

[69] E. v. Schwartz, Aufruf zur Sammlung deutſcher Volksüberlieferungen in Ungarn. In: Sonntagsblatt vom 6. 4. 1924. — Derſ., Das Dreikönigsſpiel. Ebenda v. 10. 1. 1926. — Derſ., Deutſch-ungariſche Heimatkunde. Das Chriſtkindlſpiel von Magyarpolány im Bakony. Ebenda vom 26. 12. 1926. — Derſ., Der Budaörſer Fronleichnamsteppich in Budapeſt. Ebenda vom 14. 6. 1931 uſw.

[70] R. Hartmann, Chriſtkindlſpiel. In: Sonntagsblatt vom 26. 12. 1926. — E. Maenner, Deutſche Bauern in den Ofner Bergen. Ebenda vom 21. 7. 1925. — Derſ., Unter Schwaben, Magyaren und Schokazen. Bilder aus der Schwäbiſchen Türkei. Ebenda von Feber 1929. — Derſ., Bei den Schwaben von Törökbálint. Ebenda Feber 1930. — Derſ., In der ungariſchen Pfalz. Ebenda Juni 1930.

In dieſem Zeitabſchnitt der Verknüpfung von Heimatkunde und ungarländiſcher Germaniſtik beginnt ein neuer Zuſtrom von Forſchungskräften. Er kommt diesmal direkt aus dem Mutterlande, in dem ſich die wiſſenſchaftliche Haltung weſentlich gewandelt hat und die Arbeiten über das Auslanddeutſchtum ſtark gewachſen ſind. Schon früher hatten ſich ab und zu Binnendeutſche mit den volklichen Überlieferungen der Donauſchwaben oder Donaubayern befaßt, ohne daß die Verbindung mit dem neuen Aufgabenkreis von Dauer geweſen wäre[74]. Erſt nach dem Kriege wird der Zuſammenhang vertieft und ausgebaut. Die ungarländiſchen Germaniſten kommen in deutſchen Zeitſchriften und Buchreihen häufiger zu Worte, Deutſche aus dem Bereiche des geſchloſſenen Volksbodens ſtoßen auf die Probleme der deutſch-madjariſchen Nachbarſchaft. Es mehrt ſich die Zahl der Arbeiten und ergibt ſich im Laufe der Zeit eine Änderung der Frageſtellung ſowie eine neue Blickſchau.

---

[71] So: E. Triebnigg-Pirkhert, Warum und woher die Benennung „Schwäbiſche Türkei"? In: Sonntagsblatt vom 15. 2. 1925. — Dieſ., Schwäbiſche Sagen. Ebenda vom 22. 8. 1926. — Dieſ., Unſer Spinnrad. Ebenda vom 23. 5. 1926 uſw. — Ferner: J. Faul-Farkas, Wenn unſer Volk feiert. Firmungsfeier in Budaörs. Ebenda vom 9. 9. 1928. — Derſ., Weißer Sonntag in Budaörs. Ebenda vom 10. 4. 1932 uſw. — Desgl.: K. Kraushaar, Ein ſchöner Brauch. Ebenda vom 7. 12. 1924. — Derſ., Maria Lichtmeß im Volksmunde. Ebenda vom 1. 2. 1925. — Derſ., Sitten und Bräuche von Kathrein bis zum Dreikönigstag. Ebenda vom 25. 12. 1927 uſw.

[72] Beiſpiele aus der Fülle derartiger heimatkundlicher Beiträge des Sonntagsblattes ſind: J. Böſz Der „Pfingſtlimmel" in Grábóc, Tolnau. In: Sonntagsblatt vom 19. 5. 1929. — J. Einwachter, Heimatkunde. Ebenda vom 11. 4. 1926. — F. Greſſl, Deutſchungariſche Heimatkunde. Grabinſchriften. Ebenda vom 14. 11. 1926. — Derſ., Deutſchungariſche Heimatkunſt. Das Krippeliedſingen. Ebenda vom 12. 12. 1926. — Derſ., Deutſchungariſche Heimatkunſt. Einige Hochzeitsbräuche in Szigetbecze. Ebenda vom 13. 2. 1927 uſw. — Th. Hafner, Hochzeitsſprüche aus Belácz in der Tolnau. Ebenda vom 8. 4. 1931. — P. Horn, Paſſionsſpiele in Budaörs. Ebenda vom 19. 4. 1931. — J. Lakatos, Die Grabinſchriften im Cſátaljer Friedhof. Ebenda vom 2. 11. 1930. — M. Nitſch, Die Martinsgans. Ebenda vom 11. 11. 1928. — M. Oberritter, Chriſtkindlſpiel und Neujahrswunſch in Kisvaſzar und Umgebung, Komitat Baranya. Ebenda vom 5. 1. 1930. — Dieſ., Hochzeitseinladung und Hochzeitsgrüße in Kisvaſzar und Umgebung. Ebenda vom 23. 2. und 2. 3. 1930. — Dieſ., Hochzeitsſpruch aus Vaſkút. Ebenda vom 9. 3. 1930. — A. Pillmann, Unſere Liebe Frau bei Maria Bründl bei Cſobánka. Ebenda vom 19. 4. 1925. — J. Rittmann, Einladeſprüche an die Hochzeitsgäſte und Hochzeitsſprüche an die Brautleute aus Závod. Ebenda vom 16. 8. 1931. — J. Schiller, Burſchendirn-Nachtmahl in Harkau. Ebenda vom 3. 11. 1929 uſw.

[73] So z. B. J. Weidlein, Kirchweihbräuche in der Gemeinde Kéty. In: Deutſcher Volkskalender, Jg. 1933, S. 151ff. — Fr. Hufnagel, Das Solymárer Paſſionsſpiel. Ebenda S. 108f.

Die Forſcher, die ſich den Sprachinſeln zuwenden, entſtammen zum Großteil der Nachkriegsgeneration. Sie ſind gewohnt, ſich ihr Wiſſen zu erwandern und durch lebendigen Vergleich zu erarbeiten. Sie kommen aus Bereichen, in denen die Volkskunde ſchon ziemlich ſelbſtändig geworden iſt, ſich als eigene Wiſſenſchaft durchgeſetzt hat. Sie ſind nicht immer durch die Germaniſtik geſchult, gehören vielfach anderen Wiſſenſchaften an. Für ſie iſt eine überlieferungstreue Beſtandaufnahme des Volksgutes von vornherein ſelbſtverſtändlich und die planmäßige Geländeforſchung ſpielt in ihrem Schaffen eine große Rolle. Da ſie Volkskunde in größeren Rahmen betreiben, beſitzen ſie neben der Sammlerzähigkeit auch einen Hang zur Spezialiſierung, der manchmal ſehr weit geht. Ihre Arbeiten zeigen neben manchen Vorzügen auch beſtimmte Schwächen, die aus dem mangelnden Vertrautſein mit den örtlichen Problemen, der Unkenntnis madjariſchen Schrifttums uſw. herrühren. Die Veröffentlichungen ſind demgemäß nicht immer gleichwertig und tragen oft eine ſtark perſönliche Note. Gegenüber den Diſſertationen und Arbeiten zur ungarländiſchen Germaniſtik fällt ihre Individualität merklich auf. Da die meiſten Arbeiten viel volkskundliches Material enthalten, das in einwandfreier Art und Weiſe aufgezeichnet wurde, ſind ſie von bleibendem Wert[75]. Durch die neue Forſchergeneration wird die wiſſenſchaftliche Tätigkeit im ungarländiſchen Deutſchtum weſentlich aufgelockert und gewandelt. Die Beziehungen zur binnendeutſchen Forſchung werden in einem bisher noch nie erreichten Ausmaße vertieft. Die Ungarnarbeit gliedert ſich immer mehr der deutſchen Volksinſelkunde ein. Es iſt auch die Zeit, in der die geſamte Volksinſelkunde, zunächſt noch als Sprachinſelkunde bezeichnet, methodiſch ausgebaut und zu einem vollwertigen Forſchungsbereich entwickelt wird.

---

[74] A. Hartmann, Volksſchauſpiele. In Bayern und Öſterreich-Ungarn geſammelt. Leipzig 1886. — Derſ., Deutſche Meiſterlieder-Handſchriften in Ungarn. Ein Beitrag zur Geſchichte des Meiſtergeſanges. München 1894. — R. Zoder, Kinderlied aus dem Banat. In: Das deutſche Volkslied, Jg. 26, 1904, S. 11f. — W. Groos, Eindrücke einer Reiſe durch Südungarn. In: Oſtdeutſche Rundſchau, Jg. 1910, S. 296. — A. Byhan, Deutſche Volkslieder in Ungarn. In: Zeitſchrift d. Vereins f. Volkskunde, Jg. 26, 1916, S. 335ff.

[75] Es können hier nur die wichtigſten Belege für die Arbeitsweiſe der von auswärts kommenden Forſcher gebracht werden: R. Hartmann, Die Chriſtkindlſpiele in der „Schwäbiſchen Türkei". In: Zeitſchrift d. Vereins f. Volkskunde, Jg. 1929, S. 165ff. — Derſ., Haus, Hof und Tracht. Zur Bedeutung auslandsdeutſcher Siedlungen für die deutſche Volkskunde. In: Wörter und Sachen, Bd. XIV, 1931, S. 1ff. — Derſ., Das Spiel vom König Herodes. In: Ungariſche Jahrbücher, Bd. XIV, 1934, S. 76ff. — Derſ., Deutſche Volkskunde in Ungarn. In: Ungarn, Bd. IV von „Das Deutſchtum im Ausland", Berlin 1936, S. 198—262. — H. Göttling, Aus Vergangenheit und Gegenwart des deutſch-ungariſchen Volkes. Budapeſt 1930. — F. Kirnbauer, Totenlieder aus Fünfkirchen. In: Das deutſche Volkslied, Jg. XXVI, 1924, S. 6ff. — O. A. Isbert, Das ſüdweſtliche ungariſche Mittelgebirge. Bauernſiedlung und Deutſchtum. Langenſalza 1931. — Derſ., Geographie und Volkskunde in der Deutſchtumsforſchung. Methodiſches zu den Unterſuchungen über das deutſche Volksgruppengebiet des ungariſchen Mittelgebirges. In: Deutſche Hefte für Volks- und Kulturbodenforſchung, Jg. II, 1931/32, S. 60ff. — Derſ., Probleme der Siedlungskunde in Ungarn. In: Ungariſche Jahrbücher, Bd. XII, 1932, S. 258ff. — Derſ., Volks- und Kulturbodenforſchung in Deutſchland und Ungarn. In: Deutſch-ungariſche Heimatblätter, Jg. VI, 1934, S. 241ff. — H. Klocke, Grundſätzliches und Methodiſches zum Aufbau von Dorfmonographien. In: Deutſch-ungariſche Heimatblätter, Jg. VI, 1934, S. 77ff. — Derſ., Deutſches und madjariſches Dorf . . . ſiehe oben Anm. 17. — Derſ., Das ungariſche Dorf...,

Der Ideenwandel wäre im ungariſchen Raume ohne die Perſönlichkeit J. Bleyers nicht ſo reibungslos verlaufen. Es gelingt ihm, die von außen her kommenden Kräfte mit denen der Germaniſtik und Heimatkunde in Beziehung zu bringen. Er weiß, daß es um mehr als um einen bloß äußeren Zuſammenhang geht[76]. Er denkt unter anderem an eine eigene, unabhängige wiſſenſchaftliche Pflegeſtätte für ſeine Donauſchwaben, die er als einen werdenden Neuſtamm anſieht. Er ſchreitet deshalb 1929 zur Gründung der „Deutſch-Ungariſchen Heimatblätter“[77], deren Schriftleiter Franz Baſch wird. Damit wird die ungarländiſche Deutſchtumsforſchung auch nach außen hin von den Univerſitäten und deren amtlichem Lehrbetrieb losgelöſt[78]. In den

---

ſiehe oben Anm. 17. — Derſ., Die Donauſchwaben. Grundzüge des geſellſchaftlichen Gefüges einer deutſchen Volksgruppe. In: Ungariſche Jahrbücher, Bd. XVII, 1937, S. 154ff. — W. Kuhn, Deutſche Sprachinſelforſchung . . ., ſiehe oben Anm. 23. — Derſ., Das Deutſchtum in Kongreßpolen und Ungarn . . ., ſiehe oben Anm. 56. — Derſ., Die regelmäßigen Flurformen der jungen deutſchen Sprachinſeln. SA. aus: Feſtſchrift für Carl Uhlig, Öhringen o. J. — Derſ., Die deutſchen Siedlungsräume im Südoſten . . ., ſiehe H. 4, S. 808ff. — K. Horak, Das weltliche Volkslied in Deutſch-Pilſen—Nagy-Börzſöny. In: Neue Heimatblätter, Jg. I, 1936, S. 211ff. — Derſ., Volkstänze aus der Schwäbiſchen Türkei, H. 29 d. Deutſchen Volkstänze. Kaſſel o. J. — Derſ., Beiträge zur Volkstanzforſchung in den deutſchen Siedlungen Ungarns. In: Neue Heimatblätter, Jg. II, S. 144ff. und 293ff. — Derſ., Der Volkstanz in der Schwäbiſchen Türkei . . ., in Vorbereitung. — A. Karaſek-Langer, Das Sagengut der Deutſch-Pilſner Sprachinſel (Nagybörzſöny) im Honter Komitat. In: Deutſch-ungariſche Heimatblätter, Jg. IV, 1932, S. 210ff. — Derſ., Die Bewohner der jungen deutſchen Sprachinſeln . . ., ſiehe oben Anm. 8. — R Kriß, Die Schwäbiſche Türkei. Beiträge zu ihrer Volkskunde, Zauber und Segen, Sagen und Wallerbrauch. Düſſeldorf 1937. — K. Haiding, Märchenerzähler. In: Die Spielſchar, Jg. 10, 1937, S. 49ff. — E. Starzacher, Das Märchen und ſeine Erzähler. Ein Beitrag zur Weſenserkenntnis des Märchens vom Überlieferungsträger her. Handſchr. Diſſ. Wien 1937. — Dieſ., Lebendige Märchenpflege im Schildgebirge und Bakonyerwald. In: Neue Heimatblätter, Jg. III, 1937/38, H. 1. — H. Bauer, Nagy Árpád. Mundart und Sitten eines ſchwäbiſchen Dorfes. Fünfkirchen 1933.

[76] J. Bleyer, Aufgaben der Deutſchtumsforſchung . . ., ſiehe oben Anm. 11, S. 245ff.

[77] Deutſch-Ungariſche Heimatblätter, Vierteljahrsſchrift für Kunde des Deutſchtums in Ungarn und für deutſche und ungariſche Beziehungen. Hrsg. von J. Bleyer, Schriftleiter F. Baſch. Budapeſt 1929 bis 1935. Ab 1935 als „Neue Heimatblätter“, Vierteljahrsſchrift zur Erforſchung des Deutſchtums in Ungarn fortgeführt. Hrsg. von R. Huß, geleitet von F. Baſch.

[78] Th. Thienemann, Geſchichte des deutſchen Schrifttums in Ungarn. In: Deutſch-Ungariſche Heimatblätter, Jg. IV, 1932, S. 1ff.: „Dieſer Geiſt der Heimatforſchung, den die Siebenbürger Sachſen ſeit je gepflegt haben, erwachte für das geſamte Deutſchtum in Ungarn erſt ſpäter. Eine Wandlung in dem Geſchichtsdenken mußte ſich vollziehen, das hiſtoriſch-politiſche Denken mußte ſich erſt mit der neuen Lage unſerer Zeit abfinden lernen, bis die Wendung von der Staatsgeſchichte zur Volksgeſchichte möglich wurde und die Idee der Volks- und Heimatforſchung wiſſenſchaftliche Aktualität gewann. Es iſt bekannt, daß die Erforſchung des Deutſchtums in Ungarn auch für dieſe Wegſtrecke von Jakob Bleyer geführt wurde; dieſer Weg führte von der alten Stellung, wo die deutſche Literatur der ungariſchen untergeordnet war, zu der neuen Stellung, wo die Erforſchung des Deutſchtums eigenwillig als Selbſtzweck betrieben wird . . .“

Heimatblättern räumt J. Bleyer, wie ſeine Einführung zu Heft 1 zeigt, der Volkskunde einen breiten Raum ein. Er ſpürt, daß ihr unter den Donauſchwaben und Donaubayern wichtige Aufgaben harren, die von jungen Kräften geleiſtet werden müſſen. Er ſchickt deshalb den Schriftleiter F. Baſch zur volkskundlichen Schulung ins Reich und ſucht auswärtige Forſcher zur Mitarbeit zu gewinnen. Seinen Plänen entſprechend erſcheinen in der neuen Zeitſchrift zahlreiche volkskundliche Beiträge, von denen die meiſten gegenüber den Veröffentlichungen der germaniſtiſch-volkskundlichen Zeitſpanne einen fühlbaren Fortſchritt bedeuten[79].

Wir haben hier die Stellung und Bedeutung der Heimatblätter kurz zu umreißen. Dank ihrer geiſtigen Haltung und der Perſönlichkeit Bleyers werden ſie bald zum unbeſtrittenen Mittelpunkt der deutſchen Volksforſchung des ungariſchen Raumes. So ſind ſie ein Bindeglied zwiſchen den einzelnen Wiſſenſchaftlern und Arbeitsrichtungen, bieten eine umfaſſende Überſicht über deren Leiſtungen. Sie wirken aber auch nach dem Mutterlande hinüber, da ſie das erſte wiſſenſchaftliche Organ in der Reihe der germaniſtiſchen Veröffentlichungen ſind, das in Budapeſt in deutſcher Sprache erſcheint[80]. Damit fällt ein weſentliches Hemmnis für die Entwicklung fort. Eine Germaniſtik, Siedlungsgeſchichte oder Volkskunde, die ſich durchwegs mit deutſchen

---

[79] Eine Auswahl bisher nicht zitierter Beiträge aus den Deutſch-Ungariſchen Heimatblättern (DUHB.) und den Neuen Heimatblättern (NHB.) ſoll hier folgen: F. Baſch, Deutſche Hochzeitstänze in der Schwäbiſchen Türkei. In: DUHB., Jg. V, S. 356 ff. — Derſ., Deutſcher Volksglaube in Ungarn. Ebenda Jg. VII, S. 3 ff. und NHB., Jg. I, S. 23 ff. — E. v. Bonomi, Ortsneckereien aus den Ofner Bergen. In: DUHB., Jg. V, S. 219 ff. — Derſ., Ein altes Kindergebet aus den Ofner Bergen. Ebenda, Jg. VII, S. 65 ff. — Derſ., Budaörs, ein vergeſſener Wallfahrtsort. In: NHB., Jg. I, S. 115 ff. — Derſ., König Matthias und Solymár. Ebenda, S. 303 ff. uſw. — E. Fél, Siedlungsweſen, Hausbau und Hauseinrichtung in Harta-Hartau. In: DUHB., Jg. VI, S. 296 ff. — G. Goldſchmidt, Die Volkshochzeit im Schildgebirge. In: NHB., Jg. II, S. 195 ff. — A. Haberlandt, Gegenwartsaufgaben und Probleme der deutſch-ungariſchen Volksforſchung. Ebenda S. 1 ff. und S. 177 ff. — R. Hartmann, Chriſtkindlſpiel. In: DUHB., Jg. I, S. 100 ff., 158 ff. — Derſ., Das Töttöſer Adam- und Evaſpiel. Ebenda, Jg. II, S. 314 ff. — Derſ., Die Volkstracht. Ebenda S. 120 ff. — Derſ., Die „falſche Braut" in der Schwäbiſchen Türkei. Ebenda, Jg. III, S. 57 ff. — A. Loſchdorfer, Grundſätzliches zur Volksliedforſchung in den deutſchen Sprachinſeln Ungarns. In: NHB., Jg. I, S. 1 ff. — Dieſ., Deutſche Volksmärchen mit Melodien aus dem Bakonyer Walde. Ebenda, S. 160 ff. — R. Schilling, Deutſche Volkstrachten in der Anſiedlungszeit. In: DUHB., Jg. I, S. 152 ff. — A. Schlitt, Dorfgemeinſchaften in Szakadat. Volkslied-Brauchtum. In: NHB., Jg. II, S. 48 ff. — H. Schmidt, Über einige Volksbräuche der nördlichen Baranya. In: DUHB., Jg. I, S. 195 ff. — Derſ., Haus und Hof der Donauſchwaben. Ebenda Jg. II, S. 169 ff. — Derſ., Die Mode auf dem Dorfe. Ebenda, Jg. IV, S. 23 ff. — E. v. Schwartz, Ein altes Neujahrslied aus Rumpfungarn. In: DUHB., Jg. I, S. 39 ff. und 86 ff. — E. Triebnigg-Pirkhert, Das Teveler Ulingerlied. Ebenda, Jg. I, S. 42 ff. — St. Weckerle, Deutſche Volkskunſtmotive in Ungarn. In: NHB., Jg. II, S. 232 ff. — J. Weidlein, Die Dorfanlagen in der Schwäbiſchen Türkei. In: DUHB., Jg. VII, S. 20 ff. — Derſ., Jahrzeitbräuche in der mittleren Tolnau. Ebenda, S. 59 ff.

[80] Bezüglich der madjariſchen Faſſungen der „Arbeiten zur deutſchen Philologie" vgl. J. Bleyer, Aufgaben der Deutſchtumsforſchung . . ., ſiehe oben Anm. 11, S. 243. Die Diſſertationen müſſen madjariſch eingereicht und veröffentlicht werden. Eine Ausnahme bilden für kurze Zeit die Arbeiten an der Fünfkirchner Univerſität, ferner diejenigen, die in romaniſtiſchen Inſtituten erſcheinen und über franzöſiſch-madjariſche Beziehungen handeln. Bei den germaniſtiſchen Arbeiten ſind die deutſchen Auszüge viel zu kurz und geben nicht das Weſentliche wieder.

Problemen abgibt und ihre Forſchungsergebniſſe in fremder Sprache veröffentlicht, iſt nicht von Dauer. Sie findet im madjariſchen Volkstum weder die innere Anteilnahme noch jene geſunde Kritik, die ihr notwendig iſt. Sie bleibt auf eine ſchmale Schicht ſchaffender Menſchen beſchränkt und verengt allmählich auch ihren eigenen Aufgabenkreis. Da ſie in den Kritiken immer wieder zu hören bekommt, daß ſie den Wirkungen des Staatsvolkes nicht genügend Beachtung ſchenkt, überſteigert ſie manchmal dieſes Problem zu wiſſenſchaftlichen Fehlſchlüſſen[81]. Entſcheidender aber iſt, daß ſie mit der Zeit überaltert und in ihren ſchöpferiſchen Leiſtungen ausſetzt.

Die Heimatblätter haben die ungarländiſche Deutſchtumsforſchung vor einer ſolchen Abſchließung und Vergreiſung bewahrt. Sie haben ferner den Blick des Mutterlandes auf die mannigfaltigen Probleme der deutſch-madjariſchen Nachbarſchaft und des pannoniſchen Raumes gelenkt. Ihre Buchbeſprechungen bieten uns eine reiche Überſicht über das madjariſche Schrifttum, das zu dieſen Fragen Stellung nimmt. Die Lage der deutſchen Volksforſchung in Ungarn iſt heute keine leichte. Sie muß ſich nicht nur mit der madjariſchen Wiſſenſchaft über einzelne Streitfragen ehrlich auseinanderſetzen, ſondern auch mit einem aus Prinzip deutſchfeindlichen Schrifttum befaſſen. Wer die Literatur des Oſtens kennt, weiß, wie leicht hier der Mangel an ſtrenger Kritik den geiſtig Schaffenden in Verſuchung bringen kann. Er wird nicht nur oberflächlich, ſondern auch hemmungslos. Dieſe Feſtſtellungen dürfen nicht mißverſtanden und als eine Verneinung der wiſſenſchaftlichen Leiſtungen der Oſtvölker angeſehen werden. Sie wenden ſich nur gegen ein Schrifttum, das die Überſetzung ſcheut, weil es bewußt einſeitig denkt[82]. Es gibt leider eine Gruppe von Forſchern, deren madjariſch und deutſch geſchriebene Unterſuchungen voneinander verſchieden ſind, ſich in der geiſtigen Haltung, Blickſchau uſw. vielfach widerſprechen.

Für die Sprachinſelforſchung in Ungarn bedeutete die Gründung der Heimatblätter einen ſtarken Aufſchwung. Wir können hier nur jene Wirkungen berückſichtigen, die im volkskundlichen Schaffen zum Ausdruck kommen. Die ſtändigen Anregungen, die von den Heimatblättern ausgehen und die neuen Veröffentlichungsmöglichkeiten laſſen die Zahl der Mitarbeiter ſtändig wachſen. Es iſt ein gutes Zeichen, daß nun auch Menſchen, die ſich nicht der wiſſenſchaftlichen Laufbahn zuwenden, dauernd mit der Forſchung verknüpft werden. Die jungen Forſchungskräfte wechſeln nicht ſo raſch wie die Diſſertanten, ihre Arbeit wird gründlicher und umfaſſender. Charakteriſtiſche Belege für die räumliche und fachliche Ausweitung der Forſchung bieten

---

[81] E. v. Schwartz, Pyrker anyanyelve (Die Mutterſprache Pyrkers). In: Egyetemes Philologiai Közlöny, Bd. 59, S. 403ff. — E. Kramer, A magyarországi német népdal . . ., ſiehe oben Anm. 49.

[82] Vgl. dazu die Arbeit von E. v. Schwartz, A nyugatmagyarországi német helységnevek (Die deutſchen Ortsnamen Weſtungarns). Budapeſt 1932, die ſelbſt einen ſo ausgezeichneten madjariſchen Wiſſenſchaftler wie E. Moór zu dem harten Urteil reizt: es ſei für das Anſehen der madjariſchen Fachforſchung vom Vorteil, daß die Schwartzſche Unterſuchung nicht in deutſcher Sprache erſchienen iſt. — Vgl. ferner die Arbeitsmethoden eines K. Kogutowicz, Dunántúl es Kisalföld . . .,ſiehe oben Anm. 3, die J. Bleyer die Wiſſenſchaft des „leider" nannte. Wie die letzten Arbeiten von J. Kóſa, St. Dénes, Ö. Lénárd, uſw. zeigen, haben derartige deutſchfeindliche Forſchungsprinzipien in der jüngſten Zeit in Ungarn ſehr ſtark zugenommen.

J. Weidlein[83], E. v. Bonomi[84], A. Loſchdorfer[85] u. a. Die volkskundliche Beſtandaufnahme im Gelände verliert langſam den Beigeſchmack „unwiſſenſchaftlicher Arbeit" und rückt ſtärker in den Vordergrund. Außerdem gliedern ſich die neuen Kräfte, gleichgültig, ob ſie aus dem Deutſchtum Ungarns, dem Mutterlande oder anderen Sprachinſelgebieten kommen, leichter in die Volksforſchung ein.

Das Schrifttum dieſes letzten Entwicklungsabſchnittes wird durch einen raſchen Ausbau der Volkskunde gekennzeichnet. Sie nimmt, im Vergleich zu den übrigen Teilwiſſenſchaften der Volksforſchung, immer mehr Raum ein und rückt langſam an die erſte Stelle. Dies geſchieht vermöge des Umfanges ihrer Arbeitsgebiete und ihrer grundlegenden Bedeutung im Leben der Sprachinſelmenſchen. Frühere Verſäumniſſe müſſen weitgehendſt nachgeholt werden. Darum kommt es zu einer planmäßigen Sammlung der volklichen Überlieferungen, die auch heute noch nicht abgeſchloſſen iſt. Die deutſche Volkskundeforſchung Ungarns wird für ein paar Jahre zur ausgeſprochenen Geländearbeit. Sie hat dabei mit äußeren Schwierigkeiten zu kämpfen, von denen man ſich auf geſchloſſenem deutſchen Volksboden keinen Begriff machen kann. Doch ſchreitet die Feldforſchung raſch vorwärts und kann auf einzelnen Sachgebieten beträchtliche Erfolge erzielen[86]. Das iſt notwendig, da eine genaue Beſtandaufnahme die Grundlage und den Ausgangspunkt für jegliche Forſchung bedeutet.

Der Ausbau der deutſchen Volkskunde Ungarns hat eine Fülle von Arbeiten hervorgebracht, die vollwertige wiſſenſchaftliche Leiſtungen ſind. Durch ſie wird die Periode der Diſſertationen endgültig überwunden. Wir müſſen uns darüber im klaren ſein, daß ſtudentiſche Prüfungsarbeiten nur einen begrenzten Wert beſitzen. Sie haben die Aufgabe, den jungen Menſchen in die Forſchung einzuführen und können bloß als Hilfsmittel der wiſſenſchaftlichen Arbeit angeſehen werden. Es wäre aber verfehlt, mit ihnen die Volksinſelkunde eines Landes betreiben zu wollen.

---

[83] J. Weidlein, Die Dorfanlagen in der Schwäbiſchen Türkei . . ., ſiehe oben Anm. 79. — Derſ., Die Bedeutung der Flurnamen für die hiſtoriſche Siedlungsgeographie der Schwäbiſchen Türkei. In: Geographiſcher Jahresbericht aus Öſterreich, Bd. XVIII, S. 58ff. uſw.

[84] E. v. Bonomi, Die Sage vom wilden Jäger und von der wilden Jagd in der Umgebung von Ofen (Ungarn). In: Südoſtdeutſche Forſchungen, Bd. 1, S. 275ff. — Derſ., Deutſches Burſchenleben im Ofner Bergland. Ebenda Bd. II, S. 308ff. uſw.

[85] A. Loſchdorfer, Volkslieder aus der deutſchen Kolonie Veſzprémfajſz (Ungarn). In: Das deutſche Volkslied, Jg. 37, 1935, S. 69ff., 109ff. und 131ff. — Dieſ., Dorfgemeinſchaften und Volksliedpflege im Bakonyerwald. In: Südoſtdeutſche Forſchungen, Bd. 1, 1936, S. 223ff. — Dieſ., Bakonyi német (sváb) falvak szerepe a magyar népi hagyományokban (Die Rolle der deutſchen Dörfer des Bakonyerwaldes in der Bewahrung ungariſcher Volksüberlieferungen). In: Ethnographia-Népélet, Jg. 46, 1935, S. 76ff.

[86] So umfaſſen die Volksſchauſpielſammlungen von R. Hartmann, K. Horak und A. Karaſek über 160 deutſche Volksſchauſpiele. Die Tanzſammlung von K. Horak zählt gegen 500 Tänze; in ſeinen Händen und denen ſeiner Mitarbeiter befinden ſich außerdem über 1500 Volkslieder. An Volkserzählungen wurden von A. Karaſek und deſſen Helfern in den deutſchen Sprachinſeln Ungarns rund 700 Märchen, gegen 1000 Schwänke und über 6000 Sagen aufgezeichnet. Bei all dieſen Sammlungen handelt es ſich um Quellenmaterial, von dem bisher nur ein Bruchteil veröffentlicht wurde. Ähnlichen Umfangs ſind auch die Aufzeichnungen über Sitte und Brauch, Spruchdichtungen, Tracht uſw.

Ebenſo eignen ſie ſich kaum zur ſtändigen Auseinanderſetzung mit der madjariſchen Wiſſenſchaft. Dieſe Auseinanderſetzung iſt eine Gegebenheit und zur Klärung der Forſchungsergebniſſe notwendig. Sie kann nur auf der Ebene gleichwertiger Leiſtungen, nicht aber mit der Schau ſtudentiſcher Diſſertationen gegen Fachgelehrte geführt werden. Es iſt daher nicht möglich, auf Grund der Unterſuchungen E. Kramers[88] die Eigenſtändigkeit des ungarländiſchen deutſchen Volksliedes nachzuprüfen. Ebenſowenig kann eine Arbeit wie die von F. Tóths[89] den Anſichten von K. Kogutowicz über die Herkunft der deutſchen Siedlungsformen Transdanubiens in vollem Ausmaße begegnen. Sinnwidrig aber iſt es, wenn über ein ſo ausgeprägtes Trachtengebiet, wie es z. B. die Schwäbiſche Türkei darſtellt, eine Diſſertation erſcheint, die ſich mit dem gedruckten Quellenmaterial begnügt und ohne Geländeforſchung auskommen will[90]. Übrigens wird von den wenigſten Diſſertationen und Hausarbeiten eine einwandfreie Beſtandaufnahme der volklichen Überlieferungen eines Ortes erreicht, gleichgültig ob man dabei nach der lexikalen Methode der Fünfkirchner Univerſität[91] oder nach der ſchon oben ſkizzierten Arbeitsweiſe der übrigen germaniſtiſchen Inſtitute verfährt.

Die deutſche Volkskundeforſchung in Ungarn iſt heute bedeutend weiter. Sie verwendet die neueſten Arbeitsverfahren des Mutterlandes, ohne ſie aber einfach nachzuahmen. So iſt die ſoziologiſche Methode der Schule Schwieterings in der Lied-[92] und Brauchtumsforſchung[93] weiter ausgebaut worden, da die Altersklaſſen mitberückſichtigt werden. Dieſe Art der Punkt- und Tiefenforſchung kommt auch bei anderen Überlieferungen zur Anwendung, ſo im Märchengut[94] uſw. Sie unterſcheidet ſich ziemlich ſtark von dem germaniſtiſch-mundartlichen Verfahren, iſt infolge ihrer volkhaften Schau den dorfſoziologiſchen Unterſuchungen H. Klockes[95] verwandt. Sie iſt im beſten Sinne des Wortes volkskundlich und kennzeichnet die Selbſtändigkeit der deutſchen Forſchung, da die madjariſche Ethnographie eine ſolche Betrachtungsweiſe kaum kennt. Im Ausbau begriffen iſt ferner die geographiſche Bewertung volklicher Überlieferungen, die vorerſt nur in der Tanz- und Sagenforſchung[96] zum Ausdruck kommt. Sie iſt für die Volksinſelkunde Ungarns ziemlich wichtig, da ſie nicht nur die Unterſchiede, ſondern auch die Gemeinſamkeiten zwiſchen den einzelnen Orten ſichtbar werden läßt. Die landſchaftliche Gliederung des ungarländiſchen Deutſchtums ſpiegelt ſich aber in ſeinem Überlieferungsgut und die natürlichen Siedlungseinheiten können ſo kartographiſch zum Ausdruck gebracht werden.

---

[88] E. Kramer, A magyarországi német népdal . . ., ſiehe oben Anm. 49.

[89] F. Tóth, A németség elterjedése és településformái a Dunántúlon (Geographiſche Verbreitung und Siedlungsformen des Deutſchtums in Transdanubien). Fünfkirchen 1931.

[90] J. Graefe, Zur Trachtenkunde der Donauſchwaben in Ungarn und den Nachfolgeſtaaten. Leipzig 1935.

[91] J. Szemere, Nagymányok. Beſchreibung eines deutſchen Dorfes. Handſchr. Hausarbeit. Fünfkirchen 1933, 136 S. — P. Mayer, Die Mundart von Kiſzvaſzar. Beiträge zu einem Lexikon der Dorfkultur. (Enthält Hochzeitsbräuche, Dorfmuſik, Tracht, Aberglauben, Sagen uſw.) Handſchr. Hausarbeit. Fünfkirchen o. J., 99 S.

[92] A. Loſchdorfer, Dorfgemeinſchaften und Volksliedpflege . . ., ſiehe oben Anm. 85.

[93] A. Schlitt, Dorfgemeinſchaften in Szakadat . . ., ſiehe oben Anm. 79.

[94] E. Starzacher, Das Märchen und ſeine Erzähler . . . uſw., ſiehe oben Anm. 75.

[95] Vgl. Anm. 17.

[96] K. Horak, Der Volkstanz in der Schwäbiſchen Türkei . . ., in Vorbereitung. — A. Karaſek-Langer, Das Sagengut der Deutſch-Pilſner Sprachinſel . . ., ſiehe oben Anm. 75.

Es iſt ſchon kurz erwähnt worden, daß mit dem Vorherrſchen der Germaniſtik die Frage der Herkunft durch längere Zeit im Brennpunkt der Forſchung ſtand. Der Wert einer genauen Herkunftsbeſtimmung iſt für alle Wiſſenszweige ungemein groß. Dazu kommt, daß jede auslanddeutſche Volksgruppe, die erwacht iſt, ihrer Urheimat ein beſonderes Augenmerk zuwendet. Trotzdem muß ſich die Volkskunde im klaren ſein, daß ſie nur wenig zur eigentlichen Herkunftsbeſtimmung beitragen kann. Das iſt und bleibt eine der Hauptaufgaben der Geſchichts- oder der Mundartforſchung. Die Volkskunde der Volksinſeln dient anderen, nicht minder wichtigen Zielen. Sie hat den Wandel volklicher Überlieferungen in der neuen Heimat zu beobachten, dem Ausgleich von Erbe und Landſchaft nachzuſpüren. Sie iſt als erſte dazu berufen, die werdende Einheit der jungen Volksinſel zu erkennen und feſtzuſtellen. Noch lange bevor im Schrifttum und Geiſtesleben der Umbruch zum auslanddeutſchen Volksſchlag oder Neuſtamm ſichtbar wird, wirkt er ſich im Volkhaften aus. Er führt zur Verſchmelzung der mitgebrachten Überlieferungen, zur Vereinheitlichung von Sitte, Brauch, Tracht, Liedgut uſw. ſowie zu ſprachinſelmäßigen Neuſchöpfungen. Dieſes langſame Reifen zu einer raum- und ſchickſalsgebundenen Einheit hat die mannigfaltigſten Ausdrucksformen. Es wiſſenſchaftlich klarſtellen zu helfen, iſt eine der ſchönſten und ſchwerſten Aufgaben, die der Volkskunde im Bereiche oſtdeutſcher Volksinſeln zukommt.

Wir ſind am Schluſſe unſerer Ausführungen über die Entwicklung der deutſchen Volkskunde Ungarns angelangt; eine Zuſammenfaſſung ihrer Forſchungsergebniſſe wird andernorts veröffentlicht werden. Sie iſt heute ein Teil der geſamten deutſchen Volkskunde und Volksinſelforſchung[97]. Die aus ihrem Bereiche ſtammenden Überlieferungen werden immer häufiger zur Löſung wiſſenſchaftlicher Probleme[98] des Mutterlandes herangezogen. Zuſammenfaſſend kann wohl geſagt werden: Es iſt ein ziemlich eigenartiger Weg, den die Volkskunde zurücklegen mußte, um von der ungariſchen Ethnographie über die

---

[97] Die deutſche Sprachinſelforſchung hat auch ſchon im Auslande ihre wiſſenſchaftliche Anerkennung gefunden. Vgl. dazu L. Mackenſen, Heimat, Kolonie, Umvolk. Zur Methode der Sprachinſelvolkskunde. In: Folk, Zeitſchr. des internationalen Verbandes für Volksforſchung, Jg. 1, H. 1, S. 24ff. — A. Haberlandt, Die Einwirkung der deutſchen Volkskultur auf die öſtlichen Völker. SA. aus: Saga och sed. Uppſala 1936, 25 S.

[98] R. Wolfram, Der Spanltanz und ſeine europäiſchen Verwandten. In: Oberdt. Zeitſchr. f. Volkskunde, Jg. IX, 1935, S. 35ff. — H. v. d. Au, Drei lärren Strömp. Zur Deutung eines Vogelsberger Frauentanzes. In: Heſſiſche Blätter f. Volkskunde, Bd. 35, 1936, S. 59ff. — L. Schmidt Zur Paradeisſpielverbreitung im Oſten. In: DUHB., Jg. VI, 1934, S. 150ff. — Derſ., Der Oberuferer Spielkreis. In: Sudetendeutſche Zeitſchr. f. Volkskunde, Jg. VII, 1934, S. 145ff. — John Meier, Deutſche Volkslieder mit ihren Melodien. Balladen, 1. Bd., 1. Teil. Berlin und Leipzig 1935, S. 190, 194, 208, 237, 262 uſw.

Germaniſtik und Heimatkunde zur Selbſtändigkeit zu gelangen. Dieſer Weg iſt im weſentlichen ein Abbild der geiſtigen Entwicklung des ungarländiſchen Deutſchtums. An ſeinem Beginn ſtanden Menſchen, die ihrem Volkstum entfremdet waren. Der Weltkrieg und das volkliche Erwachen der Volksgruppe haben einen durchgreifenden Wandel geſchaffen. Auch nach dem Tode J. Bleyers iſt die Entwicklung nicht ſtehengeblieben. Die jungen Kräfte, die heute der ungarländiſchen deutſchen Volkskunde zuſtrömen (A. Schlitt, St. Weckerle, Ph. Böß, A. Wirthoven uſw.), gruppieren ſich um die „Neuen Heimatblätter“ und die volksdeutſche Bewegung unter Huß und Baſch. Sie entſtammen dem bäuerlichen Deutſchtum des Landes und wachſen ſchon als volkstumsverbundene Menſchen in die Wiſſenſchaft hinein. So baut ſich langſam eine deutſchbewußte und bodenſtändige Forſchergeneration auf, die das Erbe ihrer Volksgruppe und Heimat fortzuführen gewillt iſt.

Landvolk und Dorf in madjariſcher und rumäniſcher Sicht

Von Helmut Klocke

Daß es keine vorausſetzungsloſe Wiſſenſchaft an ſich gibt, erweiſt ſich ſtets wieder als grundſätzliche Erkenntnis, wenn wir rückſchauend Wiſſenſchaft als geſchichtlichen Ablauf verfolgen. Trotz aller Eigengeſetzlichkeit, die darin liegt, daß ein einmal aufgegebenes Problem in ſich ſelbſt den Weg ſeiner Löſung und Weiterentwicklung enthält, bleibt jede Wiſſenſchaft jenſeits dieſer Syſtematik an Raum und Zeit mehr oder weniger ſichtbar gebunden. Dies gilt um ſo mehr für diejenigen Diſziplinen, die nicht der reinen Anſchauung dienen, die nicht rein abſtrakte Zuſammenhänge des Geiſtes oder der Materie zu klären bemüht ſind, ſondern denen menſchliches Geſchehen in Raum und Zeit Gegenſtand iſt. Dieſes ſind — im weiteſten Sinne gefaßt — die politiſchen Wiſſenſchaften. In ihrem Bereich wird außer dem Erkennen noch einer anderen menſchlichen Kraft ebenfalls als Grundlage dieſer Erkenntnis eine beſtimmte Rolle zufallen: dieſe Grundkraft iſt der menſchliche Wille und dies heißt wiederum — im weiteſten Sinne gefaßt — der politiſche Wille.

Aus dieſen Gründen wird bei dem Bericht über die Agrarſoziologie in Ungarn und Rumänien notwendigerweiſe auch dieſer politiſche Wille aufgezeigt oder zumindeſt angedeutet werden müſſen — ohne dabei ſich von außen her politiſch für oder gegen etwas ausſprechen zu wollen. Allerdings gehen wir davon aus, daß beſtimmte Kräfte in Auseinanderſetzung miteinander begriffen ſind, und daß dieſe Auseinanderſetzung an ſich für uns als Außenſtehende ſehr wohl Gegenſtand der Betrachtung ſein kann. Daß ſchon die Tatſache, daß man in einem andern Lande ſozuſagen kriegführende Parteien als ſolche anerkennt, als politiſche Stellungnahme gewertet wird, iſt unter Umſtänden unvermeidbar.

In Ungarn hat der Ausgang des Weltkriegs keine grundſätzliche innere Umgeſtaltung, keine entſcheidende geſellſchaftliche und politiſche Umſchichtung zur Folge gehabt. Es ſind zwar innerhalb des politiſchen Bereichs im engeren Sinne gewiſſe Veränderungen feſtzuſtellen; es ſind ebenſo gewiſſe ſoziale Verſchiedenheiten gegenüber der Vorkriegszeit heute ſichtbar; aber dieſe beruhen vielmehr darauf, daß durch Gebietsverluſt der Lebensraum einer beſtimmten geſellſchaftlich-politiſchen Schicht eingeengt wurde, als daß innerhalb des urſprünglichen Aufbaus des reſtlichen Gebietes eine Veränderung vor ſich gegangen wäre. Rings um dieſes reſtliche Ungarn ſind einſchneidende geſellſchaftlich-politiſche Umgeſtaltungen vollzogen worden und zwar nicht allein auf Koſten des madjariſchen Bevölkerungsteils, ſondern ebenſo im Aufbau anderer Völker in deren eigenſtem Kerngebiet. Rumäniſche Agrarreform iſt neben allen „Maßnahmen" gegen Madjaren, Bulgaren und z. T. auch Deutſche, doch vor allem auch Umſchichtung innerhalb des Rumänentums im alten Königreich. Die „nationaldemokratiſchen" Reformen waren demnach in dieſem Falle nicht nur Ausbreitungsbeſtrebungen des Volkstums, das von nun an den Staat beherrſchte, ſondern eine ſtrukturelle Wandlung innerhalb deſſen ſelbſt.

Dieſe Tatſache iſt in Ungarn von all denen verſtanden worden, die einſahen, daß die Erinnerung an das nationale Unglück, das Diktat von Trianon, die Zerreißung und Vernichtung der alten Gebietseinheit nicht, gleichſam als die Vorſtellung von dem abſolut Böſen, alle Gedanken und Gefühle der politiſchen Nation völlig in Anſpruch nehmend, alle anderen Regungen im Lande erſticken dürfe. Daß im Herzen all derer ebenſo das Gefühl nach einem politiſch freieren und beſſeren Schickſal lebendig war, verſteht ſich von ſelbſt. Nur daß es meiſt zu nichts führe, wenn jemand verſuche, aus reinem Affekt zu handeln und ſich ſo, ohne über die Wahl der Mittel Klarheit zu haben, nicht etwa vom Inſtinkt, ſondern nur vom Zorn leiten laſſe, — das war die bewußte oder unbewußte Einſicht jener, die zunächſt nach neuen Erkenntniſſen ſtrebten, um dann um ſo beſſer gewappnet dem Schickſal gegenüberzutreten.

Waren es im Vorkriegsungarn die Loſungsworte vom Staatsrecht, von der Eigenſtaatlichkeit, von der Freiheit von 1848, die für die politiſche Mobiliſierung der national radikaliſierten Maſſen von Bedeutung waren, ſo ſollte im Nachkriegsungarn nach dem bolſchewiſtiſchen Abenteuer das Wort „kisgazda" ſeine Zugkraft beweiſen. „Kisgazda" kann Kleinbauer heißen, „gazda" iſt in manchen Gebieten noch eine feſt eingewurzelte Anrede für den Vollbauern, aber es hat viel vom rationaliſierten verblaßten Begriff des „Landwirts" an ſich. Der „Kleinlandwirt" war der in ſtädtiſch gedachte Parteigruppierungen und Ideologien zu lenkende Mann, der zumindeſt ein zuſätzliches Ackerſtück kleinſten Umfanges ſein eigen nannte. So fand das Wort „kisgazda" bald in allen möglichen Titeln von Verbänden, Vereinen und Parteien Aufnahme, wie ungefähr nach 1918 im Deutſchen Reich das Wort „Volks-". Wie auch die jeweiligen Führer und Intereſſengruppen denken mochten, die ſich dieſes Wortes bedienten, eine Tendenz kam auch darin zum Ausdruck: daß es um dieſe Schicht gehe, daß ihr Schickſal — ſo wenig klar ſie auch hier und da begrenzt und verſtanden ſein mochte — das Schickſal — um in ungariſchen Begriffen zu reden — der „Nation" ſei.

Eine wirkliche Beſinnung über Art und Struktur dieſer Schicht, deren Schickſal das Schickſal der Nation ſei, welche Kräfte in ihr zuſammengefaßt ſeien, welches ihre Stellung und ihre Aufgabe im Rahmen des Ganzen ſei, ſetzte erſt langſam ein, und abgeſehen von einigen Rufern und Entdeckern in der älteren Generation wurde dieſe Beſinnung eine Angelegenheit junger Kräfte, die heute gerade mitten in dieſem Vorgang geiſtig-politiſchen Geſchehens vorwärtsdrängen. Was im Reſtſtaat ſelbſt von führenden Leuten der älteren Generation erkannt wurde, was ſie gewiſſermaßen innerlich zwang, nicht nur im Zorn auf eine Kränkung heftig zu antworten (und man tut dies in Ungarn wohl leichter als bei uns), ſondern mit innerer Diſziplin auf dem Wege über die Beſinnung an die Grundfragen des nationalen Lebens heranzugehen, das drängte ſich den jungen Madjaren in den vom alten Staat losgetrennten Gebieten mit geradezu elementarer Wucht auf. Das Madjarentum war ſtets gewohnt ſtaatlich zu denken, war gewohnt im volklichen Kampf mit ſtaatlicher Hilfe rechnen zu können, über ausgebildete Ober- und Mittelſchichten für dieſen Kampf zu verfügen. Der Zuſammenbruch führte infolge der rein ſtaatlichen Einſtellung zur Abwanderung großer Teile der beamteten Mittelſchicht, die „nationaldemokratiſchen" Agrarreformen beraubten die madjariſche Herrenſchicht nicht nur ihrer politiſchen, ſondern zugleich ihrer geſellſchaftlichen und wirtſchaftlichen Machtſtellung. Der Zwang, ſich über die tatſächliche Lage klar zu werden, die Frage zu ſtellen: „Von welchen Grundlagen aus können wir politiſch handeln?", führten zur weiteren Beſinnung über den geſellſchaftlichen Aufbau, der nach all den Eingriffen und Abwanderungen übrig blieb, und führten weiterhin dazu, über ſeine Grundkräfte nachzudenken. Was blieb, waren die wirklich Bodengebundenen: das Landvolk. So hat neben der Einſicht jener Männer der älteren Generation im Reſtſtaat das unmittelbar Auf-ſich-ſelbſt-Geſtelltſein der jungen Generation in den Nachfolgeſtaaten dazu beigetragen, über die Grundlagen der eigenen volklichen und geſellſchaftlichen Ordnung nachzudenken. Es ſcheint wirklich einer der nicht allzu häufigen Vorgänge in der Geſchichte Ungarns zu ſein, wo madjariſch nicht von Staat und Oberſchicht, ſondern von dynamiſch freien Kräften und d. h. in dieſem Falle von den freien Kräften einer ihrer urſprünglich möglichen Führung verluſtig gegangenen Volksgruppe aus gedacht, geglaubt und — zumindeſt in Anſätzen — gehandelt wird.

Dieſen Außengruppen trat auch zuerſt ein Verſuch entgegen, über alles Tagespolitiſche des Augenblicks hinaus, der eine „Bauernideologie" zur Rechtfertigung der „nationaldemokratiſchen" Reformen erforderte, eine neue Auffaſſung vom eigenen volklichen Sein vom Bauerntum her zu bilden. Dieſer Verſuch lag ohne Zweifel in der rumäniſchen Soziologie vor.

Auch die deutſche Forſchung hatte einen gewiſſen Anteil daran, daß dieſe Berührung zuſtande kam. Die Wendung der deutſchen Wiſſenſchaft zur „Wirklichkeit" hat außerdem manche Anregung gegeben. Nicht zuletzt war es überdies noch die politiſche Bewegung im Deutſchen Reich, die in den letzten Jahren einfach durch ihr Daſein zu Antwort, Widerſpruch und Beſinnung anregte bzw. reizte, was auch in der Beſinnung über innerungariſche Fragen ſeinen Niederſchlag fand.

Hier ſoll aufgezeigt werden, was der Inhalt dieſer „Beſinnung" ſei und zwar ungefähr im Rahmen deſſen, was man als „politiſche Volkskunde" umreißen könnte. Dabei iſt es nötig, über den Rahmen des wiſſenſchaftlichen Schrifttums hinauszugehen und ſelbſt das einzubeziehen, was eigentlich nach unſeren Begriffen in den Bereich der „Publiziſtik“ fiele, und zwar, weil vielleicht in Ungarn überhaupt Wiſſenſchaft und Publiziſtik in einer anderen Beziehung zueinander ſtehen als bei uns, und weil im gegenwärtigen Augenblick von dem Bewußtſein her, daß man einem großen Kreis die Fragen klar machen müſſe, gerade auch in den publiziſtiſchen Auseinanderſetzungen vieles vorwärts getrieben wird. Es iſt weiterhin ſo, daß die offizielle Wiſſenſchaft teils nur zögernd und zweifelnd mitarbeitete und oft über einer gewiß berechtigten Kritik an einer allzu kurzfriſtig und zu ſehr mit kleinem tagespolitiſchem und perſönlichem Streben verhafteten Arbeit zum eigenen Einſatz noch nicht in vollem Maße gekommen iſt.

Am ſicherſten und klarſten iſt bisher der Beitrag zu den neuen Begriffen geweſen, den die Geſchichtswiſſenſchaft geliefert hat. Die ungariſche Geſchichtsſchreibung war bisher im weſentlichen ſtaatlich ausgerichtet, und „Sozialgeſchichte“ lag ihr fern. So gab es um die Jahrhundertwende dann gewiſſermaßen als rein geſellſchaftlich-politiſche Proteſterſcheinung eine Sozialgeſchichte und eine Soziologie, die unbeſehen weſtliche Theorien übernahm und von materialiſtiſchen und marxiſtiſchen Grundlagen aus den Kampf gegen die beſtehende Ordnung aufnahm. Und zwar geſchah dies infolge dieſer allzu losgelöſten und nur zu wenig mit der geſellſchaftlichen Wirklichkeit des Landes verbundenen Haltung weitgehend ohne die nötige inhaltliche Erfüllung. Es war zum großen Teil der geſellſchaftlich-politiſche Proteſt hauptſtädtiſcher jüdiſcher Schichten, wenn man es auf ſeine weiteren Wirkungen hin verfolgt. In dem in den letzten Jahren ſchon in zwei verſchiedenen Ausgaben erſchienenen, ſozuſagen offiziellen Geſchichtswerk Hóman-Szekfü, Ungariſche Geſchichte[1], hat Szekfü, der — abgeſehen von den von Hóman, dem jetzigen ungariſchen Kultusminiſter, dargeſtellten Anfängen der ungariſchen Geſchichte — die größten Teile des Werkes ſchrieb und es eben vor allem bis auf die Gegenwart fortführte (was uns in dieſem Zuſammenhang vorwiegend intereſſiert), alle Lebensäußerungen im ungariſchen Raum dargeſtellt und ſo auch eine weitgeſpannte Geſchichte des ungariſchen ſtändiſch-politiſchen Aufbaus und des madjariſchen Bauerntums gegeben. Aus einer konſervativen Geſamthaltung heraus, die entſprechend Széchenyi „das Bauerntum in die Schanzen der Verfaſſung aufnehmen“ will, wird vor allem auch die geſellſchaftlich-politiſche Entwicklung des 19. Jahrhunderts gewertet: es gilt zu der Grundhaltung zurückzufinden, die vor der Kommerzialiſierung des Bodens, vor der Gedankenwelt des Liberalismus vorhanden war. Nachdem Szekfü auch im frondierenden Adel des 18. Jahrhunderts ſchon eine Verfallserſcheinung ſah, knüpft er eigentlich mit ſeinen ſozialen Idealen an das Ende der Barockzeit an: dies gilt vor allem für das Ideal des Herrn. Da Szekfüs Grundhaltung konſervativ iſt, muß er zunächſt vom politiſch-menſchlichen Ideal der Oberſchicht ausgehen. D. h. für ihn alles andere als eine reaktionäre Poſition beziehen, d. h. auch alles andere, als an den Wirklichkeiten, Notwendigkeiten und Tagesforderungen vorübergehen. Unter dem Geſichtspunkt der Sozialentwicklung iſt ſeine Kritik an der madjariſchen Politik des 18. und beſonders des 19. Jahrhunderts gerade die, daß man Politik nur als Oppoſition kannte, daß die Maßſtäbe des frondierenden Adels damit zu allgemein verpflichtenden politiſchen Maßſtäben wurden, und daß man dann im 19. und bis ins 20. Jahrhundert gleichſam als Pſeudo-Adelsfronde die Ideale der formalen Unabhängigkeit von Öſterreich, des ungariſchen Staatsrechts unabläſſig wiederholt. Dies waren unfruchtbare, abſtrakte Ideale geworden, die alle Kraft abſorbierten und die es gleichſam verhinderten, daß man ſich den inneren Lebensfragen des Landes zuwandte, daß man an den Aufbau eines madjariſchen Bürgertums dachte und die bäuerlichen Lebensfragen konkret zu löſen verſuchte[2]. Wenn man auch von der Darſtellung der Barockzeit den Eindruck gewinnt, daß im einzelnen vielleicht hier und da eine Lebenshaltung in allzu idealem Lichte gezeigt wird, ſo iſt im übrigen gerade die Wirklichkeitsnähe der Sozialgeſchichte bei Szekfü hervorzuheben. Seine wirklichkeitsnahe Stellung zur Gegenwart kommt in ſeiner Kritik des ungariſchen Mittelſtandes klar zum Ausdruck und in der Tatſache, daß in der von ihm redigierten Monatsſchrift „Magyar Szemle“ (Ungariſche Rundſchau), die ſich mit den geiſtigen und politiſchen Fragen Ungarns befaßt, ſchon ſeit langer Zeit und zwar ohne Unterlaß immer wieder die Fragen des Landvolks in Ungarn in voller Offenheit behandelt worden ſind. Viele der Verfaſſer jener Bücher, mit denen wir uns im folgenden beſchäftigen und die eine wirklich echte Frageſtellung für ihre Arbeit mitbringen, ſind Mitarbeiter der „Magyar Szemle“.

---

[1] Hóman-Szekfü, Magyar-Történet. 6 Bde. Budapeſt o. J.

Von der Geſchichte und der Volkskunde her hat auch Györffy dazu beigetragen, den Begriff des Bauern mit Inhalt zu erfüllen. Siedlungsgeſchichte und Lebensformen des Bauerntums haben ihn vor allem beſchäftigt, er wählte ſtets eine beſtimmte Landſchaft zum Gegenſtand der Darſtellung und zwar beſonders typiſche, die madjariſches Volkstum — oder auch das, was ſich als Bewahrer und Erbe einer Reihe alter madjariſcher Lebensformen nach der wildeſten Zeit der Türkenkriege zunächſt als „Ungarntum“ wieder bildet — am längſten bewahrten. Zu nennen iſt vor allem die Darſtellung Großkumaniens[3] als Land der Viehzüchter und Fiſcher, als Siedlungsraum einer Bevölkerung, die bis vor zwei Generationen noch gleichſam amphibienhaft auf Inſeln zwiſchen den weiten flachen Waſſerflächen, die ihr ebenſowohl Nahrung boten, ihr Daſein führte. Dieſe Lebensart hat ſo wenig mit der des mitteleuropäiſchen Kornbauerntums zu tun, daß ſie das Eigenſtändige von Volksart und Lebensraum beſonders gut abſpiegeln muß. Györffy ſchreibt nicht in dem Sinne dynamiſche Geſchichte wie Szekfü, er bietet vielmehr Entwicklung oder er erzählt von Zuſtänden. Und doch müſſen wir ihn auch nennen, als den Darſteller jenes Typs des „ridegparaszt“ („rauhen Bauern“), eben jenes wenig mitteleuropäiſch anmutenden Fiſchers und Viehzüchters, der um ſo viel „unbequemer“, um ſo viel unwirtlicher hauſte und lebte als der Kornbauer und der in der Diskuſſion der letzten Jahre einen beſtimmten politiſchen Beiklang bekommen ſollte, der ebenfalls zu einem beſtimmten politiſchen Idealbild wurde.

---

[2] Dieſe Analyſe des „19. Jahrhunderts“ in Ungarn in Szekfüs Buch „Die drei Generationen, Geſchichte einer Verfallszeit“, 1. Aufl. 1920, 2. Aufl. 1922 und A három nemzedék és ami utána következik (Die drei Generationen und was auf ſie folgt). Budapeſt 1934. Verlag: Egyetemi Nyomda (Univerſitätsdruckerei), 508 S. 8°. Über Szekfü ſiehe H. Klocke, Beſinnung der Geſchichtswiſſenſchaft in Ungarn. Archiv für Kulturgeſchichte, Bd. XXIII, 3. Heft (1933), S. 354—374.

[3] Györffy, István, Nagykunsági Krónika, melyet részint régi irásokból, részint szájhagyomány alapján (Großkumaniſche Chronik, teils aus alten Schriften, teils auf Grund mündlicher Überlieferung). Karczag 1922. Verlag Nagy és Kertész, IV, 159 S. 8°.

Einen klaren Überblick über das Landvolk als Ganzes, und zwar aus dem Zuſammenhang einer ſoziologiſchen Geſamtdarſtellung Ungarns heraus, bot Weis in den beiden Büchern „Die heutige ungariſche Geſellſchaft“ [4] und „Das ungariſche Dorf“ [5]. Der Standpunkt des Verfaſſers iſt der des Mannes der politiſchen Verwaltung [6], der ſich zunächſt über den geſamten geſellſchaftlichen Aufbau Klarheit verſchaffen will und dies aus einer guten Kenntnis der wirklichen Verhältniſſe in den einzelnen Landesteilen tut. Er räumt mit alten Vorurteilen auf, und gegenüber allen Schäden iſt ſein Urteil alles andere als „offiziell“. Was zu flüchtig-rational gezeichnet iſt und wohl auch in dieſem engen Rahmen kaum gründlich behandelt werden konnte, iſt die geiſtig ſeeliſche Grundlage des Bauerntums. In ſeiner Schilderung des geſellſchaftlichen Aufbaus begann er mit der Agrargeſellſchaft, und zwar insbeſondere mit der Tanya-Frage. Die Tatſache, daß heute in Ungarn 19% der Geſamtbevölkerung in Einzelhöfen (tanyák) verſtreut leben, bildet, abgeſehen von allen Fragen der Schichtung, zunächſt ein ſchweres Problem für ſich. Dieſe Bevölkerung vermehrte ſich vor allem in den letzten drei Jahrzehnten; demnach hat dieſes Problem durchaus nicht immer für Ungarn beſtanden. In allen nach den Türkenkriegen ſyſtematiſch aufgeſiedelten Gebieten wurden Dörfer gegründet, anders im Alföld (der Großen Ungariſchen Tiefebene); hier wieder Dörfer zu bilden, bzw. inmitten der Einzelhöfe erreichbare und ausſtrahlungsfähige Mittelpunkte zu ſchaffen, ſtellt Weis als Forderung für die Zukunft auf. Dieſe Tanya-Frage iſt für Weis eine der Fragen der Nation überhaupt. Sie bedeutet: heute iſt ein großer Bevölkerungsteil von all dem ausgeſchloſſen, was der moderne Staat und die Zugehörigkeit zur politiſchen Nation fordern: die Wegeloſigkeit ſchließt ihn von der Außenwelt ab, und verhindert, daß er wirtſchaftlich ſo einbezogen wird, wie es nötig wäre. Vielmehr treten Staat und Kirche meiſt nur mit Forderungen an dieſe Menſchen heran. Die Tätigkeit der Kirche bleibt rein formal, von einer wirklich inneren Erfaſſung kann keine Rede ſein. Für das Dorf ſieht Weis die Gefahr, daß es nur das letzte Glied in einem Verwaltungsſyſtem darſtellt, daß es ganz abhängig iſt vom Komitat. Die einzigartige Stellung des ungariſchen Dorfnotärs, d. h. des „ſtaatlichen Dorfbürgermeiſters", der als letztes Glied in einer ſtaatlichen Verwaltungshierarchie unbedingt zu den „Herriſchen" gehört, während Lehrer und Pfarrer ihm gegenüber bedeutend zurücktreten, wurde ſcharf herausgearbeitet. Da ein mitteleuropäiſcher Stadtbegriff Weis als Maßſtab für die Städte Ungarns diente, ſo mußte notwendigerweiſe eine Reihe von Orten, die verwaltungsmäßig als Städte galten, von ihm dort eingeordnet werden, wo ſie hingehören: unter die großen Dörfer. Daß die Großſtadt Budapeſt mit ihrer Agglomeration als das unorganiſche, landfremde Zentrum geſehen wird, deſſen Weſen gerade im Bolſchewismus auf die grauſamſte Weiſe zum Ausbruch kam, iſt hier keineswegs das Ergebnis einer allzu romantiſchen Betrachtungsweiſe, wie man es manchmal den Jüngeren vorwerfen könnte. Der Kleinbürger im Lande wird im weſentlichen mit dem Kleinbauern gleichgeſetzt, abgeſehen von den Schichten, die außerdem noch hinzutreten. Unter Kleinbauern wird die Schicht der Bauern mit einem Grundbeſitz von 10—100 kj (kj := 0,575 ha) verſtanden, und zwar als „fortſchrittliches Element" die Bauern der Dörfer, als zurückgebliebenes und den Fortſchritt hemmendes das Bauerntum der Großen Tiefebene. Die beſonders günſtige Stellung der deutſchen Volksgruppe im Sinne dieſes dörflichen Bauerntypus wird hervorgehoben. Daß der Großbauer ſich in der Lebenshaltung vom Kleinbauern nur wenig unterſcheide, wird wohl etwas zu ſummariſch behauptet. Was iſt dieſer Begriff des „Kleinbauern", den Weis hier anführt: es iſt eigentlich der Begriff des „kisgazda", von dem wir eingangs ſprachen und der ſozuſagen im weſentlichen ein politiſcher Begriff der Nachkriegszeit iſt. Weis ſchränkt ihn aber wenigſtens durch ſeine untere Beſitzgrenze ſinnvoll ein und nennt als geſamte kleinbäuerliche Bevölkerung dann die Summe von einer Million: damit iſt klar ausgeſprochen, daß die Löſung der geſellſchaftspolitiſchen Fragen für dieſe Schicht keineswegs die Löſung der Fragen des ungariſchen Landvolks bedeutet. Dieſe falſche Auffaſſung war nur zu ſehr Beſtandteil der öffentlichen Meinung geworden. Ging doch ſelbſt die offizielle Statiſtik dieſen Weg, wenn im franzöſiſchen Text jeder ein „bourgeois" genannt wurde, der über einen Beſitz von mindeſtens einem kj (d. h. alſo ungefähr einem halben ha) verfügte[7]. Wenn es ſich nicht um die intenſivierte Form bäuerlicher Wirtſchaft, alſo um Gärtnerei oder Anbau hochwertiger Weine handelt, ſo bedeutet eine derartige Exiſtenz nichts anderes als die eines „Landarmen". Es muß hinzugefügt werden, daß ſich die Bauern in Ungarn oft ſelbſt als „polgárok", d. h. Bürger bezeichnen. Die Begriffsbildung von Weis hat alſo ihre Wurzeln in beſtimmten Gegebenheiten, ſie iſt aber vielleicht doch zu ſehr am Bilde einer „bürgerlichen Geſellſchaft" ausgerichtet, in dem der Bauernſtand nichts völlig Selbſtändiges bedeutet. Anderſeits wird eben damit aufgezeigt, daß Kleinhandwerker und junge ſtädtiſche Schichten dem Kleinbauern am nächſten ſtehen. Dieſe Schicht der Leute von 10—100 kj — um einmal rein ſtatiſtiſch zu ſprechen — wurde von Weis noch zu wenig differenziert[8]. Weis konnte ſich zu dieſer Zeit noch auf wenig Vorarbeiten ſtützen, wies er doch gerade darauf hin, daß die Dörfer in Ungarn von ſehr verſchiedener Struktur ſeien und deshalb dringender Unterſuchung bedürften. In bezug auf die Tanya-Frage lag das ausgezeichnete Buch von Kaán[9] vor, in deſſen Anlage und Sicht ſich zwar der Forſtfachmann nicht verleugnete, indem das Problem der Entwaldung und Wiederanpflanzung in Geſchichte und Gegenwart ſtark betont wurde, das aber doch eine wirkliche Geſamtſicht von der Lage in der Großen Tiefebene gibt. Vom „Kleinbauer" ſetzte Weis jedoch eindeutig den „armen Mann" ab, den, der nichts beſitzt, dazu rechnet er folgerichtig auch den landwirtſchaftlichen Zwergbeſitzer. Wenn er auch innerhalb dieſer Gruppe den hauptſtädtiſchen Arbeiter von der Schicht der Landarbeiter und des landwirtſchaftlichen Geſindes ſcharf ſcheidet, ſo iſt doch wieder ein Begriff gegeben, der recht Verſchiedenartiges verbindet. Daß die Agrarreform dem „armen Mann" nicht half, erſt recht nicht ihn als Maſſenerſcheinung beſeitigte, wird in der ſcharfen Kritik im „Ungariſchen Dorf" ausgeſprochen: die Bodenreform war im weſentlichen nichts anderes als eine Hausplatzverteilung, und denen, die Boden abgaben, wurde mehr bezahlt, als ſie jemals hätten hoffen können. Daraus ergaben ſich bei den ſinkenden Weizenpreiſen für die Käufer untragbare Laſten. An der Spitze der ſtandesmäßig ſtark auseinanderklaffenden Geſellſchaft ſteht eine Oberſchicht, die aus dem alten barocken Hochadel entwickelt, ſeit der Mitte des 19. Jahrhunderts immer mehr an geiſtiger und politiſcher Bedeutung verlor, die ſeit dem 17. Jahrhundert ſchon viel Fremde in ſich aufnahm, deren eigentliche Grundlage der Beſitz von Grund und Boden iſt, in die heute aber in ſtarkem Maße Finanz- und Bankleute eindrangen. D. h., die urſprünglich erſte und prägende Schicht der alten Agrargeſellſchaft beſtimmt zwar heute noch die Lebensart, verliert aber gegenüber den ſtädtiſchen Schichten mehr und mehr an Einfluß und Gewicht. Weiterhin gehört zu den „Herren" der Mittelſtand die „gentry", jene in jeder Weiſe uneinheitliche Gruppe, die von dem alten grundbeſitzenden Mitteladel in ihrer Lebensauffaſſung weitgehend geprägt wurde — mag dieſe Lebensauffaſſung auch heute in vielen Fällen zu einer rein formalen geworden ſein, da weder die wirtſchaftliche Grundlage dafür ausreicht, noch der alte geiſtig-politiſche Rahmen erhalten blieb. Dieſe Schicht iſt volklich uneinheitlich, Deutſche und Slawen haben an ihr — wenn auch meiſt als Aſſimilierte — einen großen Anteil, vor allem aber das Judentum.

---

[4] Weis, Iſtván, A mai magyar társadalom (Die heutige ungariſche Geſellſchaft). Budapeſt 1930. Verlag: Magyar Szemle Táarſaſág, 240 S., 8⁰.

[5] Weis, Iſtván, A magyar falu (Das ungariſche Dorf). Budapeſt 1931, Verlag: Magyar Szemle Tárſaſág, 80 S., 8⁰.

[6] W. war Direktor des „Dorfbundes“ (Faluszövetség), einer Organiſation, die Fragen des Bauerntums von oben, aber mit feſtem Anſatzpunkt im Dorf anzugreifen ſuchte, war im Miniſterium für Volkswohlfahrt und im Innenminiſterium tätig und ſpäter Direktor der Landes-Sozialverſicherung.

---

[7] Siehe M. Kir. Központi Statisztikai Zsebkönyv (Ung. Statiſtiſches Zentralamt: Ungariſches Statiſtiſches Taſchenbuch) II, 1932. Budapeſt. Verlag: Pátria 1933, X, 202 S.

So ſtand ziemlich am Anfang der neuen Arbeiten, die ſich mit den Fragen der Agrargeſellſchaft und das heißt mit den Grundfragen Ungarns überhaupt befaßten, eine Syntheſe, und zwar eine derartige Zuſammenfaſſung, die alle wiſſenſchaftlichen Unterlagen verarbeitete, die von einem wirklichen praktiſchen Kenner des Landes geſchrieben wurde und die inſofern eine objektive Syntheſe war, als hier ohne Affekt, im Zuſammenhang mit der geſchichtlichen Entwicklung nach dem gefragt wurde, was iſt und was für die Zukunft im Sinne des Gemeinwohles nötig ſei. Die Arbeit auf viele Fragen, die für die verſchiedenen Landſchaften unterſchiedlich zu beantworten ſind, wie auf die einzelnen geſellſchaftlichen Schichtungen einzugehen und die geiſtige Vertiefung mußten nun folgen.

---

[8] Über deren Differenzierung ſiehe H. Klocke, Deutſches und madjariſches Dorf in Ungarn, Leipzig 1937. Verlag S. Hirzel, 3. Beiheft zum Archiv für Bevölkerungswiſſenſchaft und Bevölkerungspolitik Bd. VII, 97 S. und „Das ungariſche Dorf", Bukareſt 1936. In: Mélanges D. Gusti. = Arhiva pentru ştiinţa şi reforma socială = Archives pour la Science et la Réforme Sociales, XIIIe Année, I, S. 275—300.

[9] Kaán, Károly, A magyar Alföld (Die Große Ungariſche Tiefebene). Budapeſt 1927. Kgl. Ung. Akademie der Wiſſenſchaften, 350 S.

Das Madjarentum war bisher gewohnt, alles nur vom Staat zu erwarten, ſich von oben organiſieren und lenken zu laſſen; es muß jetzt geſellſchaftliche Kräfte, die einheitsbildend wirken können, aus ſich heraus entwickeln, ſchon aus dem Grunde, um als Volksgruppe in den abgetrennten Gebieten beſtehen zu können, es muß im Reſtſtaat alles das opfern, was die wirkliche Einheit des Madjarentums hindern kann: dies ſteht als Forderung hinter den Büchern von Weis. Die Jugend Siebenbürgens ſah klar, daß hier die madjariſche Mittelſchicht verarmte, weil die rumäniſche Agrarreform die Großgrundbeſitzer ſo gut wie beſeitigt hatte und die rumäniſche Mittelſchicht die ſtaatliche Laufbahn im weſentlichen für ſich beanſpruchte. So ſah nun die neue geſellſchaftliche Wirklichkeit aus: faſt drei Viertel des Siebenbürger Madjarentums wohnt auf dem Dorf, und außer dem Bauern gibt es nur noch Angehörige der freien Berufe, Erzieher und Geiſtliche. Dorfarbeit wurde zur Parole und war eine realpolitiſche Entſcheidung, die akademiſche Jugend ſtellte ſich die Aufgabe, die wiſſenſchaftliche, d. h. geiſtig-politiſche Unterbauung dafür zu liefern[10]. Der Majláth-Kör (katholiſch) und die Erdélyi fiatalok (reformiert) begannen ſeit 1928/29 mit ihrer Arbeit. 1930—1933 arbeitete ein Dorfſeminar der Erdélyi fiatalok, Grundſätzliches und Monographiſches wurde erarbeitet, aber vieles blieb zu unſyſtematiſch, das Ergebnis war gering, im übrigen hielt man auch die begonnene Arbeit nicht durch. Dies iſt die Bilanz, die Venczel zieht, der, von der Praxis der Arbeitslager der Siebenbürger Sachſen und der Forſchungsarbeit der rumäniſchen Soziologie Guſtis ſtark beeindruckt, in der „Dorfarbeit" ein Mittel ſucht, das für die jungen ſtädtiſchen Schichten des Madjarentums zugleich Bewußtſeinsbildung und Erkenntnis der eigenen Lage, Erziehung und Schulung für ſpätere Führung bedeuten könnte.

Das rumäniſche wiſſenſchaftliche Beiſpiel ſtand den jungen Siebenbürger Madjaren als Anſchauungsgegenſtand zur Verfügung. Wie iſt der Charakter dieſer Arbeit und von welchen Gegebenheiten des eigenen Landes und Volkes ging bzw. geht dieſe Arbeit aus? Mit der Entſtehung Großrumäniens waren nicht nur neue Grenzen geſchaffen worden, ſondern der Eingriff des Staates in die Sozialſtruktur formte eine neue Geſellſchaft. Es ſoll hier nicht gefragt werden, wie weit das politiſche Ideal einer bäuerlichen Demokratie erreicht wurde, aber zum Teil waren die Tendenzen immerhin darauf gerichtet. Durch die Enteignung des Großgrundbeſitzes mußte das Bauerntum zumindeſt eine beſſere wirtſchaftliche Grundlage finden. Und nun war es die Aufgabe, für die neugeſchaffene Lage und aus den Antrieben heraus, die wirkſam geweſen waren, ſie zu ſchaffen, ein entſprechendes geiſtig-politiſches Selbſtbewußtſein des Rumänentums auch inhaltlich zu erfüllen. Dieſes volkliche Selbſtbewußtſein von der eigenen Staatlichkeit zu entwickeln, war mit gewiſſen Schwierigkeiten verbunden. Denn niemals hatte ein rumäniſcher Staat das geſamte Volkstum umſchloſſen, und überdies waren diejenigen rumäniſchen ſtaatlichen Daſeinsformen, die in der Vergangenheit beſtanden, nur zu einem geringen Teil wirklich eigenſtändig und meiſt von fremden Mächten innerlich oder äußerlich abhängig. Aber es gab ſtets eine rumäniſche Geſellſchaft, und dieſe bildet von der Gegenwart und von der jüngſten Vergangenheit aus geſehen vor allem das rumäniſche Bauerntum. Dieſes zu erforſchen wird damit zu einer politiſchen Aufgabe im weiteſt geſpannten Sinne: von dieſer Forſchung aus ſoll das volkliche Selbſtbewußtſein geiſtig unterbaut werden. Der Anſtoß dieſer Arbeit ging von Dimitrie Guſti aus, dem Ordinarius für Soziologie an der Bukareſter Univerſität, dem Vorgänger Anghelescus im Kultusminiſterium und Direktor der Königlichen Wiſſenſchaftlichen Stiftungen. Die Arbeit begann wohl urſprünglich nicht mit dem völlig bewußten Willen, zu dieſem Ziel unmittelbar vorzuſtoßen. Es wird ihr aber im Vorgang der Entwicklung des volklichen Selbſtbewußtſeins des Rumänentums dieſe Wirkung zugeſchrieben werden müſſen. Der Soziologe Guſti wollte urſprünglich vielmehr ſeine Studenten von der abſtrakten Soziologie zu den Tatſachen führen, wollte ihnen ſozuſagen eine Verdeutlichung und Illuſtration der Lehre bieten. Aus dieſen Gründen führte er ſie aufs Dorf. Sein Ziel war, eine kleine Einheit völlig zu erfaſſen; und der Wiſſenſchaftsſituation in Rumänien vielleicht eher entſprechend, die noch nicht in dem Maße, wie in den Kernländern Europas eine Reihe vollausgebildeter Wiſſenſchaften wie Volkskunde, Geſchichte und Sprachwiſſenſchaft als feſte Grundlage für die Soziologie bieten konnte, wurden dieſe Wiſſenſchaften alle in die Soziologie integriert. Vom Inſtitut für Soziologie und ſpäter von der ſoziologiſchen Sektion des rumäniſchen Sozialinſtituts (Institut Social Român) gingen jedes Jahr Gruppen von 50—60 Leuten auf 4—6 Wochen in ein Dorf. Die Stellung, die eine Gruppe im Dorf einnahm, die bei aller ernſthaften wiſſenſchaftlichen Grundeinſtellung hier doch zu ſehr als betrachtende Gruppe von Fremden erſcheinen mußte, da die einzelnen nicht auch durch Arbeit in den bäuerlichen Haushalt eingeordnet waren wie auf unſeren deutſchen Dorfwochen, und das Fragebogenſyſtem, das eine ſehr große Rolle ſpielte, mußte auch die geſamte Art der Arbeit beeinfluſſen. Teilnehmer der Gruppen waren Studenten, wiſſenſchaftliche Aſſiſtenten, Univerſitätsprofeſſoren und Akademiker der verſchiedenſten praktiſchen Berufe, die dörfliche „Intelligenz“ wurde meiſt in die Arbeit einbezogen. Neben Anfängern in der Arbeit waren auch eine ganze Reihe von ausgezeichneten Spezialiſten auf den einzelnen Teilgebieten Teilnehmer dieſer Arbeiten. Von 1925 ſind dieſe Arbeiten im Gange, ſie wurden laufend fortgeſetzt, ſo daß ſich allmählich ein Stamm von Teilnehmern herausbildete. Ziel der Arbeit war ſtets die „Monographie“. Uns intereſſiert hier nicht die Herkunft der Guſtiſchen Schule vom Syſtem Le Plays, nicht der theoretiſche Rahmen, den Guſti ſozuſagen als philoſophiſches Forſchungsſchema den Arbeiten zugrunde legte, nicht die mehr praktiſchen Forſchungsmethoden, die gefunden und theoretiſch begründet wurden[11], ſondern vielmehr, um welchen Gegenſtand es ging. Ihr Ziel war, das einzelne Dorf zu beſchreiben und zu erklären, die „Monographie“ einer beſtimmten Gemeinſchaft zu ſchreiben, mit dem weiteren Ziel, ſich in Rumänien alle weſentlichen Dorftypen herauszuſuchen und nach ihrer Kenntnis dann Endgültiges und Verbindliches über das rumäniſche Dorf ſchlechthin ausſagen zu können. Es war „die monographiſche Methode“. Sie ſpielt bis in die heutigen Auseinanderſetzungen über die neue Volks- und Landkunde in Ungarn hinein, dieſe monographiſche Methode war das Beiſpiel, das die jungen Madjaren in Siebenbürgen vor ſich ſahen. Auf ihre wiſſenſchaftlichen Ergebniſſe kommen wir am Ende zurück. Hier ſoll nur gezeigt werden, was zunächſt ihr Gegenſtand war und wie anregend ſie wirkte. Die „monographiſche Arbeit“ Guſtis und ſeiner Schule hatte weiterhin einen beſtimmten Charakterzug, der die jungen Madjaren in ihrer Arbeit beſtärken mußte und der dann auch in Reſtungarn zum Nachdenken anregte: ſie war allein auf das rumäniſche Volkstum gerichtet. So blieb an ſich für das Madjarentum der Raum für die eigene Forſchung frei. Die Abwendung vom ſtaatlichen Prinzip war eine neue politiſche Haltung.

---

[10] Venczel, V. Józſef, A falumunka és az erdélyi falumunka-mozgalom (Die Dorfarbeit und die ſiebenbürgiſche Dorfarbeits-Bewegung). Erdélyi tudományos füzetek (Siebenbürgiſche wiſſenſchaftliche Hefte). Klauſenburg (Cluj) 1935. Verlag Minerva. 32 S.

Es gab natürlich ſtets „Ortsmonographien“, Monographien von Städten gehörten ſchon zur „Geſchichte“, waren oft genug das Werk bedeutender Hiſtoriker; Geſchichten von Dörfern wurden oft genug aus irgendeinem äußeren Grund geſchrieben, meiſt kamen ſie über den Charakter einer unzuſammenhängenden Sammlung von Tatſachen nicht hinaus. Selbſtverſtändlich werden auch Monographien dieſer Art in Zukunft in Ungarn zur Veröffentlichung gelangen und zwar höchſtwahrſcheinlich in größerer Anzahl als die Monographien, wie ſie z. B. der Guſtiſchen Methode entſprechen würden. Als Materialſammlung werden manche von ihnen von Nutzen ſein können. Hier ſoll nur eine ganz zufällige Auswahl derartiger Arbeiten aus der letzten Zeit erwähnt werden. So die „Geſchichte der Gemeinde Jáſd“ von Faller[12]. Über das eigentlich Dörflich-Bäuerliche dieſer Gemeinde im Bakonyer Wald erfahren wir leider nur wenig, jedoch werden die äußeren wie auch die volksmäßigen

---

[11] D. Guſti, Sociologia militans, introducere in sociologia politică (. . ., Einführung in die politiſche Soziologie) 1934. — Herſeni, Traian, Teoria monografiei sociologice (Die Theorie der ſoziologiſchen Monographie). — Stahl, H. H., Tehnica monografiei sociologice (Die Technik der ſoziologiſchen Monographie). In der Reihe der Veröffentlichungen des Rumäniſchen Sozialinſtituts „Biblioteca de Sociologie, Etică şi Politică.“ Franzöſiſche Zuſammenfaſſung: „La monographie et l’action monographique en Roumanie“ von D. Guſti. Paris 1935.

[12] Faller, Jenö, Jásd község története. Weſprim Diözeſan-Druckerei 1934, 70 S.

Entwicklungslinien immerhin herausgearbeitet. Das in den Türkenkriegen 200 Jahre faſt verlaſſene Dorf wird 1757 vom Grafen Zichy mit Slowaken aus den ſlowakiſchen Gebieten Nordungarns und mit Deutſchen aus den benachbarten Dörfern Bakonynána und Iſztimér und mit einer geringeren Anzahl von Madjaren beſiedelt. Die Madjariſierung erfolgt durch den Pfarrer, der 1836 den madjariſchen Gottesdienſt einführt, nach 1864 wird das Dorf ſchon völlig madjariſch verwaltet. Das Übergehen des ehemals hochadligen Grundbeſitzes in bäuerlichen Kleinbeſitz nach 1900 hilft trotzdem der Raumnot nicht ab, viele Männer gingen vor dem Kriege nach Amerika, und heute müſſen noch meiſt zwei, drei Familien auf einem Hausgrund wohnen. Dies iſt die Lage, obwohl die Bevölkerung ſeit 1850 faſt ſtabil blieb. Ebenfalls eine ſlowakiſch-deutſch-madjariſche Gemeinde und zwar eine Gemeinde, die heute noch eine ſtarke deutſche Bevölkerungsgruppe hat, wird in der „Monographie von Mezöberény"[13] dargeſtellt. Dieſes Buch erhebt keine wiſſenſchaftlichen Anſprüche, die einzelnen Kapitel wurden bereits als Zeitungsaufſätze veröffentlicht. Leider enthält es viele grobe Nachläſſigkeiten, ſo daß es auch als Quelle und Stoffſammlung nur ſehr bedingt verwendbar iſt, ganz abgeſehen von dem Fehlen jedes ſinnvollen Standpunktes der Betrachtung beim Verfaſſer. Am brauchbarſten iſt der geſchichtliche Teil; der ausgedehnte Teil des Buches, der ſich auf die Gegenwart bezieht, enthält eine ungeheure Menge von Tatſachen, die der ortsgebürtige Verfaſſer ſammelte, die aber in dieſer Form von einem wiſſenſchaftlichen Standpunkt nur als gröbſtes Rohmaterial bezeichnet werden können. Der madjariſierte deutſchſtämmige Verfaſſer (der Name Eiler ſteht noch am unteren Bogenrand) zeigt den ſtarken deutſchen Einfluß in der Entwicklung der Gemeinde auf und hebt die Tatſache hervor, daß die Deutſchen auch heute noch wirtſchaftlich und kulturell an erſter Stelle ſtehen. Von der Geſamtflur der Gemeinde haben die „30% betragenden Deutſchen" rund 60% inne[14], bei den deutſchen Bauern arbeiten als Knechte vorwiegend Madjaren und Slowaken. Große Teile ihres Grundbeſitzes erwarben die Deutſchen aus ſlawiſcher und madjariſcher Hand. Die Wohngliederung nach der Volkszugehörigkeit iſt auch heute noch weitgehend erhalten, volkliche Miſchheiraten finden nur ſehr ſelten ſtatt. Der madjariſierende Einfluß, der im Vorgang des ſozialen Aufſtiegs durch die Bürgerſchule ausgeübt wird, geht aus dem folgenden Satz hervor: „Unter den Bürgerſchülern machen die Kinder deutſcher und ſlowakiſcher Abſtammung 60% aus, und doch bekennen ſich 99% zur madjariſchen Mutterſprache."

In den Arbeiten der Schüler des Segediner Geographen Kogutowicz finden wir zum Teil recht gutes ſiedlungsgeographiſches und ſiedlungsgeſchichtliches Material über einzelne Orte, ſo über Gödörháza (ſüdweſtlicher Teil des Eiſenburger Komitats) und Békésſzentandrás (Komitat Békés)[15]. Das Dorf als geſellſchaftliches Gebilde in der Gegenwart zu erfaſſen, liegt nur ſehr bedingt in der Aufgabenſtellung dieſer Arbeiten.

---

[13] Bonyhai, Mihály, Mezöberény Monográfiája. Mezöberény 1933. Verlag Baltha János, 324 S. Mezöberény, Komitat Békés, in der Großen Tiefebene, öſtlich der Theiß.

[14] Nach der amtlichen Statiſtik 1930: 2197 = 15,2%; 1920: 2935 = 21,8%.

Eine wirkliche Dorfmonographie, wenn auch weſentlich hiſtoriſch gerichtet, iſt die Arbeit von Univerſitätsprofeſſor Fodor, „Die Lebensbeſchreibung eines Palozendorfes“[16]. Es handelt ſich um die Geſchichte des Dorfes Nagyviſnyó im Bükkgebirge. Intereſſant iſt hier der Verſuch, eine gewiſſe Kontinuität der Bevölkerung trotz der Wirkungen der Türkenkriege aufzuzeigen. Die Behauptung von Fodor geht im weſentlichen dahin, daß, trotzdem von 1570—1687 das Gebiet unter türkiſcher Herrſchaft ſtand, die Bevölkerung doch kaum weſentlich gewechſelt hat. Als Beweis führt er an, daß die Namen der Fronbauern vor und nach der Türkenzeit die gleichen ſind, daß ſich zwar ein Teil der Bevölkerung in die umliegenden Dörfer verſtreute, ſich aber wieder zurückfand. Als unbewohnter Platz taucht der Ort 1613 auf, 1672 hat er 135 Einwohner, in der Folgezeit liefert auch Nagyviſnyó Siedler für das Alföld. Vom zweiten Viertel des 19. Jahrhunderts an geht man ſtark zum Ackerbau über, ſeit dieſer Zeit ſcheint die freie Waldrodung beendet zu ſein[17]. Leider iſt nicht ganz erſichtlich, ob die ſtarke Bevölkerungsvermehrung im 19. Jahrhundert vor allem durch die Intenſivierung, d. h. im weſentlichen durch den Übergang von der Viehhaltung zum Ackerbau oder durch die Ablöſung der bäuerlichen Laſten erfolgte. Die Zuſammenſetzung der Bevölkerung in dieſem abgelegenen Dorf änderte ſich in ſtärkerem Maße erſt, ſeitdem durch den Bau der Eiſenbahn (1908) fremde Bevölkerung zuſtrömte. Die Behauptung, daß keine Slowaken zugewandert ſeien, iſt bei den ſlawiſchen Familiennamen nicht ganz verſtändlich. Aufſchlußreich ſind die Angaben über die vorgefundenen Reſte einer lockeren Großfamilie („had“), die nach der Teilung der Grundſtücke in der Zeit von 1850—1890 ſchon ihre wichtigſte Grundlage verloren hatte. Im Jahre 1672 erſcheint dieſe Form noch gleicherweiſe geltend als militäriſche, Haus- und Vermögensgemeinſchaft. Es wäre ſicher wertvoll, dieſes durch die geſchichtlichen Forſchungen Fodors gründlich unterſuchte Dorf ſich in ſeiner gegenwärtigen Lage näher anzuſehen.

Vom Geſichtspunkt einer politiſchen Volkskunde aus ſind drei Veröffentlichungen zu beachten, die zwar in Methode und Erkenntnishaltung weitgehend voneinander abweichen, jedoch zumindeſt inſofern gemeinſame Züge aufweiſen, als ſie einen Ort als Ganzes zu erfaſſen ſuchen. Dies ſind das Buch von Erdei, „Soziographie des Bauerntums von Makó“[18]; die Gemeinſchaftsveröffentlichung „Verſunkenes Dorf in Transdanubien, Leben der Gemeinde Kemſe“[19] und die Arbeit von Szabó, „Die Lage von Tard“[20]. Erdei tritt uns ſpäter noch als Verfaſſer einer anderen Arbeit entgegen. Hier handelt es ſich um eine Vorſtudie zu einer ſoziologiſchen Geſamtdarſtellung von Makó, die zunächſt nur den ländlich-bäuerlichen Bevölkerungsteil erfaſſen will. Makó liegt in der Südoſtecke des Landes, hart nördlich des Miereſch (madj. Maros), dicht an der rumäniſchen Grenze, iſt Komitatsvorort des Reſtkomitats Cſanád-Arad-Torontál, im öffentlich-rechtlichen Sinne eine Stadt. Mit ſeiner Bevölkerung von 35 824 (1930) Einwohnern iſt es in die Reihe der „Dorfſtädte“, „Bauernſtädte“, wie man ſie genannt hat, einzuordnen, jener dörflich-bäuerlichen Großgemeinden der Großen Tiefebene, die als eine typiſche ungariſche Siedlungsform und zwar vorwiegend des Madjarentums betrachtet werden muß. Erdei ſieht die beſondere Struktur der „Bauernſtadt“ darin, daß es hier neben dem Landvolk auch eine kleinbürgerliche und eine bürgerliche Schicht gibt. Aus dieſem Grunde wird auch das Bauerntum als Einheit immer mehr gelockert: die Kleinbürger der Werkſtätten und Büros ſind für den Bauern Vorbild in ihrer verſtädternden Lebenshaltung, die armen Leute fühlen ſich allmählich als Proletarier. Trotzdem wird dieſe ländlich-bäuerliche Schicht bis zu einem gewiſſen Grade immer noch durch ein gemeinſames Gefühl gegenüber dem Städtiſchen zuſammengehalten, das jedoch mehr ein Gefühl von der eigenen Minderwertigkeit und Unterlegenheit als ein echtes Standesgefühl iſt. Die Makóer bäuerliche Geſellſchaft wird als eine Geſellſchaft geſchildert, die ſich in einem Auflöſungsprozeß befindet, entſprechend der geſamtungariſchen Lage überhaupt. Die Umwandlung meint das Aufgehen eines in ſich geſchloſſenen Bauerntums in eine völlig andere Geſellſchaft, in eine ſtädtiſch-bürgerliche, in der es vorläufig nur einen unſelbſtändigen Teil bildet. In Ungarn ſetzte dieſer Vorgang ungefähr mit dem Jahre 1860 ein, in dem die grundherrliche Ablöſung, neue landwirtſchaftliche Technik und Kapitalismus zu wirken begannen. Von dieſer grundſätzlichen Einſtellung geht der Verfaſſer aus. Die Darſtellung der Vergangenheit Makós, zeigt — im übrigen als ein Beiſpiel von vielen —, daß das Aufbaugeſetz der Mehrſchichtigkeit für[21] Ungarn in der Vergangenheit eindeutig galt. Das heute wirklich madjariſche Makó, das außer Madjaren nur noch jüdiſche Bevölkerung hat (alſo eine gewiſſe Mehrſchichtigkeit gibt es auch für die Gegenwart!), entwickelte ſich zu ſeiner heutigen Geſtalt ſeit dem Neuaufbau des Jahres 1704. Zu den madjariſchen Siedlern kamen im 18. Jahrhundert ruſſiſche, rumäniſche und ſlowakiſche. Die heutigen Griechiſch-Katholiſchen, d. h. die ehemaligen Rumänen, treiben meiſt Schafzucht und ſind in gewiſſen Handwerken (Schuſter) beſonders ſtark vertreten, die Reformierten (Madjaren) ſind meiſt Zwiebelgärtner (Makós wirtſchaftliche Grundlage iſt der Zwiebelanbau), die Juden ſind Zwiebelhändler. So ſtellte früher im Aufbau der Gemeinde jede volkliche Schicht eine geſellſchaftliche bzw. eine Berufsgruppe dar. Dieſe Mehrſchichtigkeit verliert ſich heute auch in ihren letzten Relikten, indem ſich die Wohngliederung, die früher organiſch den einzelnen Gruppen entſprach, verwiſcht, indem Miſchheiraten häufiger werden, und die geſellſchaftliche Gliederung in Umwandlung begriffen iſt. Auch die alten Gemeinſchaftsformen löſen ſich heute auf, ſo die lockere Form der Großfamilie (ſ. u.) und die Weidegenoſſenſchaft, an ihre Stelle tritt allmählich die moderne Genoſſenſchaft der Zwiebelerzeuger. Erdei ſchildert einen Zuſtand der Auflöſung, ſtellt den alten zerfallenden Lebens- und Geſellſchaftsformen die neuen werdenden gegenüber. Trotz der Begründung mit geſchichtlichen Angaben und der täglichen Erfahrung bleibt die Zeichnung der Gegenwart etwas zu ſehr im allgemeinen, die Verſchmelzung von Geſamtſchau und Wirklichkeitserfahrung aus der einzelnen Zelle iſt noch nicht völlig erreicht. Aus der Vergangenheit ſoziologiſche Aufbauprinzipien abzuleiten, wurde nur zum Teil verſucht. Erdei arbeitet hier wiſſenſchaftlich, im weſentlichen beſchreibt er und ſucht aus ſeiner Geſamtſchau zu deuten. Den konkreten — aus der Sache entwickelten Begriff finden wir nur ſelten.

---

[15] Gayer, Gyula, Gödörháza. — Benczur, Béla, Békésszentandrás. Beide in: „Acta Litterarum ac Scientiarum Regiae Univ. Hung. Francisco-Jos.“ II, 2. S. 128—162, 163—224. Segedin 1936. Mit kurzen deutſchen Auszügen.

[16] Fodor, Ferenc, Egy palócfalu életrajza (Nagyvisnyó). Athenaeum. Budapeſt 1930. 73 S. 8⁰.

[17] Allerdings nahm die Ausdehnung des Feldes nicht mehr zu, ſondern die Wieſengründe drangen in den Wald vor.

[18] Erdei, Ferenc, A makói parasztság társadalomrajza. Makó: Verl. Cſanader Komitat 1934. 60 S. 8⁰. (Bibliothek des Cſanader Komitats, Nr. 26).

---

[19] Elsüllyedt falu a Dunántúlon. Kemse köszég élete. Mit Vorwort von Graf P. Teleki, P. Elek, B. Gunda, Z. Hilſcher, S. Horváth, G. Karſay, G. Kerényi, A. Koczogh, J. Kovács, F. Pócſy, L. Torbágyi. Budapeſt 1936. Sylvester Irodalmi és Nyomdai Intézet R. T. (Sylveſter Inſtitut für Schrifttum und Druck AG.), 158 S. 8°.

[20] Szabó Zoltán, A tardi helyzet, 3. Aufl., Budapeſt 1937. Verlag Cſerépfalvi. In der Reihe: Szolgálat és Irás Munkatársaságának könyvei; Redaktion: Boldizſá, Iván. 239 S. 8°.

[21] Mehrſchichtigkeit = jede ſoziale Schicht iſt zugleich eine nationale. Siehe Gunther Ipſen, Programm einer Soziologie des deutſchen Volkstums. Berlin 1933. Junker u. Dünnhaupt. 24 S.

Szabós Buch iſt von anderer Art, ſein Ziel iſt eindeutig öffentliche Meinung zu machen. Dieſes Buch iſt bezeichnend für die gegenwärtige Situation: von einem ſehr jungen Menſchen in einer publiziſtiſchen Form geſchrieben, die breite Kreiſe anſpricht, dabei keineswegs im allgemeinen bleibend, ſondern vielmehr ſehr deutlich und eindeutig auf die „Wirklichkeit" eingehend. Bezeichnend für die gegenwärtige Lage iſt auch Wirkung und Erfolg dieſes Buches; nahm man doch im Landtag dazu Stellung, bezeichnete man es doch als aufreizend und gefährlich! Zur Erklärung wollen wir hier nur ſoviel hinzufügen, daß Szabó auch an der „Magyar Szemle" (ſ. o). mitarbeitet. 1937 erſchien „Die Lage von Tard" ſchon in dritter Auflage, einer Auflagezahl von 3000 können ſich heute in Ungarn kaum ſchönliterariſche Werke rühmen. Tard iſt ein Dorf am Fuß des Bükkgebirges, im Komitat Borſod, 11 km von Mezököveſd entfernt, hatte 1930 2317 Einwohner, meiſt Katholiſche, ihrem Urſprung nach völlig im Madjarentum aufgegangene Slowaken. Tard gehört zu der Gruppe der Matyódörfer, die in gewiſſen ungariſchen Filmen nur zu oft als „beſonders echte madjariſche Siedlungen" dargeſtellt werden. Mezököveſd iſt der Haupterzeugungsort jener bunten Stickereien, die überall im Land von den Hauſierern feilgeboten werden. Auch in Tard pflegt man eine einfachere Spielart dieſer Stickerei, und hier wohnen auch Teilnehmer des „Gyöngyösbokréta" (=„Perlenſtrauß"), jener Gruppe, die zu einigen Malen im Jahr auf der Budapeſter Bühne Volkstanz und Volkslied darſtellen ſoll. Die Darſtellung von Tard enthält ſo zugleich eine Kritik deſſen, was zwar oft auf den Fremden — und d. h. auch auf den Budapeſter — als „Volkstum“ wirkt, was aber gerade in dieſer etwas überſteigerten Form oft nur zu wenig echt und ohne genügende Überlieferung iſt.

Landſchaft, Geſchichte und Herkunft des Volkstums; die „ſoziale Lage“, die Kräfte, die von außen auf das Dorf wirken („die verbürgerlichenden Kräfte“), die Kräfte der Volkskunſt; Gemeinſchaftsformen im Dorf; die Entwicklungsrichtung der Geſellſchaft, das ſind die locker gefügten aber folgerichtig zuſammengefaßten größeren Abſchnitte.

Es handelt ſich dem ſozialen Typus nach um ein Großgrundbeſitz-Dorf, von deſſen Ackerboden mehr als zwei Fünftel zum Koburgſchen Fideikommiß gehören. Da neun Zehntel der Bevölkerung von der Landwirtſchaft leben, ſo iſt der Lebensraum zu gering: auf eine Familie entfallen nicht mehr als drei Joch an eigenem Boden; wenn man den Großgrundbeſitz einrechnet, der immerhin zum Nahrungsraum gehört, nicht weſentlich über fünf Joch. Die Agrarreform änderte ſo gut wie nichts an den Beſitzverhältniſſen. So iſt der Lebensraum zu klein: ein erheblicher Teil der Bevölkerung muß außerhalb des Ortes ſeinen Lebensunterhalt verdienen. Ein derartiger Dorftypus iſt gerade in der Landſchaft unterhalb von Matra und Bükk häufiger zu finden. Trotzdem wird doch bis zu einem ſehr hohen Grade die Geſchloſſenheit des Dorfes bewahrt, und zwar aus dem Grunde, weil die kleinſte Lebenszelle, die Familie, noch von einer erheblichen Feſtigkeit iſt. So ſind die Väter Zwergbauern, Landarme auf eigener Scholle, während die Kinder als landwirtſchaftliche Wanderarbeiter zum Geſamteinkommen der Familie beitragen. Eine Reihe von Beiſpielen von der Lage der einzelnen Familien werden angeführt. Die Ernährungsverhältniſſe, hauptſächlich nach den Aufſätzen von 100 Schulkindern aufgezeichnet, wirken in ihrer allzubreiten, ſich immer wiederholenden Darſtellung wie bewußte, wenn auch verhaltene Agitation. Ein Dorf mit verkümmertem Bauerntum und Landarmen ſoll für die große Öffentlichkeit als Lebensform einer breiten Schicht dargeſtellt werden. Dieſes kann äußerlich und innerlich eigentlich nur ertragen werden, weil die Familie als Gemeinſchaft noch in ſich geſchloſſen iſt. Dabei liegt der Nachdruck auf der *Familie als Arbeitsgemeinſchaft*, denn die Frau wird vor allem nach ihrer Arbeitsfähigkeit gewählt, und der Wille zum Kind iſt noch ſtark, weil Kinder zugleich Arbeitskräfte bedeuten; vor allem aber gibt es auch dann, wenn die Kinder ſchon außerhalb der Hausgemeinſchaft ſelbſtändig Geld verdienen, nur die Geſamtfamilie als wirtſchaftliche Gemeinſchaft: keiner verdient etwas für ſich als Einzelperſon, ſondern aus der Arbeit der Eltern, die den Boden halten und bebauen, und der Jungen, die in Lohnarbeit gehen, wird der Unterhalt für die Geſamtfamilie beſtritten. Und doch geht eben gerade von dieſer Wanderarbeit die Zerſetzung der bäuerlichen Welt aus, der die Alten noch feſt verbunden ſind, weil die Jungen draußen das Selbſtbewußtſein des *Arbeiters* gewinnen, weil ſie mit neuen Wünſchen heimkommen, die ſelten davon ſprechen, was man will, als vielmehr davon, was man nicht will: heraus aus dem Dorf, los von der Feldarbeit. Praktiſch läßt ſich dieſer Wunſch nur in den ſeltenſten Fällen verwirklichen. Weiterhin iſt es die auf die Bühne getragene

Volkskunſt, die alte Formen zerſetzt, das künſtliche Volkslied, das kleinbürgerlich-ſentimentale, tötet das echte. Kurz zuſammenfaſſend könnte man ſagen: das Schickſal eines Dorfes wird gezeichnet, das durch Raumnot, die die Überlagerung durch den Großgrundbeſitz herbeiführte, ſich nach außen wenden muß und durch die Einflüſſe der „bürgerlichen Geſellſchaft“, und zwar vorwiegend die proletariſchen und die kleinbürgerlichen ſeinen bewußten oder unbewußten Willen zu ſeiner eigenen Geſchloſſenheit verliert und durch die Verneinung ſeiner ſelbſt zerfällt. Und dies Ergebnis, mit dem der Verfaſſer, der Art und der Abſicht ſeines Buches entſprechend, abſchließt, lautet (S. 218): „Die Lage nicht zu kennen, iſt heute eine der größten Sünden gegen Nation und Madjarentum, und an dieſer Sünde haben wir alle teil. Nicht nach der Erkenntnis handeln, kann verhängnisvolle Folgen haben. Die Diagnoſe in Tard: den Leuten in Tard iſt keine Möglichkeit zu einem menſchlichen Leben auf der Flur von Tard und innerhalb des Bauerntums gegeben, und für ſie iſt auch kein Platz außerhalb der Flur von Tard und außerhalb des Bauerntums. Auf der Oberfläche kommt kaum etwas zum Vorſchein, das Dorf iſt anſcheinend heiter, die Menſchen liebenswürdig und freundſchaftlich, die reiche Stickerei ihrer Gewänder blitzt rot in das Auge des Gaſtes, und die dicken Wände verbergen das karge Mittagsmahl.“

Die Frage nach den Gründen für die biologiſche Kraft einer Volksgruppe iſt in Ungarn in den letzten Jahren oft genug geſtellt worden und zwar meiſt aus dem unmittelbaren Geſchehen heraus, das man teils vergröberte, teils übertrieb, und das man für einen Landesteil (das ſüdöſtliche Transdanubien = weſtlich der Donau) leidenſchaftlich folgendermaßen darſtellte: die biologiſche Kraft des Madjarentums läßt nach, damit zugleich ſein Wille, ſich im Raum auszudehnen, oder auch nur zu halten, und in die Lücken dringt das geburtenfreudige Deutſchtum ein. Die Arbeit „Das verſunkene Dorf in Transdanubien“ greift dieſe Frage in allen ihren Zuſammenhängen mit wirklicher Ernſthaftigkeit und mit ſehr gründlich durchdachter wiſſenſchaftlicher Methodik an. Überdies iſt dieſe Methode in ſich geſchloſſen und folgerichtig: alles wird ſtets immer wieder unter dem Geſichtspunkt der Ganzheit dieſer Lebenswelt betrachtet, eben dieſe „geſellſchaftliche Einheit als ſolche“ iſt Gegenſtand der Unterſuchung und zwar unter dem einen Geſichtspunkt: wie kam es, daß der Lebenswille nachließ, in welchen Formen äußert ſich das und wozu muß das führen? Damit iſt auch unmittelbar auf den Menſchen gezielt. Wie die Frage der Wanderarbeiter von Tard eben nicht nur die Frage dieſes einen Dorfes iſt, ſo iſt noch viel weniger die Frage von Kemſe, die des Einkinderſyſtems, die Sonderfrage irgendeines Dorfes, ſondern ſie iſt eine der Lebensfragen des Madjarentums, und als ſolche will ſie in dieſer ihrer Widerſpiegelung in einer kleinen Zelle nach dem Willen der Verfaſſer auch verſtanden werden.

Eine Pfadfindergruppe, deren Mitglieder als Studenten faſt alle gemeinſam in einem Studentenheim wohnen und in den verſchiedenſten Diſziplinen arbeiten, unternimmt die Arbeit. Demnach ſteht dem Dorf als geſellſchaftlicher Einheit eine geſchloſſene Gemeinſchaft gegenüber: dies iſt eine der Grundvorausſetzungen der Arbeit — deren Sinn wir aus unſeren deutſchen Arbeitserfahrungen nur voll bejahen können. Die lange Vorbereitung jeder Art in Theorie und Praxis (Durcharbeiten anderer Landſchaften, der Geſamtlandesverhältniſſe, einzelner Probleme, praktiſche Landeskenntnis, Sozialarbeit) trug noch dazu bei, die Grundlagen zu verſtärken. Die theoretiſchen Erörterungen zeigen die Wirkungen des Freyerſchen Begriffes von der Soziologie als Wirklichkeitswiſſenſchaft, von Guſtis Arbeiten und von Mauniers Syſtem und ungeachtet, bzw. bei der ſinnvollen Einbeziehung deſſen, den Willen, zu eigenen Arbeitsmethoden vorzuſtoßen. Außerordentlich günſtig für die Arbeit war die Kleinheit des Dorfes: 142 Menſchen wohnen im Dorf (um die es eigentlich geht) und 86 auf den verwaltungsmäßig dazugehörigen herrſchaftlichen Vorwerken (puszták). Kemſe liegt in der Südbaranya, im Bezirk Szentlörinc, im Drau-Überſchwemmungsgebiet, abgeſchloſſen von der Umgebung, es gehört damit zur „Ormánſág", dem Gebiet, das als typiſches Stagnations- und Rückgangsgebiet ſchon ſtets den Gegenſtand von Unterſuchungen abgegeben hat. Haufe[22] gibt für den Bezirk Szentlörinc von 1869—1921 einen Rückgang der ländlichen Bevölkerung von 3% an. Der Lebensraum iſt heute eng wegen des Großgrundbeſitzes (typiſch für die geſamte Ormánſág) und wegen der beſonderen Lage inmitten des Waldes des Überſchwemmungsgebietes. Wie ſehr aber gerade die Tatſache, auf welchen Raum man ſich beſchränkt (abgeſehen von einem unter Umſtänden fremden politiſchen Druck) von der Volksart abhängt, wird durch die Behauptung unterſtützt, daß Deutſche in dieſem Falle ſicher den Wald gerodet hätten, während die Siedler von Kemſe, auf deren Zuſammenhang mit mediterranen und kroatiſchen Lebensformen auch im Wirtſchaftskapitel (Sammelwirtſchaft) und im Volkskundekapitel hingewieſen wird, ſich eben mit dem wald- und waſſerfreien Raum als Anbaufläche begnügten. Wald und Waſſer waren aber infolge des Charakters der Sammelwirtſchaft durchaus Nahrungsraum, blieben es vor allem bis zur Grundablöſung von 1848, die das Nutzungseigentum auf den eigenen Individualbeſitz beſchränkt, und das Jagen, Weiden und Fiſchen auf dem nunmehr auch individualiſtiſchen Herrſchaftsgrund ausſchließt. So bedeutet die Bauernbefreiung in dieſem Falle eine Einſchränkung des Lebensraums, und dementſprechend ſinken ab 1850 die Eheſchließungszahlen und die Geburtenzahlen ſtagnieren von nun an. Die äußerſt gründliche Durchforſchung der Bevölkerungsbewegung (1801—1935) bis in alle Einzelheiten vermeidet Fehlſchlüſſe, und die Kleinheit des Gegenſtandes erlaubt für die Gegenwart und z. T. für die nächſte Vergangenheit die Frage nach jeder Familie als einem Ganzen. Aus der Tatſache, daß in den letzten 100 Jahren 88 Männer nach Kemſe einheirateten und zwar alle aus der Ormánſág, wird eine ganze Reihe von Erkenntniſſen abgeleitet: 1. Menſchen aus einem Gebiet mit gleichfalls ſchwacher, natürlicher Vermehrung, brachten auch keinen Lebenswillen ins Dorf; 2. die Struktur der Familie ändert ſich grundlegend, indem der meiſt arme, einheiratende Schwiegerſohn, der zunächſt nicht auf ſeinem eigenen Grund lebt, vor allem von den Schwiegereltern abhängig wird; ſo beſtimmt von nun an die Frau weit mehr das Leben der Familie (ſiehe unten die rumäniſchen Unterſuchungen über Balint im Banat). Die Geburtenzahlen ſtagnieren bis 1880 und ſinken dann. Heute hat ſchon die Ormánſág nicht mehr genug Menſchen für die Einwanderung, und Miſchehen zwiſchen Kroaten (ungarländiſchen) und Madjaren ſind die neueſte Erſcheinung: Zerfall der reſtlichen volklichen Bindungen. Begrifflich werden in der Entwicklung des Einkindſyſtems, bzw. zum Einkindſyſtem drei Phaſen feſtgelegt:

---

[22] Helmut Haufe, Die Bevölkerung Europas. Neue Deutſche Forſchungen. Berlin 1936. Verlag Juncker u. Dünnhaupt.

1. Geordnete Lebensumſtände, gläubige, in die Zukunft vertrauende Geſellſchaft bis in die 60er Jahre.

2. Änderung der Lebensverhältniſſe: zuerſt wirken nur wirtſchaftliche Gründe.

3. Nun Einkindſyſtem als ſittliches Syſtem, bei weiterem Wirken materieller Gründe, die Ärmſten ſind die „am weiteſten Fortgeſchrittenen“. So vollzog ſich der Weg vom Einkindſyſtem zum Keinkindſyſtem — zum eheloſen Leben. In der Gegenwart würden äußere Reformen nicht helfen, denn auf der jetzigen Generation laſten 1. die von den Ahnen ererbte, angelegte Struktur, 2. Wirkungen und Erfahrungen des eigenen Lebens, 3. von anderen erfahrene Wirkungen.

Der Theſe von der dritten Entwicklungsphaſe entſprechend wird eingeſtanden, daß die wirtſchaftliche Erforſchung der Gegenwart die geringſten Ergebniſſe geliefert habe. Immerhin wird der Zerfall wirtſchaftlicher Gemeinſchaftsformen aufgezeigt. Der Sinn des Buches liegt vor allem darin — um hier den Bericht über die an ſich bis ins Kleinſte höchſt aufſchlußreichen Einzelheiten zu ſchließen —, daß die Entwicklung zum Einkind- und Keinkindſyſtem als ein *ſeeliſcher Geſamtvorgang* gefaßt wird. Um Mißverſtändniſſen und Mißdeutungen vorzubeugen, möge dies näher ausgeführt werden. Klar und deutlich werden die *politiſchen* Wirkungen und die durch die „Natur“ bedingten wie die Erbanlagen der Volksart einbezogen. Es handelt ſich alſo um keine „moraliſche“ Betrachtung der Dinge im Sinne einer kirchlichen Moral, wie ſie für Ungarn Pezenhoffer[23] lieferte. Die Behauptung iſt vielmehr folgende: durch politiſche Handlungen, d. h. des Staates, der Oberſchicht (die natürlich auch ſeeliſch bedingt ſind), wird eine wirtſchaftliche Lage herbeigeführt, die eine beſtimmte Volksart zu ganz beſtimmten Reaktionen veranlaßt. Dieſes ſich nun gleichſam aus eigener Wurzel entwickelnde ſeeliſche Geſchehen wird gewiſſermaßen als *Krankheitszuſtand* weiter verfolgt. Die ausgezeichneten Betrachtungen über die Familie und die feinen Beobachtungen im Kapitel über „Das ſeeliſche Leben in Kemſe“ dringen nicht etwa von Allgemeinheiten, ſondern von vielen konkreten Einzelzügen zu der Erkenntnis vor: *ſeeliſche Krankheit bedeutet Schwäche des Lebenswillens*; bedeutet, daß die Menſchen nicht (in dieſem

---

[23] P. Antal, A demográfiai viszonyok befolyása a népszaporodásra (Der Einfluß der demographiſchen Verhältniſſe auf die Volksvermehrung). 1922.

Falle nicht mehr) ihre Anlagen im Sinne eines geſunden Lebens weiter entwickeln, ſondern beſtimmte menſchliche Kräfte krankhaft über- bzw. unterbetont haben[24]. Deshalb können die Verfaſſer den Einzelmenſchen wie dem ganzen Dorf gegenüber auch die einzig mögliche Haltung einnehmen: nicht die des moraliſchen Predigers, ſondern die des Arztes, der eine Diagnoſe ſtellt. Trotzdem: die letzte Entſcheidung auch über das Schickſal dieſes Dorfes liegt ſelbſtverſtändlich außerhalb ſeiner ſelbſt.

Wenn zweifellos auch die Lage von Kemſe in ſeiner Abgeſchloſſenheit eine beſondere iſt, und die Kleinheit des Ortes Ergebniſſe ermöglichte, die nicht ſo ohne weiteres an einem größeren Gegenſtand nachzuprüfen ſind, ſo bleibt doch der über die Betrachtung dieſes einzelnen Gegenſtandes hinausgehende Wert des Buches davon unberührt. Sein Platz unter den beſten Arbeiten zur politiſchen Volkskunde Ungarns wird ihm wohl kaum ſo ſchnell ſtreitig gemacht werden.

Im Zuſammenhang mit dem „Soziographiſchen Inſtitut“ und dem „Dorfforſchungsinſtitut“ Profeſſor Steineckers in Budapeſt, das — im weſentlichen von Fragen der Gemeindepolitik ausgehend — ſtatiſtiſche und ſoziographiſche Daten über den Aufbau der Dörfer ſammelte, erſchienen einige methodiſche Schriften. So von Bodor „Der Leitfaden der Dorfforſchung“[25] und früher von Bene, „Die Geſellſchaft des ungariſchen Dorfes“[26]. Bodor gibt einen Überblick über die bisherigen Anſätze zur Dorfforſchung in Ungarn und über ausländiſche Beſtrebungen. Die hohe Bewertung der amerikaniſchen „Rural Sociology“ zeigt ungefähr die Richtung an. Einerſeits wird die „Dorfmonographie“ gefordert als Darſtellung der natürlichen, menſchlichen und hiſtoriſchen Kräfte, anderſeits die „Soziographie“: das „Kranke“ aufzuzeigen und geſellſchaftlichen „Problemen“ nachzugehen. Die Zuſammenſtellungen der „Hilfsquellen“ iſt zweifellos eine ſehr brauchbare Anleitung zur Arbeit. Weiterhin ſtellt Bodor einen ſehr ausgedehnten Fragebogen zuſammen, der von der „Natur“ ausgehend über „Geſchichte“ und „Geiſt“ zu „Geſellſchaft“ fortſchreitet. Die Schwierigkeit, dieſe Grundbegriffe immer klar zu beſtimmen und letzten Endes doch der Mangel eines wirklichen Gezieltſeins ſind nur zu deutlich. Anderſeits ſind ſo ziemlich alle Fragen aufgeſtellt worden, die man aufſtellen kann und es muß außerdem anerkannt werden, daß ſie im einzelnen durchaus von den Gegebenheiten der ungariſchen Wirklichkeit ausgehen.

Das aus den erſten Anfängen der Steineckerſchen Arbeit ſtammende Buch von Bene geht immerhin auch von Erfahrungen aus und bringt eine Menge von Einzelheiten über bäuerliches Leben und bäuerliche Schichtung. Ziel der Arbeit war, dem Städter überhaupt zu ſagen, wie das Dorf ausſehe.

---

[24] In dieſem Zuſammenhang ſei auf das Buch von Kurt Gauger, Politiſche Medizin (Hanſeatiſche Verlagsanſtalt). Hamburg 1934. 64 S. hingewieſen, deſſen Grundeinſichten für eine politiſche Volkskunde von großer Bedeutung ſein könnten, und die mir hier ſchon — ſicher völlig unabhängig von dem Verf., aber doch wohl im Zuſammenhang mit der Denkweiſe — angewandt erſcheinen.

[25] Bodor, Antal, A Falukutatás vezérfonala. Budapeſt 1935. Hrsg.: A Magyar Tarsaság Falukutató Intézete. 63 S.

[26] Bene, Lajos, A magyar Falu társadalma. Budapeſt 1925. Hrsg.: „Falu“ Földmüves Szövetség. 144 S.

Die Schwierigkeit der Aufgabe zeigt ſich bei dieſen Arbeiten vor allem, wenn man zur „Volkspſychologie" vorſtoßen will. Bene kommt auf dieſe Weiſe zu allzu einfachen Löſungen geſellſchaftlich-politiſcher Fragen, und Bodor geht von völlig unzulänglichen Grundlagen aus. Dies gilt auch für einen ähnlichen Leitfaden: Ujſzáſzy, „Das Dorf, Anleitung zur Erforſchung des ungariſchen Dorfes"[27]. Der Verfaſſer, der aus der Reformierten Hochſchule von Saroſpatak ſtammt, in der ebenfalls eine Gruppe Dorf- und Bauerntumforſchung betreibt, geht zweifellos von der richtigen Grundlage „Das Dorf als Gemeinſchaft" aus, aber der Mangel begrifflicher Klarheit und die allzu ſtarke Zeichnung des Glaubensbildes als eines geradezu theologiſchen, wie die unorganiſche Angliederung der „Volkskunde" als eines iſolierten und beſonderen Teils, läßt das Ganze nicht zur Abrundung kommen. Die Theſe „Bauernkultur als ſelbſtändige Lebensform" zeigt den Zuſammenhang mit den Verſuchen, das Geſamtvolk von dieſem Begriff her zu beſtimmen, und ebenſo mit Tomori und Ortutay. Abgeſehen von allen bisherigen wiſſenſchaftlichen Ergebniſſen, iſt auf jeden Fall deutlich, daß die wiſſenſchaftliche Dorfforſchung heute in Ungarn als Schulung der Hochſchuljugend ſchon einen ganz beſtimmten Platz einzunehmen beginnt.

Eingangs wurde ſchon darauf hingewieſen, daß das Dorf nur einen Ausſchnitt der ungariſchen Agrargeſellſchaft darſtellt, weiterhin gehören dazu „Bauernſtadt" und „Tanya-Welt". Gerade die eigenartige, unter beſonderen Lebensgeſetzen ſtehende Welt der Einzelhöfe wurde wiederum Gegenſtand verſchiedenſter Darſtellungen.

Das Buch von Illyés „Volk der Puſzten"[28] erzählt allerdings nicht von der Welt der bäuerlichen Einzelhöfe, ſondern von den Lebensverhältniſſen des Geſindes auf den herrſchaftlichen Vorwerken („puszták"). Der Journaliſt Illyés gibt hier politiſche Sozialkritik in Form einer Reportage, die ſicherlich in vielen Einzelheiten lebensnah iſt und mit der Grundbehauptung, daß die Pußta mit dem „Dorf" nicht die geringſte Beziehung habe, eine bekannte Tatſache unterſtreicht. Es iſt aber eine Frage des politiſchen (im weiteſten Sinne) Taktes, was man in einer beſtimmten Lage ausſprechen ſoll und in welcher Form. Die Schilderung des Verfalls und der Schäden ganz für ſich — und mögen ſie auch in weitem Ausmaß vorhanden ſein — ohne irgendein poſitives Gegenbild zu erheben oder auch das zu zeichnen — und ſei es auch wenig — was noch „in Ordnung" iſt, kann auch eine ſehr negative Wirkung haben. Das Buch iſt vielleicht deshalb typiſch, weil es — wie auch die meiſten anderen journaliſtiſchen bzw. publiziſtiſchen Arbeiten, einfach noch nicht eine Gruppe aufrufen kann, die unter eindeutigem Zeichen und Befehl zu denken und zu handeln gewohnt iſt. Manchmal wird es recht eindeutig Anklage. Wie weit dieſe berechtigt iſt und welche Folgerungen ſich daraus ergeben, ſoll hier nicht entſchieden werden. Daß die hiſtoriſche Einleitung die Dinge auch etwas zu ſehr vereinfacht, liegt auf der Hand, wenn die Geſindefrage der vorkapitaliſtiſchen Zeit mit der der kapitaliſtiſchen gleichgeſetzt wird. Das kleine Büchlein von Szabó über die Kecſkeméter Tanyen[29] zeigt auf Grund örtlicher Quellen, daß es ſchon vor Beginn des 19. Jahrhunderts bewohnte Tanyen gab. 1592 iſt im Protokollbuch der Stadt ſchon das Wort „tania“ zu finden, aus einer anderen Stelle geht hervor, daß es ſchon um 1500 draußen auf der Flur Tanyen gab. Vorher galt dafür das Wort „szállás“, was zunächſt ſoviel wie Sommerunterkunft des Viehes bedeutete. Jahrhundertelang ſtehen aber die Worte szállás und tanya nebeneinander. Von der Mitte des 17. Jahrhunderts ſtanden auf der tanya nicht nur Rohrhütten, ſondern richtige Wohnhäuſer. Szabós Theſe, daß die Entſtehung der Tanyen nicht die Bevölkerungsvermehrung, ſondern die Vergrößerung der ſtädtiſchen Gemarkungen infolge der Verwüſtungen der Türken- und Tatarenzüge zur Urſache habe, iſt bis zu einem gewiſſen Grade richtig, ſtimmt aber für den ſpäteren Ausbau nicht mehr; eigentlich ſchränkt er ja dieſen Satz auch durch ſeine eigenen Angaben über die ſpätere Bevölkerungsbewegung ein. Zugleich wird die Tanyaſiedlung als folgerichtiger, aufs neue hervorgetretener Ausdruck der urmadjariſchen Viehzucht gewertet. Nicht immer zu den gleichen Ergebniſſen gelangt Papp[30] in ſeiner ſiedlungsgeſchichtlichen Studie über den gleichen Gegenſtand. Für 1781 gibt er auf den Tanyen eine Bevölkerung von 1080 in 225 Häuſern (Stadt: 21 237), unmittelbar nach 1848/49 von 7000 und heute von 40 000 (Hälfte der Bevölkerung) an. Neben der hiſtoriſch aufſchlußreichen Skizze von Szabó, iſt eine Segediner Diſſertation[31] zu nennen, die ein Teilgebiet der Segediner unterſtädtiſchen Tanyen beſchreibt, aber leider außer einigen bevölkerungsgeſchichtlichen und agrarſtatiſtiſchen Angaben kaum etwas bietet.

---

[27] Ujſzáſzy, Kálmán, A falu, Utmutatás a magyar falu tanulmányozásához. Saroſpatak, 1936. Druckerei: Kisfaludy Laſzló. 100 S.

[28] Illyés Gyula, Puszták népe (Volk der Puſzten). Budapeſt. Verlag: Nyugat, 287 S.

„Die Lage von Tard“ von Szabó, in ſtärkerem Maße „Volk der Pußten“ von Illyés, ſind als Sozialkritik zu werten, ähnlich die drei Bücher, die im folgenden näher gekennzeichnet werden ſollen, und die ein geſchloſſenes Bild großer Landſchaften, und damit ſtets eines großen Ausſchnittes der geſamten Landesprobleme geben wollen. Allerdings iſt ihre Art der „Sozialkritik“ eine verſchiedene.

Veres gibt in ſeinem kleinen Heftchen über das „Bauerntum des Alfölds“[32] zwar eine Sozialkritik vom Bewußtſein des Kleinbauern, Zwergbauern, Landarbeiters aus, die nicht nur deshalb bei ihm in einen Begriff des „unbürgerlichen“ Bauern verſchmelzen, weil ſich die Sozialdemokratie dieſes heute 40jährigen, ſchreibenden Landarbeiter-Kleinpächters annahm, ſondern weil bei der Verkümmerung großer Bauernſchichten in Ungarn dieſe Gruppierung vielerorts auch beſtimmt eine Einheit bilden kann. Viel wichtiger als die „Sozialkritik“ iſt etwas anderes, das ihn einerſeits ſeeliſch mit bäuerlich-konſervativer Lebenshaltung und anderſeits mit neuen Volksbegriffen verbindet. Von der täglichen Wirklichkeit und einer geſchichtlichen Sicht ausgehend, wird verſucht, das Weſen des Bauerntums im Alföld zu zeichnen. Jene oben genannten unteren bäuerlichen Schichten, mit genügendem Selbſtbewußtſein ausgeſtattet — das übrigens aus einer geſunden, man möchte faſt ſagen, freibäuerlichen konſervativen Lebenshaltung ſtammt, die weſentliche Kräfte aus dem Kalvinismus ſchöpft — ſind die echten Vertreter freien Madjarentums. In den anderen Landesteilen Großungarns gab es „Geſchichte“, dort gab es „Ungariſche Kultur“, aber um den Preis der Eigenſtändigkeit: dieſe Kultur erwuchs nicht aus eigener Wurzel, ſondern ſie war im weſentlichen Überſetzung des Fremden und das heißt — des Deutſchen. Deshalb muß es auch in Ungarn den tiefen Riß zwiſchen der Kultur der oberen Schicht und der des Volkes geben. Im Gegenſatz dazu blieb das Alföld geſchichtslos, ſeine Bevölkerung hatte niemals ein Verhältnis zum Staat, auch nicht zur national-demokratiſchen Idee Koſſuths und ebenſowenig zum Nationalſtaat modernſter Prägung, ſie blieb eine „typiſch unpolitiſche Menſchengruppe“. Dies iſt zunächſt die negative Kennzeichnung des Menſchentums dieſer Landſchaft. Aber daß es ſtets auf ſeine Art „frei“ blieb und nie zum Diener der Herren wurde, daß es durch Lebenshaltung und Lebensgewohnheiten innerlich verbunden iſt, macht es zu einer wirklichen Einheit. Das Blut iſt zwar verſchieden, aber Alföldbauerntum iſt trotzdem einheitlich, iſt „faj“, d. h. Raſſe, eigentlich „Volksart“, denn „Wir ſind keine Turanier und keine Arier, wir ſind Madjaren“ (S. 14). Dieſes bäuerliche Volkstum der Großen Tiefebene — im Gegenſatz zu den überfremdeten anderen Landſchaften, zu den „Herren“, und zu den Städtern, die nichts darſtellen — wird dem eigentlichen Madjarentum gleichgeſetzt, und ſo entſteht bei Veres der neue Begriff eines madjariſchen bäuerlichen Nationalismus. Dieſer Begriff iſt inhaltlich erſt zu einem Teil beſtimmt, aber er findet ſich auch bei anderen (Féja, Erdei) und hat ſogar eine (wenn auch recht angreifbare) philoſophiſche Grundlegung ſeiner Vorausſetzungen gefunden (Tomori).

---

[29] Szabó Kálmán, Kecskeméti tanyák. Kecskemét 1936. Verlag: Kecskeméti Lapok, 55 S.

[30] Papp László, A Kecskeméti tanyatelepülés kialakulása (Die Ausbildung der Kecſkemeter Tanyaſiedlung). In: „Acta Litterarum ac Scientiarum Regiae Univ. Hung. Francisco-Jos.“ II, 2. S. 89—172. Segedin 1936. Mit kurzem deutſchen Auszug.

[31] Széll Marta, Zákány, Szeged (Segedin) 1936, 41 S.

[32] Veres Péter, Az Alföld parasztsága. Budapeſt 1936. Verlag: Oravetz, 87 S.

In der Reihe „Die Entdeckung Ungarns“ (Magyarország Felfedezése), die eine Darſtellung des geſamten Landes nach Landſchaftsräumen geben will, erſchienen bis jetzt die drei Bände von Féja, „Wetterecke“[33], von Erdei „Flugſand“[34] und von Kovács „Die ſtumme Revolution“[35]. Féja geht an die Darſtellung ſeines Gebietes, der unteren Theißlandſchaft, d. h. in dieſem Falle der Komitate Békés, Cſongrád und Cſanád-Arad-Torontál von einem ſcharf umriſſenen politiſchen Standpunkt heran: er will zeigen, daß die herrſchenden Schichten und Mächte in Ungarn den eigentlichen Volkswillen als geſchloſſenen politiſchen Willen niemals zur Auswirkung kommen ließen, ſondern daß das Bauerntum als Kern madjariſchen Volkstums bisher ſeine geſchichtliche Aufgabe nicht erfüllen konnte. Eine Form der Siedlung hebt er heraus, die er immer noch für die poſitivſte im Sinne der von ihm erſtrebten Volksordnung hält: die ländliche Großſiedlung. Denn den Marktflecken und den „Bauernſtädten" ſchreibt er das Verdienſt zu — im Gegenſatz zu den kleinen Dörfern anderer Landſchaften — ein bäuerliches Selbſtbewußtſein gefördert zu haben. So bildet ſich in dieſen Orten eine beſtimmte Art der politiſchen Demokratie heraus und endlich kommt der politiſche Wille der Landarbeiter in den Bewegungen des „Bauernſozialismus" ſeit den 90er Jahren zum Ausdruck. In dieſen Schichten und nicht im Kleinbauern, dem „kisgazda" ſieht Féja heute die politiſchen Kräfte, die ſich gegenüber der herrſchenden Mittelſchicht, die ihren Charakter eigentlich durch die abhängige Beamtenſchicht erhält, durchſetzen könnten. Allerdings hat ſich bisher — nach der Anſicht des Verfaſſers — der Volkswille oft nur in der Form der „Empörung" und der „Anarchie" äußern können, weil man ihm von oben andere Möglichkeiten verſchloß. Heute könne das Land allein gerettet werden, wenn man den von unten aufbrechenden Plänen und Abſichten Raum gebe. Soweit der politiſche Standpunkt des Verfaſſers. Iſt er wirklich ein politiſcher Standpunkt? Für uns iſt nur dieſe Frageſtellung von Bedeutung; der ungariſche Staatsanwalt ſah die Lage anders und erkannte auf „Schmähung der Nation". Uns kommt es vor, als ob der Verfaſſer in kritiſchen Kategorien von der „Geſellſchaft" und der „ſozialen Lage" allzuſehr befangen, zu eigentlich politiſchen Begriffen noch kaum vorgeſtoßen ſei. Aber ohne Zweifel iſt auch dieſes Buch Ausdruck eines heute weitverbreiteten Gefühls, das man ſchon faſt als Einſicht bezeichnen möchte: daß ohne geſellſchaftliche Umſchichtungen Ungarn nicht beſtehen könne. Dieſe Einſicht verbindet „Konſervative" wie Szekfü mit Revolutionären wie Féja, mögen ſie auch im übrigen durch ihre Grundhaltung völlig voneinander getrennt ſein.

---

[33] Féja Géza, Viharsarok. Budapeſt. Verlag: Athenaeum, 275 S., 8^0, 2. Aufl.

[34] Erdei, Ferenc, Futóhomok. Budapeſt. Verlag: Athenaeum, 242 S., 8^0.

[35] Kovács, Imre, A néma forradalom. Budapeſt 1937. Verlag: Cſerépfalvi, 262 S., 8^0.

Im übrigen ſchildert Féja die einzelnen Orte dieſes Gebiets, Siedlungen, in deren Landarbeiter- und früheren Erdarbeiterſchichten („kubikusok" lebten von Kanalbau und Flußregulierung) der Agrarſozialismus Wurzeln ſchlug. Das Cſongráder Komitat, in dem der Großgrundbeſitz auch heute noch in den „eszmei községek" die unſeren ehemaligen Gutsbezirken ähneln — ſeine politiſche Macht bewahrt hat — wird beſonders zum Gegenſtand einer ausführlichen Schilderung; die „Sekten" als Form der Empörung und der ohnmächtigen Revolution, die ſich nur aus dem unmittelbaren politiſchen Bereich auf ein anderes verlagert, müſſen wohl in vielen Fällen ſo geſehen werden, wie ſie Féja ſieht, allerdings bedeuten ſie in manchen Fällen auch ergebungsvolle Reſignation.

Féja ſieht in den meiſten Abſchnitten der ungariſchen Geſchichte das Auseinanderklaffen vom Volksgedanken und „politiſchem Nations"gedanken (ſpezifiſch madjariſch-ungariſcher Begriff ſeit 1867 vor allem), gerade deshalb könnte man vermuten, daß ſich hier ein neuer Volksgedanke des Madjarentums — mag er vorläufig auch in der Kritik der eigenen Geſchichte voll Verbitterung oft zu weit gehen — durchzuringen verſuche. Aber ſeine Wertung der deutſchen Volksgruppe weicht jedenfalls nicht weſentlich von einer in Ungarn weitverbreiteten ab. Er ſpricht zwar nur an zwei Stellen von der deutſchen Volksgruppe, an einer Stelle nennt er Deutſche (eine Volksgruppe von gegen 600 000) und Rumänen (die Bevölkerung einiger Grenzorte) in einem Atemzug „entſchloſſen und einſeitig chauviniſtiſch, und die über ihre Raſſe-Intereſſen hinausgehenden höheren menſchlichen Intereſſen und Regungen intereſſieren ſie wenig“, und an einer zweiten Stelle, wo er Mezöberény ſchildert: „Die deutſche Jugend ſtützt der große Gedanke des Imperialismus, und dieſen imperialiſtiſchen Gedanken kann man bei uns rein in völkiſcher Färbung bringen, denn die entſcheidende Mehrheit des hieſigen Deutſchtums ſind Bauern.“

In viel ſtärkerem Maße iſt das Buch von Erdei eine Auseinanderſetzung mit dem Deutſchtum. Seine Begriffe ſtehen denen von Veres und bis zu einem gewiſſen Grade ſelbſt denen von Illyés nahe, ſo weit es um die „Freiheit“ und das Selbſtbewußtſein geht. Der weſtliche Bauer iſt für den Verfaſſer kein Bauer, d. h. kein Vertreter eines beſonderen Standes, ſondern er iſt für ihn Angehöriger einer verbürgerlichten Schicht der bürgerlichen Geſellſchaft — der madjariſche Bauer hingegen lebt in einem abgeſchloſſenen ſittlichen Syſtem, in einer eigenen Wertordnung und hat kaum Berührung mit den anderen Schichten, er war gezwungen, ſich ſeine eigene primitive Kultur zu ſchaffen. (An dieſem Punkt ſetzt Tomori theoretiſch ein.) Dieſes urſprüngliche madjariſche Bauerntum, das demnach vor allem noch im Alföld beſteht, iſt heute allerdings nur noch in geringer Zahl und überdies in einem Auflöſungszuſtand vorhanden: es verbürgerlicht allmählich oder vegetiert in Abgeſchloſſenheit weiter, bzw. es hemmt ſich ſelbſt in ſeinem biologiſchen Leben. So iſt beim Verfaſſer der Zweifel an dieſem eigenſtändigen Begriff des Bauerntums ſtärker als ſeine Bejahung. In dieſem Sinne klingt auch das Buch aus: „Nur eine Annahme kann die Rettung und Wiederherſtellung des bäuerlichen Volkslebens rechtfertigen: wenn es gut iſt, daß der Bauer nur ſo Menſch iſt, wie man als Bauer Menſch ſein kann, und wenn es gut iſt, daß nur eine zu „niederer“ Kultur gezwungene Mehrheit in der Lage iſt, die „hohe“ Kultur einer Minderheit der Geſellſchaft aufrechtzuerhalten. Aber wer rechtfertigt dieſe Annahme?“

Den Raum, den das Buch darſtellt, bilden das Peſter Komitat und die bei Ungarn verbliebene Reſt-Batſchka. Und eben in dieſem Gebiet gibt es große Landſtrecken, in denen jene alte Art des madjariſchen Bauerntums ſchon lange nicht mehr zu finden iſt: um die Weltſtadt Budapeſt, und in anderen Landſtrichen, in denen es „mit Deutſchen gemiſcht“ lebt, d. h. an den Rändern der deutſch beſiedelten Gebiete.

Vor allem aber iſt das Deutſchtum in Ungarn Gegenbild jenes madjariſchen Bauerntypus. „In der Batſchka iſt der Deutſche tonangebend. Er brachte ſeinen berechnenden Fleiß mit, die Gebundenheit ſeiner Phantaſie und ſeinen diſziplinierten Wunſch zum Lernen. Der beſte Landwirt iſt überall der Deutſche. Er ſchafft keine Wunder, aber ſein Beſitz iſt muſterhaft: mehrere ſich gegenſeitig ausgleichende

Anbauarten, geräumige landwirtſchaftliche Gebäude, viele Maſchinen und von weither gebrachte Raſſetiere; und er kauft das meiſte Feld auch bei Herrſchaftsparzellierungen und dem Verkauf von Kleingrundbeſitz. Er lebt von ſeiner Wirtſchaft und verbürgerlicht dadurch“ (S. 187).

Es ſind — erſt recht in den Ofener Bergen — „evolutioniſtiſche Bauern“, die ſich reibungslos ziviliſieren, ohne daß ſie ihrer Vergangenheit ſcharf gegenüberſtehen, und die gern die Erinnerung an ihre Bauernwelt bewahren. Geht die Verbürgerlichung bei den Deutſchen abgeſchloſſener Orte auch z. T. vor ſich, daß die Verbürgerlichung dann eben den reibungsloſeſten Weg der Madjariſierung bedeutet — und Erdei wünſcht das einerſeits — (ſo das Beiſpiel des Gymnaſiums von Kiſkunhalas, deſſen beſte Schüler von deutſchen und ſlowakiſchen Eltern aus Soltvadkert ſtammen) —, ſo bewahren die geſchloſſenen deutſchen Siedlungsgruppen in Ungarn ihr Volkstum, und Erdei gibt zu, daß ſie dieſes halten und bewahren. Aber er ſieht in dieſer Tatſache eine Gefahr im gegenwärtigen Zuſtand, in dem die Madjaren keine Volkspolitik treiben: ſo ſeien die Deutſchen gezwungen, eine eigene zu führen, ſchon um ihre Sonderſtellung zu verteidigen. „Und wenn ſo eine iſolierte Geſellſchaft zu irgendeinem Volk gehören will, dann wünſcht ſie ſchon zu dem zu gehören, das ihr irgend etwas in Ausſicht ſtellen kann. Die großdeutſche Propaganda verſpricht nichts Geringes: Einſchmelzung in das mächtige Reich eines mächtigen Volkes und in dieſem Rahmen ein menſchliches Leben.“ Alſo nicht nur die außenpolitiſche Phantaſie, ſondern das tatſächliche ſoziale Vorbild des neuen deutſchen Menſchen in einer ſich neu formenden Geſellſchaft (das Deutſche Reich) wirkt als Gefahr — oder als Vorbild? Allerdings kann dieſes deutſche Bauerntum in Ungarn nach Erdeis Auffaſſung von den politiſchen Zukunftskräften des Madjarentums niemals ein politiſcher Faktor ſein. Und dann wird für die Zukunft — um es hier begrifflich zu ſagen — die Hoffnung ausgeſprochen, daß ſich 1848 wiederholen möge, denn wie damals die politiſche Bewegung das deutſche Bürgertum in Ungarn dazu mitriß, daß es um eines innerpolitiſchen Bekenntniſſes willen das Bekenntnis zum eigenen Volk opferte, ſo möge es dem deutſchen Bauerntum in der zukünftigen ſozialen Revolution des Bauerntums ergehen. „Heute kann dieſes Volk nur ein völlig erſchütterndes gemeinſames Erlebnis der geſellſchaftlichen Erhebung mit der Geſellſchaft verſchmelzen, in der es lebt.“ (S. 40.) Die öſtlichen Agrarrevolutionen bedrohen alſo ſchon ihrer Anlage nach auf jeden Fall auch deutſches Volkstum, wie auch ſonſt ihre Wirkung auf die einzelnen Länder ſein möge.

Im übrigen iſt das Buch natürlich keineswegs nur eine Auseinanderſetzung mit dem Deutſchtum und der Verſuch einer begrifflichen Feſtlegung des madjariſchen Bauerntums, ſondern viel mehr bemüht als Féja, in die Probleme auf dem Wege über die Erkenntnis — und nicht nur mit einem vielleicht allzu ungeduldigen „politiſchen Willen“ einzudringen, vermittelt es eine Reihe wertvoller Einſichten in die Struktur rein madjariſcher Gebiete. Die geſchichtliche Feſtſtellung, daß die

Grundlagen von 1700 in bezug auf die Freiheit des Bauern, wie auf den ſtändiſchen Aufbau des Madjarentums, d. h. Adel und Bauern ohne Bürgertum ſich auch bis heute, auf keinen Fall aber bis 1848 nicht geändert haben, iſt einleuchtend; nur die „jüdiſch-deutſche Bourgeoiſie“ trat hinzu. Im übrigen iſt vom jüdiſchen Anteil nicht gerade häufig die Rede. Das Vorbild bäuerlich-bürgerlicher Freiheit ſind auch für Erdei die „Bauernſtädte“: aus den Tanyen Dörfer machen, hieße „Rückfall unter den Oberſtuhlrichter“, d. h. unter die Herrſchaft der Adelsſchicht und des zentraliſtiſchen Staates. Die Vorliebe für die „Bauernſtädte“ führt zu ihrer beſonders eingehenden Darſtellung, vor allem der Tanyenbegriff wurde ſauber geklärt. Die Entwicklung begann damit, daß in der Zeit, als der Ackerbau die Viehweide immer weiter zurückdrängte, die „tanyák“ vor allem deshalb gebaut wurden, um draußen gewiſſe landwirtſchaftliche Arbeiten erledigen zu können, das eigentliche Wohnhaus blieb in der Stadt. Für die Großbauern iſt das auch heute noch die Löſung, denn ſie bewohnen ihr Haus in der „Stadt“, im Haus auf der Tanya wohnt das Geſinde. Bis zu einem gewiſſen Grade war dieſe doppelte Wohnſtätte auch für die Kleinbauern noch möglich, ſolange über die Kleinfamilie hinaus eine lockere Form der Großfamilie beſteht: das Stadthaus iſt dann für die Altenteiler beſtimmt. Der Zerfall dieſer Großfamilie läßt heute auch den Kleinbauer meiſt nur auf die Tanya angewieſen ſein. Ein neuer Abſchnitt in der Entwicklung der Tanyenwelt begann mit einer ſtärkeren Landausteilung, die Folge eines Bevölkerungsdruckes war: die armen Leute kauften Sandparzellen, mußten ſelbſtverſtändlich ihre Unterkunft in der Stadt aufgeben und ſiedelten ſich draußen feſt an. Der Weg des ſozialen Aufſtiegs in den „Bauernſtädten“ (Erdei ſagt meiſt „mezőváros“: der alte Begriff für den Flecken!), der über die Intenſivierung des Anbaus führt (Gemüſe, Obſt, Wein) wird in dieſem Zuſammenhang in ſeinen einzelnen Abſchnitten und Möglichkeiten eingehend geſchildert. In der Ortsbeſchreibung finden wir mehr und konkretere Einzelangaben als bei Féja: das Buch wird für viele in Ungarn ein neues Mittel ſein, um Landeskenntnis zu erwerben, die über die bloße Beſchreibung hinaus auch ſchon hie und da in Form konkreter Begriffe dargeboten wird.

Das Buch von Kovács zeigt ſeiner Anlage nach vielleicht beſonders deutlich den Charakter dieſer in Ungarn jetzt im Mittelpunkt ſtehenden „ſoziographiſchen Literatur“. Es gehört weit eher in die „ſchöne Literatur“ als in die politiſche Publiziſtik, wenigſtens gilt dies für Stil und Darſtellung ganzer Abſchnitte. Es iſt durchaus nicht einheitlich, ſondern iſt aus Verſchiedenem zuſammengeſtellt, das ſchon an anderer Stelle erſchien. „Stumme Revolution“, das bedeutet kein Sich-Auflehnen mit dem Willen zur bewußten politiſchen Umgeſtaltung, es bedeutet vielmehr Verzicht auf den politiſchen Willen in dieſem ungariſchen Lebensraum in jeder nur möglichen Form. In der Vorkriegszeit war es die Auswanderung, d. h. infolge der Enge des Lebensraums, die der Großgrundbeſitz zu einem entſcheidenden Teil bedingte, zog man es vor, wenigſtens in einem anderen Raum ſein eigenes tatkräftiges Leben zu retten und weiterzuführen, in der Nachkriegszeit iſt die geſteigerte Form dieſes Verzichtes das Sektenweſen, d. h. der Verzicht auf die tatkräftige Geſtaltung des eigenen Lebens, das Rettung-Suchen, nachdem alles andere zuſammengebrochen iſt, allein in der Bibel. Die dritte und gefährlichſte Form der „Stummen Revolution" iſt das Einkindſyſtem mit allen ſeinen Folgen und Begleiterſcheinungen oder vielmehr ſogar das Keinkindſyſtem, der Verzicht auf das Leben überhaupt. Die Abſchnitte über das Einkindſyſtem wurden im weſentlichen der oben erwähnten Darſtellung der Gemeinde Kemſe entnommen, an der Kovács ja damals — allerdings in einem wiſſenſchaftlichen Rahmen — mitarbeitete. Neben dem Einkindgebiet der Ormánſág wird hier noch das ebenfalls zu den Rückgangsgebieten rechnende Sarköz als beſonders entmutigendes Beiſpiel angeführt. Daneben ſtehen Abſchnitte, die rein zahlenmäßig die Agrarſtatiſtik auswerten, ohne wohl die tatſächlichen Grundlinien zu verzeichnen, die jedoch, um wiſſenſchaftlich gründlich zu ſein, weit mehr durchzuarbeiten wären. Dabei iſt eins klar: es gibt heute keinen Ausweg für das Madjarentum. Ungarn iſt das Land des Agrarproletariats, das keinen Lebenswillen mehr hat und deſſen verzweifelte Maſſen der Landarmen und Landloſen in wirren, nie zu verwirklichenden Vorſtellungen ihr Heil ſuchen. Alles das ſind für Kovács Vorzeichen einer Revolution wie die reformatoriſche Bewegung vor der großen ungariſchen Bauernrevolution von 1514. An einen poſitiven Ausgang einer derartigen Revolution glaubt Kovács nicht. Das heißt wiederum eine „Sozialkritik", die ohne wirkliche politiſche Begriffe an die zweifellos äußerſt ſchwierigen, d. h. anarchiſtiſch-revolutionär geladenen und nicht mehr von einer feſten geſellſchaftlich-politiſchen Oberſchicht beherrſchten Zuſtände herantritt und auch aus ihnen keinen Ausweg weiſen kann. Von einem autoritären politiſchen Standpunkt könnte man mit Recht die Frage ſtellen, ob es erlaubt ſei, wenn man ſelbſt nicht wiſſe, wohin der Weg gehe, doch davon zu reden und zu ſchreiben. Der Staatsanwalt erreichte die Verurteilung von Kovács wegen „Schmähung der Nation" und „Aufreizung zum Klaſſenhaß" zu drei Monaten Gefängnis. Das heißt in dem Falle ſoviel wie: von einer beſtimmten Funktion des Staates aus wird dafür geſorgt, daß an den beſtehenden Zuſtänden nichts geändert werden könne und dürfe. Daß wiederum nicht der geſamte Staatswille dahinterſteht, ſondern daß vielmehr noch verſucht wird, durch das formale Auseinanderhalten von Verwaltung und Rechtſprechung die Verantwortung nicht voll zu übernehmen, zeigt ein Ausſpruch des Innenminiſters Széll im Oberhaus: „Die Frage der Preſſereform gehört in erſter Reihe in den Wirkungskreis des Juſtizminiſters, und deshalb will ich mich darüber nicht eingehend äußern. Ebenſo gehört die Angelegenheit des Buches ‚Viharsarok' von G. Féja in ihrem gegenwärtigen Stadium nicht in meinen Wirkungskreis, da ſich die Angelegenheit vor Gericht befindet." — Féja wurde übrigens aus den gleichen Gründen verurteilt. —

In dem Abſchnitt bei Kovács über das Sarköz ſteht im Mittelpunkt die Auseinanderſetzung mit der deutſchen Volksgruppe in Transdanubien. Das Vordringen des Deutſchtums, das ſeinen ſtarken Überſchuß an Menſchen in die ſtagnierenden bzw. ſogar, was ihre reformierte Urbevölkerung betrifft, zahlenmäßig zurückgehenden madjariſchen Dörfer der Donauniederung nördlich Mohács abgibt, wird in grellen Farben geſchildert. Die Deutſchen, die als Landarbeiter oder Pächter kommen, gewinnen allmählich große Teile der Gemarkungen der madjariſchen biologiſch gefährdeten Dörfer. Von deutſcher Seite iſt in letzter Zeit klar genug dargelegt worden, daß die natürliche Vermehrung des Deutſchtums in Ungarn keinesfalls ſo niedrig iſt wie es die amtliche ungariſche Statiſtik errechnen zu können glaubt. Eines iſt weiterhin feſtzuſtellen: bisher ging aus der amtlichen Statiſtik nicht hervor, daß ſich das Deutſchtum nach irgendeiner Richtung überhaupt ausdehnte, die deutſchen „Gewinne“ von 1930 laſſen ſich in den meiſten Dörfern darauf zurückführen, daß deutſche Bevölkerungsteile, denen 1920 das Bekenntnis zur deutſchen Mutterſprache erſchwert oder unmöglich gemacht wurde, ſich 1930 wieder als ſolche bekennen. Wir dürfen jetzt geſpannt ſein, was die Volkszählung von 1940 zu dieſen Behauptungen ſagen wird, die ja nicht nur von Kovács allein ausgeſprochen wurden. Die Parallele zum gegenwärtigen Bodenverluſt des Madjarentums wird an anderer Stelle des Buches in der Vergangenheit aufgezeigt: das Siebenbürger Rumänentum wußte gleichfalls in den letzten 15 Jahren vor dem Kriege ſich auf Koſten der auswandernden, bzw. durch die ſozialen Verhältniſſe zur Auswanderung gedrängten Madjaren größeren Lebensraum zu ſichern. Es hat keinen Sinn, an dieſer Stelle auf all die tatſächlichen Fehler und Überſpitzungen in bezug auf die deutſche Frage einzugehen (ſpuken doch auch hier wieder jene berühmten Karten, auf denen die deutſche Reichsgrenze am Donaulauf zwiſchen Transdanubien und dem Alföld verläuft). Aber ſoviel iſt ſicher: die Vorſtellung eines ſtarken Deutſchtums, das ſowohl in ſeinen Außengruppen auf fremden Staatsgebiet wie in ſeinem Kern, der von den Reichsgrenzen umſchloſſen iſt, ſich auszudehnen ſucht und damit andere Völker und Volksgruppen bedroht, iſt eine Tatſache. Kovács ſieht allerdings in dieſem Zuſammenhang vor allem die herrſchenden Schichten Ungarns als die verantwortlichen an, die es verſäumten, durch eine ſinnvolle Sozialpolitik zunächſt dem madjariſchen Bauerntum genügend Lebensraum zu ſichern. Kovács’ Buch iſt hauptſächlich literariſch zu werten, es gehört in einen beſtimmten Zuſammenhang mit der literariſchen Richtung D. Szabós. Alle dieſe „ſoziographiſche“ Literatur iſt heute eben die Literatur großſtädtiſcher Schichten, die ſicher zu einem großen Teil darauf rechnen, aus „ſozialen Umwälzungen“ für ſich Nutzen zu ziehen. Daß dieſe Schichten zu einem großen Teil jüdiſch ſind, iſt klar. Trotzdem iſt in der „ſoziographiſchen Literatur“ immerhin ein Verſuch vorhanden, die brennendſten Fragen des Landes aufzugreifen. Sie zwingt damit auch diejenigen, die die beſtehenden Zuſtände ſtarr erhalten wiſſen wollen, zur Stellungnahme.

Die Ablöſung vom Weſten und die Ablöſung vom Herrentum — hie und da als gleichbedeutend geſetzt — wird einerſeits von einigen für die Zukunft als revolutionäre Wendung aus wilder Wurzel gefordert (wenn es auch bei ihnen zu einem kleinen Teil ein Zurückkehren zu den Urſprüngen bedeutet) — anderſeits eben vor allem als Rückbeſinnung auf das echte Madjarentum. Und um dieſe Rückbeſinnung auf einer einigermaßen ſicheren Grundlage vollziehen zu können, bietet ſich von ſelbſt die Theſe an: zu zeigen, daß es eine „Kultur des Bauerntums“ gibt, aus ſich ſelbſt heraus, ohne Herrenſchicht, als geſchichtsloſe, zeitloſe Schöpfung. Eine Angehörige des Segediner Volkskunde-Kreiſes V. Tomori unternimmt in ihrem Buch von der „Entſtehung der Weltanſchauung des Bauerntums“[36] dieſen Verſuch. Konkrete Bauernpſychologie, volkskundliche Analyſe der Gegenwart und der Vergangenheit ſind die Arbeitsmittel, um zu geſchichtsphiloſophiſch-pſychologiſchen (muß man ſchon ſagen) Schlüſſen zu kommen. Uns intereſſieren hier weniger die Theſen über „Milieu und Individuum“, uns muten aber manche Begriffe — trotzdem geſagt wird, daß die Geſchichte einzubeziehen ſei — recht unhiſtoriſch an. Die Arbeitshypotheſe vom Entwicklungs-Parallelismus der Naturvölker (entſprechend dem nicht zitierten Lévy-Brühl) muß mit Notwendigkeit zu unhiſtoriſchen Begriffen führen, auch wenn im 19. Jahrhundert die Geſchichte ſozuſagen eingeſchmuggelt wird. Denn es iſt nichts anderes, wenn man aus heiterem Himmel auf einmal die Geſchichte als Zerſtörer auftreten läßt, indem ſie die „totale Anſchauung des Bauern von der Welt“ zerſchlägt und durch Wirrniſſe zu dem Endergebnis führt, daß der Bauer nun in ſich differenziert, bewußt ein ſolcher ſein will. Der „ſtädtiſchen Kultur“ wird die Aufgabe zugewieſen, dabei mitzuhelfen. Das Verhältnis von Bauerntum und Geſchichte — mag es ſich auch mit dem Einſetzen des Nationalismus und ſeiner früheren und ſpäteren Auswirkungen noch ſo ſehr ändern, wird damit eben falſch gezeichnet. Wenn praktiſch damit auch die Theſe von „geſunkenem Kulturgut“ bekämpft werden ſoll (ſo auch Ortutay), ſo läßt ſich der Streit doch wohl kaum auf dieſe Weiſe aufnehmen. So iſt Bauernkultur für Tomori nichts, was unter der Herrſchaft objektiver Werte ſteht, ſondern immer neu ſich Bildendes, Schaffen als Lebenstatſache. Dieſe Arbeit, deren Ziel es iſt, Begriffe zu klären, die manche wertvolle Einzelerkenntnis enthält, und mit erfreulicher Deutlichkeit vor den falſchen bäuerlichen Kulturformen der Gegenwart (Mezököveſd uſw.) warnt, iſt uns weit mehr durch ihren Standort in der heutigen ungariſchen Volksforſchung überhaupt intereſſant, als durch ihre geſchichtsphiloſophiſch-pſychologiſchen begrifflichen Ergebniſſe, die wohl zu weiterer Forſchung anregen, aber nur zu einem ſehr geringen Teil einer Prüfung ſtandhalten dürften.

Eine gute Zuſammenfaſſung, die vom 18. Jahrhundert, d. h. von dem Zeitpunkt an, da das Problem des Bauerntums in Ungarn im Gefolge des Nationalismus auftritt, den Standort der einzelnen volkskundlichen Werke aufzeichnet, iſt das kleine Büchlein von Ortutay, „Madjariſche Volkskenntnis“[37]. Seine Kritik an der ungariſchen Volkskunde der Jahrhundertwende, „die nur die volkskundliche Oberfläche beſchrieb und die weitere Fragen, geſellſchaftliche Zuſammenhänge nicht einmal intereſſierten“, wie auch einer Reihe neuer Arbeiten, geht davon aus, daß nur eine wirkliche Geſamtanalyſe menſchlicher Gemeinſchaften zur Erkenntnis des

---

[36] Tomori, Viola, A parasztság szemléletének alakulása, Szegedi Fiatalok Müvészeti Kollégiuma. Szeged 1935. Verlag: Prometheus, 127 S.

[37] Ortutay, Gyula, Magyar Népismeret. Budapeſt 1937. Verlag: Magyar Szemle Tárſaſág, 80 S.

Bauerntums führen kann. Allerdings unterſcheidet ſich ſein volkskundlicher Standpunkt von dem der politiſchen Volkskunde, wie ſie hier als Sammelbegriff gebraucht wird, dadurch, daß er die Tatſachen, nicht allein von „geſellſchaftlichen Geſichtspunkten aus“, ſondern auch z. B. von der Pſychologie her prüfen will. Freilich iſt ſeine Kritik der „Rural sociology“ und alles deſſen, was eng damit zuſammenhängt, als einer katalogiſierenden Wiſſenſchaft auch nur zu berechtigt. Möge die Forderung eines dynamiſchen Bildes von der bäuerlichen Geſellſchaft und einer genauen Kenntnis von der Schichtung innerhalb des Bauerntums ſelbſt in der ungariſchen Forſchung recht gründlich berückſichtigt werden! Die politiſchen Kräfte ſieht auch O. nicht bei den Kleinbauern, ſondern bei den Landarbeitern. O. möchte zwar auch die Städte in Ungarn in die volkskundliche Betrachtung einbeziehen — aber er will unter „madjariſcher Volkskenntnis“ nur die Kenntniſſe verſtanden wiſſen, die ſich auf das Bauerntum, nicht hingegen jene, die ſich auf das geſamte Volk beziehen. O. betont vor allem die Erkenntnis der bäuerlichen Geſellſchaft und Kultur als die Aufgabe der Volkskunde. Damit ſetzt er ſich erfreulicherweiſe von jenen ab, die von der Kenntnis der Wirklichkeit allzu ſchnell den Schritt zur pſeudopolitiſchen Beurteilung der Gegenwart und zum pſeudopolitiſchen Aufruf tun, ohne eine begriffliche Zeichnung überhaupt nur zu wagen. Es wäre wohl möglich, daß von dieſer Erkenntnis eines Teiles des Geſellſchaftsaufbaus in Ungarn auch der Weg zu einer Geſamterkenntnis des Volkes überhaupt gegangen würde, es würde heißen: mit der Erkenntnis der breiten tragenden Schicht beginnen. Es kann aber in dieſer Begrenzung auch eine Gefahr liegen, nämlich die, ſich mit der Erkenntnis des Bauernlebens zu begnügen, anderen Erkenntniſſen auszuweichen. In deutſcher Sprache liegt eine zuſammenfaſſende Veröffentlichung[38] vor, die ſich zwar zu einem großen Teil auf rein landwirtſchaftliche Fragen und deren abſtrakte geſetzliche Regelung bezieht, die aber auch Stoff für eine agrarſoziologiſche Betrachtung Ungarns in reichem Umfange enthält. In dieſer Aufſatzſammlung ſind Böden, Klima, Statiſtik, Siedlungsverhältniſſe, ſoziale Verhältniſſe und praktiſche Agrar- und Sozialpolitik von verſchiedenen Verfaſſern bearbeitet worden, die meiſt als Fachleute der Verwaltung und der Wiſſenſchaft bekannt ſind. Die Auffaſſung der einzelnen Mitarbeiter kommt ſehr ſtark zur Geltung, ſo daß ſich die ungariſchen Probleme hier in verſchiedenartigſter Betrachtung widerſpiegeln. Die Ergebniſſe der Grundbeſitzſtatiſtik von 1935 konnten leider noch nicht verarbeitet werden. Sie liegen heute in ſehr ausführlicher und weitgehend differenzierter Form vor[39].

---

[38] Struktur und Verfaſſung der ungariſchen Landwirtſchaft. Aufſätze von: J. Cſiky, E. Czettler, A. Halács, L. Juhos, B. Kenéz, M. Kerék, J. Konkoly-Thege, Z. Koós, L. Leopold, M. Matolcſy, M. Mattyaſovſzky, A. Nizſalovſzky, A. Réthly, E. Takács, S. Tátray, L. Thirring. Hrsg. vom Internat. Ausſchuß der Ungar. Agrarwiſſ. Geſellſchaft, zugleich als Ungar. Gruppe der Internat. Konferenz für Agrarwiſſenſchaft. Budapeſt 1937. 272 S.

[39] Magyarország földbirtokviszonyai az 1935 évben. (Die Grundbeſitzverhältniſſe Ungarns im Jahre 1935.) (Auch franzöſiſch: „Propriété foncière.“) Teil I: nach Komitaten, autonomen Städten und Gemeinden. („Magyar statisztikai Közlemények“. NR., Bd. 99.) Budapeſt 1936. 1050 S.

Die Anſätze zu einer politiſchen Volkskunde in Ungarn wurden einerſeits als Ergebnis der geſellſchaftlich-politiſchen Lage gezeichnet: der Raumnot des Landvolkes und der Tatſache, daß der Druck öſtlicher Völker mit ihren agrarrevolutionären Beſtrebungen und ihrer revolutionierten Wirklichkeit auf Ungarn laſtet. Daß die Tatſache einer neuen ſozialen Bewegung und Umgeſtaltung in der europäiſchen Mitte ebenfalls auf das Land wirkt, iſt ſelbſtverſtändlich. Zum Verſtändnis der ungariſchen Geſamtlage gehört auch eine klare Vorſtellung vom Anteil des Judentums, und es iſt auffällig, daß von dieſer beſonderen raſſiſchen und ſozialen Schicht in all den angeführten Arbeiten nur ſelten geſprochen wird, zumal das Judentum in Ungarn nicht allein ein ſtädtiſches Problem, ſondern ebenſo ein ländliches iſt, ſelbſt wenn man vom Einfluß des ſtädtiſchen Händlers, Rechtsanwalts und der Preſſe abſieht. Auch das Fehlen derartiger Unterſuchungen im Rahmen dieſer Arbeiten iſt aus der politiſch-geſellſchaftlichen Geſamtlage in Ungarn zu erklären.

In Rumänien begannen die Dorfunterſuchungen des Guſtiſchen Kreiſes im Jahre 1925. Leider fehlt es bisher noch an zuſammenfaſſenden Veröffentlichungen. In den letzten Jahren hat ſich die urſprünglich als rein wiſſenſchaftlich begonnene Arbeit weit mehr auf das Gebiet der Sozialarbeit und der Pädagogik verlagert. Das heißt, in einer Reihe von Dörfern in den verſchiedenſten Gegenden des Landes werden Gruppen von Studenten (Echipe regale) angeſetzt, die helfen ſollen zur Beſſerung der geſundheitlichen, hygieniſchen und landwirtſchaftlichen Verhältniſſe beizutragen, und die zugleich volkskundliches Material ſammeln. Wenn man in Betracht zieht, daß in dieſem Jahr 20 Gruppen von je 8—10 Studenten auf 3 Monate angeſetzt waren, daß an denſelben Orten noch Pfadfindergruppen arbeiteten (Wege- und Brunnenbau uſw.) und daß ebenfalls die Lager zur vormilitäriſchen Ausbildung der Studenten dort zuſammengezogen waren, ſo erkennt man, welchen neuen Einflußbereich der Staat ſich zu ſchaffen ſucht. Das Dorf-Muſeum (Muzeul Satului) in Bukareſt, eine Freilichtſchau, in dem wirkliche Häuſer aus den verſchiedenſten rumäniſchen Siedlungsgebieten aufgeſtellt ſind, vermittelt ebenfalls einen ſtarken Eindruck von der Ausdehnung der Arbeit. Ob die Beſtrebungen zur Errichtung von „Kulturhäuſern“ in den Dörfern, die gleichſam einen geiſtigen und kulturellen Mittelpunkt darſtellen ſollen, dem Landvolk gemäß ſind, muß die Zukunft erweiſen.

Ohne Zweifel hat kein Land in Südoſt- und Mitteleuropa (und auch wohl anderswo kaum) bisher ein ſo reiches Material über Dorf und Landvolk geſammelt wie Rumänien. Die bisher erſchienenen Studien vermitteln ſehr viel einzelnes, und zwar zum großen Teil methodiſch recht gut verarbeitet, ohne daß jedoch bis jetzt ein Dorf als Ganzes dargeſtellt worden wäre. Eine Reihe von Arbeiten iſt in Band X des „Arhiva pentru ştiinţa si reforma socială“ („Archivs für Sozialwiſſenſchaft und Sozialreform“) erſchienen, wie auch in den ſpäteren Bänden. Seit 1936 gibt Guſti auch die „Sociologie Românească“ („Rumäniſche Soziologie“) heraus, die es ſich zur Aufgabe gemacht hat, die Fragen der Dorfforſchung in immer weiteren Kreiſen anzuregen. Außer Grundſätzlichem finden wir auch hier eine ganze Reihe von Einzelſtudien über die Dörfer. Daß die Anregungen wirkſam waren, beweiſt die Gründung des „Sozialinſtitut für das Banat und den Kreiſchgau“ in Temeſchvar, das zugleich eine Zeitſchrift herausgibt ,,Revista Institutului Social Banat-Crişana“ und eines gleichen Inſtituts für Beſſarabien in Chiſinău (Kiſchinew). Nach den bisherigen Veröffentlichungen des weſtlichen dieſer beiden Grenzrauminſtitute ſcheint es, als ob ſozuſagen die „politiſche Soziologie“ hier ſtärker wirkſam werden würde als bisher in der Guſtiſchen Schule. Für dieſe heißt die Ausgangstheſe auch heute noch: erſt Philoſophie, dann Soziologie, dann Politik. Im Banat hingegen hat man eines der brennendſten Probleme dieſer Landſchaft ſofort zum Gegenſtand der Unterſuchung gemacht: die Frage der Bevölkerungsſtagnation bzw. des Bevölkerungsrückgangs, des Einkind- und Keinkindſyſtems. Es iſt bekannt, daß dieſe Frage alle Volksgruppen dieſer Landſchaft betrifft. Über Balinţ, das auch deutſche Bevölkerung beherbergt, ſind bereits in der Sociologie Românească (I, Heft 7—9) recht intereſſante Ergebniſſe veröffentlicht.

Abgeſehen von volkskundlichem Material, das in der bisher veröffentlichten Form meiſt noch nicht viel Beziehung zum Dorf als Ganzheit zeigt, zielen alle Einzelarbeiten jedoch deutlich darauf hin. Während die „geiſtige“ Welt des Dorfes doch im ganzen irgendwie noch zu ſehr rationaliſtiſch-ſtädtiſch erfaßt zu ſein ſcheint, vermitteln die eigentlich ſoziologiſchen Arbeiten den beſten Einblick in die rumäniſche Wirklichkeit. Es muß als beſonders verdienſtvoll genannt werden, daß man ſehr häufig auch die Geſchichte aus der Gegenwart ablas, und ſie aus den Überreſten alter Formen ſozuſagen Schritt für Schritt nach rückwärts konſtruierte. Dieſes Vorgehen wird bei dem Mangel an Quellen vielerorts auch für die Geſchichtswiſſenſchaft von Bedeutung ſein. Von den hiſtoriſchen Arbeiten ſind beſonders jene zu nennen, die vom Begriff des Sippendorfes ausgehen, ſoziale Schichtung, Aufbau der Familie und Erbrecht zu klären verſuchen (H. Stahl). Ebenfalls ſind die Veröffentlichungen über die Bevölkerungsbewegung einzelner Orte recht aufſchlußreich, vor allem wenn ſie noch durch Unterſuchungen über Stammbäume einzelner Familien geſtützt werden. Es würde ſicher nützlich ſein, einmal die inhaltlichen Ergebniſſe aller dieſer bisherigen Arbeiten für den deutſchen Leſer zu einem Geſamtbild zu verarbeiten und darüber hinaus zu verſuchen, auch begriffliche Folgerungen daraus zu ziehen. Auf eine Einzelbeſprechung der rumäniſchen Arbeiten muß in dieſem Rahmen, wo ja vor allem die anregende Wirkung der rumäniſchen Soziologie auf Ungarn gezeigt werden ſollte, leider verzichtet werden.

Die bisher neuen Arbeiten über Landvolk und Dorf in Ungarn und Rumänien haben dies eine gemeinſam, daß ſie ſich auf den Raum des eigenen Volkstums, d. h. des madjariſchen und des rumäniſchen beſchränken. Für die anderen Volksgruppen, d. h. vor allem für die Deutſchen, bleibt demnach ein eigener Forſchungsraum offen. Es iſt klar, daß auch ſchon bei der Erforſchung des eigenen volklichen Lebensraums die Nichtdeutſchen zu manchen Folgerungen kommen, die für das

Deutſchtum unmittelbar Bedeutung haben. Hier möge nur auf die Forderung der Ausſiedlung vom Alföld nach Transdanubien hingewieſen werden (Féja und andere) und auf die neuen Begriffe von Bauerntum und geſellſchaftlich-politiſcher Ordnung, die dabei gebildet werden. Das Schickſal der deutſchen Volksgruppen in dieſem Raum wird auch vom Reich her nur dann richtig verſtanden werden können, wenn wir zugleich die Fremden kennen, die mit ihnen ſiedeln und zu einem weſentlichen Teil über ihr politiſches Schickſal entſcheiden.

Verzeichnis der ſeit 1920 erſchienenen Literatur über das Erzgebirge, ſächſiſchen und böhmiſchen Anteils (Auswahl)

Zuſammengeſtellt von Herbert Helbig

Mit ganz wenigen Ausnahmen iſt hier nur das Schrifttum angegeben worden, das ſich auf das Erzgebirge unmittelbar bezieht. Allgemeinere Darſtellungen, in denen nur einzelne Erſcheinungen des bearbeiteten Gebietes erörtert werden, fanden keine Aufnahme. Dieſe notwendige Zuſammenfaſſung bleibt einer Bibliographie zur Geſchichte und Landeskunde der ſächſiſchen Grenzgebiete und ihrer ſudetendeutſchen Nachbarlandſchaften vorbehalten, die hoffentlich im kommenden Jahr erſcheinen wird. — **K. Oberdorffer**-Brüx ergänzte dieſes Verzeichnis teilweiſe für den böhmiſchen Anteil.

Bibliographie, Karten

Bibliographie der Sächſiſchen Geſchichte. Hrsg. in den Schriften der Sächſiſchen Kommiſſion für Geſchichte durch Rudolf Bemmann, ab Bd. II unter Mitwirkung von Jakob Jatzwauk. Berlin und Leipzig.

Bd. I, Landesgeſchichte:

Halbbd. 1. Allgemeines; Hiſtoriſche Landeskunde; Allgemeine politiſche und Fürſtengeſchichte. 1918. (XII und 521 S.)

Halbbd. 2. Verfaſſung, Recht und Verwaltung; Wirtſchaftliche Verhältniſſe; Geiſtiges Leben; Kirche; Unterrichtsweſen; Heerweſen. 1921. (XVIII und 614 S.)

Bd. II. Geſchichte der Landesteile. 1923. (XI und 199 S.)

Bd. III. Ortsgeſchichte:

Halbbd. 1. Allgemeines. Die einzelnen Orte: A—L, außer Chemnitz, Dresden und Leipzig. 1928. (349 S.)

Halbbd. 2. Die einzelnen Orte M—Z. 1932. (371 S.)

Die einzelnen Bände verzeichnen alles erfaßbare Schrifttum bis zu den jeweiligen Erſcheinungsjahren in größter Vollſtändigkeit. Nähere Erklärungen und Verweiſungen werden freilich nicht gegeben, auch fehlen Orts-, Perſonen- und Sachregiſter, ſo daß die Benutzung wenigſtens der beiden erſten Bände nicht ganz einfach iſt. Für Band III erleichtert die alphabetiſche Anordnung der Orte das Nachſchlagen.

Kittler, Guſtav Adolf: Die Karten des weſtlichen, mittleren und öſtlichen Erzgebirges. In: Mitteilungen des Reichsamtes für Landesaufnahme. Jg. 2. 1926/27. (S. 25—28.)

Beſprechung der Zuſammendrucke mehrerer Sektionen der Karte 1:100000.

v. Zanthier: Die Bedeutung der älteren Kartenwerke der ſächſiſchen Landesaufnahme für das Erzgebirge. In: Glückauf. Jg. 52. 1932. (S. 157—159.)

Hinweis auf die Meilenblätter (1:12000) der erſten Landesaufnahme (1780—1825), die nur im Original und einer Kopie vorliegen (in Dresden und im Oberbergamt Freiberg), ſowie auf den Atlas von Oberreit (1:57600), 1825—1860.

Der **Lebensraum der Oberſachſen.** Ein volksdeutſcher Heimatatlas. Hrsg. v. Moritz Durach, Ernſt Neef und Richard Vogel. Leipzig 1936. (II und 20 S., 25 × 33 cm); dazu ein Textheft. (16 S.)

Hingewieſen ſei auf die Karten „Grenzziehung im Erzgebirge“, „Die junge tſchechiſche Volksinſel von Brüx und Dux“ (S. 8) und „Grenzdoppelorte und Bergſtädte“ (S. 11).

Schreiber, Rudolf: Neues Schrifttum zur heimiſchen Geſchichte. In: Mitteilungen des Vereins f. Geſchichte d. Deutſchen in Böhmen. Jg. 73. 1935. (S. 152—170, darin Nordböhmen S. 168—169); Jg. 74. 1936. (S. 70—77 und 158—164, darin Nordböhmen S. 76—77 und S. 164.) Fortſetzung in der Zeitſchrift für Sudetendeutſche Geſchichte. Jg. 1. 1937. (S. 153—160 und 243—248, darin Nordböhmen S. 244—245.)

Ohne Beſprechung der genannten Arbeiten.

Landeskunde, Geologie, Geographie

Fröbe, Walter: Ein Jahrtauſend erzgebirgiſcher Geſchichte. Heimatgeſchichte in Bildern. Schwarzenberg 1933. (200 S.)

Einzelne Aufſätze.

Roitzſch, Paul: Erzgebirgiſche Natur- und Kulturbilder aus dem Verwaltungsbezirke der Amtshauptmannſchaft Marienberg. I. Auf wilder Wurzel. Schwarzenberg 1929. (239 S. mit Ktn. und Abb.)

Wertvoller Beitrag zur wiſſenſchaftlichen Heimatkunde. Die einzelnen Abſchnitte ſind durchaus auf archivaliſchen Vorarbeiten aufgebaut. Beſonders hingewieſen ſei auf den Kartenanhang (u. a. die älteſten Verkehrswege des oberen Zſchopau- und Flöhagebietes; mittelalterliche Burgen und Klöſter; die Ämter Wolkenſtein und Lauenſtein; Einteilung der Kirchenkreiſe vom 13.—16. Jh.) und die Tabellen „Siedlungsgeſchichte der einzelnen Ortſchaften in Zahlen“. In dieſen werden 20 verſchiedene Angaben über Höhenlage, Bodenart, Ortsflurgröße, über die Zahl der Hufen, Anſpänner, Gärtner, Häusler im 16. Jh., die Pfarrzuſtändigkeit u. a. gemacht. Nützlich iſt ferner die Zuſammenſtellung der Einwohnerzahlen der einzelnen Gemeinden für die Jahre 1815—1925.

Sieber, Siegfried: Das Erzgebirge, Landſchaft und Menſchen. Sächſiſche Bilder, hrsg. v. d. Sächſiſchen Landesbildſtelle. Dresden 1930. (V und 160 S. mit 80 Taf. und 9 Abb. im Text.)

Einzelne Beiträge zu den Abſchnitten Wald und Wäldner, Burgen und Ritter, Berge und Bergleute, Städte und Bürger, Kirchen und Künſtler, Fabriken und Arbeiter, Landſchaft und Landleute.

— Das Erzgebirge in Banſes Buch „Deutſche Landſchaftskunde“. Offener Brief an Herrn Ewald Banſe. In: Glückauf. Jg. 52. 1932. (S. 30—36.)

Richtigſtellung der mannigfachen Irrtümer, Verkennungen und Hinweiſe auf Fehlendes in dem abzulehnenden Abſchnitt über das Erzgebirge bei E. Banſe, Deutſche Landeskunde, I, München, 1931.

Zemmrich, J.: Landeskunde von Sachſen. Berlin, Sammlung Göſchen 258. 2. Aufl. 1923. (117 S.)

Darin Erzgebirge S. 55—77.

Käſtner, Max und **Schiller, Johannes:** Zwiſchen Chemnitz und Freiberg. Ein Heimatbuch für Schule und Haus. I. Der Heimatboden und ſeine Beſiedlung. Frankenberg 1928. (112 S. mit Abb. und Ktn.)

Das umliegende Siedelland iſt geſchickt in die Darſtellung mit einbezogen worden. Leſenswert ſind die Abſchnitte über die Entſtehung der Städte, beſ. Chemnitz, Frankenberg und Oederan. Auch die Geſchichte des Hersfeldiſchen Lehens und des Kloſterbeſitzes von Altzella wird beſchrieben, die Tätigkeit der Herren v. Schönberg gewürdigt.

Täſchner, Conſtantin: Zur Geſchichte der Freiberger Umgegend. Ein Beitrag zur Geſchichte der Amtshauptmannſchaft Freiberg. In: Mitteilungen des Freiberger Altertumsvereins. Jg. 55. 1924/25. (S. 147—214).

Geſchichte der Ortſchaften der Amtsgerichtsbezirke Freiberg und Brand: Alter, Namen, Größe, Gerichtsbarkeit, Bergbau, Hüttenweſen, Landwirtſchaft, Handwerk, Verkehr, geſundheitliche Verhältniſſe, Bauweſen. Urkundliche Quellen, Schriften, Pläne und Karten über die Freiberger Umgebung.

Löſcher, Hermann und **Voigt, Johannes:** Heimatgeſchichte der Pflege Stollberg i. E. Stollberg o. J. (Bisher 9 Lieferungen. 130 und 20 S. mit Ktn. und Abb.)

In den vorliegenden Teilen wird einleitend in größter Ausführlichkeit über die archivaliſchen Quellen, literariſchen Vorarbeiten und älteren Kartenwerke gehandelt. Sehr beachtenswert ſind die Ausführungen über den Gang der Beſiedlung der Pflege Stollberg und des oberen Erzgebirges.

Diener v. Schönberg, Alfons: Grenzland. In: Mitteilungen d. Landesvereins Sächſ. Heimatſchutz. Jg. 14. 1925. (S. 128—149 mit Abb.)
Behandelt die Gegend um Olbernhau, Pfaffroda, Sayda.

Das **Erzgebirge** und ſein Vorland. Zſgeſt. von Rudolf Weniſch. Wien 1923. (272 S. mit Abb.) = Deutſches Vaterland. Jg. 5. 1923. Sonderheft.
Heimatkundliche Aufſätze über das böhmiſche Erzgebirge.

Böhm, Leo: Nordweſtböhmen. In: Nordweſtböhmen, Vorträge der 1. nordweſtböhmiſchen Kulturwoche Brüx 1932. Brüx 1933. (S. 7—10.)
Kurzer Abriß über die nordböhmiſche Landſchaft.

Heimatkunde des Bezirkes Auſſig. Hrsg. vom Auſſig-Karbitzer Lehrerverein, Schriftleiter: H. Lipſer. Auſſig-Karbitz 1927 ff.

Bd. I, 1. Die Landſchaft, 1927. (136 S. mit Ktn. und Abb.)
Umlauft, F. J.: Die Entſtehung des politiſchen Bezirkes Auſſig.
Lipſer, H.: Die Bergwelt und die Gewäſſer.
Hibſch, J. E.: Erdgeſchichte des Bezirkes.
Mrazek, J.: Die klimatiſchen Verhältniſſe.

Bd. I, 2. Pflanzen und Tiere. Unter Mitarbeit von Franz Füſſel, Joſef Haudek, Adolf Hierſche, Jakob Hummer, Heinrich Lipſer, Engelbert Pawlik, Anton Porſch, Richard Schmatz, Rudolf Steppan und Eduard Wagner. 1928. (255 S. mit Abb.)

Bd. II, 1. Die Sagen. Von R. Hübner. 1929. (119 S. mit Abb.)

Bd. II, 2. Auf den Spuren der alten Siedler. 1929. (277 S. mit Abb.)
Laube, G.: Vorgeſchichtliches.
Schuſter, W.: Die Ortsnamen des politiſchen Bezirkes Auſſig.
Umlauft, F. J.: Siedlungsformen im Auſſiger Bezirke.
Lipſer, H.: Die Flurnamen.
Fabini, H.: Die Mundart des Auſſiger Bezirkes.
Umlauft, F. J.: Hausbauformen.
Köhler, R.: Ländliche Koſt in früheren Tagen.
Dreſcher, F.: Die alten Volkstrachten.
Fleiſchmann, J.: Volksglaube und Volksheilkunde.

Bd. III. Geſchichte des Bezirkes, 1931/32. (394 S. mit Ktn. und Abb.)
Richter, E.: Die älteſte Zeit bis zum Ausbruche des Dreißigjährigen Krieges.
Umlauft, F. J.: Vom Dreißigjährigen Kriege bis zum Jahre 1850.
Wünſch, F. J.: Vom Jahre 1850 bis zum Ende des Weltkrieges.

Bd. IV. Die Wirtſchaft. Von W. Simon. 1933. (144 S. mit Tab.)
Der nordweſtliche Anteil des Bezirkes reicht bei Schönwald, Peterswald, Nollendorf bis ins Erzgebirge. Die einzelnen Beiträge ſind von guten Kennern der Landſchaft geſchrieben. Wichtig iſt z. B. die Karte der Herrſchaftszugehörigkeit der Gemeinden des Bezirkes für das Jahr 1850 im Bd. I. Siehe dort beſ. S. 31 ff.

Heimatkunde des Bezirkes Komotau. Hrsg. vom Deutſchen Bezirkslehrerverein, Komotau.

Bd. Natur:
Lieferung 1: Ehm, Irzing, Schellberger, Die Landſchaft. 1927. (106 S. mit Abb.)
Lieferung 5: Irzing, Die Pilze unſerer Heimat. 1929. (82 S. mit Abb.)
Lieferung 9: Klement, O., Die Pflanzendecke unſerer Heimat. 1930. (128 S. mit Abb.)
Lieferung 13: Feiler, A., Dittrich, Klement, O. und Sprenger, E., Heimiſche Sporenpflanzen. 1931. (112 S. mit Abb.)
Lieferung 16/17: Großkopf, W., Geologie. 1932. (94 S. mit Ktn. und Abb.)

Bd. Kultur:
Lieferung 3: Schleſinger, die Landwirtſchaft. 1928. (52 S. mit Abb.)
Lieferung 4: Heger, Forſtwirtſchaft und Jagd. 1928. (72 S.)
Lieferung 6: Schellberger, Die Kunſtdenkmäler I. 1929. (114 S. mit Abb.)
Lieferung 15: Schellberger, Die Kunſtdenkmäler II. 1931. (100 S. mit Abb.)
Lieferung 20: Fiſcher, H., Die Induſtrie (Geſchichte). 1934. (146 S. mit Abb. und Ktn.)

Bd. Volkskunde:
Lieferung 2: Röſler, K., Die Ortsnamen. 1929. (104 S.)
Lieferung 8: Schürer,, H. Die Komotauer Mundart. 1929. (48 S.)
Lieferung 10: Meder, K., Die Flurnamen. 1930. (130 S. mit Ktn.)

Lieferung 11/12: Karell, V., Die Sagen. 1930. (80 S. mit Abb.)
Lieferung 18: Karell, V., Volksbrauch und Volksglaube I. 1933. (94 S.)
Lieferung 21: Karell, V., Volksbrauch und Volksglaube II. 1934. (68 S.)

Bd. Geſchichte:

Lieferung 7: Viererbl, K., Reformation und Gegenreformation I. 1929. (107 S.)
Lieferung 14: Viererbl, K., Reformation und Gegenreformation II—IV. 1931. (48 S.)
Lieferung 19: Kloß, F., Wirtſchaftsgeſchichte. 1933. (145 S.)
Lieferung 22: Weniſch, R., Das Zunftweſen. 1934. (128 S.)
Lieferung 23/24: Weizſäcker, F., Rechtsgeſchichte von Stadt und Bezirk Komotau bis 1605. 1935. (197 S.)
Lieferung 25/26: Preidel, H., Die Urgeſchichte. 1935. (124 S. mit 16 Taf. und Abb.)

Auch die meiſten Abhandlungen dieſer Heimatkunde ſind von hohem wiſſenſchaftlichen Wert.

Heimatkunde des Bezirkes Graslitz. Hrsg. vom Bezirks-Bildungsausſchuß Graslitz, Schriftl. G. Treixler. 1. Bd. Graslitz 1929. (400 und 96 S.)

Aufſätze von einzelnen Mitarbeitern.

Brandl, Hermann: Geſchichtliche Mitteilungen aus dem Bezirke Graslitz mit vollſtändiger „Steuer-Rolla" nach der General-Viſitation de anno 1654. Graslitz 1928. (244 S. mit 1 Kt.)

Geſchichtliche Darſtellung über die Herrſchaftsabſchnitte Graslitz, Heinrichsgrün, Schönbach. Die Entwicklung nach 1654 wird nur wenig berückſichtigt. Über die Benutzung der Steuerrollen ſiehe die grundſätzliche Stellungnahme von A. Blaſchka in den Mitt. d. Ver. f. Geſch. d. Deutſchen in Böhmen, Jg. 67. 1929. (S. 139—142.)

Koſſmat, Franz: Überſicht der Geologie von Sachſen. Erläuterungen zu den vom Sächſ. Geolog. Landesamt veröffentlichten Überſichtskarten. Dresden. 2. Aufl. 1925. (IV, 130 S., mit 6 Fig. im Text und 2 Taf.)

S. 130 Überſicht der Blatteinteilung der geologiſchen Karte von Sachſen 1:25000.

Pietzſch, Kurt: Die geologiſche Literatur über den Freiſtaat Sachſen aus der Zeit 1870—1920. Leipzig 1922. (XII, 232 S.)

Angeordnet nach Sachgebieten, bloße Anführung der einzelnen Titel.

Hunger, Albin: Geologiſche Geſchichte des Erzgebirges und der angrenzenden Gebiete auf Grund der neueſten geologiſchen Forſchungsergebniſſe nach geologiſchen Provinzen in zeitlicher Folge von der Altzeit bis zur Gegenwart dargeſtellt. Annaberg 1937. (121 S.)

Schreiter, Rudolf: Geologiſcher Führer durch das Erzgebirge. Freiberg 1927. (332 S., 11 Taf.)

Härtel, F.: Erläuterungen zur Überſichtskarte der Hauptbodenarten des Freiſtaates Sachſen im Maßſtab 1:400000. Leipzig 1930. (42 S.)

Kurze Charakteriſtik der einzelnen Hauptbodenarten.

Büdel, J.: Die Rumpftreppe des weſtlichen Erzgebirges. In: Verhandl. u. wiſſenſchaftl. Abhandlungen des 25. Deutſchen Geographentages zu Bad Nauheim 1934. Breslau 1935. (S. 138—147 mit morphologiſcher Karte des weſtlichen Erzgebirges.)

Ablehnung der von W. Penck gelehrten Theorie der Entſtehung von „Piedmonttreppen"; die Bildung der Rumpfflächen wird durch Flächenſpülung in dem anders gearteten Klima der Tertiärzeit wahrſcheinlich gemacht.

Gruhl, Hermann: Die Lößnitz-Zwönitzer Zwiſchenmulde. Diſſ. Leipzig 1925. (IV, 90 S. mit Abb. und Ktn.)

Koſſmat, Franz: Erſcheinungen und Probleme des Überſchiebungsbaues im variſtiſchen Gebirge Sachſens und der Sudetenländer. In: Centralblatt f. Mineralogie, Geologie und Paläontologie. 1925. Abt. B, Nr. 11. (S. 348—360.)

Über die erzgebirgiſch-thüringiſche Faltenanordnung und die Münchberg-Frankenberger Gneis-Deckſchollen; der innere Bau der Erzgebirgskuppeln; das ſchleſiſche Sudetengebiet; die moraviſche Zone und ihre Stellung im Randbogen Böhmens.

— Gliederung des variſtiſchen Gebirgsbaues. In: Abhandl. d. Sächſ. Geolog. Landesamtes. H. 1. 1927 (40 S. mit 2 Taf. und 2 Textfig.)

Über die thüringiſch-erzgebirgiſchen Zonen ſiehe S. 19ff., die aufgeſchobenen Grundgebirgsſchollen von Münchberg-Wildenfels-Frankenberg ſiehe S. 22ff.

Lippold, Hans: Probleme der Oberflächengeſtaltung des Erzgebirges. In: Glückauf. Jg. 49. 1929. (S. 162—164.)

Weiſt namentlich auf die Notwendigkeit einer verknüpfenden Betrachtung der Geſteinsverhältniſſe und des ſtufenförmigen Aufbaus des Gebirges hin.

Pietzſch, Kurt: Der Bau des erzgebirgiſch-lauſitzer Grenzgebietes. In: Abhandl. d. Sächſ. Geologiſchen Landesamtes. H. 2. Dresden 1927. (28 S. mit Kt.)

Rathsburg, Alfred: Die angebliche Vergletſcherung des Erzgebirges zur Eiszeit. In: 22. Bericht d. Naturwiſſenſchaftl. Geſellſchaft zu Chemnitz. 1928. (S. 46—64.)

Jede ſichere Spur einer einſtigen Vergletſcherung fehlt. Aller Wahrſcheinlichkeit nach hat das Erzgebirge in der Eiszeit keinen ſelbſtändigen Gletſcher getragen.

Roſt, Martin: Geologie des kriſtallinen Grundgebirges am Erzgebirgsrand zwiſchen Keilberg und Klöſterle. In: Abhandl. d. Sächſ. Geolog. Landesamtes. H. 7. 1928. (112 S. mit 12 Tab., 11 Abb., 2 Taf.)

v. Seidlitz, Wilfried: Die Altenberger Scholle. Ein Beitrag zur tektoniſchen Analyſe des variſtiſchen Gebirges. In: Feſtſchrift z. 70. Geburtstag Guſtav Steinmann. Sonderband der geologiſchen Rundſchau. 1926. (S. 1—19 mit Kt.)

Unterſuchung der Lage und Beziehungen dieſes Fremdkörpers im variſtiſchen Bau zur Geſamttektonik Oſtſachſens und zur Bildungsgeſchichte des Grenzgebietes zwiſchen Erzgebirgs- und Lauſitzer Richtung.

Wagner, Paul: Grundlinien der Tektonik des Erzgebirges. In: Mitteilungen d. Landesvereins Sächſ. Heimatſchutz. Jg. 16. 1927. (S. 361—366.)

Allgemeiner Aufriß, veranlaßt durch die Hochwaſſerkataſtrophe vom Juli 1927.

— Aus grauer Vorzeit. In: Ebenda. Jg. 13. 1924. (S. 65—75.)

Zur Geologie des öſtlichen Erzgebirges.

Wappler, Martin: Die Granitgebiete des weſtlichen Erzgebirges von Kirchberg bis Johanngeorgenſtadt. In: Mitteilungen d. Vereins d. Geographen a. d. Univerſität Leipzig. H. 8. 1929. (S. 8—22.)

Ein Exkurſionsbericht.

Wilhelm, Walter: Beiträge zur Morphologie des Nordabhanges des öſtlichen Erzgebirges. In: Mitteilungen d. Vereins f. Erdkunde Dresden. Bd. 3. 1924. (S. 30—114.)

Die Entwicklungsgeſchichte bis zur Mitte des Tertiär, das Alter der Rumpffläche, Oberflächengeſtaltung, die Flüſſe und ihre Täler.

Moſch, E.: Geologie des Erzgebirges. Kurzer Abriß über Geneſis, Petrographie und nutzbare Lagerſtätten. In: Uhls Heimatbücher des Erzgebirges und Egertales. Bd. 1. Kaaden 1924. (44 S. mit geolog. Überſichtskarte d. Erzgebirges und ſeines Vorlandes 1 : 576000.)

Hlauſchek, H.: Geologiſch-petrographiſche Studien im böhmiſchen Erzgebirge zwiſchen Komotau und Pürſtein. In: Jahrbuch d. geolog. Staatsanſtalt d. tſchechoſlow. Republik. Bd. IV. 1924.

Lippold, Hans: Morphologiſche Probleme zwiſchen Erz- und Fichtelgebirge. Vorläufiger Bericht. In: Firgenwald. Jg. 1. 1928. (S. 127—133 mit 6 Abb.)

Danzer, Max: Morphologiſche Studien im mittleren Egergebiet zwiſchen dem Karlsbad-Falkenauer und dem Komotau-Teplitzer Tertiärbecken. In: Arbeiten des geographiſchen Inſtituts der deutſchen Univerſität in Prag. NF. H. 3. Prag 1922. (S. 13—48 mit 2 Taf. und 8 Textfig.)

Michler, Otto; Kampe, Robert; Danzer, Max und **Kutſchera, Guſtav:** Der heimatliche Boden und ſeine Heilquellen mit Würdigung der klimatiſchen Verhältniſſe. In: Karlsbader Heimatbücher. Bd. 3. Karlsbad 1927. (114 S. mit Abb. und Ktn.)

Scheu, Erwin: Das weſtliche Erzgebirge. In: Geographiſcher Anzeiger. Jg. 22. 1921. (S. 121—132.)

Behandelt das Muldetal am Erzgebirgsrand, das Kirchberger und Eibenſtocker Granitgebiet, das Schwarzwaſſer-Mittweidagebiet, Stufenbau und Siedlungen um Schwarzenberg, Scheibenberg, Annaberg, die Baſalttafelberge und Flußrichtungen.

Weicker, Gotthold: Der oſterzgebirgiſche Raum. In: Sachſen als Grenzland. Ein Beiſpiel nationaler Lebensraumkunde. Hrsg. von Friedrich Groſch. Leipzig 1936. (S. 47—64.) = Erdkunde im nationalſozialiſtiſchen Erziehungswerk. H. 3.

Abriß der kulturgeographiſchen und geſchichtlichen Entwicklung.

Eichhorn, A.: Linien in der Landſchaft des Oſterzgebirges. In: Glückauf. Jg. 50. 1930. (S. 115—123 mit Abb. und Profilen.)

Naturgegebene und kulturgeſchaffene Linien in der Heimatlandſchaft.

Frenzel, Hedwig: Entwicklungsgeſchichte der ſächſiſchen Moore und Wälder ſeit der letzten Eiszeit. Auf Grund pollenanalytiſcher Unterſuchungen. In: Abhandl. d. Sächſ. Geolog. Landesamtes. H. 9. Dresden 1930. (119 S. mit 2 Taf. und 47 Abb.)

Die Erzgebirgsmoore Kleiner Kranichſee, Ober-Schönheide, Jägersgrün, Filzteich bei Schneeberg, Rübenau, Deutſch-Einſiedel, Blumenau b. Olbernhau wurden unterſucht.

Naumann, A.: Zur Geſchichte unſerer Moore. In: Mitteilungen des Landesvereins Sächſ. Heimatſchutz. Jg. 16. 1927. (S. 37—61 mit Abb.)

Die Flora im Gottesgaber, Georgenfelder und Kranichſee Moor und pollenanalytiſche Unterſuchungsergebniſſe.

Siegel, Johannes: Die Veränderungen des Waldbildes im öſtlichen Erzgebirge im Wandel der geſchichtlichen Jahrhunderte. In: Tharandter Forſtliches Jahrbuch. Jg. 78. 1927. (S. 1—13, 38—57, 86—93, 111—120, 181—188, 209—218, 241—251, 277—285, 289—309 mit Ktn.)

Die Darſtellung beginnt mit der Rodetätigkeit im Zeitalter der deutſchen Oſtkoloniſation. Karten der Waldverbreitung um 1600 und in der Gegenwart ſind beigegeben.

Schreiber, Hans: Die Moore Nordweſtböhmens. Nach Freiaufnahmen von Lorenz Blechinger, Joſef Dittrich, Richard Ebenrein u. a. Hrsg. von der Moorverſuchsſtation d. Deutſchen Sektion d. Landeskulturrates f. Böhmen in Sebaſtiansberg. Prag 1923. (124 S. und 8 S. mit 9 Ktn.)

Aufnahme der gegenwärtigen Moore, des Torfabbaus, Pflanzenbeſtandes. Wirtſchaftlich orientiert. Siehe auch die ältere Schrift des gleichen Verfaſſers von 1921 zum gleichen Gegenſtand.

Vorgeſchichte

Frenzel, Walter; Radig, Werner; Reche, Otto: Grundriß der Vorgeſchichte Sachſens. Unter Mitwirkung zahlreicher Fachleute und Fundpfleger. Hrsg. von . . . . mit einer Quartärgeologie Sachſens von R. Grahmann. Leipzig 1935. 2. Aufl. (X und 456 S. mit Abb., Taf. und Ktn.)

Dieſe Gemeinſchaftsarbeit ſächſiſcher Prähiſtoriker gibt erſtmals einen Geſamtüberblick des Ablaufs der vorgeſchichtlichen Zeit in dieſem Gebiet. Nach einem allgemein darſtellenden Teil, nach Zeitaltern und Siedlungsperioden geordnet, werden die Kulturgüter des Vorzeitmenſchen beſprochen. Das Verzeichnis der Bodendenkmäler bringt dazu die einzelnen Nachweiſungen.

Radig, Werner: Sachſens Vorzeit. Einführung in die Vorgeſchichte des ſächſiſch-böhmiſchen Grenzraumes. Leipzig 1936. (72 S. mit 155 Abb. im Text und auf 28 Taf., 2 Ktn.)

Dieſer volkstümlich geſchriebene Abriß berückſichtigt vor allem die Beziehungen, die in vorgeſchichtlicher Zeit die Kulturen diesſeits und jenſeits des Erzgebirges, in Sachſen und Böhmen miteinander verband und ſtellt Belege für die Benutzung alter Saumpfade und Straßen zuſammen.

Menke-Glückert, Emil: Saßen einmal Kelten in Sachſen? In: Raſſe, Monatsſchrift der Nordiſchen Bewegung. Jg. 4. 1937. (S. 294—303 mit Kt.)

Vertritt die Anſicht, daß Kelten in Sachſen geſiedelt haben. Die Verbreitung des Bergnamens „Knock", „Knochen", „Knöchel" — im Erzgebirge und längs der Eger um Karlsbad beſonders häufig — wird abgeleitet aus ſchottiſch knock-on, Hügel, Berg! Siehe aber dazu: Barthel, Friedrich, Der vogtländiſch-weſterzgebirgiſche Sprachraum. Halle 1933. (S. 32ff. und Kt. IV.)

Preidel, Helmut: Germanen in Böhmen im Spiegel der Bodenfunde. Ein Beitrag zur Frühgeſchichte des Landes. Reichenberg in Bö. 1926. (100 S. mit Abb., Ktn.) = Anſtalt für ſudetendeutſche Heimatforſchung. Vorgeſchichtl. Abt., H. 3.

Abhandlung auf Grund der Bodenfunde. Das im Anhang beigegebene Fundortverzeichnis iſt nach Perioden und politiſchen Bezirken geordnet.

— Die germaniſchen Kulturen in Böhmen und ihre Träger. 2 Bde. Kaſſel 1930.
Bd. 1. Die Kulturen. (398 S. mit Abb.)
Bd. 2. Die Träger. (288 S. mit Abb.)

In Bd. I wird ein detailliertes Verzeichnis des hinterlaſſenen Kulturgutes an Spangen, Keramik, Bronze- und Glasgefäßen, Waffen, Gebrauchsgegenſtänden uſw. der verſchiedenen Epochen gegeben. In Bd. II werden die Siedlungsgebiete der Träger dieſer Kulturgüter umſchrieben. Verbreitungskarten fehlen leider faſt völlig.

— Die urgeſchichtlichen Funde und Denkmäler des politiſchen Bezirkes Brüx. Reichenberg 1934. (196 S. mit 1 Kt., 24 Taf. und 39 Abb. im Text.) = Anſtalt für ſudetendeutſche Heimatforſchung. Vorgeſchichtl. Abt. H. 6.

Urgeſchichte eines politiſchen Bezirkes mit einem nahezu vollſtändigen Verzeichnis der bis 1. Januar 1933 gehobenen vorgeſchichtlichen Funde.

— und **Oberdorffer, Kurt:** Führer durch die vorgeſchichtliche Abteilung des Stadtmuſeums in Brüx. Brüx 1927. (32 S. mit Fundkarte.) = Veröffentl. d. Muſeumsvereins Brüx. H. 2.

Chronologiſch geordneter Führer mit einem Abriß über das Landſchaftsbild des Bezirkes in vorgeſchichtlicher Zeit und Fundſtatiſtik bis zum Erſcheinungsjahr.

Simbriger, Ernſt: Die Vorgeſchichte des Auſſig-Karbitzer Bezirkes. Mit einem Beitrag von H. Lipſer. Reichenberg 1934. (52 S. mit Abb.) = Anſtalt für ſudetendeutſche Heimatforſchung. Vorgeſchichtl. Abt. H. 5.

Siehe auch den Aufſatz des Verfaſſers über den gleichen Gegenſtand in den Beiträgen zur Heimatkunde des Auſſig-Karbitzer Bezirkes, Jg. 13. 1933, (S. 9—14, 70—79, 110—115, 161—165.)

Preidel, Helmut: Die Urgeſchichte des Bezirkes Komotau, 1935.

Siehe Abſchnitt Landeskunde, Geologie, Geographie unter Heimatkunde des Bezirkes Komotau.

Glott, Joſef: Die Bedeutung der Duxer Rieſenquellen-Therme für die Vorgeſchichtsforſchung. In: Heimat und Volk, Feſtſchrift f. Wilhelm Woſtry. Hrsg. von Anton Ernſtberger. Brünn 1937. (S. 37—56 mit 4 Taf.)

Die warme Heilquelle war bereits den keltiſchen Boiern bekannt; der Quellengottheit wurden von den Badenden Schmuckgegenſtände als Dankopfer dargebracht.

Gnirs, Anton: Quellenverehrung und Quellenopfer. Ein Beitrag zur Vorgeſchichte der böhmiſchen Mineralquellen. In: Feſtſchrift für E. W. Braun. Augsburg 1930. (S. 10—15 mit 2 Abb.)

Quellen

Wilhelm Dilichs Federzeichnungen erzgebirgiſcher und vogtländiſcher Orte aus den Jahren 1626—1629 (Urbium et oppidorum et arcium aliquot septemviratos Saxonici et Misniae typi ac descriptionum isagoges). Mit Vorwort von F. H. Löſcher und Einleitung von R. Freytag. Schwarzenberg 1928. (XII und 52 S. mit 43 Abb.)

Dilich ſchuf die erſten topographiſch getreuen Stadtanſichten ſächſiſcher Städte. Siehe auch die ältere Veröffentlichung: Wilhelm Dilichs Federzeichnungen kurſächſiſcher und meißniſcher Ortſchaften aus den Jahren 1626—1629, hrsg. v. P. E. Richter und Ch. Krollmann, Dresden 1907, 2 Bde. (30 S. mit 48 Taf. und 55 Taf.) In der Einleitung zu Bd. I iſt dort eine Biographie Dilichs gegeben.

Meiche, Alfred: Hiſtoriſch-topographiſche Beſchreibung der Amtshauptmannſchaft Pirna. Hrsg. mit Unterſtützung der Sächſiſchen Kommiſſion für Geſchichte. Dresden 1927. (X und 397 S.)

Soweit als nur irgend möglich iſt alles weſentliche Urkunden- und Aktenmaterial für jeden Ort, jede Einzelſiedlung, jede ſonſtige örtliche Bezeichnung (Berge, Gewäſſer u. a.) kritiſch und zuverläſſig zuſammengeſtellt und es werden Angaben über die verſchiedenen Namensformen, Lage, Geſchichte, Beſitz- und Rechtsverhältniſſe, Baulichkeiten und alles ſonſt örtlich Bemerkenswerte in größter Vollſtändigkeit gemacht. In dieſer Ausführlichkeit ſteht das Werk in Sachſen einmalig da und iſt für Teile des Oſterzgebirges, die zur Ah. Pirna gehören, eine reiche ortsgeſchichtliche Fundgrube.

Müller, Auguſt: Quellen- und Urkundenbuch des Bezirkes Teplitz-Schönau bis zum Jahre 1500. Prag und Teplitz-Schönau 1929. (IV und 427 S. mit 9 Taf.) = Stadt- und Urkundenbücher aus Böhmen, Bd. VII.

Umlauft, Franz Joſeph: Geſchichtsquellen für die Orte des Auſſig-Karbitzer Bezirkes. In: Beiträge zur Heimatkunde des Auſſig-Karbitzer Bezirkes. Jg. 15. 1935. (S. 74—84, 102—107, 158—161.)

Alphabetiſche Ordnung der Orte mit Angabe, was über ſie in den Gemeinde-, Stadt-, ehemaligen Herrſchaftsarchiven und in den Grundbucharchiven von Auſſig und Karbitz ſowie im Landesarchiv und Archiv des Innenminiſteriums in Prag vorhanden iſt.

Weniſch, Rudolf: Gliederung der Stadtbücher Nord- und Weſtböhmens. Ein Behelf zur Erfaſſung der Stadtbücher im übrigen ſudetendeutſchen Gebiet. Komotau 1931. (82 S.)

Beſchreibung der verſchiedenen Stadtbucharten, wie ſie in den Archiven Weſt- und Nordböhmens vom Biſchofteinitzer bis zum Schluckenauer Bezirk vorkommen. Die Ordnung erfolgte nach Geſichtspunkten der Verfaſſung, Verwaltung und des Gerichtsweſens und iſt untergegliedert nach der Verſchiedenheit der Belange. Auf Grund der Ermittlungen in 143 Archiven und der getroffenen Anordnung wird ein guter Überblick über die Vielfältigkeit des Materials in dieſen böhmiſchen Städten gegeben.

Blumer, Joſef: Das älteſte Taufbuch von Brüx. In: Mitteilungen d. Vereins f. Geſchichte d. Deutſchen in Böhmen. Jg. 74. 1936. (S. 29—42.)

Die Matrikel beginnt 1575. Über ihre Einrichtung werden Angaben gemacht, danach die Zahl der Geburten und vorkommenden Namen mitgeteilt.

Oberdorffer, Kurt: Ein Brüxer Loſungsregiſter von 1525. In: Jahrbuch d. Vereins f. Geſchichte d. Deutſchen in Böhmen. Jg. 3. 1934 (S. 151—197.) SA. = Veröffentlichungen d. Muſeums-Vereins Brüx. H. 9. 1934. (S. 21—67.)

Vollſtändiger Abdruck mit Kommentar. Das Regiſter gibt einen wertvollen Einblick in die Verwaltungsverhältniſſe, Topographie und nationale Zuſammenſetzung dieſer Stadt.

Geſchichte, Allgemeines und Verſchiedenes

Kötzſchke, Rudolf und **Kretzſchmar, Hellmut:** Sächſiſche Geſchichte. Werden und Wandlungen eines Deutſchen Stammes und ſeiner Heimat im Rahmen der Deutſchen Geſchichte. Dresden 1935.

Bd. I. Kötzſchke, R.: Vor- und Frühgeſchichte, Mittelalter und Reformationszeit. (XI und 282 S. mit Ktn. und Abb.)

Bd. II. Kretzſchmar, H.: Geſchichte der Neuzeit ſeit der Mitte des 16. Jahrhunderts. (XI und 282 S. mit Ktn. und Abb.)

Mit dieſer umfaſſenden Darſtellung der ſächſiſchen Geſchichte iſt nicht nur eine fühlbare Lücke geſchloſſen worden, ſondern zugleich eine der bedeutſamſten Veröffentlichungen zur Landesgeſchichte überhaupt vorgelegt worden. Die ausgezeichneten Sachkenner ſchöpfen aus gründlichſter Beherrſchung der Quellen. Es berührt angenehm, daß die Verhältniſſe der Nachbargebiete tunlichſt mit berückſichtigt worden ſind, ſo daß nicht nur für das ſächſiſche Erzgebirge, ſondern auch für den böhmiſchen Anteil reicher Gewinn aus dieſer Darſtellung gewonnen werden kann.

Kulturräume und **Kulturſtrömungen** im mitteldeutſchen Oſten. Veröffentlichung der Forſchungsinſtitute für Kultur- und Univerſalgeſchichte und für neuere Philologie, Abt. ältere Germaniſtik, ſowie des Inſtituts für Heimatforſchung an der Univerſität Leipzig, von Wolfgang Ebert, Theodor Frings, Käthe Gleißner, Rudolf Kötzſchke und Gerhard Streitberg. Halle 1936. (XVIII und 394 S. mit beſonderem Kartenbd.)

Der Gang der einzelnen Siedlungsſtrömungen und der kulturelle Austauſch zwiſchen politiſchen Bezirken wird klargelegt und daraus Erſcheinungsformen, Aufbau, geſchichtliche Entwicklung und Verbreitung des Volkstums der oſtmitteldeutſchen Landſchaft erklärt. Erzgebirge und Nordböhmen werden dabei aufs engſte mit berückſichtigt. Nach W. Eberts einleitendem geographiſchen Überblick gibt R. Kötzſchke eine Darſtellung der Geſchichte dieſes Gebietes, die z. T. noch über die Ausführungen in ſeiner „Sächſiſchen Geſchichte“ hinausgreift. Beſondere Aufmerkſamkeit hat er der Entwicklung der Territorien, der Kirchengeſchichte bis zur Reformationszeit, dem Gang der Beſiedlung und der Entſtehung der Städte ſowie den Arten der Rechtsbildung und deren Verbreitung gewidmet. Th. Frings gliedert den ſprachgeographiſchen Aufbau Oſtmitteldeutſchlands in das geſamtdeutſche Mundartbild ein; aus K. Gleißners Beitrag „Wortgeographie“ ſei beſ. auf die Darſtellung des Erzgebirges als Rückzugsgebiet („erzgebirgiſcher Reſtraum“) hingewieſen. Auch G. Streitberg gibt in ſeinem „Volkstum“ gute und weſentliche Geſichtspunkte aus dieſem Arbeitsgebiet. Frings ſchrieb die Zuſammenfaſſung. — Ein beſonderer Kartenband veranſchaulicht die gewonnenen Ergebniſſe trefflich.

Beſchorner, Hans: Registrum Dominorum Marchionum Missnensium. Verzeichnis der den Landgrafen in Thüringen und Markgrafen zu Meißen jährlich in den wettiniſchen Landen zuſtehenden Einkünfte. 1378. Bd. I. Einleitung, Wortlaut, urkundlicher Anhang, Namenweiſer, Karte. Leipzig 1933. (LXXII, 10 und 607 S. mit 10 Taf.)

— Die Chemnitzer Teilung der Wettiniſchen Lande von 1382 im Kartenbild. In: Neues Archiv f. ſächſiſche Geſchichte. Bd. 54. 1933. (S. 135—142.)

Das Regiſter der Einkünfte des wettiniſchen Hauſes wurde für die Neuſtädter Örterung 1379 angelegt. Der Tod Friedrichs III. 1381 machte aber dann eine Teilung unter die drei Erbſtämme nötig, was in der Chemnitzer Teilung vom 13. November 1382 beſchloſſen wurde.

— Die Herrſchaft Rieſenburg und ihre Beſitzer bis zum Übergang in wettiniſchen Beſitz i. J. 1398. Mit einer Stammtafel, einer Herrſchaftskarte und einem Burgplan. In: Forſchungen zur Geſchichte Sachſens und Böhmens. Hrsg. von R. Kötzſchke. Dresden 1937. (S. 92—128.)

Urkundliche Geſchichte über das Leben und die politiſche Tätigkeit der Herren von Rieſenburg, ihre Erwerbsbeſtrebungen und den Umfang des Herrſchaftsbeſitzes. Als Fortſetzung dieſer Arbeit erſchien früher vom gleichen Verfaſſer der Aufſatz, Die Erwerbung Rieſenburgs durch Markgraf Wilhelm I. v. Meißen (1398) In: Neues Archiv für Sächſ. Geſchichte. Jg. 21. 1900. (S. 83—106.)

Gröger, Hellmuth: Die Herrſchaften des öſtlichen Erzgebirges und ihre Beziehungen zur meißniſch-böhmiſchen Territorialpolitik der Wettiner im 13. und 14. Jahrhundert. Ungedruckte philoſ. Diſſ. Leipzig 1922. Siehe Hinweis auf den Inhalt: Jahrbuch d. philoſoph. Fakultät zu Leipzig 1922. 2. Halbbd. (S. 56—57.)

Die Gründung der oſterzgebirgiſchen Burgen erfolgte größtenteils vor der Regierungszeit Heinrichs des Erlauchten (Lauenſtein, Liebſtadt, Purſchenſtein, Frauenſtein), teils kurz hernach (Bärenſtein), unverkennbar zur Grenzſicherung. Anfänglich miniſterialen Hauptleuten unterſtellt, bildete ſich ſpäter ein freieres Lehnsverhältnis aus, das ebenſo wie die damit verbundenen Rechte und Befugniſſe, die nicht überall die gleichen waren, eingehend dargeſtellt wird. Von beſonderer politiſcher Bedeutung iſt der Beſitz dieſer Burgen zur Zeit Heinrichs des Erlauchten, während der Einigungsbeſtrebungen Friedrichs des Strengen, vor allem aber während der böhmiſchen Erwerbspolitik Wilhelms des Ae. Später verfällt ihr Wert raſch.

Steinbrück, Heinrich: Geſchichte der Herrſchaft Rabenſtein. Reichenbrand 1920. (66 S. mit Abb.)

Herrſchaftsgeſchichte und Tätigkeit der Herren v. Waldenburg, Koloniſatoren dieſer Gegend. Auf dem Gebiet der Herrſchaft entſtand im erſten Drittel des 12. Jh. das Chemnitzer Bergkloſter, an das 1375 die Herrſchaft fiel, bis ſie 1546 in den Beſitz der Wettiner überging.

Schleſinger, Walter: Die Schönburgiſchen Lande bis zum Ausgang des Mittelalters. Dresden 1935. (133 S. mit Ktn.) = Schriften f. Heimatforſchung. H. 2.

Die Herren v. Schönburg hatten auch beträchtlichen Beſitz im Erzgebirge (Stollberg, Hartenſtein). In der vorliegenden Arbeit wird im weſentlichen die ſiedlungsgeſchichtliche Erſchließung ihres Herrſchaftsgebietes um Glauchau-Waldenburg behandelt, trotzdem kann manches Neue zur geſchichtlichen Entwicklung der erzgebirgiſchen Beſitzungen geſagt werden.

— Egerland, Vogtland, Pleißenland. Zur Geſchichte des Reichsgutes im mitteldeutſchen Oſten. In: Forſchungen zur Geſchichte Sachſens und Böhmens. Hrsg. von Rudolf Kötzſchke. Dresden 1937. (S. 61—91.)

Handelt über die Beziehungen Altenburgs zu Chemnitz und Zwickau (S. 80ff.) und über den Ausbau des öſtlichen Reichsterritoriums. Schon 1173 reicht die terra Plisnensis bis ins obere Erzgebirge und als Herren der auf Rodungsboden des weſtlichen Erzgebirges entſtandenen Herrſchaften erſcheinen Angehörige des pleißniſchen Beamtenadels. (S. 83ff.)

Bönhoff, Leo: Das Hersfelder Eigen in der Mark Meißen. In: Neues Archiv f. ſächſiſche Geſchichte. Bd. 44. 1923. (S. 1—54.)

Kaiſer Otto II. hatte 979 dem Kloſter Memleben die beiden Burgwarde Hwoznie (Schweta) und Döbeln geſchenkt, die mit dem Kloſter 1015 der heſſiſchen Abtei Hersfeld einverleibt wurden. Dieſe beiden, einander benachbarten Burgwarde bildeten ſeit 1015 das Hersfelder Eigen, das den Markgrafen v. Meißen in Lehn gegeben ward. Der Umfang iſt bekannt aus Urkunden von 981, 1292 und 1454, der ſüdliche Teil dieſes Gebietes lag im Amt Freiberg (Stadt Zſchopau-Niederlauterſtein). In der gründlichen Unterſuchung wird über die geſchichtliche Entwicklung des Beſitzes gehandelt.

Kötzſchke, Rudolf: Markgraf Dietrich von Meißen als Förderer des Städtebaues. In: Neues Archiv f. ſächſiſche Geſchichte. Bd. 45. 1924. (S. 7—46.)

S. 20ff. über die Gründung von Freiberg, S. 32ff. über die von Zwickau.

Bönhoff, Leo: Die älteſten Gebietsherren des ſächſiſchen Erzgebirges. In: Glückauf. Jg. 47. 1927. (S. 158—165.)

— Der erzgebirgiſche Uradel und ſeine Stammſitze. In: Ebenda. Jg. 54. 1934. (S. 47—63.)

37 Familien werden in ihrer älteſten urkundlichen Überlieferung behandelt. Davon blühen heute noch 7, aber keine einzige mehr im Erzgebirge!

Borges, Ottomar: Die älteſten Fahrwege über den Sattel zwiſchen Fichtelberg und Keilberg und die älteſten kartographiſchen Darſtellungen dieſer Wege. (Mit einer Skizze der Karte v. J. 1529.) Waldenburg 1935. (20 S.) = Mitteilungen des Fürſtl. Schönburg-Waldenburgiſchen Familienvereins. H. 3.

Lindner, Oswin: Die Zwickau-Schneeberger Landſtraße und ihre wirtſchaftliche Bedeutung für das obere Erzgebirge nebſt einer kurzen Beſchreibung der eigenen und der benachbarten Brücken. Kirchberg 1921. (66 S. mit 2 Taf.)

Über Entſtehung und Erbauer der alten „Silberſtraße", geſchichtliche Darſtellung auf archivaliſcher Grundlage.

Meiche, Alfred: Der alte Straßenknotenpunkt Zuckmantel, ſowie die zugehörigen Namen Zehiſta, Oederan, Oſſegg, Uhyſt und Zſchackental. Ein Beitrag zur Straßengeographie Sachſens und ſeiner Nachbarlandſchaften. In: Mitteilungen d. Landesvereins Sächſ. Heimatſchutz. Jg. 26. 1937. (S. 42—62 mit Abb. und Ktn.)

Der Name „Zuckmantel" und ſeine Nebenformen bedeutet ſoviel wie Gabelkiefer, Gabelföhre und dieſen kam die Bedeutung von Wegweiſern zu. Die Feſtſtellung ihrer Verbreitung kann die Führung alter Straßen mit erſchließen. M. gibt eine Verbreitungsüberſicht der ſo benannten Wohnplätze und Wüſtungen, auch außerhalb Sachſens.

Oberdorffer, Kurt: Die alte Einſiedler Zollſtraße. In: Volkskalender für das Erz- und Mittelgebirge. Brüx. Jg. 1927. (S. 102—106.)

Feſtlegung der ma. Straßenführung vor allem auf Grund der Urkunden des Brüxer Stadtarchivs.

Siegert, Hans: Die Päſſe des Erzgebirges. In: Glückauf. Jg. 46. 1926. (S. 39—48 mit Skizze.)

Beſchreibung der Päſſe von Nollendorf, Geiersberg, Graupen, Kloſtergrab, Sayda, Reitzenhain, Preßnitz, Wieſenthal, Rittersgrün, Johanngeorgenſtadt, Eibenſtock-Frühbuß, Graslitz. Siehe aber auch die älteren Arbeiten von Heinrich Schurtz, die Päſſe des Erzgebirges, Leipzig 1891 und dazu die Beſprechung von E. O. Schulze im Neuen Archiv f. ſächſ. Geſchichte, Jg. 13, 1892, S. 163—167 ſowie die Zurückweiſung der Theorie der ſlawiſchen Urbeſiedlung durch O. E. Schmidt, ebenda, Jg. 40, 1919, S. 123f. Ferner Johannes Hemleben, die Päſſe des Erzgebirges, Berlin, 1911, 115 S.

Köhler, Albin Rudolf: Der Einfluß des Dreißigjährigen Krieges auf die Bevölkerungszahl deutſcher Städte, insbeſondere auf die Zwickaus. Ungedr. philoſ. Diſſ. Leipzig 1920.

Siehe Hinweis auf den Inhalt im Jahrbuch d. Philoſ. Fakultät zu Leipzig für das Jahr 1920, S. 182—183. Die Unterſuchung der Geſchoßbücher Zwickaus für die Jahre 1591—1699 zeigt eine ſchwere Bevölkerungseinbuße während des Krieges. 1628/29 hatte die Stadt noch 5491 Einwohner, durch Peſten und die ſchwediſchen Belagerungen und Eroberungen trat raſch ein Rückgang ein: 1639/40 wurden nur noch 2693 Einwohner gezählt. Nach 1661 hatte die Stadt wieder 2866 und 1699 3731 Einwohner.

Loeſche, Georg: Die böhmiſchen Exulanten in Sachſen. Ein Beitrag zur Geſchichte des Dreißigjährigen Krieges und der Gegenreformation auf archivaliſcher Grundlage. In: Jahrbuch der Geſellſchaft f. d. Geſchichte des Proteſtantismus in Öſterreich. Wien. Jg. 42 bis 44. 1923. (XII und 585 S.)

Im erſten Teil dieſer grundlegenden Arbeit wird der Zuſammenbruch des Proteſtantismus in Böhmen behandelt, aus dem beſonders der Abſchnitt über das Zwiſchenſpiel des ſächſiſchen Einfalls in Böhmen hervorgehoben ſei. Der zweite Teil bringt die Schickſale der Auswanderer im Exil. Beachtenswert iſt die große Menge herangezogenen Quellenmaterials aus Archiven in Böhmen, Öſterreich und Sachſen, wodurch viele neue Einzelzüge zur Geſchichte dieſer Zeit geboten werden konnten. Aufmerkſam gemacht ſei noch auf das von A. Bergmann zuſammengeſtellte Exulanten-Verzeichnis von 422 adeligen Familien, 1788 Gelehrten, Künſtlern, Geiſtlichen und Lehrern, 8486 Bauern, Handwerkern, Tagelöhnern, das nicht zuletzt auch für die Familienforſchung von großem Wert iſt.

Dietrich, Alfred: Die obere Herrſchaft Purſchenſtein nach dem Zuſammenbruch im Dreißigjährigen Krieg. Ungedruckte philoſ. Diſſ. Leipzig 1921.

Hinweis auf den Inhalt ſiehe Jahrbuch der Philoſ. Fakultät zu Leipzig, 1921, 2. Halbbd., S. 47 bis 48. Darſtellung des kulturellen Lebens im Erzgebirge nach dem Dreißigjährigen Krieg am Beiſpiel eines kleinen Herrſchaftsbereiches. Die örtlich ſehr umfangreiche Siedlungsbewegung der böhmiſchen Exulanten in dieſer Zeit iſt von beſonderer Bedeutung. Die bevölkerungsſtatiſtiſchen Angaben ſind den Kirchenbüchern von Neuhauſen entnommen.

Michel, Martin: Revolution und Reaktion von 1848—1850 in Zwickau und Umgebung. Philoſ. Diſſ. Leipzig 1937. (121 S.)

Die ſozialen und politiſchen Verhältniſſe in dieſen Jahren und der Ablauf der Revolution in Zwickau.

Sachſen, 1000 Jahre deutſcher Kultur. Mit Unterſtützung des Sächſiſchen Staates und der Städte Dresden, Leipzig, Chemnitz und Zwickau. Hrsg. von Karl Großmann. Dresden 1929. (XVI und 286 S. mit Abb.)

Aus der großen Reihe einzelner Aufſätze ſei nur verwieſen auf R. Kötzſchke, Die Entwicklung der ſächſiſchen Städte, S. 53 ff. und O. Putz, Das ſächſiſche Berg- und Hüttenweſen und die Bergakademie in Freiberg, S. 268 ff.

Heimat und Volk. Forſchungsbeiträge zur ſudetendeutſchen Geſchichte. Feſtſchrift für Prof. Wilhelm Woſtry zum 60. Geburtstage dargebracht von ſeinen Schülern. Hrsg. von Anton Ernſtberger. Prag-Brünn 1937. (602 S. mit Ktn. und Abb.)

Die verſchiedenen Beiträge zur Geſchichte des Erzgebirges und ſeines Vorlandes wurden geſondert aufgenommen.

Fochler-Hauke, Guſtav: Das nordweſtböhmiſche Deutſchtum. In: Auslandsdeutſche Volksforſchung. Jg. 1. 1937. (S. 131—144.)

Überblick aus einer größeren, im Erſcheinen begriffenen Arbeit über das Sudetendeutſchtum, wobei hier die Landſchaften zwiſchen Weſterzgebirge und Lauſitzer Platte erfaßt werden: der Lebensraum mitteldeutſcher Oberſachſen mit oſtfränkiſchem Bluterbe.

Hirſch, Hans: Zur Entwicklung der böhmiſch-öſterreichiſch-deutſchen Grenze. In: Jahrbuch d. Vereins f. Geſchichte der Deutſchen in Böhmen. Jg. 1. 1926. (S. 7—32.)

S. 25 ff. wird ganz kurz über die erzgebirgiſche Grenze zwiſchen Meißen und Böhmen gehandelt. Für die Feſtſtellung des Verlaufs dieſer Grenzlinie iſt die Tatſache wichtig, daß über ſie Angaben aus der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts vorliegen (für Meißen von 996, DO. III 186; für die Prager Diözeſe aus den Jahren 973—985 in einer Urkunde Heinrichs IV. von 1086, Friedrich, Cod. dipl. Boh. I, 92, Nr. 86).

Sander, Sigismund: Das Egertal in der Kriegsgeſchichte. In: Heimat und Volk, Feſtſchrift f. Wilhelm Woſtry. Hrsg. von Anton Ernſtberger. Prag-Brünn 1937. (S. 547—566.)

Über die Bedeutung des Flußlaufs in der Kriegsgeſchichte als Einbruchs- oder Verteidigungslinie.

Karell, Viktor: Burgen und Schlöſſer des Erzgebirges und Egertales. Bd. I. Kaaden 1935. (127 S. mit Abb.)

Geſchichtliches und Sagen über einzelne Burgen ohne Angabe von Quellen.

Langhammer, Rudolf: Die Burgen des mittleren Egertales und die Stadt Klöſterle. Klöſterle 1934. (323 S. und 20 Taf.)

Geſchichtliche Daten in engſter Anlehnung an die Archivalien.

Oberdorffer, Kurt: Die Verpfändung Nordweſtböhmens an Meißen-Sachſen im Jahre 1425. In: Heimat und Volk, Feſtſchrift f. Wilhelm Woſtry. Hrsg. von Anton Ernſtberger. Brünn-Prag 1937. (S. 195—218 mit Kt.)

1423 überſchrieb König Sigismund dem Markgrafen Friedrich v. Meißen die Städte Auſſig und Brüx, um einen feſten Rückhalt im Kampf gegen die Huſſiten zu beſitzen und förderte damit bewußt die Stoßrichtung des erſtarkenden neuen ſächſiſchen Herzogtums, die ſich gegen die huſſitiſchen Herrſchaftsbeſitzer und beſonders gegen die Städte Saaz, Laun und das unſichere Leitmeritz richtete. Auſſig ging ſchon 1426 wieder verloren; Brüx erlebte durch die Verbindung mit Meißen einen wirtſchaftlichen Aufſchwung. Im Egerer Frieden von 1459 fiel die ſudetendeutſche Landſchaft von Brüx bis Auſſig an Böhmen zurück.

Schreiber, Rudolf: Die Stellung des mittelalterlichen Elbogener Landes zu Böhmen. In: Mitteilungen d. Vereins f. Geſchichte der Deutſchen in Böhmen. Jg. 74. 1936. (S. 1—28 und 81—94.)

— Das Elbogener Urbar der Grafen Schlick von 1525. In: Sudetendeutſches Hiſtoriſches Archiv. Hrsg. von d. Hiſtoriſchen Kommiſſion d. deutſchen Geſellſchaft d. Wiſſenſchaften und Künſte für die Tſchechoſlowakiſche Republik in Prag. Bd. 1. Prag 1934. (VIII und 108 S. mit Kt.)

— Der Elbogener Kreis und ſeine Enklaven nach dem Dreißigjährigen Kriege. In: Ebenda. Bd. 2. Prag 1935. (XVI und 306 S. mit 9 Tab. und 4 Ktn.)

Wenn auch nicht ſo ausgeprägt wie das Egerland, ſo hat doch auch das Elbogener Ländchen immer in einem beſonderen Verhältnis zu Böhmen geſtanden, was Schreiber in ſeinen auf umfangreicher Quellenkenntnis beruhenden Arbeiten erſtmals deutlich erweiſt. In dem erſten Aufſatz unterſucht er die ſtaatsrechtliche Zugehörigkeit der Provinz Zettlitz, des ſpäteren Elbogener Landes, zur Krone Böhmen. — Das Schlickſche Urbar iſt eines der älteſten, ſeinem Inhalt nach das umfangreichſte Nordweſtböhmens. Die Aufzeichnungen umfaſſen Hoheitsrechte verſchiedener Art, die den Grafen nach der Pfandverſchreibung von 1434 zuſtanden, dazu die wichtige Steuermatrikel von 1523. Die Zuſtände vor den durch Aufſchwung des Bergbaus und Eindringen der Reformation bedingten Neuerungen des 16. Jahrhunderts ſind darin feſtgehalten. — Auf Grund der Untertanenverzeichniſſe von 1651 und der Steuerrollen von 1653—1655 wird dann eine methodiſch beachtliche, inhaltlich erſchöpfende und in ihren Ergebniſſen höchſt bedeutſame Darſtellung der ſoziologiſchen und bevölkerungsgenealogiſchen Entwicklung des Kreiſes gegeben. Der Verfaſſer geht in ſeiner Darſtellung nicht von dem großräumigen, politiſchen Gebilde der Herrſchaft aus, ſondern von der Einheit des einzelnen Ortes und ſucht von daher natürlich bedingte, möglichſt auch wirtſchaftlich gleichförmige, einheitliche Gebiete herauszuſtellen.

Hofmann, Joſef: Das Kaadner Treffen vom 14. Oktober 1472. In: Uhls Heimatbücher aus dem Erzgebirge und Egerland. Bd. 10. Kaaden 1924. (17 S.)

Dieſe Epiſode des öſterreichiſchen Erbfolgekrieges wird nach zeitgenöſſiſchen Berichten geſchildert.

Walter, Alois: Reformation, Dreißigjähriger Krieg und Peſtzeiten im Erzgebirge (Katharinaberger Gebiet). In: Volkskalender für das Erz- und Mittelgebirge. Brüx 1928. (S. 131 bis 141.)

Kulturgeſchichtliche Bilder.

Pfitzner, Joſef: Nordböhmen und Sachſen in den Jahren 1848/49. In: Nordweſtböhmen. Veröffentlichungen des Muſeumsvereins Brüx. H. 8. 1933. (S. 73—79.)

Ein Beitrag zu den deutſchböhmiſch-ſächſiſchen Beziehungen 1848/49, über die Ideenbildung und politiſche Fortſchrittlichkeit ſowie über die dabei beobachtete Bedeutung der Staatsgrenzen.

Siedlungsgeſchichte

Kötzſchke, Rudolf: Epochen der Siedlungsgeſchichte in Sachſen und im nördlichen Böhmen. Ein hiſtoriſcher Vergleich. In: Forſchungen zur Geſchichte Sachſens und Böhmens. Hrsg. von R. Kötzſchke. Dresden 1937. (S. 1—27.)

Abhandlung über die treibenden Kräfte, Träger und den Verlauf der einzelnen Siedelepochen ſowie ihre Auswirkungen.

Ebert, Wolfgang: Ländliche Siedelformen im deutſchen Oſten. Im Auftrag der landesgeſchichtlichen Inſtitute hrsg. von R. Kötzſchke. Berlin 1937. (74 S. mit 35 Ktn. auf 23 Taf.)

Ein Teil der Arbeit erſchien mit gleichem Titel, aber unter Weglaſſung der Kartenbeiſpiele in den Blättern für deutſche Landesgeſchichte, J. 1, 1936, Heft 1. Es iſt eine methodiſche Programmſchrift zur Beſtimmung der Siedelformen im deutſchen Oſten. Aus dem ſächſiſch-böhmiſchen Erzgebirge werden folgende Beiſpiele gebracht: Streuſiedlung Zinnwald, S. 48; Reihendörfer Hartmannsdorf, Görbersdorf, Hohendorf, Falkenbach, S. 64 und 65; Waldſtreifendorf Oberſeiffenbach, Neuwernsdorf, S. 66 und 73; Einödflur Seiffen, S. 69; Radialwaldhufendorf Dittersbach, S. 71.

Leipoldt, Johannes: Die Flurformen Sachſens. In: Petermanns Geographiſche Mitteilungen. 1936. (S. 341—345 mit Kt.)

Unterſuchung aller ſächſiſchen Gemeindefluren. Im Gebiet des oſtfränkiſchen Siedeleinfluſſes herrſcht die Waldhufe durchaus vor.

Heinich, Walter: Königshufen, Waldhufen und ſächſiſche Acker. In: Neues Archiv f. ſächſiſche Geſchichte. Jg. 51. 1930. (S. 1—10.)

Berechnungen über die Größen der Hufen, die ſich danach zueinander verhalten wie 12:6:5. Eine fränkiſche Hufe ſei genau 43,2 (43 Acker = 60 Quadratruten) ſächſiſche Acker groß und die Hälfte einer Königshufe.

Langer, Johannes: Heimatkundliche Streifzüge durch Fluren und Orte des Erzgebirges und ſeines Vorlandes. Schwarzenberg. 1931. (260 S. und 47 S. mit Ktn.-Skizzen.)

Methodiſche Arbeit auf der Grundlage der Siedelformenunterſuchung über die Erſchließung des Erzgebirges. Aus dem mittelſächſiſchen Bergland und dem erzgebirgiſchen Vorland werden Beiſpiele von Block-, Gewann-, Gelänge-, Feldbreitenanlagen gebracht; die Darſtellung der verſchiedenen Spielarten der erzgebirgiſchen Waldhufen nimmt den Hauptteil des Buches ein. Bergbau- und Exulantenfluren (Seiffen, Neuwernsdorf, Georgenfeld) und Stadtfluren (Freiberg, Frauenſtein, Eibenſtock, Aue, Schwarzenberg, Wolkenſtein, Scheibenberg) ſchließen den wohlgelungenen Überblick ab.

— Erzgebirgsfluren. Ein flurgeographiſcher Beitrag zur Beſiedlungsgeſchichte des mittleren Erzgebirges. In: Mitteilungen des Freiberger Altertumsvereins. Jg. 58. 1928. (S. 7—58. Abriß auch in: Glückauf. Jg. 49. 1929. (S. 133—142.)

Behandelt als Einzelbeiſpiele Rhäſa, Littdorf b. Roßwein, Schönberg b. Waldheim, Erlebach, Gebersbach, Linda, Schönfeld, Dittersbach, Oberreichenbach, Seiffen, Neuwernsdorf, Oberſchöna.

— Flurgeographiſche Unterſuchungen über die älteſten Freiberger Beſiedlungsverhältniſſe. In: Neues Archiv f. ſächſiſche Geſchichte. Jg. 48. 1927. (S. 185—225.)

Neben die von R. Kötzſchke in ſeiner Arbeit „Markgraf Dietrich von Meißen als Förderer des Städtebaues", ebenda, Jg. 45, 1924, S. 7—46, durchgeführte Interpretation des Stadtrechtes, der Urkunden von 1223, 1227, 1241 und 1255, ſtellt J. Langer eine geographiſche Unterſuchung der Freiberger Stadtflur und ihrer Entwicklung.

— Die Beſiedlung der Freiberger Gegend um 1183. In: Mitteilungen des Freiberger Altertumsvereins. Jg. 64. 1934. (S. 5—9 mit Kt.)

Die Freiberger Burgherrſchaft Markgraf Ottos des Reichen und ihre Beſiedlung um 1183, kurz vor der Gründung der Sächsſtadt und der damit einſetzenden zweiten, inneren Koloniſation dieſes Gebietes.

— Der Ausbau des oſtdeutſchen Koloniſationswerkes in der Freiberger Landſchaft. Schwarzenberg 1936. (22 S. mit 19 Ktn.)

Kleine Zuſammenfaſſung über Urlandſchaft und Vorgeſchichte, Führer der Koloniſation, Siedelformen, Herkunft der Siedler, Herrſchaftsbezirke, das Hersfelder Eigen, die Beziehungen zwiſchen Kloſter Altzelle und Freiberg und über die Entſtehung der alten Bergbauſtadt.

Diener von Schönberg, Alfons: Zur Geſchichte des Saydaer Berglandes. Olbernhau 1927. (32 S.)

Beſiedlungs- und Herrſchaftsgeſchichte.

Löſcher, Hermann: Schönburgiſche Koloniſation im Obererzgebirge zu Beginn der Neuzeit. In: Schönburgiſcher Hauskalender 1933. (S. 43 ff.)

Meiche, Alfred: Der alte Zellwald an der Freiberger Mulde. Ein Beitrag zur Geſchichte der oſtmitteldeutſchen Koloniſation mit einer Nebenunterſuchung über die fränkiſche Hufe. In: Neues Archiv f. ſächſiſche Geſchichte. Jg. 41. 1920. (S. 1—42.)

Das Gebiet der 800 Hufen, die Markgraf Otto von Meißen dem Kloſter Altzelle geſchenkt hatte (Beſtätigung durch Kaiſer Friedrich I. vom 26. Februar 1162), erſtreckte ſich tief in den Markwald zwiſchen dem Altgau Daleminze und Böhmen. In ſeinem Bereich wurden die erſten Silberfunde gemacht, die Anlaß gaben, einen Teil der Schenkung wieder abzuerkennen und das Kloſter anderweit zu entſchädigen. Den Abſchluß der Verhandlungen bildete die Urkunde vom 2. Auguſt 1185, wobei der Umfang der Dotation von 1162 noch einmal genau umraint wurde. Der Interpretation der Grenzlinie dient dieſe Unterſuchung.

Müller, Conrad: Eine Schönburgiſch-Hartenſteiniſche Grenzrainung am Fichtelberg 1529. In: Neues Archiv f. ſächſiſche Geſchichte. Jg. 55. 1934. (S. 161—177 mit 3 Abb.)

Feſtlegung der Grenzen zwiſchen dem Gebiet der Herren v. Tettau auf Schwarzenberg und der ſchönburgiſchen Gründung Oberwieſenthal. Die erhaltene Karte über die Rainung iſt eine der älteſten in Sachſen und wurde erſt 1927 wiederentdeckt.

Schmidt, Otto Eduard: Siedlungsgang und Siedlungsformen im öſtlichen Erzgebirge. In: Mitteilungen des Landesvereins Sächſ. Heimatſchutz. Jg. 13. 1924. (S. 105—129 mit Abb.)

Beſprechung der einzelnen Siedelwellen, der Koloniſationsmittelpunkte, der bedeutendſten Siedelplätze und -formen. Hingewieſen ſei auch auf den Aufſatz desſelben Verf., Die Beſiedlung des Erzgebirges. In: Neues Archiv f. ſächſiſche Geſchichte. Jg. 40. 1919. (S. 123—137.)

— Zur Siedlungsgeſchichte der Flußgebiete der Müglitz und der Gottleuba. In: Ebenda. Jg. 16. 1927. (S. 367—378 mit Abb.)

Stellt drei Siedelwellen heraus. Eine 1. im Zeitalter der oſtdeutſchen Koloniſation im 12. Jh., eine 2. bäuerlich-bergmänniſche um die Mitte des 13. Jhs. und eine 3. in der Zeit der bergmänniſchen Stadtgründungen, etwa 1440—1560.

Dietrich, Alfred: Erzgebirgiſche Exulantendörfer. Crimmitſchau 1927. (58 S.) = Oberſächſiſche Heimatſtudien. Hrsg. von Kötzſchke und Uhlemann. H. 4.

In drei Wellen fluteten die um ihres Glaubens willen aus Böhmen vertriebenen Exulanten nach Sachſen, 1620 nach der Schlacht am Weißen Berge, 1627 nach Erlaß der Neuen Landordnung und 1648 nach dem Weſtfäliſchen Frieden. In der oberen Herrſchaft Purſchenſtein wurden ſie beſonders von der Familie v. Schönberg aufgenommen, unter deren Förderung zahlreiche neue Dörfer entſtanden, von denen in vorliegender Arbeit Deutſch-Einſiedel, Heidelberg, Deutſch-Neudorf und Deutſch-Catharinenberg, Nieder- und Oberſeiffenbach und Neuwernsdorf behandelt werden. Über die Herkunft der Siedler, die Siedlungsvorgänge, das Verhältnis zur Grundherrſchaft, Dorf- und Hausanlagen, wirtſchaftliche Entwicklung, ſoziale Gliederung und geiſtiges Leben der Zuzügler iſt gut beobachtet worden.

Semmig, Hellmuth: Die wirtſchaftliche Entwicklung der Exulantenſiedlung Johanngeorgenſtadt von der Gründung 1654 bis zum Stadtbrand 1867. Dresden 1931. (IX und 135 S.) = Aus Sachſens Vergangenheit. H. 7.

Die Gründung und Entwicklung der Stadt, ihre wirtſchaftlichen Verhältniſſe, Handel, Gewerbe, Verkehr, Bergbau und Induſtrie ſind quellenmäßig dargeſtellt. Gegen manche Auffaſſungen und Ausführungen beſtehen Bedenken, namentlich gegen die Deutung rechtlicher Erſcheinungen. Siehe dazu die Beſprechung von H. Löſcher im Neuen Archiv f. ſächſiſche Geſchichte, Jg. 52, 1931, S. 304 bis 306.

Karell, Viktor: Das Erzgebirge und ſeine Beſiedlung. Kaaden 1924. (74 S. mit Abb.) = Uhls Heimatbücher des Erzgebirges und Egertales. H. 4.

Kurzer Abriß des Beſiedlungsganges. Siehe auch den Aufſatz des gleichen Verfaſſers „Die Beſiedlung des Erzgebirges". In: Das Erzgebirge und ſein Vorland, hrsg. v. Weniſch, Wien 1923, S. 79—86.

Oberdorffer, Kurt: Die Siedlungsgeſchichte Nordweſtböhmens. In: „Für Heimat und Volk". Volkstumsarbeit im Bundesgau Nordweſtböhmen des BdD. 1. F. 1934. (S. 14—19.)

Kurzer Überblick.

Sturm, Heribert: Grundzüge der Beſiedlung des Obererzgebirges. In: Ackermann aus Böhmen. Jg. 2. 1934. (S. 29—33 und 74—79.)

Für den ſüdlichen Gebirgshang waren zunächſt die beiden Städte Schlackenwerth und Kaaden Stützpunkte eines Siedlungsvorſtoßes, dazu trat ſpäter die Tätigkeit der Klöſter Tepl, Doxan und Oſſegg, zuletzt iſt die bergmänniſche Erſchließung hinzugekommen.

— Umriſſe des geſchichtlichen Werdens des Erzgebirges. In: Deutſche Heimat. Sudetendeutſche Monatshefte. Plan. Jg. 7. 1931. (S. 137—141.)

Handelt vornehmlich über die bergbauliche Erſchließung.

Muggenthaler, Hans: Koloniſatoriſche und wirtſchaftliche Tätigkeit eines deutſchen Ziſterzienſerkloſters im 12. und 13. Jahrhundert. München 1924. (VI und 176 S. mit Abb. und 8 Ktn.) = Deutſche Geſchichtsbücherei, Bd. 2.

Die Wirkſamkeit des Kloſters beſchränkte ſich nicht nur auf das Egerland, ſondern erſtreckte ſich auch auf die Gegend zwiſchen Kaaden und Saaz.

Adametz, Edgar: Dorfarten und Dorfformen im weſtlichen böhmiſchen Erzgebirge, im Duppauer und Kaiſergebirge ſowie im Saazer Flachlande. In: Erzgebirgszeitung. Jg. 43. 1922. (S. 115—117.) Jg. 44. 1923. (S. 21—23.)

Köhler, Rudolf: Erzgebirgsdörfer des Auſſig-Karbitzer Bezirkes in den Landeskataſtern. In: Beiträge zur Heimatkunde des Auſſig-Karbitzer Bezirkes. Jg. 13. 1933. (S. 166—173.)

Peterswald, Schönwald, Nollendorf, Streckenwald und Kninitz, beſonders die Herrſchaftsbeſitzer.

Treixler, Guſtav: Seit wann beſtehen die Ortſchaften des Graslitzer Bezirkes? In: Erzgebirgszeitung. Jg. 54. 1933. (S. 145—151.)

Zuſammenſtellung der erſten urkundlichen Nachrichten.

— Verſchollene Erzgebirgsorte. In: Mitteilungen des Vereins f. Geſchichte d. Deutſchen in Böhmen. Jg. 73. 1935. (S. 41—59); Jg. 74. 1936. (S. 117—118.)

Ehemalige Beſitzungen des Kloſters Waldſaſſen.

Rechtsgeſchichte

Die **Zwickauer Stadtrechtsreformation** 1539—1569. Hrsg., eingeleitet und bearbeitet von Hildegard Berthold, Karl Hahn und Alfred Schultze. Leipzig 1935. (X und 100 und 240 S.) = Sächſiſches Forſchungsinſtitut für Rechtsgeſchichte in Leipzig: Quellen zur Geſchichte der Rezeption. Bd. 3.

Um die nach der Rezeption des römiſchen Rechts wie allerorts zutage getretene Rechtsunſicherheit zu beheben, beauftragte der Zwickauer Rat namhafte Juriſten mit der Ausarbeitung eines reformierten Statutenbuches, einer erſtmaligen Geſamtaufzeichnung ſämtlicher in Zwickau geltenden Rechtsſätze. Die Statuta Zwiccaviensium gehen in der Hauptſache auf den Stadtſyndikus Mag. Antonius Beuther († 1562/63) zurück.

Brod, Carl: Rat und Ämterweſen der kurfürſtlichen Stadt Zwickau 1485—1547. Ungedr. philoſ. Diſſ. Leipzig 1925.

Zuſammenſetzung des Ratskollegiums, Aufgaben und Befugniſſe der einzelnen Ämterinhaber.

Kummer, Friedrich Paul: Gewerbe und Zunftverfaſſung in Zwickau bis zum Jahre 1600. Ungedr. phil. Diſſ. Leipzig 1922.

Hinweis auf den Inhalt ſiehe Jahrbuch d. Philoſ. Fakultät Leipzig, 1922, S. 115—117. Nach einer Darſtellung der Entwicklung der Gewerbe und Geſchichte der Zünfte wird in einem zweiten Teil ihre innere Verfaſſung geſchildert. Die erſte Zunft, die ſich in Zwickau nachweiſen läßt, iſt die Müllerinnung, die 1333 ihre Ordnung erhielt. Die Blütezeit des Handwerks fällt in das Ende des 15. und in den Anfang des 16. Jhs., wo die Entdeckung der Schneeberger Silbergruben, an deren Ausbeute ſich viele Zwickauer Familien beteiligten, Geld in die Stadt brachte. Den Abſchluß der Unterſuchung geben Darlegungen über das wirtſchaftsgenoſſenſchaftliche, religiöſe und ſittliche Leben der Zünfte.

Schellhas, Walter: Die Entſtehung Freibergs und ſeines Stadtrechts. In: Mitteilungen d. Freiberger Altertumsvereins. Jg. 54. 1923. (S. 1—8.)

Die Gründung Freibergs als Stadtgemeinde im vollen rechtlichen Sinne wird nicht Markgraf Otto dem Reichen, ſondern deſſen Sohn Dietrich dem Bedrängten (1195—1221) zugeſchrieben.

Retzlaff, Hans: Die Entwicklung des Rechtsganges nach dem Freiberger Stadtrechtsbuch. Leipzig 1929. (101 S.) = Abhandl. der Rechts- und Staatswiſſenſchaftl. Fakultät der Univerſität Göttingen.

Über den Prozeßgang und das Syſtem der Beweismittel bis zur Beweisführung ſelbſt.

Langer, Johannes: Die Freiberger Bannmeile und die alten in Freiberg gebräuchlichen Längenmaße. In: Mitteilungen d. Freiberger Altertumsvereins. Jg. 65. 1935. (S. 28—38.)

Sieber, Siegfried: Das älteſte Gerichtsbuch des Dorfes Aue (1491—1560). In: Auer Muſeumsblätter. II. 1927. (S. 13—50.)

Auszüge aus einer Umſchrift von 1738 mit Kommentar.

Löſcher, Hermann: Die Pfarrausſtattung im Verlaufe der bäuerlichen Beſiedlung des Erzgebirges. In: Glückauf. Jg. 49. 1929. (S. 142—146.)

Ergänzt z. T. die Arbeit von Heinrich Felix Schmid, Die Pfarrorganiſation im Sorbenlande vor der deutſchen Koloniſation und in Böhmen und Mähren, Zeitſchr. d. Savigny-Stiftung f. Rechtsgeſch., Bd. 46, Kanon. Abt. Bd. 15, 1926. Deutſche Bauernſiedler, die über das ſächſiſche Tiefland nach dem Erzgebirge kamen, brachten von dort die ſorbenländiſchen Grundſätze der Pfarrausſtattung mit. Ausnahmen ſind bisher bekannt aus Schwarzenberg, wo die Gewohnheit der Zehntdrittelung auf bayeriſch-fränkiſchen Einfluß ſchließen läßt, ſowie aus Schlettau, wo bei dem Einkommen des Pfarrers zwei Teile Zehnten erwähnt werden, was vielleicht als böhmiſcher Einſchlag zu erklären iſt.

Börner, Max: Die Sächſiſche Bergverfaſſung. Ein Hand- und Lehrbuch. Freiberg 1930. (64 S.)

Mehr zum praktiſchen Gebrauch geſchrieben, wird z. T. doch auf Geſchichtliches eingegangen.

Huffmann, Fritz Robert: Über die ſächſiſche Berggerichtsbarkeit vom 15. Jahrhundert bis zu ihrem Ende. Ein Beitrag zur Geſchichte der Sondergerichte. Weimar 1935. (149 S.)

Darſtellung der geſchichtlichen Entwicklung der Berggerichtsverfaſſung in Sachſen vom Aufkommen des Schneeberger Bergbaues bis zur Annaberger Bergordnung von 1509 und den Landesbergordnungen des 16. Jhs. Der Ausbreitung der ſächſiſchen Rechtseinrichtungen (Joachimsthal!) wird nachgegangen, auch der Zuſtand der Zivil- und Strafgerichtsbarkeit bis zum Übergang an die ordentlichen Gerichte eingehend erörtert.

Preſcher, Kurt: Das ſächſiſche Bergſchadenrecht unter beſonderer Berückſichtigung der bergſchadenrechtlichen Verhältniſſe im Lugau = Oelsnitzer Steinkohlenrevier. Leipziger jur. Diſſ. Borna 1930. (IX und 90 S.)

Abhandlung über die Haftpflicht bei Bergſchaden.

Die Schreckenberger Bergordnung 1499—1500. Die älteſte deutſche gedruckte Bergordnung. Hrsg. von Johannes Otto Sehm. Zwickau 1936. (47 S.)

Text in Fakſimile mit Kommentar.

Schultheiß, Werner: Die Einwirkung des Nürnberger Stadtrechts auf Deutſchland, beſonders Franken, Böhmen und die Oberpfalz. (Der Nürnberger Stadtrechtskreis.) In: Jahrbuch f. fränkiſche Landesforſchung. Bd. 2. 1936. (S. 18—54 mit Ktn.)

Falkenau, Elbogen, Karlsbad, Schlackenwerth übernahmen Nürnberger Recht von Eger und blieben mit Nürnberg vom 11. bis zum Ende des 16. Jhs. in Rechtsverkehr.

Weizſäcker, Wilhelm: Rechtsgeſchichte von Stadt und Bezirk Komotau bis 1605. Komotau 1935. (197 S.) = Heimatkunde Komotau.

Siegl, Karl: Die St. Joachimsthaler Erbrechtsordnung aus der Zeit um 1521. In: Mitteilungen d. Vereins f. Geſchichte der Deutſchen in Böhmen. Jg. 68. 1930. (S. 151—156.)

Textwiedergabe nach einer Handſchrift der Zeit „Erbfelle inn Sandt Joachimstahl belangende" im Archiv der Stadt Eger.

Umlauft, Franz Joſeph: Altes Dorfrecht. In: Beiträge zur Heimatkunde des Auſſig-Karbitzer Bezirkes. Jg. 8. 1928. (S. 1—11.)

Mitteilung der Gemeinderügen von Deutſchkahn, München, Leukersdorf, Spansdorf und Mörkau im Auſſiger Bezirk.

Weizſäcker, Wilhelm: Sächſiſches Bergrecht in Böhmen. Das Joachimsthaler Bergrecht des 16. Jahrhunderts. Reichenberg 1929. (312 S.) = Forſchungen zur Sudetendeutſchen Heimatkunde. H. 5.

Mit dieſer Abhandlung iſt die bisher eingehendſte und wertvollſte Darſtellung zur landſchaftlichen Ausbildung eines deutſchen Bergrechtes gegeben worden. Weſentlich vom rechtsgeſchichtlichen Standpunkt geſehen, iſt doch auch für die Wirtſchaftsgeſchichte der Ertrag groß. Im übrigen ſiehe die ausführliche Beſprechung von A. Zycha in der Zeitſchr. d. Savigny-Stiftung für Rechtsgeſchichte, German. Abt., Bd. 51, 1931, S. 638—651.

Weizſäcker, Wilhelm: Das Graupener Bergbuch von 1530 nebſt einem Bruchſtücke des Graupener Bergbuches von 1512. Eingeleitet und hrsg. von W. Weizſäcker. Reichenberg 1932. (50 und 285 S.) = Sudetendeutſche Geſchichtsquellen. Bd. 5.

— Das alte Zinnbergrecht von Graupen im Erzgebirge. (Bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts.) In: Zeitſchr. d. Savigny-Stiftung für Rechtsgeſchichte. Germaniſt. Abt. Bd. 50. 1930. (S. 233—309.)

In der zweiten Arbeit wird eine inhaltliche Auswertung des veröffentlichten Bergbuches gegeben. Das Graupener Recht iſt auf der Grundlage des Iglau-Kuttenberger Bergrechtes erwachſen, aber frühzeitig vom ſächſiſchen Bergrecht beeinflußt worden, freilich ohne dadurch dem letzteren gegenüber ſeinen ſelbſtändigen Charakter zu verlieren.

— Methodiſches und Organiſatoriſches zur Bergbaugeſchichte Nordweſtböhmens im 16. Jahrhundert. In: Mitteilungen d. Vereins f. Geſchichte d. Deutſchen in Böhmen. Jg. 69. 1931. (S. 211—229.)

Über die literariſchen und ſächlichen Quellen zur Bergbaugeſchichte mit reichem Schrifttumsnachweis beſonders für Nordweſtböhmen.

— Die kulturelle Bedeutung des erzgebirgiſchen Bergbaues. In: Nordweſtböhmen, Vorträge der erſten nordweſtböhmiſchen Kulturwoche in Brüx 1932. Brüx 1933. (S. 19—30.)

Kurze Darſtellung der Perioden der bergmänniſchen Beſiedlung im 16. Jh., über Bergbaupolitik, Bergwerkskunde und Recht.

— Sudetendeutſche Rechtsgeſchichte und Geſchichte des deutſchen Rechts in den Sudetenländern. In: Zeitſchr. f. ſudetendeutſche Geſchichte. 1. Jg. 1937. (S. 81—94.)

Grundſätzliches und Sammelbericht mit Beſprechung der ſeit 1933 erſchienenen deutſchen und tſchechiſchen Arbeiten.

Kirchengeſchichte

Löſcher, Hermann: Die Gründung des Kloſters Grünhain. Eine 700 Jahr-Feier. In: Erzgebirgiſcher Haus- und Familienkalender 1933. (S. 77—83.)

Eine in ihrer Kürze die weſentlichen Geſichtspunkte der Kloſtergründung gut herausarbeitende Studie.

Enderlein, Lothar: Kloſter Grünhain (Ziſterzienſer) im weſtlichen Erzgebirge. Beſitz, Herrſchaftsbildung und ſiedlungsgeſchichtliche Bedeutung. Schwarzenberg 1933. (224 S. mit Kt. und Abb.)

Urkundliche Geſchichte des Kloſters und ſeines Beſitzes.

Wehner, R.: Zur Geſchichte der (Chemnitzer) Kloſtervogtei und des Landdinges. In: Mitteilungen d. Vereins f. Chemnitzer Geſchichte. Bd. 28. 1932. (S. 14—22.)

Knappe Darſtellung auf Grund des Chemnitzer Urkundenbuches.

Engelmann, Johannes: Unterſuchungen zur klöſterlichen Verfaſſungsgeſchichte in den Diözeſen Magdeburg, Meißen, Merſeburg und Zeitz-Naumburg. (Etwa 950—1350.) Jena 1933. (76 S.) = Beiträge zur mittelalterl. und neueren Geſchichte. Hrsg. von Fr. Schneider. Bd. 4.

Behandelt u. a. die für die Koloniſationsgeſchichte des Erzgebirges wichtigen Klöſter Altenzelle und Chemnitz.

Knebel, Konrad: Das Hoſpital St. Johannis (in Freiberg) im Mittelalter. In: Mitteilungen des Freiberger Altertumsvereins. Jg. 55. 1924/25. (S. 1—21.)

Urkundliche Geſchichte des Hoſpitals und ſeines Beſitzes.

Doelle, Ferdinand: Reformationsgeſchichtliches aus Kurſachſen. Vertreibung der Franziskaner aus Altenburg und Zwickau. Münſter 1933. (300 S.) = Franziskaniſche Studien. Beih. 15.

Die Stellung der Zwickauer Franziskaner, ihr Kampf mit Johannes Egranus und Thomas Münzer 1517—1521, dann mit Nikolaus Hausmann, endlich ihre Vertreibung 1525 nimmt den Hauptteil des Werkes ein.

Clemen, Otto: Zur Reformationsgeſchichte von Frauenſtein. In: Beiträge zur ſächſiſchen Kirchengeſchichte. Bd. 43. 1934. (S. 3—18.)

Über einen Briefwechſel des Rates zu Frauenſtein mit Luther und den Briefwechſel des Frauenſteiner Pfarrers Kaſpar Weinrehn 1527—1532 mit dem Zwickauer Pfarrer Stephan Roth.

Löſcher, Hermann: Aus der Frühzeit der Zwönitzer Kantorei. Ein Beitrag zur Geſchichte der Küſterei, Schule und Stadtſchreiberei von Zwönitz i. S. bis zum Dreißigjährigen Krieg. Zwönitz 1930. (40 S.)

Auf Grund ſorgfältigſter Quellenbehandlung wird in methodiſch anſprechender Form ein Bild des kulturellen Lebens und der Zuſtände in der Gemeinde dargeboten, das in dieſer Art für die allgemeine Landesgeſchichte ein Gewinn iſt.

Kreuz, Adolf: Die Kreuzkapelle und die Kreuzſtiftungen in Dux. Ein Beitrag zur Kirchengeſchichte Nordweſtböhmens. In: Erzgebirgszeitung. Jg. 49. 1928. (S. 174—177, 195—199.) J. 50. 1929. (S. 244—248, 260—261.) Jg. 51, 1930. (S. 13—14, 64—69.)

Über die Verehrung des Kreuzes Chriſti und den Kreuzkult in Dux.

Horeiſchi, Karl: Die Reformation und Gegenreformation in der Bergſtadt Graupen. Ungedr. philoſ. Diſſ. Prag 1925/26.

Viererbl, Karl: Religiöſe und kulturelle Verhältniſſe in Komotau und Umgebung im 16. und 17. Jahrhundert. Ungedr. philoſ. Diſſ. Prag 1925/26.

Behandelt werden Fragen der Siedlungsgeſchichte, Verlauf der Reformation und Gegenreformation, Exulanten- und Schulweſen, Hexenprozeſſe und Bauernunruhen in Komotau, Görkau und umliegendem Land, ſ. jetzt Heimatkunde des Bezirks Komotau.

Geiſtesgeſchichte

Sudetendeutſche Lebensbilder. Im Auftrag der Deutſchen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften und Künſte für die Tſchechoſlowak. Republik hrsg. von Erich Gierach. Reichenberg Bd. 1. 1926. (VIII und 314 S. mit Abb. und Taf.); Bd. 2. 1930. (VII und 322 S. mit Abb. und Taf.); Bd. 3. 1934. (320 S.)

Die Aufſätze über ſudetendeutſche Erzgebirgler wurden einzeln aufgenommen.

Franke, Rich. Walter: Sudetendeutſche an der Univerſität Leipzig 1409—1809. In: Forſchungen zur Geſchichte Sachſens und Böhmens. Hrsg. von R. Kötzſchke. Dresden 1937. (S. 141—179.)

Die Zahl ſudetendeutſcher Studenten, zumal aus dem nahen Erzgebirge, iſt immer verhältnismäßig groß geweſen, wenn natürlich auch die jeweilige politiſche Lage Böhmens oder Sachſens für den Zuzug beſtimmend geweſen. Einzelne haben es in Leipzig ſelbſt zu hohen akademiſchen Würden gebracht.

Sturm, Heribert: Die Bücherei der Lateinſchule zu St. Joachimsthal. Joachimsthal 1929. (196 S.) = Anſtalt für ſudetendeutſche Heimatforſchung, Nordweſtböhmiſche Heimatbücher. Hrsg. von R. Weniſch. Bd. 2.

Aus dem Beſitz dieſer bekannten Lateinſchule der Reformationszeit iſt eine große Menge von Wiegen- und Frühdrucken erhalten.

— Joachimsthaler Privatbüchereien aus dem 16. Jahrhundert. In: Mitteilungen d. Vereins f. Geſchichte der Deutſchen in Böhmen. Jg. 68. 1930. (S. 3—9.)

Die Bibliotheken des Predigers Johann Salater, des Georg Heidler, des Stadtrates Michael Hummelsberger und des Joh. Langer in ihren weſentlichſten Beſtänden.

Volz, H.: Joachimsthals Bedeutung für die Überlieferung reformatoriſchen Schrifttums. In: Ebenda. Jg. 70. 1932. (S. 27—37.)

Bernt, Alois: Heinrich von Freiberg. In: Sudetendeutſche Lebensbilder. Bd. 1. 1926. (S. 93—96.)

Heinrich v. Freiberg, 1240—1300, iſt die bedeutendſte Perſönlichkeit der mhd. Dichtung in Böhmen, bekannt vor allem als begabter Fortſetzer und Vollender des Triſtanromanes von Gottfried v. Straßburg.

Sturm, Heribert: Dr. Georg Agricola. In: Ebenda. Bd. 3. 1934. (S. 139—145.)

Geboren in Glauchau i. S. am 24. März 1494 iſt Agricola als Arzt und Erforſcher der Bergbaugeſchichte des ſächſiſchen und böhmiſchen Erzgebirges von überragender Bedeutung geworden. Seit 1527 Stadtphyſikus von Joachimsthal, entſtand dort ſein bekanntes Werk: De re metallica libri XII.

Lorenz, Hans: Stefan Schlick — Hieronymus und Lorenz Schlick — Heinrich Könritz. In: Ebenda. Bd. 1. 1926. (S. 75—89.)

Graf Stefan Schlick und ſeine Brüder Hieronymus und Lorenz ſind die Begründer und Förderer des Joachimsthaler Bergbaus; der Meißner H. v. Könneritz war ihr erfolgreichſter Berghauptmann.

Hauffen, Adolf: Johannes Matheſius. In: Ebenda. Bd. 1. 1926. (S. 103—106.)

Abriß des Lebens und der Wirkſamkeit des bekannten Joachimsthaler Bergpredigers, geboren in Rochlitz/Sa. 24. Juli 1504.

Oberdorffer, Kurt: Hans Dernſchwam, der Bergmann und Humaniſt. In: Ebenda. Bd. 3. 1934. (S. 133—138), auch in: Nordweſtböhmen, Vorträge der 1. nordweſtböhmiſchen Kulturwoche Brüx 1932. Brüx 1933. (S. 47—52.)

H. D. ſtammt aus Brüx, ſtudierte in Leipzig, war in Dienſten der Thurzos und Fugger und iſt ſpäter als Sammler von römiſchen Inſchriften und Antiquitäten auf dem Balkan und in Kleinaſien bekannt geworden. Über ſeine große Reiſe 1553—55 führte er Tagebuch.

Heilfurth, Gerhard: „Gottes Richterſpruch." Die älteſte Dichtung vom Weſterzgebirge und ſeinem Bergbau. In: Glückauf. Jg. 53. 1933. (S. 176—180.)

Hinweis auf den Inhalt des um 1490 in Leipzig erſchienenen „Judicium Jovis".

Sturm, Heribert: Dr. Wenzel Bayers Schrift über die Joachimsthaler Bergmannskrankheit aus dem Jahre 1523. Joachimsthal 1931. (24 S. und 6 Bl.)

W. Bayer wurde 1488 in Elbogen geboren, ſtudierte in Leipzig und Bologna Medizin und war ſpäter Schlickſcher Leibarzt in Joachimsthal. Er ſchrieb 1523 über die Bruſtkrankheiten der Bergleute. Dieſe Schrift iſt nach dem einzig erhaltenen Exemplar in der Ratsſchulbibliothek in Zwickau in Fakſimile herausgegeben.

Weizſäcker, Wilhelm: Mathes Enderlein. In: Sudetendeutſche Lebensbilder. Bd. 3. 1934. (S. 127—134.)

Enderlein, geboren in Zwönitz i. S. um 1493, geſtorben 21. Oktober 1556, iſt ebenfalls eng mit der Geſchichte des Joachimsthaler Bergbaus verbunden. Nicht nur als Bergmeiſter, ſondern auch als bergmänniſcher Schriftſteller und Bergrechtler hat er ſich einen Namen gemacht.

— Valten Röhling. In: Ebenda. Bd. 3. 1934. (S. 146—151.)

Die Röhlings waren ein verbreitetes erzgebirgiſches Bergmannsgeſchlecht. V. R. iſt vor 1523 in Geyer i. S. geboren, war Bergmeiſter in Preßnitz und Joachimsthal, ſpäter Verwalter der Oberberghauptmannſchaft. Am 27. April 1572 ſtarb er in Schlaggenwald.

Winter, Eduard: Deutſches Geiſtesleben in böhmiſchen Klöſtern des öſterreichiſchen Biedermeier. In: Heimat und Volk. Feſtſchrift f. Wilhelm Woſtry. Hrsg. von Anton Ernſtberger. Prag-Brünn 1937. (S. 505—519.)

Bezieht ſich auf die Klöſter Oſſegg und Tepl, z. T. auch auf ihre Verbindungen mit Sachſen.

Kunſtgeſchichte

Hahn, Karl: Biographiſches von Peter Breuer. In: Mitteilungen des Altertumsvereins f. Zwickau. Bd. 14. 1929. (S. 1—20.)

Mit Verzeichnis der bisher bekanntgewordenen Werke des Meiſters, deſſen Altäre beſonders in ſächſiſchen Kirchen, namentlich des Erzgebirges, zu finden ſind.

Aſche, Sigfried: Der Bildſchnitzer Peter Breuer und die Zwickauer Kultur um 1500. In: Glückauf. Jg. 55. 1935. (S. 176—178 mit Abb.)

Breuer wurde um 1470 als Sohn eines Meſſerſchmiedes in Zwickau geboren.

Hentſchel, Walter: Die Schneeberger Malerfamilie Krebel. In: Ebenda. Jg. 50. 1930. (S. 91—100 mit Abb.)

Bekannte erzgebirgiſche Malerfamilie des 16. Jhs.

Schmidt, Otto Eduard: Das Rätſel der Tulpenkanzel im Freiberger Dom und Ulrich Rülein von Calbe. In: Mitteilungen des Landesvereins Sächſ. Heimatſchutz. Jg. 15. 1926. (S. 131—144 mit Abb.)

Die Tulpenkanzel iſt eine Arbeit des mitteldeutſchen Meiſters H. W. In der zu Füßen der Treppe ſitzenden eindrucksvollen Mannesgeſtalt wird Dr. Ulrich Rülein v. Calbe geſehen, der bekannte Freiberger Arzt, Ratsherr und Bergſachverſtändige.

Voigtländer, Emmy: Der Ehrenfriedersdorfer Altar. In: Sächſiſche Heimat. Hrsg. von K. A. Findeiſen. 5. Jg. 1922. (S. 94—100 mit Abb.)

Kunſtgeſchichtliche Betrachtung dieſes Hauptwerkes der deutſchen Kunſt aus dem Anfang des 16. Jhs. Schnitzer und Maler ſind nicht bekannt.

Schröder, Albert: Das „Berggeſchrey“ und ſein Widerhall in der Kunſt des Erzgebirges. In: Mitteldeutſche Blätter für Volkskunde. Jg. 7. 1932. (S. 100—104.)

Darſtellungen über die Auffindung von Erzgängen, von Szenen aus dem Bergmannsleben, Ausbeutetalern.

Junius, Wilhelm: Sächſiſch-böhmiſche Grenzkunſt. Kaaden 1924. (40 S. mit Abb.) = Uhls Heimatbücher des Erzgebirges und Egerlandes, Bilderreihe. H. 4.

Behandlung von Werken vornehmlich aus Dresdner Muſeen.

Katz, V.: Die erzgebirgiſche Prägemedaille des 16. Jahrhunderts. Prag 1932. (292 S. mit 72 Taf. und 118 Textabb.)

Unter Mitwirkung von Leipziger Goldſchmieden entſtanden in lokalen Prägeſtätten zahlreiche Medaillen, die im weſentlichen religiöſe Darſtellungen zeigen.

Hentſchel, Walter: Der Orgelbauer Gottfried Silbermann. Zur 250. Wiederkehr ſeines Geburtstages. In: Mitteilungen des Landesvereins Sächſ. Heimatſchutz. Jg. 21. 1932. (S. 197—221 mit Abb.)

S., geboren in Kleinbobritzſch bei Frauenſtein am 14. Januar 1783, gehört zu den größten Inſtrumentenbauern aller Zeiten.

Ludwig, Franz: Kurzgefaßte Muſikgeſchichte des Erzgebirges. Kaaden 1924. (57 S. mit Abb.) = Uhls Heimatbücher des Erzgebirges und Egertales. Bd. 11.

Umfaßt den ſächſiſchen und böhmiſchen Anteil und bringt auch Biographien einzelner Muſiker.

Schmidt, Otto Eduard: Die wiedererſtandene Burg Scharfenſtein an der Zſchopau. In: Mitteilungen d. Landesvereins Sächſ. Heimatſchutz. Jg. 13. 1924. (S. 316—332.)

Beiträge zur Baugeſchichte.

Gnirs, Anton: Der politiſche Bezirk Elbogen. Prag 1927. (VI und 360 S. mit 312 Textabb. und Kt.) = Topographie der hiſtoriſchen und Kunſtdenkmäler in der Tſchechoſlowak. Republik. Bd. 43. Hrsg. von der Deutſchen Geſellſchaft d. Wiſſenſchaften und Künſte für die Tſchechoſlowak. Republik.

Großangelegtes kunſthiſtoriſches Inventariſationswerk. Die nordweſtlichſten Orte des Bezirkes ſind Dotterwies und Neurohlau.

Opitz, Joſef: Das Komotauer Rathaus. Komotau 1932. (30 S.)

— Alte Kunſt der Bezirke Kaaden-Preßnitz. Kaaden 1924. (48 S.) = Uhls Heimatbücher des Erzgebirges und Egertales. Bd. 2.

Kleiner Inventariſationskatalog, alphabetiſch nach Orten.

— Gotiſche Plaſtik des 14. und 15. Jahrhunderts in Böhmen. I. Kaaden. Kaaden 1924. (38 S.) = Uhls Heimatbücher des Erzgebirges und Egertales. Bd. 3.

Kunſtgeſchichtliches Stadtinventar.

— Zwei Jahrhunderte gotiſcher Malerei und Plaſtik Nordweſtböhmens (1330—1530). In: Witiko. Jg. 3. 1928. (S. 265—276 mit Abb.) = Veröffentlichungen des Vereins der Muſeumsfreunde Brüx. H. 5.

Beſchreibung von Marienſtandbildern in Retſchitz und Pirken, eines Kruzifixes in Auſſig, der Schwarzen Mutter Gottes in Brüx, des Kaadener Nothelferaltars, der Werke von Ulrich Creutz, des Meiſters J. W. in Brüx und des „Leitmeritzer Meiſters“.

— Gotiſche Malerei und Plaſtik Nordweſtböhmens, Katalog der Ausſtellung in Brüx-Komotau 1928. Brüx-Komotau 1928. (102 S. mit 40 Abb.)

Außer einem genauen Inventar der Kunſtwerke aus den Bezirken Joachimsthal bis Auſſig, ſind Beiträge von Hönigſchmid, Opitz, Turſch, Hofmann, Pleyer, Weniſch, Sturm über einzelne der Kunſtwerke, Künſtler und Kunſthandwerker gegeben.

Opitz, Joſef und **Hönigſchmid, Rud.:** Katalog der Ausſtellung heimatlicher Barock- und Rokoko-Plaſtik aus den Bezirken Brüx und Dux. Brüx 1927. (13 S. und 7 Abb.) = H. 3 d. Veröffentlichungen d. Muſeumsvereins.

Opitz, Joſef: Katalog der Ausſtellung heimatlicher Barock- und Rokoko-Plaſtik der Bezirke Kaaden, Komotau, Saaz. Komotau 1927. (19 S. und 8 Abb.)

Prokert, Heinz: Gotiſche Malerei und Plaſtik in Nordweſtböhmen. In: Deutſche Heimat. Sudetendeutſche Zeitſchr. Plan. Jg. 5. 1929. (S. 116—123 mit Abb.)

Nur der Name eines Künſtlers, Ulrich Creutz, iſt überliefert, deſſen Werke ſich vor allem in den Bezirken Kaaden, Komotau und Saaz befinden.

Opitz, Joſef: Ulrich Creutz, ein unbekannter Bildhauer des Erzgebirges (1516—1530). Kaaden 1924. (46 S.) = Uhls Heimatbücher des Erzgebirges und Egertales. Bilderreihe. Bd. 1/2.

Beſprechung der Werke des Künſtlers, über deſſen Leben noch wenig bekannt iſt.

— Ulrich Creutz und die gotiſche Plaſtik im Bezirke Kaaden. In: Erzgebirgszeitung. Jg. 43. 1922. (S. 20—28, 104—112, 180—183, 212—215, 235—239.) Jg. 44. 1923. (S. 10—14, 38—40.)

— Die Entwicklung der Kunſt in Nordweſtböhmen von 1530—1680. In: Nordweſtböhmen in der Kunſt von 1530—1680, Ausſtellung in Brüx 1932 = Veröffentlichungen des Muſeumsvereins Brüx, 1932. H. 6. (S. 11ff.)

Kurzer Überblick.

Hentſchel, Walter: Sächſiſche Renaiſſancebildhauer in Nordweſtböhmen. In: Nordweſtböhmen in der Kunſt von 1530—1680, Ausſtellung in Brüx 1932 = Veröffentlichungen des Muſeumsvereins Brüx. 1932 (S. 13—29 mit Abb.)

Arbeiten von Chriſtoph Walther I (Kreuzigungsgruppe Joachimsthal 1544/45, Sakramentshäuschen von Stift Oſſegg, Grabmal des C. v. Wartenberg in Böhmiſch-Kamnitz); Hans Walther (Alabaſterreliefs am Taufſtein der Dekanalkirche Brüx); Hans Koehler d. Ä. (Benſener Kanzel 1565—1570, Salhauſen-Denkmäler in Schwaden und Waltirſche, Epitaph des A. Glatz, † 1588, in Auſſig); Samuel Lorentz (Brüxer Weitmühlepitaph); Alabaſterreliefs des Tob. Lindner u. a.

Opitz, Joſef: Die älteſten Kunſtdenkmäler der Stadt Brüx. In: Volkskalender für das Erz- und Mittelgebirge. Brüx 1927. (S. 97—101) = Veröffentlichungen des Muſeumsvereins Brüx. H. 1. 1926. (S. 15—20.)

Die Schwarze Mutter Gottes in der Kapuzinerkirche und die Saraſer Madonna in der Stadtkirche, beide aus dem 14. Jh.

Kühn, K. und **Opitz, J.:** Die Stadtpfarrkirche zu Brüx in Böhmen (1532). In: Veröffentlichungen d. Muſeumsvereins Brüx. H. 7. 1932. (19 S. mit Abb.)

Darin K. Kühn: Die Stadtkirche zu Mariae Himmelfahrt in Brüx — das Hauptwerk ſudetendeutſcher Spätgotik und J. Opitz: Die Einrichtung der Brüxer Dekanalkirche von 1550.

Turnwald, Wilhelm: Die Duxer Deckenfresken W. L. Reiners. In: Mitteilungen d. Vereins f. Geſchichte d. Deutſchen in Böhmen. Jg. 72. 1934. (S. 42—49.)

Sturm, Heribert: Alt-Joachimsthaler Kunſtgewerbe. In: Deutſche Heimat. Sudetendeutſche Zeitſchr. Plan. Jg. 9. 1933. (S. 166ff. mit Abb.)

Opitz, Joſef: Das Kaadner Franziskaner Kloſter. Kaaden 1924. (48 S.) = Uhls Heimatbücher des Erzgebirges und Egertales. Bd. 6.

Zur Baugeſchichte des Kloſters und die Kunſtſchätze in dieſem und der zugehörigen Kirche.

Hofmann, Joſeph: Kaadens mittelalterliche Wehrbauten. Kaaden 1926. (38 S. mit Abb.) = Uhls Heimatbücher des Erzgebirges und Egertales. Bd. 16.

Bau- und kunſtgeſchichtlicher Abriß.

Turnwald, Wilhelm: Die Fresken der Oſſeker Stiftskirche. In: Heimat und Volk. Feſtſchrift f. Wilhelm Woſtry. Hrsg. von Anton Ernſtberger. Prag-Brünn 1937. (S. 369 bis 382.)

Die Fresken ſtammen von dem bedeutendſten Barockfreskanten Böhmens, Wenzel Laurenz Reiner. Siehe auch Dux.

Kaufmann, M.: Muſik und Muſiker. Karlsbad 1927. (169 S.) = Karlsbader Heimatbücher. Bd. 4.

Über einzelne Muſiker und die Muſikpflege, beſonders aber in Karlsbad.

Stütz, Oskar: Über die Muſiker und Inſtrumentenbauer des Erzgebirges. Kaaden 1924. (38 S.) = Uhls Heimatbücher des Erzgebirges und Egertales. Bd. 9.

Siehe auch den gleichlautenden Aufſatz desſelben Verfaſſers in: Das Erzgebirge und ſein Vorland, hrsg. v. R. Weniſch, Wien 1924. (S. 243—249.)

Rietſch, Heinrich: Andreas Hammerſchmidt. In: Sudetendeutſches Jahrbuch. Jg. 1. 1925. (S. 39—43.)

Veidl, Theodor: Andreas Hammerſchmidt. In: Sudetendeutſche Lebensbilder. Bd. 1. 1926. (S. 181—183.)

H. iſt um 1611/12 in Brüx geboren, war in Freiberg und Zittau tätig und einer der namhafteſten Organiſten und populärſten Kirchenlieddichter ſeiner Zeit.

Wolkan, Rudolf: Nikolaus Hermann. In: Sudetendeutſche Lebensbilder. Bd. 1. 1926. (S. 100—103.)

Sturm, Heribert: Nikolaus Hermann, ein erzgebirgiſcher Dichter und Tonmeiſter des 16. Jahrhunderts. In: Erzgebirgszeitung. Jg. 51. 1930. (S. 21—26.)

H. ſtammt aus Altdorf b. Nürnberg und war Kantor in Joachimsthal in der erſten Hälfte des 16. Jhs., der großen Zeit dieſer Stadt. Auch er iſt als Kirchenlieddichter bekannt geworden.

— Das deutſche Lied in Alt-Joachimsthal. In: Der Ackermann aus Böhmen. Jg. 1. 1933. (S. 362—368.)

Kurzer Überblick über Bergmannslied und Zunftlied.

Wirtſchaftsgeſchichte

Röllig, Gerhard: Wirtſchaftsgeographie Sachſens. Leipzig 1928. (148 S. m. Ktn.)

Nacheinander und mit ſtarker Betonung der geſchichtlichen Entwicklung beſpricht R. die Landwirtſchaft Sachſens, die Lebensmittelverſorgung, Bevölkerungsdichte und die Induſtrie. Die „Ringbildung" gewiſſer Gewerbe war Anlaß zur Entwicklung von Induſtriezentren. Karten und ſtatiſtiſche Angaben geben weſentliche Aufſchlüſſe.

Frhr. v. Danckelmann, Eberhard: Die Politik der Wettiner in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts. In: Thüringiſch-Sächſiſche Zeitſchr. f. Geſchichte und Kunſt. Bd. 13. 1923/24. (S. 23—67.)

S. 44 ff. werden wirtſchaftspolitiſche Fragen erörtert, namentlich Hinweiſe über die ſächſiſch-böhmiſchen Handelsbeziehungen gegeben: Holzeinfuhr aus Dux und Oberleutersdorf nach Sachſen, Ausfuhr von Marienberger Zinn und Hallenſer Salz nach Böhmen.

Blanckmeiſter: Die ſächſiſche Staatsforſtwirtſchaft im Erzgebirge und nordweſtſächſiſchen Niederland. In: Zeitſchr. f. Weltforſtwirtſchaft. Bd. 3. 1936. (S. 999—1017 mit Abb.)

Handelt auch über die geſchichtliche Entwicklung der Waldwirtſchaft.

Wiedemann, Eilhard: Über die Grundlagen der Forſtwirtſchaft im ſächſiſchen Erzgebirge. In: Tharandter forſtliches Jahrbuch. Bd. 81. 1930. (S. 245—294.)

Beitrag zur modernen Waldwirtſchaft.

Geith, Richard: Die Bodennutzungsſyſteme im ſächſiſchen Erzgebirge und Vogtlande. Dresden 1930. (X und 96 S. mit 3 Ktn. und Tab.) = Arbeiten der Arbeitsgemeinſchaft für Grünlandwirtſchaft im Freiſtaat Sachſen. H. 13.

Die Erzeugungsbedingungen und die für das Unterſuchungsgebiet wichtigſten Bodennutzungsſyſteme (Kleegraswirtſchaft mit und ohne Weidebetrieb, Dreifelderwirtſchaft, Graswirtſchaft mit Ackerbau) und deren Bedingtheit ſtehen im Mittelpunkt der Unterſuchung. Siehe auch die Karte S. 80—81 „Das Vorkommen der verſchiedenen Bodennutzungsſyſteme".

Kunze, Arno: Die Baumwollverſorgung der Chemnitzer Barchentweberei im 16. Jahrhundert. In: Mitteilungen d. Vereins f. Chemnitzer Geſchichte. Bd. 27. 1930. (S. 27—34.) = Jahrbuch 1929/30.

— Die Frankenberger Leinwand und das Nürnberger Handelskapital im 16. Jahrhundert. In: Heimat, Monatsſchrift des Altertumsvereins Frankenberg. Jg. 10. 1931. (S. 65—71, 86—94.) Jg. 11. 1932. (S. 49—56.) Jg. 14. 1935. (S. 40—69.)

Kunze, Arno: Die Leinwandfärberei und der Waidhandel der Frankenberger Weberzunft im 16. Jahrhundert. In: Ebenda. Jg. 11. 1932. (S. 77—88.)

In Zuſammenhang mit dem Erſtarken des oberdeutſchen Einfluſſes in Sachſen wurde die Barchentweberei nach oberdeutſchem Muſter auch in Chemnitz eingeführt und dort ſchon 1532 eine Ordnung der Barchentweber konfirmiert. Eine Zuſammenſtellung der bedeutendſten Lieferanten, Weber und Unternehmer gibt einen intereſſanten Einblick in dieſen Gewerbszweig und zeigt, wie auch bei den Arbeiten über Frankenberg, den erheblichen oberdeutſchen Einfluß. Siehe dazu auch die Arbeit des gleichen Verfaſſers, Das oberdeutſche Handelskapital und die ſächſiſche Leinwand im 16. Jh. In: Meißniſch-Sächſiſche Forſchungen. Hrsg. v. W. Lippert. Dresden 1929, (S. 109—123.)

Irmſcher, Albert Felix: Die Strumpfinduſtrie in Chemnitz i. S. und im Chemnitzer Kreiſe. Ungedr. philoſ. Diſſ. Leipzig 1921.

Hinweis auf den Inhalt ſiehe Jahrbuch der Philoſ. Fakultät zu Leipzig für das Jahr 1921, S. 118—121. Eine Strumpfwirkerinnung beſtand in Chemnitz ſeit etwa 1659. Bis zur Mitte des 19. Jhs. herrſchte der Handwirkſtuhl vor, dann ſetzten ſich die mechaniſchen Stühle durch. Neben der hiſtoriſchen Entwicklung werden auch die produktive Organiſation, die Stellung des Arbeiters und die Abſatzmöglichkeiten eingehend behandelt.

Holzberg, Herbert: Die obererzgebirgiſche Poſamenteninduſtrie der Gegenwart unter beſonderer Berückſichtigung der Heimarbeitsverhältniſſe. Leipzig 1933. (103 S.) = Staatswiſſenſchaftl. Diſſ. Jena.

Über die geſchichtliche Entwicklung der Induſtrie, Technik, Betrieb und Handel, wirtſchaftliche und ſoziale Lage der Arbeitnehmer.

Schelling, Walter: Die ſächſiſch-erzgebirgiſche Holzſpielwareninduſtrie ſeit dem Ausbruch des Weltkrieges. Dresden 1935. (79 S. mit 1 Tab.)

Darſtellung der Bedarfs- und Strukturveränderungen ſeit dem Krieg und der wirtſchaftspolitiſchen Maßnahmen der Gegenwart.

Kehr, Gotthold: Die Neuſilber-Induſtrie des weſtlichen Erzgebirges. Aue 1927. (125 S.)

Handelt über den Produktionsprozeß und die Ausrüſtung für die Betriebe, die Betriebsorganiſation, Abſatzverhältniſſe, Rentabilität und Entwicklungsmöglichkeiten. Die Induſtrie iſt anſäſſig in Aue, Zſchorlau, Lößnitz, Eibenſtock, Schneeberg, Hundshübel und Auerhammer.

Schmidt, Georg Erich: Das Aufkommen der Großinduſtrie in Chemnitz. Ungedr. philoſ. Diſſ. Leipzig 1920.

— Die Grundlagen der Entwicklung der Chemnitzer Großinduſtrie. In: Mitteilungen d. Vereins f. Chemnitzer Geſchichte. Bd. 22. 1921. (S. 1—8.)

Siehe auch den Hinweis im Jahrbuch d. Philoſ. Fakultät zu Leipzig, 1920, S. 59—60. Charakteriſtiſch für die Chemnitzer Induſtrie ſind im weſentlichen die Textil- und Maſchineninduſtrie ſowie die Metallverarbeitung. Die moderne Großinduſtrie iſt in der Mitte des 19. Jhs. entſtanden.

Kleinſtäuber, Friedrich Paul: Das Steinkohlenbecken von Flöha in der Vergangenheit. Ungedr. phil. Diſſ. Leipzig 1922.

Hinweis auf den Inhalt ſiehe Jahrbuch d. Philoſ. Fakultät zu Leipzig, 1922, 2. Halbbd., S. 103 bis 104. Nach einer Darſtellung der Geſchichte der einzelnen Kohlenwerke bis 1800 (ungeregelter Abbau) und von 1800—1881 (Zeit des regelmäßigen Betriebs) wird auf Grund eingehender Aktenſtudien über Ausbringen, Kohlenpreis, Belegſchaft, Arbeitslöhne und Geſtehungskoſten der Gruben berichtet. Die Geſamtförderung 1800—1880 konnte mit etwa 2312000 Zentnern beſtimmt werden.

Langhorſt, Friedrich: Aus der Geſchichte des ſächſiſchen Bergbaues und ſeiner Arbeiter. Zwickau 1924. (VIII und 152 S. mit 2 Taf.)

Über Lohnordnungen, Dienſtanweiſungen und Lage der Arbeiter im 19.—20. Jh.

Langer, Johannes: Das Zinn- und Eiſen-Bergregal des Freiberger Rates. In: Neues Archiv f. ſächſ. Geſchichte. Bd. 55. 1933. (S. 56—63.)

Das Recht der Verleihung und die Beaufſichtigung des Zinnbergbaus im Freiberger Bergrevier ſtand nicht dem Bergamt zu, ſondern dem Stadtrat. Ungewöhnlich iſt die Größe des Gebietes, das ſich von der Landesgrenze im Gebirge abwärts bis Deſſau und von der Zſchopauer Mulde bis über die Elbe erſtreckte. Über die Regalerlangung kann nichts geſagt werden.

Lödel, Joh. Kurt: Die wirtſchaftliche Entwicklung der Bergſtadt Freiberg und ihrer Umgebung unter dem Einfluß des Niederganges des Bergbaus (1893—1914). Ungedr. philoſ. Diſſ. 1922.

Hinweis auf den Inhalt ſiehe Jahrbuch d. Philoſ. Fakultät zu Leipzig, 1922, 2. Halbbd., S. 4 bis 6. Darſtellung der Bemühungen, für den durch Einſtellung des Bergbaus 1903 erlittenen Schaden Induſtrien heranzuziehen. Für Freiberg und die Stadtgemeinde Brand-Erbisdorf wurde dadurch ein gewiſſer Ausgleich geſchaffen.

Vogſch, Walter: Der Marienberger Bergbau in der erſten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Schwarzenberg 1933. (153 S. mit 10 Taf.)

Im erſten Teil wird die äußere Geſchichte des Bergbaus und die Geſchichte der Entwicklung ſeines Bergamtsbezirkes behandelt, im zweiten kommen verſchiedene wichtige Kapitel aus der wirtſchaftsgeſchichtlichen Entwicklung zur Darſtellung, nämlich die am Bergbau beteiligten Kreiſe, Einheimiſche, Fremde, der hervorragende Unternehmer Ulrich Erckel ſowie die wirtſchaftlichen Leiſtungen, die Koſten und der Ertrag des Bergbaus. Siehe die Beſprechung von W. Weizſäcker in der Vierteljahrsſchr. f. Sozial- und Wirtſchaftsgeſchichte, Jg. 27, 1934, S. 386—389.

— Am Grabe des Marienberger Silberbergbaus. In: Mitteilungen d. Landesvereins Sächſ. Heimatſchutz. Jg. 15. 1926. (S. 175—186 mit Abb.)

Über die noch vorhandenen Stollen.

Hahn, Karl: Die älteſten Schneeberger Zehntrechnungen. In: Neues Archiv f. ſächſiſche Geſchichte. Bd. 53. 1932. (S. 35—50.)

Für die Jahre 1470—1483 liegen 35 Abrechnungen des bekannten Schneeberger Zehntners Martin Römer von Zwickau vor, die einen wertvollen Einblick in die Ausbeuten der Schneeberger Gründungs- und Glückszeit und die daraus fließenden landesherrlichen Gefälle erſchließen. Sie bieten damit eine ſehr weſentliche Ergänzung zu der älteren Arbeit von O. Hoppe, Der Silberbergbau zu Schneeberg bis zum Jahre 1500, Freiberg 1908.

Sehm, Johannes O.: Der Silberbergbau zu Annaberg im Erzgebirge bis zum Jahre 1500. Annaberg 1933. (135 S.)

Darſtellung der geſchichtlichen Entwicklung des Bergbaus am Pöhlberg und am Schreckenberg und der Gründung der Städte Annaberg und Buchholz. Eingehend wird die Ausbildung des Annaberger Bergrechts, der Betriebs- und Arbeitsverhältniſſe ſowie die Wirtſchaftlichkeit des Unternehmens behandelt.

Werner, Theodor Guſtav: Das fremde Kapital im Annaberger Bergbau und Metallhandel des 16. Jahrhunderts. Mit Berückſichtigung der Kuxſpekulation und der Verhältniſſe in anderen erzgebirgiſchen Bergſtädten. In: Neues Archiv f. ſächſiſche Geſchichte. Bd. 57. 1936. (S. 113—179.) Bd. 58. 1937. (S. 1—47.)

Zu Beginn des 16. Jhs. hatten eine Reihe Angehöriger oberdeutſcher Familien ihren Wohnſitz in erzgebirgiſchen Bergſtädten, zahlreiche andere, beſonders aus Augsburg und Nürnberg, waren am zwiſchenſtaatlichen Waren- und Silberhandel beteiligt. Den erſten Platz behaupteten dabei die Welſer.

Schumann, Rudolf: Vom Altenberger Zinnbergbau. In: Mitteilungen des Landesvereins Sächſ. Heimatſchutz. Jg. 19. 1930. (S. 257—290 mit Abb.)

Beiträge zur geſchichtlichen Entwicklung.

Trautmann, Otto: Die Altenberger Binge. Urkundliches zur ſächſiſchen und ſüddeutſchen Wirtſchaftsgeſchichte. In: Neues Archiv f. ſächſ. Geſchichte. Bd. 47. 1926. (S. 204—236.)

Über die Tagebrüche in Altenberg 1545, 1578 und 1620. Der Altenberger Zwitterſtock war während dieſer ganzen Zeit in augsburgiſch-nürnbergiſchen Händen und ging erſt 1659 in den Beſitz ſächſiſcher Gewerke über.

Kromeyer, H.: Wirtſchaftliches vom Altenberg-Zinnwalder Bergbau unter beſonderer Berückſichtigung ſeiner Entwicklung ſeit 1851. In: Jahrbuch f. Berg- und Hüttenweſen in Sachſen. Jg. 100. 1926. (S. 93—99.)

Auszug aus einer größeren Arbeit über den modernen Abbau von Zinn, Wolframerz und die Gewinnung von Lithionglimmer, aber auch unter Berückſichtigung der hiſtoriſchen Verhältniſſe. Siehe auch den Aufſatz desſelben Verfaſſers zum gleichen Gegenſtand, Sozialgeſchichtliches aus dem oſterzgebirgiſchen Bergbau, in: Glückauf. Jg. 50. 1930. (S. 169—171.)

Sieber, Siegfried: Zinnbergbau im Erzgebirge. In: Muſeumsblätter Aue. Bd. 2. 1927. (S. 9—12.)

Hinweiſe auf die alten Zinnfundſtellen um Eibenſtock, Geyer, Elterlein, Herold, Drehbach, Buchholz, Marienberg, Schneeberg, Aue, Geiſing und Zinnwald.

Schumann, Rudolf: Dichtung und Wahrheit über den Bergbau zwiſchen Tharandt und Dippoldiswalde. In: Mitteilungen des Landesvereins Sächſ. Heimatſchutz. Jg. 22. 1933. (S. 285—322.)

Das Aufkommen des Bergbaus in Dippoldiswalde, Somsdorf, Rabenau, Höckendorf, Tharandt, Reichſtädt, Bärwalde, Obercunnersdorf und die Geſchichte der einzelnen Zechen bis zur Gegenwart.

— Der Silberbergbau auf Alte Hoffnung Gottes Erbſtolln in Kleinvoigtsberg. Seine Wiederaufnahme 1935. In: Ebenda. Jg. 25. 1936. (S. 38—57 mit Abb.)

Ein Beitrag zum ſächſiſchen Erzbergbau der Gegenwart.

— Das Bergbaugebiet von Niederpöbel. In: Ebenda. Jg. 19. 1930. (S. 41—69 mit Abb.)

In dieſem oſterzgebirgiſchen Bergbaugebiet ſuchte man von Zeit zu Zeit immer wieder nach Silber, Zinn, Kupfer, Wismut, Wolfram, Molybdän, Schwer- und Flußſpat. Zur Geſchichte der einzelnen Unternehmungen werden Mitteilungen gemacht.

Looſe, Walter: Von der königlichen Antonshütte im Schwarzwaſſertal. In: Glückauf. Jg. 52. 1932. (S. 137—139.)

Bericht über die Gründung der Hütte durch Frh. v. Herder.

Reinhardt, Curt: Urkundliche Geſchichte der Weißerdenzeche St. Andreas bei Aue im Erzgebirge, der erſten Porzellanerdengrube Europas. Ein Beitrag zur Geſchichte des erzgebirgiſchen Bergbaus und der Meißner Porzellanmanufaktur. Aue 1925. (59 S.) Auch in: Auer Muſeumsblätter. Bd. 1. Aue 1923. (S. 49—107 mit Abb.)

Seit 1698 wurde die Auer „weiße Erde" abgebaut und die Beziehungen zur Meißner Manufaktur waren ſehr eng. Seit 1855 iſt die Grube aufläſſig.

Schmidt, Otto Eduard: Lauchhammer in Wolkenburg und Waldenburg. Ein Gedenkblatt zur Zweihundertjahrfeier des Lauchhammers. In: Mitteilungen d. Landesvereins Sächſ. Heimatſchutz. Jg. 14. 1925. (S. 161—172 mit Abb.)

Überblick über die Gründung der Anlagen.

Sieber, Siegfried: Geſchichte des Auerhammers. In: Muſeumsblätter Aue. Bd. 1. Aue 1923. (S. 129—150.)

Neue Feſtſtellungen zur Geſchichte dieſes alten Eiſenwerkes in Ergänzung der kurzen Darlegung in der Feſtſchrift zur 750-Jahrfeier der Stadt Aue, Aue 1923, S. 43—44.

Sommerfeld, Guſtav: Die Eiſenhammerwerke im ſüdlichen Sachſen. In: Neues Archiv f. ſächſ. Geſchichte. Bd. 44. 1923. (S. 124—137.)

— Zum Bergbauweſen im 16. Jahrhundert: Die v. Iphoffſchen Händel bis 1572. In: Ebenda. Bd. 42. 1921. (S. 128—136.)

Einzelne Aufſätze über den Tännichthammer zu Schwarzbach, die Hammerherrenfamilie Klinger; Chriſtoph v. Iphoff († 1571) und das Hammergut Oberſchlema.

Wagner, Paul: Eiſenbergbau und Hammerwerke im öſtlichen Erzgebirge. In: Mitteilungen d. Landesvereins ſächſiſcher Heimatſchutz. Jg. 13. 1924. (S. 95—105 mit Abb.)

Geſchichtlicher Abriß mit beſonderer Betonung der Verarbeitung der Eiſenerze.

Schleſinger, A.: Die Landwirtſchaft des Gaues Nordweſtböhmen. In: Für Heimat und Volk. Volkstumsarbeit im Bundesgau Nordweſtböhmen des BdD., 1. F. 1934. (S. 20 bis 26.)

Kurzer Überblick.

Richter, Johannes: Materialien zur Geſchichte der Duxer Manufaktur. In: Mitteilungen d. Vereins f. Geſchichte der Deutſchen in Böhmen. Jg. 71. 1933. (S. 119—145, 228 bis 251.)

Beiträge zur Lebensgeſchichte des Herrſchaftsbeſitzers Graf Johann Joſef Waldſtein auf Dux und über die Entwicklung der von ihm gegründeten Tuchfabrik in Oberlutensdorf.

Sloſarek, Franz: Die Heimarbeit in der Spitzeninduſtrie des deutſchböhmiſchen Erzgebirges. Jena 1922. (76 S.) = Heimarbeit und Verlag in der neueren Zeit. H. 3.

Handelt über Umfang, Technik und Organiſation der Heimarbeit, die wirtſchaftlichen Verhältniſſe der Heimarbeiter (Arbeitszeit, Einkommen) und ſchlägt Maßnahmen zur Leiſtungsſteigerung vor.

Zimmermann, Johann: Die deutſchböhmiſche Muſikinſtrumenteninduſtrie der Gebiete von Schönbach und Graslitz. Ungedr. philoſ. Diſſ. Leipzig 1921.

Siehe Hinweis auf den Inhalt im Jahrbuch d. Philoſ. Fakultät zu Leipzig, 1921, 2. Halbbd., S. 155—156. Z. gibt ein Bild über das hiſtoriſche Entſtehen und den Entwicklungsgang der heute in Verwendung ſtehenden Muſikinſtrumente dieſer beiden wichtigen Produktionszentren der deutſchböhmiſchen Muſikinſtrumenteninduſtrie.

Sobitſchka-Wieſenhag, Richard: Die Legende des „Central-Comité“ von 1848—1920. Schmiedeberg 1933. (55 S.)

Eine jahrweiſe aktenmäßige Zuſammenſtellung der Hilfstätigkeit dieſer ſozialen Hilfswerke für das böhmiſche Erzgebirge.

Weidlich, Fritz: Feſtſchrift des Muſik- und Heimatfeſtes Graslitz. Graslitz 1933. (104 S.)

Mit einigen guten geſchichtlichen und wirtſchaftsgeſchichtlichen Abhandlungen.

Günthersberger, Joſef: Brüx und der nordweſtböhmiſche Braunkohlenbergbau. In: Nordweſtböhmen. Vorträge der 1. nordweſtböhmiſchen Kulturwoche Brüx 1932. Brüx 1933. (S. 31—47.)

Geſchichte und Wirtſchaft.

Striebe, Friedrich: Geſchichtliches über den Braunkohlenbergbau in Brüx und Umgebung. In: Sudetendeutſche Heimatgaue. Heft Brüx-Land. Hrsg. von J. Löſchner. Reichenberg 1925. (S. 27—34 mit Kt.)

Kurze Überſicht der geſchichtlichen Entwicklung und der einzelnen Zechen.

Ryba, Guſtav: Der Kohlenbergbau im Teplitz-Brüx-Komotauer Becken des nordweſtböhmiſchen Braunkohlenreviers. Teplitz 1921. (96 S.)

Über moderne Abbautechnik und Unfallverhütung.

Aubin, Guſtav: Die wirtſchaftlichen Beziehungen zwiſchen Deutſchland und Böhmen im 16. Jahrhundert. In: Nordweſtböhmen. Vorträge der 1. nordweſtböhmiſchen Kulturwoche Brüx 1932. Brüx 1933. (S. 11—18.)

Unter beſonderer Berückſichtigung des Erzbergbaus.

Zartner, W. R.: Der Bleibergbau im weſtlichen böhmiſchen Erzgebirge. In: Lotos. Bd. 76. 1928. (S. 79—97.)

Bekanntgabe der älteſten Urkunde über den Bergbau der Umgegend von Bleiſtadt a. d. Zwota vom 21. Juli 1314, wonach die Rechte am Bergbau von dem Herrſchaftsbeſitzer von Schönprunn, Tuto v. Hartenberg, auf den Abt Johann v. Waldſaſſen übertragen wurden. Näheres über Geſchichte, Geologie und Lagerſtätten.

Treixler, Guſtav: Das Graslitzer Bergwerk. In: 11. Jahresbericht des Staats-Gymnaſiums Graslitz. Graslitz 1930 31.

Kurze Darſtellung nach den Bergbüchern der Stadt.

Sozial- und Bevölkerungsgeſchichte

Friedrich, Herbert: Das Armen- und Fürſorgeweſen in Zwickau bis zur Einführung der Reformation. Ein Beitrag zur Kultur- und Wirtſchaftsgeſchichte Sachſens. Würzburg 1934. (104 S.) = Philoſ. Diſſ. Leipzig.

Über den Urſprung der Zwickauer Spitäler, ihre Rechtsverhältniſſe, Verwaltung, wirtſchaftliche Führung. Das Aufgabengebiet der Anſtalten und das Leben in ihnen ſowie die Darſtellung der offenen Armenpflege nehmen den Hauptteil der Unterſuchung ein.

Langer, Johannes: Die Freiberger Bergknappſchaft. In: Mitteilungen des Freiberger Altertumsvereins. Bd. 61. 1931. (S. 18—92.) Bd. 62. 1932. (S. 68—88.)

Mitgliederbewegung, Stellung als Kampforganiſation gegen bergbauliche und wirtſchaftliche Mißſtände, Fürſorgeeinrichtungen.

Knochenhauer, Bruno: Die Wanderungen der deutſchen Bergleute. In: Zeitſchrift f. Berg-, Hütten- und Salinenweſen. Bd. 76. 1928. (S. 259—289.)

Guter Überblick über die bergmänniſche Auswanderung nach Ungarn, Siebenbürgen, Polen, Schleſien, Italien, Tirol, England, Skandinavien, Serbien, Bosnien und Überſee in den verſchiedenen Jahrhunderten, beſonders auch über die großen Organiſatoren von Auswanderungen, die Fugger und Welſer. S. 268ff. Literaturhinweiſe.

Steinmüller, Karl: Beiträge zur Bevölkerungsſtatiſtik eines Dorfes (Weißbach bei Wieſenburg i. S.) 1600—1800. Leipzig 1930. (64 S.) = Mitteilungen der Zentralſtelle für deutſche Perſonen- und Familiengeſchichte. H. 41.

Statiſtiſche Auswertung der Kirchenbücher.

Oberſchall, Albin: Statiſtiſches aus dem Erzgebirge. Kaaden 1924. (32 S.) = Uhls Heimatbücher des Erzgebirges und Egertales. H. 7.

Wirtſchaftsſtatiſtik mit Tabellen und Bevölkerungszahlen 1880—1920.

— Die Bevölkerungszahl des Erz- und Mittelgebirges 1880—1920. In: Volkskalender für das Erz- und Mittelgebirge. Brüx 1926. (S. 73—76.)

Muntendorf, Otto: Die biologiſche Lage Nordweſtböhmens. In: Für Heimat und Volk. 1935. (S. 8—14.)

Hel, A.: Deutſche und Tſchechen im Gau Nordweſtböhmen. In: Ebenda. 1935. (S. 23—42.)

Nach der Zählung 1930.

Weber, Ehrfried: Deutſche und Tſchechen, Bauern und Arbeiter im nordweſtböhmiſchen Braunkohlengebiet. Leipzig 1935. (119 S.)

Die Arbeit erſchien gleichzeitig unter dem Titel „Die Berufszugehörigkeit und ihre Zuſammenhänge mit der Bevölkerungsanhäufung und Tſchechiſierung im nordweſtböhmiſchen Braunkohlengebiet" als Philoſ. Diſſ. in Leipzig und behandelt das Gebiet um Auſſig, Teplitz, Brüx, Komotau.

Familiengeſchichte

Großkopf, Hans: Die Herren von Lobdeburg bei Jena. Ein thüringiſch-oſterländiſches Dynaſtengeſchlecht vom 12.—15. Jahrhundert. Neuſtadt a. d. Orla 1929. (270 S. mit 3 Ktn.)

Das Geſchlecht war im oberen ſächſiſchen Erzgebirge (Herrſchaft Lauenſtein nach 1320—1430) und in der Gegend von Komotau-Bilin begütert.

Sommerfeld, Guſtav: Erzgebirgiſche Forſchungen zur Kulturgeſchichte und Geſchlechterkunde. Dresden, Teil 1—3, 1929—1930. (207 S. mit Regiſter.) Teil 4—6, 1932ff.(S. 209 bis 324 mit Regiſter.)

Zwangloſe Beiträge über die Familien Albinus, Iphoven, v. Uttenhoven, Pufendorf, Schnorr, Heimburg, Kerl u. a.

Abicht, Rudolf: Der Chemnitzer Bürgermeiſter Ulrich Schütz und ſein Geſchlecht. In: Mitteilungen des Vereins f. Chemnitzer Geſchichte. Bd. 26. 1928. (S. 53—88 mit Abb.)

Schütz ſtammte aus Nürnberg und entfaltete als Berggewerke eine reiche gewerbliche Tätigkeit. Er iſt bekannt als Stifter des Chemnitzer Franziskanerkloſters.

Lüdemann, Karl: Ulrich Rülein von Kalbe, der Verfaſſer des erſten deutſchen Buches über den Bergbau. In: Mitteilungen des Freiberger Altertumsvereins. Bd. 64. 1934. (S. 67 bis 75.)

Der Arzt Dr. U. Rülein, der Verfaſſer der um 1505 zuerſt gedruckten Abhandlung „Ein nutzlich bergpuchleyn", lebte in Freiberg, wo er 1523 ſtarb.

Werner, Theodor Guſtav: Der Annaberger Bürgermeiſter und Bergbauunternehmer Caſpar Kürſchner und die Himmliſch Heer Fundgrube. Ein Beitrag zur Geſchichte des erzgebirgiſchen Bergbaus im 16. Jahrhundert. In: Mitteilungen des Vereins f. Geſchichte von Annaberg und Umg., 24. Jahrbuch = Bd. 7. 1935. (S. 1—91 mit Abb.)

Über das Leben und die Tätigkeit des bekannteſten Annaberger Fundgrübners und ſeiner Brüder.

v. Elterlein, Adolph Julius Haubold: Der Ausgang der Familie von Elterlein im Erzgebirge. Ein Beitrag zur erzgebirgiſchen Hammerwerksgeſchichte. In: Ebenda. 13. Jahrbuch = Bd. 3. 1922. (S. 321—364.)

Im Beſitz dieſer Familie waren die Hammerwerke Ober- und Mittel-Schmiedeberg, Schmalzgrube, Mittweida, Thalheim, Rittersgrün, Klein- und Groß-Pöhla, Breitenhof, Neidhardsthal und Rautenkranz.

Harms zum Spreckel: Die Siegel, ein erzgebirgiſches Hammerherrengeſchlecht. In: Glückauf. Jg. 48. 1928. (S. 223—228 mit Abb.)

Genealogiſche Studie. Dieſe Familie war vornehmlich in Mittweida und Eibenſtock anſäſſig.

Fröbe, Walter: Das Annaberger Geſchlecht der Öder. Die erſten ſächſiſchen Kartographen. In: Ebenda. Jg. 48. 1928. (S. 114—117.)

Schiffner, C.: Aus dem Leben alter Freiberger Bergſtudenten. Freiberg 1935. (375 S. mit Abb.)

Biographien von Profeſſoren und ehemaligen Studenten der Bergakademie, die für Wiſſenſchaft und Wirtſchaft von Bedeutung geworden ſind. Zugleich ein wertvoller Beitrag zur Geſchichte der über 170 Jahre alten alma mater Fribergensis.

Reſſel, Anton: Adelige und geadelte Geiſtliche in der Gegend des Erzgebirges. In: Das Erzgebirge und ſein Vorland. Hrsg. von R. Weniſch. Wien 1924. (S. 181—190.)

Kurze Biographien adeliger Geiſtlicher.

Sprachliches

Frings, Theodor: Sprache und Siedlung im mitteldeutſchen Oſten. Leipzig 1932. (35 S. mit 10 Ktn.) = Berichte über die Verhandlungen der Sächſiſchen Akademie der Wiſſenſchaften zu Leipzig, Philol.-hiſtor. Klaſſe. Bd. 84. H. 6.

Vorſtudie zu der größeren Arbeit „Kulturräume und Kulturſtrömungen im mitteldeutſchen Oſten". Beſonders hingewieſen ſei auf die erſtmals hier veröffentlichte Skizze der kolonialzeitlichen Siedelbahnen und ihrer Ausſtrömungen. Das Erzgebirge iſt eingeſchloſſen von der mainiſch-egerländiſch-ſüderzgebirgiſchen und von der mainiſch-vogtländiſch-norderzgebirgiſchen Bahn, die auf der Linie Zwickau—Chemnitz ſich mit einer dritten, mitteldeutſch-weſtöſtlichen Siedlungsbahn vereinigt.

— Die Grundlagen des Meißniſchen Deutſch. Ein Beitrag zur Entſtehungsgeſchichte der deutſchen Hochſprache. Halle 1936. (24 S. mit 8 Ktn.)

Faßt die Ergebniſſe der „Kulturräume" knapp vorweg in Fortſetzung der Abhandlung „Sprache und Siedlung im mitteldeutſchen Oſten".

Gleißner, Käthe: Der Stand der Mundartenforſchung in Sachſen. In: Mitteldeutſche Blätter f. Volkskunde. Jg. 11. 1936. (S. 145—151 mit Kt.)

Das Erzgebirge iſt weitgehend berückſichtigt.

Barthel, Friedrich: Der vogtländiſch-weſterzgebirgiſche Sprachraum. Halle 1933. (96 S. mit 34 Ktn.) = Mitteldeutſche Studien. H. 5.

Die Beſiedlung dieſes Sprachraumes ging in zwei Phaſen vor ſich. Auf die bäuerliche Erſchließung des Landes folgte die bergmänniſch-induſtrielle, die beſonders im weſterzgebirgiſchen Anteil, den Herrſchaften Wieſenburg, Planitz, Wildenfels, Schwarzenberg und der Grafſchaft Hartenſtein wirkſam war. Die hiſtoriſche und wortgeographiſche Unterſuchung ergab die Gleichung: Geographiſcher Raum = Siedlungseinheit = Herrſchaftsbereich = Sprachlandſchaft.

Clauß, Herbert: Geſchichte und Sprache des Sächſiſch-Böhmiſchen Weſterzgebirges. Halle 1934. (123 S. mit 36 Ktn.) = Mitteldeutſche Studien. H. 7.

Fünf Siedlungsepochen werden unterſchieden: Die grundherrlich-bäuerliche des 12. und 13. Jhs.; die Zeit des früheſten Bergbaus vom Ausgang des 13. Jhs. bis 1470; die Zeit des weſterzgebirgiſchen Silberbergbaus von 1470 bis zur Mitte des 16. Jhs.; die Zeit der bergmänniſch-waldwirtſchaftlichen Nachſiedlung im 16. und 17. Jh. und die Exulantenſiedlung des 17. Jhs. Ein Überblick über die Induſtrialiſierung, den territorialen und kirchlichen Ausbau ſchließt den hiſtoriſchen Teil ab. Die Unterſuchung des Dialektes, der einzelnen Sprachſtrömungen und ihrer Auswirkungen führt zur Herausſtellung eines Sprachgebietes, in deſſen Mitte Annaberg, Scheibenberg und Schwarzenberg liegen. Der Frage nach der Herkunft der Siedler in den einzelnen Epochen wird die gewünſchte Antwort gegeben.

Becker, Horſt: Mundart und Geſchichte im Oſterzgebirge. Halle 1933. (63 S. mit 24 Ktn.) = Mitteldeutſche Studien. H. 4.

Die Unterſuchung der Mundart dieſes Gebietes ergab, daß es von mainfränkiſch-oberpfälziſchen Siedlern erſchloſſen worden iſt. In ſpäterer Zeit ſpielte der Ausbau durch Bergleute und Exulanten eine große Rolle; der Einfluß dieſer Nachſiedlungen und der Umgangsſprachen von Dresden und Leipzig auf die Mundart wurde deutlich herausgearbeitet.

Truckenbrodt, Richard: Zur weſterzgebirgiſchen Volkskunde. Beiträge zur Kenntnis der Mundart, Volkskunde und Beſiedlung des weſtlichen Erzgebirges auf Grund der Mundart von Johanngeorgenſtadt. Philoſ. Diſſ. Halle 1926. (128 S. mit Abb. und Kt.)

Die Mundart von J. ſteht im Mittelpunkt der Unterſuchung, daneben werden Ausführungen über die geſchichtliche Entwicklung des Ortes gemacht.

Knauth, Paul: Die Namen des Erzgebirges. In: Glückauf. Jg. 46. 1926. (S. 29—30.)

Über die älteren Namen und ihre Quellen und das Aufkommen der heutigen Bezeichnung „Erzgebirge".

Arldt, Th.: Zur geographiſchen Verbreitung verſchiedener Ortsnamengruppen in Sachſen. In: Zeitſchr. f. Ortsnamenforſchung. Bd. 5. 1929. (S. 193—208 mit 8 Ktn.)

Die Amtshauptmannſchaften Zwickau und Schwarzenberg bilden den Übergang zwiſchen dem vorwiegend fränkiſch beſiedelten Vogtland und dem übrigen, im weſentlichen thüringiſch-mitteldeutſchen Sachſen. Die ſtatiſtiſche Erfaſſung der Verbreitung einzelner Ortsnamengruppen gibt intereſſante Rückſchlüſſe auf.

Brückner, A.: Zur ſlaviſch-deutſchen Namenkunde. In: Ebenda. Bd. 9. 1933. (S. 193 bis 209.) Bd. 11. 1935. (S. 218—240.)

Behandelt Sachſen, Thüringen, Nordbaiern (beſonders die Gebiete der ehemaligen Bistümer Zeitz-Naumburg und Meißen) in Fortſetzung der Arbeiten von Hey, Muka und Kühnel und auf Grund von Unterſuchungen an Originalurkunden des 10.—12. Jhs.

Beſchorner, Hans: Ortsnamenforſchung und Siedlungsgeſchichte in Sachſen. In: Deutſche Siedlungsforſchungen. R. Kötzſchke zum 60. Geburtstag. Hrsg. von W. Uhlemann. Leipzig 1927. (S. 129—160.)

S. 132ff. wird das Erzgebirge behandelt.

Knauth, Paul: Ortsnamenkunde des öſtlichen Erzgebirges. Freiberg 1927. (III, 161 S. mit Kt.) SA. aus: Mitteilungen des Freiberger Altertumsvereins. Bd. 56. 1926. (S. 1 bis 122.)

— Die ſlawiſchen Ortsnamen des Oſterzgebirges. In: Ebenda. Bd. 59. 1929. (S. 10—18.)

— Einteilung der oſterzgebirgiſchen Ortsnamen in Gruppen. In: Ebenda. Bd. 57. 1927. (S. 25—30.)

Jeweils Einteilung der Namen in Gruppen und Deutung.

— Die Flußnamen des Erzgebirges. Freiberg 1935. (33 S.)

Gegen 30 Bach- und Flußnamen finden eine knappe Erklärung, in Gruppen nach ihrer Bedeutung gegliedert. Gegenüber den weitgehenden philologiſchen Deutungen ſind die ſachlichen Beziehungen nur knapp herausgearbeitet.

Leipoldt, Johannes: Sachſen und Nordböhmen in der Flurnamengeographie. In: Forſchungen zur Geſchichte Sachſens und Böhmens. Hrsg. von R. Kötzſchke. Dresden 1937. (S. 28—50.)

Beſprechung charakteriſtiſcher mitteldeutſcher und oſtfränkiſcher Leitflurnamen, deren Verbreitung i. a. die Feſtſtellungen der Mundartengeographie beſtätigen. Wichtig iſt die Tatſache, daß die Reichsgrenze in der Flurnamengeographie nie als Grenzlinie in Erſcheinung tritt und damit die Erkenntnis, daß politiſche Grenzen für die Herausbildung der Flurnamengrenzen nicht wirkſam geweſen ſein können. Dagegen ergibt ſich ein Zuſammenhang mit Siedlungsgrenzen.

— und **Löffler, Rud.:** Die Flurnamen von Oelſen und Bienhof. Dresden 1933. (32 S. mit Kt.) = Sächſiſche Flurnamenverzeichniſſe. H. 1.

Methodiſches Beiſpiel örtlicher Flurnamenſammlung.

Oertel, Richard: Die Flurnamen im Bereich der Stadtgemeinde Aue im Erzgebirge. In: Muſeumsblätter Aue. Teil II. Aue 1927. (S. 51ff.)

Sammlung und Namenerklärung.

Leipoldt, Johannes: Die Folge. Zur Bedeutungsbeſtimmung eines oſtdeutſchen Flurnamens. In: Nachrichtenblatt f. deutſche Flurnamenkunde. Jg. 5. 1936. (S. 9—14 und 17—20.)

Die „Folgen“ beſtanden aus Reſtland außerhalb der regelmäßigen Waldhufen und ſind erſt ſpäter, zu verſchiedenen Zeiten, zum privaten Grundbeſitz geſchlagen worden.

Langer, Johannes: Altertümliche Bergbaunamen in der Landſchaft Dippoldiswalde-Altenberg. In: Mitteilungen d. Landesvereins Sächſ. Heimatſchutz. Jg. 18. 1929. (S. 13—22.)

Sammlung und Deutung.

Knauth, Paul: Freiberger Familiennamen vom Mittelalter bis zum 19. Jahrhundert und ihre Herkunft. In: Mitteilungen des Freiberger Altertumsvereins. Bd. 55. 1924/25. (S. 22—61.)

Alphabetiſche Namenliſte, Deutung und Herkunftsbeſtimmung.

Fröbe, Walter: Alterzgebirgiſche Bauernnamen. In: Glückauf. Jg. 54. 1934. (S. 171 bis 174.)

Bringt Beiſpiele für den Wechſel des Familiennamens, die Häufigkeit gewiſſer Namengruppen und die Vorliebe für beſtimmte Vornamen.

Barthel, Friedrich: Das Aufkommen des Familiennamen „Schwotzer“ im Weſterzgebirge. In: Ebenda. Jg. 54. 1934. (S. 25—26.)

Der Name kommt um 1500 in Schneeberg auf und iſt zunächſt ein Zuname für den Bergmann Paul Grommetſtädter aus Schwaz in Tirol. Der Zuname verdrängt ſchon wenig ſpäter den eigentlichen Familiennamen und ſetzt ſich an deſſen Stelle.

Schwarz, Ernſt: Zur Namenforſchung und Siedlungsgeſchichte in den Sudetenländern. Reichenberg 1923. (V und 123 S.) = Prager deutſche Studien, H. 30.

— Siedlungsgeſchichte der Deutſchen in den Sudetenländern im Lichte der Namenforſchung. Von der Markomannenzeit bis zu den Huſſitenkriegen. Prag 1924. (28 S.) = Sammlung gemeinnütziger Vorträge. H. 547/48.

— Die Ortsnamen der Sudetenländer als Geſchichtsquelle. München und Berlin 1931. (XV und 507 S. mit 13 Abb. im Text, Grundkarte und 10 Deckblättern.) = Forſchungen zum Deutſchtum der Oſtmarken. Hrsg. von H. Witte. Folge 2. Bd. 2.

— Sudetendeutſche Sprachräume. München 1935. (321 S. mit 39 Abb. im Text.) = Schriften der deutſchen Akademie in München. H. 21.

Sch. iſt es gelungen, mit Hilfe der Ortsnamen den Beginn der deutſch-tſchechiſchen Berührungen und Kulturüberſchichtungen zu beſtimmen; durch die Ausſagen der Mundarten konnte die Herkunft der deutſchen Bevölkerung weitgehend geklärt werden. Beſonders verwieſen ſei in der letzten Abhandlung auf den Abſchnitt: Die nordböhmiſche Sprachlandſchaft. (S. 150—179.)

Weniſch, Rudolf: Wortſchatzſammlung der nordweſtböhmiſchen Mundart und Umgangsſprache. Komotau 1926. (184 S.) = Beiträge zur Heimatforſchung Nordweſtböhmens. Hrsg. von R. Weniſch. Bd. 1.

Nach Sachgruppen geordnete Materialſammlung.

Blumer, Joſef: Sammlung mundartlicher Wörter und Redensarten der nordweſtböhmiſchen Mundart, beſonders von Brüx und Umgebung. Komotau 1929. (98 S.) = Beiträge zur Heimatforſchung Nordweſtböhmens. Hrsg. von R. Weniſch. Bd. 2.

Materialſammlung.

Bernt, A.: Sprach- und kulturgeſchichtliche Bedeutung deutſch-böhmiſcher Stadturkunden. Komotau 1930. (57 S.)

Weiſt an bisher ungedruckten Urkunden Komotaus des 15. und 16. Jhs. nach, daß die deutſche Schriftſprache ſchon im 15. Jh. in den Kanzleien die Mundarten ſtark zurückgedrängt hat.

Rösler, Karl: Die Ortsnamen des politiſchen Bezirkes Komotau. Komotau 1929. (104 S.) = Heimatkunde des Bezirkes Komotau. Bd. Volkskunde. 2. Lfg.

Dittrich, Hans: Die Ortsnamen des politiſchen Bezirkes Brüx. Ungedr. Diſſ. Prag 1935.

Schwarz, Ernſt: Flurnamen als Zeugen für Siedlungsmiſchung in den Sudetenländern. In: Nachrichtenblatt f. deutſche Flurnamenkunde. Jg. 5. 1936. (S. 1—3.)

Beſprechung einzelner Flurnamen (Hain, Werder, Hügel), die in ihrer Umgebung auffallen und zweifellos von Siedlerelementen herrühren, deren Namengebung ſonſt überdeckt oder nicht mehr ſichtbar iſt.

Meder, Karl: Flurnamen im Erzgebirge und ſeinem Vorlande. Kaaden 1924. (74 S. mit Kt. der Flur von Wernsdorf.) = Uhls Heimatbücher des Erzgebirges und Egertales. H. 8.

Erklärung der Flurnamen, vornehmlich des Kaadener Gerichtsbezirkes, nach Sachgebieten geordnet.

Steiner, J.: Die Flurnamen des Bezirkes Komotau. Komotau 1930. (130 S. mit Ktn.) = Heimatkunde des Bezirkes Komotau. Bd. Volkskunde. 10. Lfg.

— Zur Flurnamenkunde des Bezirkes Brüx. In: Erzgebirgszeitung. Jg. 49. 1928. (S. 10 bis 12, 26—29, 36—39, 57—59, 162—167, 183—186, 200—202, 214—218.)

Volkskundliches

Frenzel, W., Karg, F., Spamer, A.: Grundriß der ſächſiſchen Volkskunde. Hrsg. im Auftrage des Sächſ. Verbandes für Volkskunde unter Mitwirkung vieler Fachgenoſſen in Verbindung mit P. Zinck und A. Zirckler von . . . Leipzig. 1. Bd. 1932. (368 S. mit Ktn. und Abb.), 2. Bd. 1933. (142 S. mit Abb.)

Die geſchichtlichen Grundlagen des ſächſiſchen Volkstums, die Lebensformen, geiſtigen Schöpfungen in Sprache und Dichtung und ſächlichen Schöpfungen werden in dieſem Handbuch von guten Kennern behandelt.

Lehmann, Emil: Volkskunde und Volksgrenze. Unter beſonderer Berückſichtigung der deutſch-tſchechiſchen Grenzverhältniſſe. In: Deutſches Archiv für Landes- und Volksforſchung. Jg. 1. 1937. (S. 538—561.)

Einige theoretiſche Richtlinien zu einer Grenzlandvolkskunde, beſonders über die Volkstumseinheit zu beiden Seiten der Staatsgrenze und die wechſelſeitigen Bezogenheiten der Volkstumserſcheinungen und Volkheitszüge.

Schier, Bruno: Böhmiſch-ſächſiſche Studien. In: Mitteldeutſche Blätter für Volkskunde. Jg. 10. 1935. (S. 161—163.)

Grundſätzliches über die volkskundlichen Beziehungen zwiſchen Sachſen und Böhmen in einem Arbeitsaufruf.

— Böhmiſch-ſächſiſche Volkstumseinheit im Lichte der Sachforſchung. In: Ebenda. Bd. 12. 1937. (S. 84—99 mit 4 Ktn. und 4 Abb.)

Merkmale gemeinſamer Volkskultur auf beiden Seiten der Grenze: Flurformen, Hausformen, Stadtgrundriſſe, Verbreitung der Stadtrechte.

Fröbe, Walter: Erzgebirgiſches Brauchtum in den Quellen des 16. und 17. Jahrhunderts. In: Ebenda. Bd. 11. 1936. (S. 66—73.)

Zufallsfunde volkskundlicher Erſcheinungen: Rainungsumgang, Martinsgans, Kantoreibier, Jahreslauffeſte und Feſte des menſchlichen Lebens.

Goethe, W.: Das Brauchtum um Geburt und Taufe im Kreiſe Freiberg. Bearbeitet auf Grund von Berichten der Kreisvolkstumswarte. In: Ebenda. Jg. 9. 1934. (S. 163 bis 171 und 227—233.)

Sammlung des Brauchtums.

Jahn, Robert: Beſondere Feſte und Gebräuche im ſächſiſchen Obererzgebirge. In: Ebenda. Jg. 3. 1928. (S. 4—11.)

Nach J. C. Wild, Intereſſante Wanderungen durch das Sächſiſche Obererzgebirge, Freiberg 1809.

Müller, Alfred: Die ſächſiſchen Weihnachtsſpiele nach ihrer Entwicklung und Eigenart. Leipzig 1930. (134 S. mit Abb.) = Sächſiſches Volkstum. Beiträge zur Volkskunde des Freiſtaates Sachſen und ſeiner Grenzgebiete. Hrsg. von A. Spamer und A. Zirkler. H. 7.

Neben einem darſtellenden Teil ſtehen Spieltexte. Das Erzgebirge iſt ſtark vertreten.

Sieber, Siegfried: Der Burkert, ein erzgebirgiſcher Faſtnachtsbrauch. In: Mitteldeutſche Blätter f. Volkskunde. Jg. 11. 1936. (S. 74—80.)

Burkert iſt der Faſtnachtstanz, zu dem die Mädchen in beſonderer Tracht (Schürze) die Burſchen einladen und freihalten.

Rieß, Guſtav: Erzgebirgiſche Bergmannsfrommheit. Bilder aus einer verſunkenen Welt. In: Mitteilungen des Landesvereins Sächſ. Heimatſchutz. Jg. 16. 1927. (S. 269—293 mit Abb.)

Über die Äußerungen bergmänniſcher Frömmigkeit in der handwerklichen Kunſt.

Heilfurth, Gerhard: Das erzgebirgiſche Bergmannslied. Ein Aufriß ſeiner literariſchen Geſchichte. Schwarzenberg 1936. (142 S. mit Abb.)

Ein Überblick über das bergmänniſche Liedſchaffen.

Bergliederbüchlein. Hiſtoriſch-kritiſche Ausgabe. Hrsg. von Elizabeth Mincoff-Marriage unter Mitarbeit von Gerhard Heilfurth. Leipzig 1936. (XVIII und 313 S. mit Fakſimile) = Bibliothek des Literariſchen Vereins in Stuttgart. Bd. 285.

Dieſes Liederbuch der erzgebirgiſchen Bergſänger aus der Wendezeit vom 17. zum 18. Jh. iſt die bedeutſamſte gedruckte Volksliederſammlung der älteren Zeit und erſchien zuerſt um 1700 in Freiberg.

Henſchel, Horſt: Das Weihnachtslied der Erzgebirgler. In: Mitteldeutſche Blätter f. Volkskunde. Jg. 11. 1936. (S. 81—86.)

Das „Heilig-Obnd-Lied" der Johanne Amalie Benkert verehelichte v. Elterlein, geboren in Annaberg am 27. Oktober 1784.

Pohl, Joſef: Sagen und Schilderungen des Mittel- und Erzgebirges mit Bildſchmuck von Karl Schütz. Berlin 1932. (71 S. und 26 Kunſttafeln.)

Heilfurth, Gerhard: Anton Günthers grenzländiſches Liedſchaffen. Zum Tod des Erzgebirgsſängers am 29. IV. 1937. In: Mitteldeutſche Blätter für Volkskunde. Jg. 12. 1937. (S. 103—108.)

Eine Geſamtausgabe der Lieder A. Günthers wird vom gleichen Verf. vorbereitet.

Fritzſch, Karl Ewald: Der Drachen- und Koboltglaube im Erzgebirge. In: Ebenda. Jg. 7. 1932. (S. 41—56, 73—80 mit Kt.)

Aufſchlußreiche Materialſammlung.

Roth, Fritz: Der Aberglaube im Erzgebirge nach den Schriften Chriſtian Lehmanns. Schwarzenberg 1932. (117 S. mit Abb.)

Unterſuchung über das Leben und die Schriften Chriſtian Lehmanns und deſſen Stellung zum Aberglauben.

Sieber, Friedrich: Sächſiſche Sagen von Wittenberg bis Leitmeritz. Jena 1926. (352 S. mit 12 Taf. und 53 Abb. im Text.) In: Deutſcher Sagenſchatz. Hrsg. von Paul Zaunert.

Der Anteil erzgebirgiſcher Sagen iſt beſonders groß.

— Zur Sage von der Gründung der Stadt Annaberg im Erzgebirge. In: Mitteldeutſche Blätter f. Volkskunde. Jg. 1. 1926. (S. 106—108.)

Über die verſchiedenen Faſſungen der Sage. Die älteſte iſt die von Dr. Barth in ſeinem lateiniſchen Gedicht Annaberga erzählte.

Eichhorn, Alfred: Das Kammlandhaus des Erzgebirges als Beiſpiel bodenſtändiger Bauweiſe und Volkskunſt. In: Ebenda. Jg. 3. 1928. (S. 1—4 mit Abb.)

— Schindelgiebel, Schindel- und Strohdach im öſtlichen Erzgebirge. In: Mitteilungen d. Landesvereins Sächſ. Heimatſchutz. Jg. 13. 1924. (S. 129—134 mit Abb.)

Die Verteilung dieſer Giebel- und Dachformen auf die Kammgegend des Erzgebirges iſt klimabedingt.

Bleyl, Fritz: Der Pferdegöpel der „Neu-Leipziger Glück Fundgrube" bei Johanngeorgenſtadt i. E. In: Ebenda. Jg. 25. 1936. (S. 233—239 mit Abb.)

Letzter Vertreter der Pferdegöpelanlagen des ſächſiſchen Bergbaugebietes. Hingewieſen ſei immer noch auf die nützliche Arbeit des gleichen Verf.: Baulich und volkskundlich Beachtenswertes aus dem Kulturgebiete des Silberbergbaues zu Freiberg, Schneeberg und Johanngeorgenſtadt im ſächſiſchen Erzgebirge. Hrsg. vom Landesverein f. Sächſ. Heimatſchutz. Dresden 1917. (VIII und 180 S. mit Abb.)

Findeiſen, Kurt Arnold: Auf der großen deutſchen Krippenſchau. In: Ebenda. Jg. 24. 1935. (S. 201—223.)

Über erzgebirgiſche Weihnachtskrippen.

Fritzſch, Karl Ewald: Zur Geſchichte der erzgebirgiſchen Weihnachtspyramide. In: Mitteldeutſche Blätter f. Volkskunde. Jg. 8. 1933. (S. 52—56.)

Über die Motive, die Anlaß zum Bau gaben und über die Motive der Darſtellung.

Heilfurth, Gerhard: Zur Geſchichte der erzgebirgiſchen Bergmannsſchnitzerei und -baſtelei. In: Ebenda. Jg. 11. 1936. (S. 177—185.)

Beiträge aus dem älteren Schrifttum des Erzgebirges zu dem volkskundlich bisher wenig erfaßten Gegenſtand.

Henſchel, Horſt: Das Bornkindl — eine Chriſtmettenfigur. In: Ebenda. Jg. 9. 1934. (S. 186—208 mit Abb. und Kt.)

Mit Verzeichnis der bekanntgewordenen Figuren im Erzgebirge und Vogtland und Verbreitungskarte.

Lehmann, Emil: Sudetendeutſche Volkskunde. Leipzig 1926. (XI und 229 S. mit Abb.)

Hauffen, Adolf: Bibliographie der deutſchen Volkskunde in Böhmen. Eingeleitet und hrsg. von Guſtav Jungbauer. Reichenberg 1931. (51 und 400 S.) = Beiträge zur ſudetendeutſchen Volkskunde. Bd. 20.

Geordnet nach Sachgebieten und erſchloſſen durch ausführliche Regiſter.

Hofmann, Joſef: Deutſche Volkstrachten und Volksbräuche in Weſt- und Südböhmen. 2. Aufl. Karlsbad 1932. (276 S. mit 344 Abb. und 6 Taf.) = Karlsbader Heimatbücher. Bd. 6.

Ein vorbildliches Inventariſationswerk.

— Die ländliche Bauweiſe, Einrichtung und Volkskunſt des 18. und 19. Jahrhunderts der Karlsbader Landſchaft. Karlsbad 1928. (235 S. mit 215 Abb.) = Karlsbader Heimatbücher. Bd. 5.

Endt, J.: Sagen und Schwänke aus dem Erzgebirge. Der Zauberer P. Hahn, der Wunderdoktor Rölz u. a. 2. Aufl. Reichenberg 1925. (XII und 237 S. mit 7 Abb.) = Beiträge zur ſudetendeutſchen Volkskunde. Bd. 10.

Gnirs, Anton: Hans Heiling. Die Sagen und die Geſchichte der Felſen im Elbogener Egertale bei Karlsbad. Karlsbad 1930. (86 S. mit 7 Abb.)

— Alte Sagen aus dem Elbogener Ländchen. Karlsbad 1930. (60 S. mit 3 Abb. und Kt.)

Hofmann, Joſef; Kutſchera, Guſtav; Nürnberger, Hans u. a.: Sagen der Karlsbader Landſchaft. Karlsbad 1926. (171 S. mit Abb.) = Karlsbader Heimatbücher. Bd. 2.

Karell, Viktor: Sagen aus dem Kaadner Land. Kaaden 1928. (235 S.)

Kritiſche Auswahl aus Nordweſtböhmen.

Ortsgeſchichte

Trautmann, Otto: Die Entſtehung der Bergſtadt Altenberg. In: Neues Archiv f. ſächſ. Geſchichte. Bd. 49. 1928. (S. 185—208 mit Kt. der Zinnbergorte des Oſterzgebirges um 1500.)

Die erſte urkundliche Erwähnung von Zinngruben am Geiſingberg fällt in das Jahr 1446. Nach Erwerb der Herrſchaft Lauenſtein durch Kurfürſt Friedrich 1449 ſetzt eine planvolle Förderung des Zinnbergbaus durch das wettiniſche Fürſtenhaus ein.

Schmidt, Otto Eduard: Annaberg. In: Mitteilungen des Landesvereins Sächſ. Heimatſchutz. Jg. 9. 1920. (S. 57—76 mit Abb.)

Kurzer Abriß über die Geſchichte und die Kunſtwerke der Stadt.

Sieber, Siegfried: Feſtſchrift zur 750-Jahrfeier der Stadt Aue im Erzgebirge. Aue 1923. (156 S. mit Abb.)

Mit guten Beiträgen zur Ortsgeſchichte von Bönhoff, Bahner und Sieber.

Beyer, Guſtav: Beierfeld, Geſchichte ſeiner politiſchen, wirtſchaftlichen und kulturellen Entwicklung. Beierfeld 1923. (219 S.)

Magiſter **Chriſtian Meltzers** hiſtoriſche Beſchreibung des St. Catharinenberges im Buchholz. Hrsg. von H. Harms zum Spreckel. In: Mitteilungen d. Vereins f. Geſchichte von Annaberg. Bd. 6. Annaberg 1928ff. (XIX und 636 S.)

Zu den bekannteſten Arbeiten über das Erzgebirge gehört die Schneeberger Chronik des gleichen Verfaſſers. Nun iſt auch ſeine Historia montis D. Catharinae herausgegeben worden. Über das Leben des Chroniſten Meltzer (geb. Wolkenſtein 1655, † Buchholz 1753) berichtet der von ihm ſelbſt verfaßte Lebenslauf, der hier ebenfalls zum erſtenmal veröffentlicht wird.

Balke, Erich: Der Stadtkern von Chemnitz. Seine Beſiedlung und Bebauung vom 12. Jahrhundert bis zur Gegenwart. In: Mitteilungen d. Vereins f. Chemnitzer Geſchichte. Bd. 23. 1924. (S. 13—28.)

Inhaltsangabe einer größeren, nicht im Druck erſchienenen Arbeit zum gleichen Thema.

Bernſtein, Albert: Die topographiſche Entwicklung der Stadt Chemnitz bis zur Gegenwart. In: Ebenda. Bd. 26. 1928. (S. 11—52 mit Plan.) Auch SA. o. O. und J.

Siehe beſonders die chronologiſche Feſtlegung der einzelnen Entwicklungsphaſen S. 19ff.

Müller, J.: Die Chemnitzer Stadtbefeſtigung. In: Ebenda. Bd. 28. 1932. (S. 59—80 mit Abb. und Plänen.)

Schwenke, Arthur: Das Amtsdorf Erbisdorf 1532—1632 und die Geſchichte des Freiwaldes und des Alten Hofes. In: Mitteilungen des Freiberger Altertumsvereins. Bd. 65. 1935. (S. 77—113.)

Methodiſch gutes Beiſpiel für eine Ortsgeſchichte.

Langer, Johannes: Die Anfänge Freibergs und ſeines Bergbaus. In: Neues Archiv f. ſächſ. Geſchichte. Bd. 52. 1931. (S. 1—18 mit 2 Plänen.)

Nach Erörterung der Rodetätigkeit Markgraf Ottos in den Jahren 1156—1162, der Gründung des Dorfes Chriſtiansdorf und Errichtung eines markgräflichen Dominikalehofes, der darauffolgenden Schenkung an das Kloſter Altzelle 1162 und der Landzurücknahme 1185 nach den erſten Silberfunden, wird beſonders die Gründung von Altſtadt Freiberg (S. Jacobi und S. Nicolai) und der Oberſtadt dargelegt, die nach Verleihung des Stadt- und Bergrechts die Führung auch über die ältere ſtädtiſche Gründung mit übernahm.

— Wanderungen durch das mittelalterliche Freiberg. Dresden 1931. (48 S. mit Abb. und 2 Plänen.) = Geſchichtliche Wanderfahrten. Hrsg. von A. Brabant. H. 20.

In Anlehnung an die älteren, grundlegenden Unterſuchungen von Hubert Ermiſch, namentlich an deſſen „Wanderungen durch die Stadt Freiberg im Mittelalter“, in: Neues Archiv f. ſächſiſche Geſchichte, Bd. 12, 1891, S. 86—162.

Schellhas, Walter: Die Freiberger Finanzkriſis von 1568—1569. Ein Beitrag zur Geſchichte der ſtädtiſchen Finanzverwaltung. In: Mitteilungen d. Freiberger Altertumsvereins. Bd. 58. 1928. (S. 72—102.)

— Die Berghauptſtadt Freiberg in der Kipper- und Wipperzeit (1619—1623). In: Ebenda. Bd. 61. 1931. (S. 105—117.)

Täſchner, Conſtantin: Freiberg und der Dreißigjährige Krieg. Ein Beitrag zur Freiberger Stadt- und Kriegsgeſchichte. In: Ebenda. Bd. 55. 1924/25. (S. 62—146.)

Darſtellung der Auswirkung der Kriegsjahre nach den Ratsakten.

Schellhas, Walter: Die Entſtehung der Freiberger Buchbinder-Innung. Zu ihrem 350jährigen Beſtehen am 5. 6. 1927. In: Ebenda. Bd. 57. 1927. (S. 9—24.)

Die Frühgeſchichte nach den Innungsakten.

Bachmann: Grillenburg. In: Mitteilungen des Landesvereins Sächſ. Heimatſchutz. Jg. 25. 1936. (S. 97—149 mit Abb.)

Aus der Geſchichte des alten kurſächſiſchen Jagdhauſes im Tharandter Wald.

Kramer, Oskar: Der Sächſiſche Jägerhof Grillenburg. In: Ebenda. Jg. 25. 1936. (S. 193 bis 210 mit Abb.)

Der jetzige Zuſtand.

Langer, Johannes: Hilbersdorf, ein ortsgeſchichtliches Beiſpiel eines Freiberger Ratsdorfes. In: Mitteilungen d. Freiberger Altertumsvereins. Bd. 63. 1933. (S. 12—71.) Bd. 64. 1934. (S. 10—62.)

Die ſiedlungsgeſchichtlichen Grundlagen, ſozial- und wirtſchaftsgeſchichtliche Verhältniſſe, Verfaſſungs-, Kirchen- und Schulgeſchichte werden in methodiſch richtungweiſender Form dargeſtellt.

Schmidt, Otto Eduard: Schloß Kuckuckſtein (bei Liebſtadt). In: Mitteilungen des Landesvereins Sächſ. Heimatſchutz. Jg. 21. 1932. (S. 101—128 mit Abb.)

Kurze Geſchichte der Burg und ihrer Beſitzer, einer Gründung der Burggrafen von Dohna.

Bachmann, W.: Lauenſtein. In: Ebenda. Jg. 19. 1930. (S. 161—187 mit Abb.)

Geſchichte von Burg und Ort.

Heilfurth, Gerhard: Zwiſchen Gleesberg und Filzteich. Neuſtädtel und ſeine Bergbaulandſchaft. Dresden 1935. (48 S. mit Abb. und Kt.) = Geſchichtliche Wanderfahrten. Hrsg. von A. Brabant. H. 44.

— Neuſtädtel, Bilder vom Werden und Weſen einer erzgebirgiſchen Bergſtadt. Schwarzenberg 1937. (128 S. mit Abb.)

— Der Landſtrich um Neuſtädtel — ein Stück des alten Schwarzenberger Herrſchaftsbereiches? In: Glückauf. Jg. 56. 1936. (S. 152—157.)

Pinder, Paul Ottokar: Geſchichte der Kirchfahrt Olbernhau. Hrsg. v. Alfons Diener v. Schönberg. Olbernhau 1925. (110 S.)

Über die Herrſchaft Lauterſtein als Grundherrſchaft von Olbernhau, die Geſchichte von O. und ſeiner Kirche. Siehe den Nachtrag von M. Rennau, Beitrag zur älteſten Geſchichte und zur Ortsnamenkunde der Stadt Olbernhau. In: Unſere Heimat, Halbmonatsbeilage des Erzgebirgiſchen Generalanzeigers zu Olbernhau. Jg. 1930. Nr. 1—3, wo beſonders eingehend das bis 1251 währende kirchliche Abhängigkeitsverhältnis von Oſſegg dargelegt wird.

Aſche, Ernſt Sigfrid: Schneeberg in Sachſen. Dresden 1933. (48 S. mit Abb.) = Geſchichtliche Wanderfahrten. Hrsg. von A. Brabant. H. 33.

Fröbe, Walter: Die Geſchichte der Stadt Schwarzenberg in Sachſen. Schwarzenberg 1927. (84 S. mit Abb.)

Kurzer Abriß der Geſchichte.

— Schwarzenberg im Erzgebirge. Dresden 1936. (48 S. mit Abb.) = Geſchichtliche Wanderfahrten. Hrsg. von A. Brabant. H. 45.

— Herrſchaft und Stadt Schwarzenberg bis zum 16. Jahrhundert (1150—1586). Schwarzenberg. Lfg. 1—13. 1930ff. (S. 1—420 mit Ktn., Abb. und Plänen.)

Die bisher erſchienenen Hefte behandeln auf Grund eingehendſten Quellenſtudiums den Umfang und die Grenzen der Herrſchaft, die Herrſchaftsbeſitzer, das Schloß, Wirtſchaft und Verwaltung, die Beſiedlung der Herrſchaft und die einzelnen Siedlungen, Altſchwarzenberg.

Meiche, Alfred: Weeſenſtein, ein Edelſtein unter den Burgen Sachſens. In: Mitteilungen d. Landesvereins Sächſ. Heimatſchutz. Jg. 23. 1934. (S. 97—125 mit Abb.)

Geſchichte des Schloſſes und ſeiner Beſitzer.

Brüx. Hrsg. von A. Pokorny. Berlin-Friedenau 1929. (369 S.) In: Die ſudetendeutſchen Selbſtverwaltungskörper. Bd. 2.

Einzelne Aufſätze auch zur Geſchichte der Stadt.

Böhm, Leo: Zur älteſten Geſchichte der Stadt Brüx. In: Jahrbuch d. Vereins f. Geſchichte d. Deutſchen in Böhmen. Jg. 3. 1934. (S. 103—122.) Auch: Veröffentlichungen des Muſeumsvereins Brüx. 1934. H. 9.

Als Gründungszeit der königlichen Stadt Brüx werden die Jahre um 1250, die letzten Regierungsjahre König Wenzels I. angenommen.

Ott, Aloys: Der Brüxer Stadtgrundriß vom 11. bis zum Anfang des 17. Jahrhunderts. In: Mitteilungen d. Vereins f. Geſchichte d. Deutſchen in Böhmen. Jg. 66. 1928. (S. 93 bis 141.) Auch: Veröffentlichungen des Muſeumsvereins Brüx. 1929. H. 4.

Methodiſch wichtig für die Stadtplanforſchung.

Oberdorffer, Kurt: Der Wiederaufbau der Stadt Brüx, 1515—1525. In: Sudetendeutſches Jahrbuch. Jg. 3. 1927. (S. 12—20.)

Blumer, Joſef: Die Bürgerrechtsverleihungen in Brüx von 1578—1680. In: Mitteilungen d. Vereins f. Geſchichte d. Deutſchen in Böhmen. Jg. 69. 1931. (S. 273—312.)

Kreuz, Adolf: Geſchichte der Stadt Dux. Dux 1933. (V und 108 S. mit Kt. und Taf.)

Anſpruchsloſe Arbeit im älteren Chronikenſtil. Siehe die Beſprechung von K. Kochmann in: Erzgebirgszeitung, Jg. 55, 1934, S. 55—57.

Penſler, Rudolf: Geſchichte der Stadt Görkau und des Schloſſes Rothenhaus. Görkau 1928. (116 S. mit Abb.)

Lorenz, Hans: Bilder aus Alt-Joachimsthal. Umriſſe einer Kulturgeſchichte einer erzgebirgiſchen Bergſtadt im 16. Jahrhundert. Joachimsthal 1925. (XV und 272 S. mit Abb.)

Sturm, Heribert: Abriß der geſchichtlichen Entwicklung von Stadt und Bezirk St. Joachimsthal. St. Joachimsthal 1932. (213 S. mit 5 Ktn.)

2 ſehr gute Arbeiten über die Geſchichte der bekannten Bergſtadt.

— Die Anfänge der evangeliſchen Gemeinde in Alt-Joachimsthal. In: Erzgebirgszeitung. Jg. 54. 1933. (S. 152—156.)

Über die Wirkſamkeit des Mag. Johannes Sylvius Egranus (Johann Wildenauer aus Eger) 1521—1524 in J., die Unterſtützung des Andreas Bodenſtein von Karlſtadt durch Joachimsthaler und die erſten Jahre der Wirkſamkeit des Johannes Matheſius.

— St. Joachimsthal während des Dreißigjährigen Krieges. In: Ebenda. Jg. 55. 1934. (S. 9ff.)

Siegl, Karl: Aus dem Briefwechſel der Städte St. Joachimsthal und Eger in älterer Zeit. In: Mitteilungen d. Vereins f. Geſchichte d. Deutſchen in Böhmen. Jg. 67. 1929. (S. 65 bis 87.)

Regeſten des Briefwechſels der Jahre 1518—1763, nach Gruppen geordnet. Beſonders wichtig ſind die Schreiben aus der Zeit vor 1538, aus welcher in J. ſelbſt durch Aufſtände und Brände nahezu alles vernichtet wurde.

Hofmann, Joſef: Kaaden. In: Das Erzgebirge und ſein Vorland. Hrsg. von R. Weniſch. Wien 1924. (S. 129—138.)

Weniſch, Rudolf: Briefe der deutſchböhmiſchen Stadt Kaaden an ſächſiſche Städte 1562 bis 1565. In: Sächſiſche Heimat. Hrsg. von K. A. Findeiſen. Jg. 7. 1924. Beilage „Der Heimatforſcher". Nr. 5. (S. 17—20.)

Knappe Auswahl verſchiedenen Inhalts.

Walter, Alois: Aus Alt-Katharinaberg. Ein Beitrag zur Heimaterkundung. Katharinaberg 1928. (94 S. mit Abb.)

Gute quellenmäßige Darſtellung aus verſchiedenen Jahrhunderten der Stadt.

Schürer, Heinrich: Komotau. Eine geſchichtliche Überſicht. In: Das Erzgebirge und ſein Vorland. Hrsg. von R. Weniſch. Wien 1924. (S. 155—163.)

Müller, Guſtav: Die Bergſtadt Niklasberg im öſterreichiſchen Erbfolgekrieg. Kaaden 1925. (27 S.) = Uhls Heimatbücher des Erzgebirges und Egertales. H. 15.

Fejfar, Franz: Peterswald nach dem Dreißigjährigen Kriege. In: Beiträge zur Heimatkunde des Auſſig-Karbitzer Bezirkes. Bd. 9. 1929. (S. 13—22.)

Über die wirtſchaftliche Lage der bäuerlichen Anweſen.

Feſtſchrift zur Vierhundertjahr-Feier der Bergſtadt Platten. Platten 1932. (74 S. mit Abb.)

Mit einem Abriß der geſchichtlichen Entwicklung von Walter Korb.

Jahn, Robert: Auf der Platt'. Beitrag zum 400jährigen Jubiläum unſerer Mutterſtadt. Johanngeorgenſtadt 1932.

Feſtſchrift für Platten in volkstümlicher Art, aber gut unterbaut.

Sturm, Heribert: Preßnitz und die Ereigniſſe des Jahres 1546/47. In: Erzgebirgszeitung. Jg. 52. 1931. (S. 17—23.)

Die Ereigniſſe nach der Schlacht bei Mühlberg führten ähnlich wie in Joachimsthal zur Entziehung des Rechtes der freien Ratswahl.

Kühnel, Joſef: Geſchichte der Stadt Schlackenwerth. Eger 1923. (265, XXII und 28 S.)

Sch. wird zuerſt 1272 genannt und iſt eine Gründung des Kloſters Oſſegg.

Feſtſchrift zur 600-Jahrfeier der Stadt Schlackenwerth. Schlackenwerth 1931. (78 S. und 17 Abb.)

Einige gute ſtadtgeſchichtliche Aufſätze.

Worliczek, Auguſt: Teplitz-Schönau. Berlin-Friedenau 1930. (333 S. mit Abb.) In: Sudetendeutſche Selbſtverwaltungskörper. Bd. 4.

Der Abriß über die geſchichtliche Entwicklung iſt ſehr kurz.

Wanie, Paul: Die Grundherren von Teplitz. In: Jahrbuch d. Vereins f. Geſchichte d. Deutſchen in Böhmen. Jg. 3. 1934. (S. 244—264.)

Aufzählung vom 12. Jh. bis 1848.

Müller, Guſtav: Teplitz im Jahre 1848. Kaaden 1924. (28 S.) = Uhls Heimatbücher des Erzgebirges und Egertales. H. 5.

Die geſchichtlichen Ereigniſſe dieſes Jahres in der Stadt.

Wanie, Paul: Geſchichte der Juden von Teplitz. Kaaden 1925. (64 S.) = Uhls Heimatbücher des Erzgebirges und Egertales. H. 13.

Darſtellung der Geſchichte der Judengemeinde nach archivaliſchen Forſchungen.

— Die Literatur zur Geſchichte von Teplitz-Schönau. In: Erzgebirgszeitung. Jg. 57. 1936. (S. 145—148, 165—168.)

Müller, Auguſt: Alt-Turn, ein Beitrag zur Geſchichte des Teplitzer Bezirkes. Turn 1925/27. (397 S. mit Abb.)

Eine gewiſſenhafte archivaliſch gegründete Arbeit, die von der Kloſterherrſchaft Teplitz im 13. Jh., nach frühgeſchichtlichen Skizzen, ausgeht und muſtergültig das Zeitgeſchehen im örtlichen faßt und bis in die Wende des Jahres 1848 heraufführt.

Sturm, Heribert: Zu Weiperts älteſter Geſchichte. In: Erzgebirgszeitung. Jg. 51. 1930. (S. 150—152.)

Kritiſche Unterſuchung der älteſten Weiperter Urkunde vom 25. Juni 1519.

Mitarbeiter des Heftes:

Profeſſor Dr. M. H. Boehm, Jena; Aſſiſtent H. Helbig, Leipzig; Profeſſor Dr. H. Hirſch, Wien; Dr. E. Lendl, Wien; Ing. A. Karaſek-Langer, Wien; Dr. H. Klocke, Berlin; Dozent Dr. W. Knapp, Graz; Dozent Dr. W. Körte, Freiburg i. Br.; Profeſſor Dr. N. Krebs, Berlin; Profeſſor Dr. W. Kuhn, Breslau; Stadtarchivar Dr. K. Oberdorffer, Brüx; Profeſſor Dr. H. J. Seraphim, Leipzig; Archivar Dr. F. Stanglica, Wien; Dr. W. Stubenrauch, Berlin; Profeſſor Dr. J. de Vries, Amſterdam.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Dozent Dr. E. Meynen, Berlin NW 7, Schadowſtraße 1b. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig C 1, Königſtraße 2. — Druck: A. Heine GmbH. in Gräfenhainichen.
Printed in Germany.

010178
BIBLIOTEKA UNIWERSYTECKA W TORUNIU
BIBLIOTEKA ELBLĄSKA

15. 9. 37.

STADTBIBL… ELBING

Deutſches Archiv für
Landes- u. Volksforſchung

Herausgeber
A. Brackmann/Berlin – H. Haſſinger/Wien
Fr. Metz/Freiburg i. Br.

Schriftleitung E. Meynen/Berlin

I. Jahrgang Heft 3 Auguſt 1937

Verlag von S. Hirzel in Leipzig

Deutſches Archiv für Landes= und Volksforſchung

Herausgeber: Prof. Dr. A. Brackmann, Berlin - Prof. Dr. H. Haſſinger, Wien
Prof. Dr. Fr. Metz, Freiburg i. Br.
Schriftleitung: Doz. Dr. E. Meynen, Berlin NW 7, Schadowſtr. 1 b.– Fernſpr. 11 45 68

Manuſkriptſendungen und Anfragen werden an die Schriftleitung erbeten. Nachdruck der Beiträge iſt nur mit Genehmigung der Schriftleitung geſtattet

I. Jahrgang • Heft 3 • Juli/Auguſt 1937

Jährlich erſcheinen 4 Hefte im Geſamtumfang von mindeſtens 832 Seiten mit Kartenbeilagen und Bildern auf Kunſtdruckpapier. Preis des Jahrganges RM 20.—, des einzelnen Heftes RM 6.—
Poſtſcheckkonto des Verlages Leipzig 226

Inhalt von Heft 3:

Seite

W. von Franqué: Die Entfaltung luxemburgiſcher Eigenart aus geſamtdeutſcher Schau 525

E. Lehmann: Volkskunde und Volksgrenze. Unter beſonderer Berückſichtigung der deutſch=tſchechiſchen Grenzverhältniſſe 538

H. Aubin: Zur Erforſchung der deutſchen Oſtbewegung. (Schluß) 562

O. Schürer: Mittelalterlicher Kirchenbau in der Zips (Slowakei). Mit ſieben Grundriſſen im Text und drei Bildtafeln 603

A. Burkardt: Zur Volksbiologie des ungarländiſchen Deutſchtums in der Nachkriegszeit. Karte XII 624

A. Pfalz: Die Mundarten des Norddonauraumes. Mit acht Textkarten 653

Br. Kuske: Die wirtſchaftliche und ſoziale Verflechtung zwiſchen Deutſchland und den Niederlanden bis zum 18. Jahrhundert 669

K. Gruber: Der niederländiſche Einfluß in der Baukunſt des Deutſchordenslandes Preußen. Mit zwei Bildtafeln 715

M. Schmidt und W. Neumann: Eine Karte der ſteiriſchen Sprachgrenze. Karte XIII 720

H. Bobek: Um die deutſche Volksgrenze in den Alpen. Mit einer Textkarte 734

W. Mitzka: Die Sammlung des Wortſchatzes in den Grenzgebieten des deutſchen Sprachraumes 749

M. Kuder: Neuere deutſche Arbeiten über das Deutſchtum in Braſilien 762

F. Prinzhorn: Auswahl-Literatur der Jahre 1931—1937 über Danzig und die abgetrennten reichsdeutſchen Gebiete in Polen 769

Dieses Heft enthält die Prospekte: „E. Meynen, Bibliographie des Deutschtums der kolonialzeitlichen Einwanderung in Nordamerika“, „Schürer-Wiese, Deutsche Kunst in der Zips“, „Das Deutschtum in Polen“, „Nikolaus Koppernikus“, „Zeitschrift für Sudetendeutsche Geschichte“.

Verlag von S. Hirzel in Leipzig

CZ.558.2
40006